This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

No. 41131/3.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

№ 3141

Lebens-

und

Regierungsgeſchichte

Joſephs des Zweiten

und

Gemälde ſeiner Zeit

von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Dritter Band

Geſchichte der Alleinregierung.

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

Stuttgart und Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1836.

TME

DB74
G72
v. 3

Lebens-

und

Regierungsgeſchichte

Joſephs II.

Dritter Band.

☞ Das Portrait des Verfaſſers folgt mit der 2ten Lieferung

DB74
G72
v. 3.

Drittes Buch.

Josephs des Zweiten

Alleinregierung.

Zweite Abtheilung.

Drittes Buch.

Josephs des Zweiten

Alleinregierung.

Zweite Abtheilung.

I.

Reaction der Kirche.

1781 — 1790.

Erſtes Kapitel.

Widerſtand der höheren Geiſtlichkeit.

Wenn man Joſephs II. großartige Reformen in ihrer impoſanten Geſammtheit würdigt, wie es hier geſchehen iſt, ſo gewahrt man eine ſo vollkommene Einheit, ein ſo geordnetes zuſammenhängendes Ganze, und obgleich die verſchiedenen Theile ſeiner Geſetzgebung das Werk von Mehreren ſind, allen inwohnend eine ſo vollkommene Klarheit eines und deſſelben Grundgedanken, daß man ſich nur mit Mühe überreden kann, dieſe Geſetzgebung ſey durch gewaltige Kämpfe mit widerſtrebenden Elementen dem Zeitalter aufgedrungen worden. Joſephs große Idee der Reform erſcheint hier ſo leicht und vollkommen verwirklicht, als wäre ſie nur ein kühn gezeichnetes Schriftſtellerprojekt in ein leicht verfaßtes Buch auf dem Papiere allein realiſirt, und kein wirkliches in Kraft lebendes Geſetz, dem zwanzig Nationen ihre Kräfte leihen mußten. Prüft man die Idee dieſes Werkes in ihrer mächtigen Bedeutung und das Werk ſelbſt in ſeiner Gelungenheit, ſo weiß man nicht, was mehr zu bewundern iſt: die künſtleriſche Kühnheit des Gedankens, die Erhabenheit und Schönheit deſſelben,

oder die Götterkraft des Werkmeiſters, mit welcher er alle Schwierigkeiten beſiegte, allen Gefahren trozte, und welche ihn nicht eher verließ als bis auf dem Schlußſtein ſeines Gebäudes ſeine menſchliche Natur erlag.

Wir haben das Werk in ſeiner Vollendung, völlig ausgebaut vor unſeren Augen geſehen, und die Verdienſte der Anlage gewürdigt, wir wollen nun die Geſchichte der Arbeit ſelbſt liefern, um zu ermeſſen, in wiefern die kräftige Ausführung dem kräftigen Plane entſprach. Wir haben den Riß des Bauwerks geſehen; wir wollen nun den Werkmeiſter ſelbſt erblicken, wie er gleich Romulus mit dem Schwert in der Hand ſelbſt Hand anlegte, einen Stein an den anderen fügte und das Werk der Civiliſation gegen die ihn allſeits umgebenden Gräuel der Wildniß vertheidigte. Wir wollen die Feinde ſehen, welche den großen Mann, mit allen Waffen des Haſſes bewehrt, umgaben und ihn an ſeinem Werke zu hindern ſtrebten. Und wenn wir gerecht ſeyn wollen, werden wir unter dieſem eben ſo viele Edle finden, welchen das Gemeinwohl eben ſo theuer war, wie dem ſtrengen Reformator, und eben ſo viele böswillige Egoiſten, deren es in jedem Zeitalter ſtets eine große Anzahl gibt, die bereitwillig ſind, um dem kleinſten perſönlichen Vortheil das Glück ihrer Zeitgenoſſen freventlich in die Schanze zu ſchlagen.

Die gewaltigſten Gegner, welche Joſephs II. Reformen den erſten und kräftigſten Widerſtand leiſteten, waren die Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit, meiſt treue Anhänger des römiſchen Hofes. Ihr Chorführer war der Kardinal

Graf Migazzi, der ſchon bei Lebzeiten Maria Thereſiens dem Neuerungsgeiſte ihres Sohnes entgegenwirkte, und obgleich anfangs ein Feind der Jeſuiten und thätig bei ihrer Aufhebung, dennoch ſpäter durch veränderte Intereſſen gleich dem Oberhaupte der Kirche ſelbſt zur Einſicht gebracht wurde, daß ſowohl dieſes, als die ganze Geiſtlichkeit durch ihren Sturz eine mächtige Stütze des Anſehens vor dem Volke verloren hatte. Sie hatten ſich gleich unmündigen, nach Freiheit ſtrebenden, aber noch unbehilflichen Kindern mit Eiferſucht eines verhaßten Hofmeiſters entledigt, deſſen Anleitung ſie nun von der Brandung ſtürmiſcher Zeitwogen ergriffen, ſchmerzlich vermißten; die gemeinſame Gefahr bewog ſie nun inſtinktmäßig an einander zu halten, und wie der Papſt den Erzbiſchof von Wien Graf Migazzi durch Verleihung der Kardinalswürde verpflichtete, ſo dankte der Geehrte durch Beſchützung des päpſtlichen Anſehens in der Monarchie und durch Bängſtigung des zarten Gewiſſens der Kaiſerin, wenn ſie Miene machte, den Rathſchlägen jener aufgeklärten großhezigen Männer zu folgen, welche das Heil der Monarchie nur in völliger Umſtaltung ſeiner kirchlichen und legislativen Verhältniſſe erblickten und ſpäter Joſephs intimen Rath bildeten.

Allein trotz ſeinen eifrigen Bemühungen, griff ſelbſt ſchon unter der Regierung der Kaiſerin ein gefährlicher Geiſt um ſich, dem bei Antritt der Regierung Joſephs neue gewaltige Schwingen aus der Herrſcherkraft und den perſönlichen Geſinnungen des Kaiſers erwuchſen. Der Graf Migazzi, gereizt von ſeiner Faktion, glaubte daher nun ſeine Anſtrengungen verdoppeln zu müſſen, und that dieß mit ſo vieler Unumwundenheit, daß er gleich anfangs mit dem Monarchen

in lebhaften Streit gerieth. Die erste Gelegenheit zu dessen ernstlichem Ausbruch gaben die Unruhen, welche zu Brünn aus Anlaß der Lehren des Jansenisten Melchior Blaurer, Direktors des dortigen Seminariums, ausbrachen, welchen schon die Kaiserin begünstigt hatte. Nachdem sich gegen diesen Feind der Jesuiten vergeblich heimliche Anklagen erhoben hatten, erkühnte sich der Exjesuite Schubik seinen Feind von der Kanzel herab öffentlich anzugreifen und gegen den Geist seiner Lehren und seine Schmeichelei der weltlichen Macht, die selbst im Argen liege, zu eifern. Der Beichtstuhl, dessen man sich zugleich zur Anfeindung des Jansenism bediente, vollendete das Werk der Aufregung unter einem leicht bethörten Volk. So kam es bis zu einer förmlichen Inquisition gegen die Lehrer des Seminariums und zu der bedenklichsten Bewegung der Gemüther. Der Erzbischof von Wien selbst nahm den thätigsten Antheil an diesem Vorfall zu Gunsten der aufwiegelnden Jesuiten, allein Kaiser Joseph hatte nicht so bald Nachricht davon erhalten, als er eine strenge Untersuchung einleiten ließ, welche die ganze Schuld des Erzbischofs aufdeckte und den Kaiser bewog in einem Dekret vom 5. Mai 1781 ihm einen Verweis zu geben, worin er ihn »einen Unruhstifter unter den Bischöfen, einen Verfolger redlicher Priester, und einen Feind guter Grundsätze« nannte. Um den kühnen Erzbischof noch mehr zu demüthigen, verlangte der Kaiser von ihm Rechenschaft über die Verwaltung seines eigenen Priesterhauses, welche nicht in der besten Verfassung gewesen seyn mag, da man die redliche Verwendung einiger bedeutenden Vermächtnisse in Zweifel ziehen durfte [1]. Zugleich wurde

[1] Nouvelles ecclesiastiques p. l'année 1781. p. 188. Nach denselben hatte der Kardinal ein Vermächtniß der Fürstin von

derſelbe Vlaater, den Migazzi ſo eifrig verfolgte, nach Wien berufen, um die Oberaufſicht über dieſes Prieſterhaus zu übernehmen [1]).

Von dem Augenblick an war offener Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Erzbiſchof, und auf beiden Seiten verfolgte man ſich mit einer Animoſität, die der Welt ein ärgerliches Beiſpiel der unangemeſſenſten Zwietracht gab. Der Kaiſer begünſtigte die Verbreitung der nachtheiligſten Gerüchte über den Charakter und das perſönliche Leben des Kardinalerzbiſchofs; der Kardinalerzbiſchof rächte ſich dafür dadurch, daß er die Kirche und Religion in Gefahr erklärte, und wie in Tagen der äußerſten Bedrängniß eine »geiſtliche Retraite« zum Behuf frommer Uebungen für die Prieſterſchaft ſeiner Diözeſe ausſchrieb. Sie verſammelte ſich auf ſeinem Gute St. Veit bei Wien, wo er ſie ziemlich ſchlecht logirte und dadurch einigen Mitgliedern Anlaß gab zu üblen Nachreden, welche Sr. Eminenz die eigene Gemächlichkeit in den weitläufigen Apartements ſeines Schloſſes und die Beſuche von Damen ſehr zum Vorwurfe machten. Hier empfingen die Landpfarrer und Vikare von Exjeſuiten Unterricht über ihre Pflicht des Gehorſams gegen die Kirche, und der Erzbiſchof legte ihnen Fragen vor, die eben ſo verfänglich als beleidigend für den Kaiſer waren. So ſoll er die Frage aufgeworfen haben, »ob es erlaubt ſey, für den Kaiſer zu beten und ſeiner im Meßkanon zu gedenken?« — welche Erlaubniß — da der

---

Lichtenſtein von 24,000 fl. und ein anderes des Weihbiſchofs Marxen im Betrag von mehreren hundert Dukaten dem Seminarium entzogen.

[1]) Ibid. den 27. Nov. p. 189.

Kaiſer nicht gekrönt ſey, nur darum gegeben wurde, weil er der Sohn Maria Thereſiens ſey [1]).

Noch auffallender zeigte der Kardinal ſeinen Unmuth bei Gelegenheit einer Proceſſion, der er zu Fuße beiwohnte, indem er mit einem Roſenkranz verſehen, dem Volke ſeinen Segen austheilte und laut äußerte, daß die Kirche verfolgt werde und gegen die weltliche Macht nur der Beiſtand des Himmels übrig ſeye [2]).

---

[1]) Die Nouvelles ecclesiastiques, welche vielleicht etwas partheilich ſind, berichten hierüber folgendes: Il demande s'il est permis de prier pour l'empereur et de le nommer dans le Canon de la messe. Sans attendre la reponse il ajouta: J'avois procuré à feue l'imperatrice un privilêge papal á ce sujet et par condescendance j'ai bien voulu que son epouse en profitat; mais Joseph n'etant pas couronné, n'ya aucun droit; je permets néans moins qu'on le nomme comme fils de celle pour qui j'avois obtenu cet privilêge. Ibid. p. 190.

[2]) Cette scéne fut suivie d'une seconde qui tendoit également à jetter de la poudre aux yeux des ignorans et des superstitieux par une vaine ostentation de devotion et a se dedommager ainsi du mepris qui sèst attiré de la part de tous les gens sensés et eclairés tant du clergé qui du grand monde et de la cour. M. Migazzi suivit à pied la procession qui se fait à une demie lieue de la ville, un grand chapelét à la main, donnant de la droite d'amples bénédictions et disant à tout le monde que l'eglise etoit perseoutée et en grand danger, que les puissances temporelles mettoient la main à l'encensoir, quil ne lui restoit dautre fonction que de bénir son peuple, de prier Dieu, et d'élever ses mains vers le ciel. Ibid. l. c. p. c.

P. Wolf macht hierüber in ſeiner Geſchichte der kirchlichen Veränderungen, S. 256 folgenden Ausfall: Als in Frankreich unter Heinrich IV. die Liguiſten raſeten, hatte der berüchtigte Biſchof von Senlis, Wilhelm Roſe, die nämliche Rolle geſpielt. Heuchler und Fanatiker führen immer die Religion im Munde, ſo wenig ſich auch im Uebrigen ihr Wandel mit wahrer Frömmigkeit vereinigen läßt. So mußte z. B. ſehr auffallen, den Erzprieſter von Oeſtreich mit Roſenkränzen öffentlich vor dem

So sehr indessen der Sekten-Haß und die Verläumdung müßiger Köpfe den Kardinal der Heuchelei und niedriger Denkungsart beschuldigten, so geht doch aus seinen Handlungen hervor, daß er vielen wahren Eifer besessen und wenn auch nicht frei von menschlichen Schwachheiten, dennoch mehr von wahrer Anhänglichkeit an die kirchliche Gemeinsache als von Privatrücksichten sich leiten ließ. Selbst der kleine Grad von Geduld, welchen ihm gegenüber der Kaiser bewies, zeugt davon, daß der leidenschaftliche Tadel, der ihn traf, weit weniger gerecht war, als es scheinen mochte, und daß man an dem Kardinal eher einen schwärmerischen Eiferer für die Hierarchie, als einen leicht zu befriedigenden Egoisten zu fürchten hatte. Immer waren es Angriffe auf die Rechte der Kirche, welche sein heftiges oft unbesonnenes Gegenwirken hervorriefen. Das Gerücht von der Absicht des Kaisers, alle Verbindung der erbländischen Mönche mit ihren ausländischen Oberen aufzuheben, wodurch aller Einfluß des römischen Hofes und der Jesuiten aufhöre, erregte seinen Eifer zu einer kühnen leidenschaftlichen Vorstellung an den Kaiser, die dieser eben so gereizt, wie es hieß, in einer von ihm verfaßten, durch

---

Volke erscheinen zu sehen, da es von der andern Seite kein Geheimniß war, daß er die Freuden der großen Welt in ihrer ganzen Fülle genoß. Man lachte über ihn, wenn er an den kostbaren Gastereien, die er in seinem Pallaste in Wien, oder auf seinen Landhäusern anstellte, den Gästen von den Fatiken erzählte, die er um der Religion willen ausstände, und man fand es wenigstens sehr übertrieben, daß er sich, wenn er einer halbständigen Procession zu Fuße beiwohnte, an der Station in den Staatswagen heben, in seine Residenz zurückführen, und die Besuche aus dem Grunde abschlagen ließ, weil er sich zu stark angegriffen hätte."

einen hohen Beamten herausgegebenen Schrift beantwortete [1]). Die Fruchtloſigkeit dieſer Vorſtellung, ſchreckte ihn jedoch nicht ab, jede Gelegenheit zur Vertheidigung des Mönchthums, gegen welches der Kaiſer täglich feindſeligere Geſinnungen zeigte, zu ergreifen, was er mit beſonderer oratoriſcher Kunſtfertigkeit und lebhaftem Eifer that, als man mit Bewilligung der Cenſur eine Schrift des Hofraths Born öffentlich verkaufte, worin dieſer eine Naturgeſchichte der Mönche in der Art lieferte, wie die Gelehrten jene der Inſekten zu ſchreiben pflegen [2]). Der gelehrte Kardinal bemühte ſich in ſeinem Geſuch [3]) um das Verbot dieſes Libells das Anſehen und den Nutzen der Mönche hiſtoriſch und theologiſch um ſo nachdrücklicher zu beweiſen, da der Kaiſer damals damit umging, verſchiedene Mönchsorden bloß aus dem Grunde aufzuheben, weil ſie wegen ihres bloß beſchaulichen Lebens zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts Sichtbarliches beitrügen [4]). Er fing ſeine abentheuerliche Argumentation in einer Weiſe an, die auf den Kaiſer einen von jenem ganz verſchiedenen Eindruck gemacht haben muß, welchen der Kardinal beabſichtigte:

»Allergnädigſter Herr! Ich müßte zu weitläufig ſeyn, »wenn ich Ew. Majeſtät alle die Lobſprüche anführen wollte,

---

[1]) S. das Archiv der Urkunden ꝛc.

[2]) Specimen Monachologiae secundum methodum Linnaeanum Teutſch unter dem Titel: Naturgeſchichte des Mönchthums.

[3]) S. dieſes in P. Wolfs Geſchichte der kirchlichen Veränderungen unter Joſeph II. S. 270 — 278.

[4]) S. Samml. der k. k. Geſ. ꝛc. Th I.

»womit erlauchte und fromme Väter zu allen Zeiten die »Regularorden beehrten und anempfohlen haben. Ciprian »nennt die heiligen Jungfrauen eine Blüthe der kirchlichen »Pflanzen, eine Zierde der Gnade des heiligſten Geiſtes, »und den edlen Theil der chriſtlichen Heerde. Gregor von »Nazianz, wenn er für Mönche redet, gibt ihnen das Zeug»niß, daß ſie mit dem Eifer ihres Gebots, und mit dem »Verdienſte ihrer Tugenden, dem Chriſtenvolke zur Ehre, »der Kirche zur Grundveſte und Säule, dem Glauben zur »Krone, und allen zur Stütze des Ganzen ſind. Hieroni»mus ſchreibt: Die Chöre der Mönche und geiſtlichen Jung»frauen ſind gleich ſeiner Blüthe, gleich dem köſtlichen Steine »unter den Kirchenzierden. Fleury ſchreibt: Der vernünf»tige Leſer, wird ſich nie zu viel wider die unſeligen Mei»nungen der Proteſtanten und der böſen Katholiken bewah»ren können. Der Name Mönch iſt ihnen ein Schandname, »wie es den Heiden der Name Chriſt war. Man ſagte: »Dieſer redliche Mann! o wenn er nur kein Chriſt wäre! »Man hält die Mönche für ungelehrt, ſchilt ſie abergläubiſch »gleisneriſch, geizig: wagt es, vermeſſen genug, von den »größten Männern nicht anders zu reden, und ſtellt ihre »ruhmwürdigſten Handlungen aus einem verächtlichen Geſichts»punkte auf. Aber ihr, die ihr in dieſer Geſchichte die »Lehren derſelben, und ihren Wandel geſehen habet, ver»geſſet nicht, daß Baſilius und Chriſoſtomus das »Mönchsleben nicht nur geprieſen, ſondern ſelbſt ergriffen »haben. Urtheilet nun ſelbſt, ob dieſe ſchwache Geiſter waren.«

Ohne ſich auf Beantwortung dieſer ſcharfſinnigen Be»weisgründe einzulaſſen, fand es Joſeph für gut der von

ihm geſtatteten größeren Preßfreiheit zu Gunſten der Mönche keine Schranken zu ſetzen, da er ſelbſt das Ungemach derſelben unbefangen erduldete.

Die Abneigung des Kardinals, welche er gegen die Reformen Joſephs fühlte, erhielt nicht geringen Zuwachs, als dieſe ſich ſchmälernd auf ſeine eigenen Glücksgüter erſtreckten und das Geſetz, daß kein Biſchof mehr als Eine Pfründe beſitzen ſollte, ihn des reichen Bisthumes Weizen beraubte. Vergebens unterſtützte die ungariſche Hofkammer[1]) ſeine dringenden Gegenvorſtellungen an den Kaiſer; dieſer blieb unerſchütterlich bei ſeiner neuen Regel, von der er keine Ausnahme geſtattete, und beantwortete das Geſuch mit lakoniſcher Kürze durch eine motivirte Abweiſung[2]), welche um ſo beleidigender für den Biſchof war, da man es ihm freigeſtellt hatte, die Pfründe in Wien, oder jene von Weizen aufzugeben. Nach ſolchen Vorfällen wuchs die Unzufriedenheit des Kardinals ſo ſehr, daß er ſich am Ende weigerte, bei Hofe zu erſcheinen, unter dem Vorwande, von ſeinem geſchmälerten Einkommen den Aufwand der Etikette nicht beſtreiten zu können, was der Kaiſer ihm auch nicht zur Pflicht machte.

Zweites Kapitel.

Widerſetzlichkeit der ungariſchen Biſchöfe. — Des Kurfürſt von Trier Vorſtellungen.

Dieſelben Urſachen brachten bei den Biſchöfen der Provinz dieſelben Wirkungen hervor; das Beiſpiel Migazzis

[1]) S. Archiv der Urkunden.

[2]) S. d. teuſch. Zuſchauer ꝛc. Bänd III. Heft VII. S. 3 u. f.

unterſtützte dieſelben. Ungarn, vermöge ſeiner abſurden Landesverfaſſung, am wenigſten unter allen Provinzen für die Reformen empfänglich, lehnte ſich zuerſt gegen die kirchlichen Veränderungen auf. Die dortigen Biſchöfe beriefen ſich, als Stände des Reiches, auf ihnen zukommende Prärogative und Freiheiten, welche Joſeph II. nicht anerkannte, da er die Konſtitution des Landes zu beſchwören ſich wohl gehütet hatte. Graf Bathyany, Kardinal und Erzbiſchof von Gran, ſtellte ſich an die Spitze der unzufriedenen geiſtlichen Magnaten und trug kein Bedenken, die Publikation der kaiſerlichen Verordnungen in Kirchenſachen als »ſeinem Gewiſſen« — wie Andere hingegen wohl mit Unrecht verſicherten ſeinem Vortheil — widerſtreitend, zu verbieten und ihre Vollziehung zu hindern[1]). In ſeiner ſtolzen Vorſtellung brachte er dem freidenkenden Kaiſer das Beiſpiel des heiligen Stephan in Erinnerung, ſuchte das, durch ein mehrhundertjähriges Herkommen geheiligte Recht der Biſchöfe, in Kirchenſachen Alles zu entſcheiden, zu beweiſen, berief ſich auf eine Kirchenverſammlung, beſtritt die Rechte des Kaiſers, ſeine Regierungsgewalt über das Politiſche hinaus auszudehnen[2]), tadelte mit gründlicher Gelehrſamkeit die Beſchlüſſe des Kaiſers und überhäufte die Räthe deſſelben mit Schmähungen. Da ſich Bathyany beſonders gegen die anbefohlene Unterdrückung der bulla unigenitus auflehnte, ſo ward er wegen dieſer Vorſtellung, die man durch den Druck zu verbreiten ſuchte, beſchuldigt, ein blindes

[1]) Nouvelles ecclesiastique. p. l'année 1788. p. 93.

[2]) Ein Auszug aus dieſer Vorſtellung befindet ſich in Wolfs Geſchichte der kirchl. Ver. S. 284.

Werkzeug der Jeſuiten zu ſeyn, welche ſeine Proteſtation abgefaßt hätten. Den meiſten Widerſtand fanden Joſephs Toleranzgeſetze in Ungarn, wo ſich der Biſchof von Stuhlweiſſenburg erdreiſtete, eine äußerſt vehemente, ganz von Fanatismus durchdrungene Vorſtellung gegen dieſelben an die königliche Statthalterei in Preßburg zu richten [1]). Allein alle dieſe Vorſtellungen hatten keinen andern Erfolg, als daß der Kaiſer ſich in Beantwortung derſelben in Erörterungen einließ, die keineswegs den Geſinnungen ſeiner Gegner entſprachen. Die unfruchtbarſten Streitigkeiten wurden von Seiten Joſephs auf dem Boden der geſunden Vernunft, von Seiten der Biſchöfe auf dem theologiſcher Gelehrſamkeit und des herkömmlichen Glaubens geführt, ohne daß dadurch die Abſichten dieſer, noch die Werke des Kaiſers ſonderlich gefördert worden wären. Das Schlachtfeld blieb ſtreitig bis ans Ende des Kampfes, den eine höhere Macht entſcheiden ſollte [2]).

Der allgemeinen Oppoſition der höheren Geiſtlichkeit ſchloß ſich auch der Kurfürſt von Trier an, der ſich in der febronianiſchen Streitigkeit durch Unterſtützung der Parthei der Kurialiſten, einen ſeiner neuen Unternehmung würdigen Ruf erworben hatte. Ein Exjeſuite, Namens Beck, leitete durch ſeinen Rath alle ſeine Handlungen und unterſtützte ihn bei Abfaſſung jener merkwürdigen Briefe, durch welche der Kurfürſt, mit den Belohnungen und Strafen der Ewigkeit

---

[1]) S. Archiv der Urkunden ꝛc.
Schlözers Staatsanzeigen d. B. III. Heft XII. S. 441—479.

[2]) In welcher Weiſe der Kaiſer die Vorſtellungen, welche man ihm machte, zu widerlegen pflegte, wird aus ſeinen Briefen erſichtlich. Vergl. d. im Archiv der Urkunden ꝛc.

ermunternd und drohend, ſo leicht zu bekehren hoffte wie einen ſeiner, vom Geiſte der Zeit angeſteckten Weihbiſchof, den er zum Widerruf vermocht hatte [1]). Seine Vorſtellungen waren beſonders gegen das placitum regium gerichtet, das er als einen Eingriff in die Rechte der Kirche darzuſtellen bemüht, da dieſes doch nur beſtimmt war, Eingriffen in die Rechte des Landesfürſten vorzubeugen. Die Verfügungen wegen der Bullen Unigenitus und in cœna Domini wurden ebenfalls, doch mit Schonung angegriffen, und das ganze Aktenſtück unter Begleitung eines Billets, worin es hieß, daß der Erzbiſchof weſentlich beſorgt ſey, hinſichtlich der großen Gefahren, welcher die Seele des Monarchen ausgeſezt ſey — an den Kaiſer geſchickt (2. Juni 1781). Dieſer antwortete mit vieler Bonhomie, die ihm gemachten Vorwürfe gründlich widerlegend; als aber der Kurfürſt durch den ſchalkhaften Ton des kaiſerlichen Schreibens wenig erbaut, ſich nicht zufrieden geben wollte, beendigte der Monarch den Streit mit einem lakoniſchen Billet vom 1. Nov. 1781. »Ihre Briefe, ſchrieb er unter Anderem, »ſind ganz tragiſch, die meinigen ganz komiſch und obſchon Thalia und Melpomone als Schweſtern auf dem Parnaſſe nicht immer gut zuſammengehen, ſo erlauben Sie mir doch den Zeitpunkt zu erwarten, wo unſere Schweſtern ſich näher verbinden [2]).«

[1]) S. dieſen Briefwechſel im Archiv der Urkunden ꝛc.; vergl. Acta historico-ecclesiastica nostri temporis.

Wolf, Geſch. der k. B. S. 304.

[2]) S. Archiv der Urkunden und die Observations philosophiques sur les principes adoptés par l'empereur dans les matières ecclesiastiques p. 149., welche dieſe Korreſpondenz näher beleuchten.

Außer jener Parthei der höheren Geiſtlichkeit, deren Widerſpenſtigkeit ſo eben gewürdigt worden, gab es jedoch noch eine andere, welche den Kaiſer in ſeinen Werken unterſtüzte und den Intriguen der anderen Parthei entgegenarbeitete. So wie dieſe, ſandte ſie Hirtenbriefe an ihre Untergebenen aus, welche ſie über ihre Pflichten belehrten. Während ihre Gegner kirchlichen Gehorſam und treue Anhänglichkeit an den Papſt empfahlen, bemühten ſich dieſe, den Pfarrern ihre Pflichten gegen das Vaterland und ihren Kaiſer einzuprägen und die geläuterten Religionsanſichten deſſelben unter ihnen zu verbreiten. Unter dieſen Biſchöfen erwarben ſich den beſondern Beifall des Monarchen die Biſchöfe von Königgrätz und Laibach, welche die Toleranz zu befördern ſtrebten. Der Hirtenbrief [1]) des erſteren wurde auf Befehl des Kaiſers im ganzen Lande bekannt gemacht, weil er vollkommen übereinſtimmte mit ſeinem religiöſen Duldungsſyſteme. Es wurde darin den Pfarrern verboten, Kontroverspredigten zu halten, Büchernachſuchungen in den Häuſern anzuſtellen, die Sterbenden mit Bekehrungsverſuchen zu beunruhigen, in Umtriebe ſich einzulaſſen, oder in irgend einer Weiſe die Freiheit des Gewiſſens zu beſchränken. Der Hirtenbrief des Biſchofs von Laibach war noch wichtiger, denn er ſchlug die Gegner des Kaiſers mit ihren eigenen Waffen, widerlegte ihre theologiſchen Beweisgründe, und rechtfertigte die Reformen des Kaiſers hiſtoriſch und kirchenrechtlich, indem er nachwies, wie in allen Zeiten und mit vollem Rechte die

[1]) S. Archiv der Urkunden. — Wolf, Geſch. Acta hist. eccles. nost. temp. Th. LVII. S. 117.

landesfürſtliche geſetzgebende Gewalt gegen die Anmaßungen der Päpſte wahrgenommen worden ſey. Dieſen beiden eifrigen Freunden des Kaiſers, ſchloß ſich auch der Erzbiſchof von Salzburg Hieronymus an, der gleich ihnen, einen Hirtenbrief, in demſelben Geiſte verfaßt [1]), an die Untergebenen ſeines Sprengels erließ. Er eiferte gegen unnütze Verſchwendung der Kirchengewalt, welcher Joſeph Schranken ſezte, und andere Uebelſtände, die der Kaiſer abgeſtellt wiſſen wollte, verſah ſeine Behauptungen mit Citaten aus den Schriften heiliger Autoren und empfahl jene geläuterte, von abgeſchmacktem Prunke und heuchleriſcher Förmlichkeit entfernte Religioſität, zu der ſich die Beſſeren des Zeitalters ſchon zu bekennen ſchienen. Der Kaiſer fand ſo großes Wohlgefallen an dieſem Hirtenbrief, daß er ihn in mehrern tauſend Abdrücken verbreiten ließ, denn wenn auch die Sprache dieſer Produkte geiſtlicher Beredtſamkeit ſich nicht immer durch geſchmackvollen Styl und klare Einfachheit empfahl, ſo übte ſie doch, durch die theologiſche Beweiskraft der darin enthaltenen Citate, auf die Vorurtheile des Klerus einen weſentlichen Einfluß aus.

So wirkten die Häupter der öſterreichiſchen Kirche verſchiedenartig auf Volk und Prieſterſchaft und vermehrten beiderſeits die Unruhe und Zweifelſucht der aufgeregten Gemüther.

---

[1]) S. Archiv der Urkunden. — Schlözers Staatsanzeigen Band II. Heft V. S. 56 u. f.; Acta historico-eccles. nostri temporis Th. LXII. S. 697. u. f. Th. LXIII. S. 939. u. f.

Drittes Kapitel.

Unzufriedenheit des römischen Hofes. — Vorbereitungen zur Reise nach Wien.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Zwistigkeiten des Kaisers mit seinen Bischöfen zu Mißhelligkeiten mit dem römischen Hofe führen mußten, besonders da die beiderseitige Verstimmung seit Jahren andauerte. Josephs kirchliche Reformen hatten die Haupttendenz: die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen und bewerkstelligte dieß durch Einführung des placiti regii, das Verbot des Rekurses nach Rom in Ehedispensen, die erwähnten Verbote der bulla in coena domini und der Unigenitus Constitution, die Befreiung der Büchercensur aus den Händen der Geistlichkeit und Entfernung der hildebrandischen Legenden aus den Brevieren und Ritualien. Diese Maßregeln verbreiteten in Rom die äußerste Bestürzung, denn sie waren nicht so sehr dem Christenthume gefährlich als den Finanzen des römischen Hofes, der wohl einsah, daß er trotz seiner himmlischen Bestallung hauptsächlich nur durch die gewöhnlichste aller Regierungskräfte, das Geld, die Christenheit beherrsche. Die Beschränkung der weltlichen Macht des kirchlichen Oberhaupts war eine Todesgefahr für seine Existenz, denn wenn die Maßregeln Josephs Nachahmung fanden, so würde schwerlich der alsdann verarmte Bischof von Rom, jenes hohe Ansehen und jene Macht über die

Gemüther haben behaupten können, welche zu verſchiedenen Zeiten Könige und Kaiſer ſeinem Pantoffel unterwarf. Zugleich ſchien das Prinzip der Unfehlbarkeit der Kirche ſo unzertrennlich von der katholiſchen Religion, daß es ausgemacht ſchien, die Reformen Joſephs würden ein neues Schisma provoziren. Ein paniſcher Schrecken ergriff daher zu Rom alle Gemüther und brachte alle Kabalen der am dortigen Hofe herrſchenden Partheien in Bewegung. Der fromme treuherzige Biſchof, perſönlich unfähig ſeine kirchliche Gewalt zu politiſchen Machinationen zu mißbrauchen und feſtiglich an ſeine eigene Unfehlbarkeit glaubend, ward durch die nachgiebige ſanfte Beſchaffenheit ſeines harmloſen Gemüthes um ſo ſicherer ein Werkzeug der Umtriebe geheimer und öffentlicher Partheien an ſeinem Hofe, worunter die der Jeſuiten ſich der beſondern Ergebenheit des, ihre Aufhebung bereuenden Papſtes verſichert hatten. Von allen Seiten wurde ſeine Langmuth nun beſtürmt, ſich den Reformen des kühnen Kaiſers zu widerſetzen, von allen Seiten liefen Klagen ein über ſeine angeblichen Willkürlichkeiten und ketzeriſchen Grundſätze, die meiſten aus des Kaiſers eigenen Staaten. Die öſterreichiſchen Mönche verlangten hinſichtlich der unterbrochenen Ordensverbindung mit ihren auswärtigen Oberen Verhaltungsregeln, und man brachte den Papſt dahin, ihnen zu antworten: »Seyd eurer Pflichten eingedenk!« — eine verſtändliche Ermahnung zur Auflehnung gegen die kaiſerlichen Verordnungen. Allein der gegen den Kaiſer feindſelig geſinnte Parthei genügte dieß nicht; ſie wollte kräftigeren Widerſtand. Es entſtand unter den Kanzleibedienten der apoſtoliſchen Kammer, die ſich in ihren Einkünften verkürzt

ſahen, eine außerordentliche Bewegung; die erſchrockenen Ordensgenerale warfen ſich dem Papſte zu Füßen und flehten ihn um ſeinen Beiſtand an. Pius verſprach ihnen mit vieler Hoffnung die kräftigſte Verwendung und ſchrieb dem Kaiſer ein weitläufiges Breve [1]), in welchem er ihn mit eben ſo vieler Beredtſamkeit als Emphaſe beſchwor, Alles beim Alten zu laſſen; allein Kaiſer Joſeph antwortete, daß er keines Rathes in Sachen ſeiner eigenen Staaten und Unterthanen bedürfe. Nun erneuerten ſich die Klagen und Beſchwerden der Klöſter, deren Unterthanspflicht mit dem Ordensgelübde in Konflikt gerathen war, und welche nun in den Papſt drangen, entweder die Sache bei dem Kaiſer zu vermitteln oder ſie ihrer Gehorſamspflicht zu entbinden. Während Pius noch ſchwankte und überlegte, was nun zu thun ſey, langte jedoch in Rom ein Kurier an, welcher die Nachricht brachte, daß der Kaiſer um das zärtliche Gewiſſen der Mönche zu beruhigen, bereits allen Biſchöfen befohlen habe, die Regulargeiſtlichkeit ihrer Diözeſen von dem Gehorſamsgelübde gegen ihre Oberen zu entbinden. Bald darauf verlangte Hrzan im Namen des Kaiſers die Beſtätigung aller bisherigen Verordnungen in Kirchenſachen, was den Pabſt nicht wenig beängſtigte. Die Unſchlüſſigkeit deſſelben wuchs bis zur äußerſten Verlegenheit, als der Kaiſer endlich gar ein päpſtliches Indult oder Ermächtigung zur Wahl der lombardiſchen Biſchöfe verlangte. Zögernd und ſcheinbar nachgiebig ſuchte er nun den Kaiſer hinzuhalten, während der Nuntius,

[1]) Dieſes Breve, deſſen Wolf und der Verf. der Lebens- und Regierungsgeſchichte Pius VI. erwähnen, iſt nie öffentlich bekannt geworden.

Graf von Garampi sein Interesse am Wiener Hofe vertrat. Dieser überreichte am 12. Dezbr. 1781 dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz eine Note[1]), worin er dem Kaiser in Bezug auf seine Verordnungen, hinsichtlich der Klöster, sehr unehrerbiethige Vorstellungen machte. Diese fingen mit der Bemerkung an, daß die Macht eines Souveräns in Kirchensachen beschränkt und er nicht berechtigt sey, Ordensvorschriften aufzuheben. Der Kaiser zögerte nicht, diese Note durch eine später zum Gesetz erhobene genaue Bestimmung der Grenze zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu beantworten[2]). In demselben wurde erkannt, daß die Abstellung der Mißbräuche in der Kirchenzucht dem Landesfürsten zukäme, was von den Anhängern Roms heftig bestritten wurde, da nur die Kirche beurtheilen könne, was Mißbrauch und der Kirche und Religion schädlich sey[3]). Die Autorität des Fürsten sey, sagte diese Parthei, vollkommen null und nichtig, in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten, in jedwedet Meinungssache, kurz, in allen Dingen, welche nicht dem Naturrecht widerstreiten. Dagegen hieß es in jener Note, daß sich die oberherrliche Gewalt des Kaisers über Alles in der Kirche erstrecke, was in derselben nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung sey. Was die Gewissensdespotie beträfe, deren man den Kaiser beschuldige, so versicherte Kaunitz im Namen des Kaisers, allerdings etwas

---

[1]) S. das Archiv der Urkunden.

[2]) S. das Archiv der Urkunden u. d. 2ten B. der Gesch.

[3]) Cést au Pape et à l'eglise à juger de ce qui peut interesser le dogme et la discipline V. Observations philos. sur les principes observés par l'empereur dans les matiéres ecclesiast. p. 142.

Drittes Kapitel.

Unzufriedenheit des römischen Hofes. — Vorbereitungen zur Reise nach Wien.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Zwistigkeiten des Kaisers mit seinen Bischöfen zu Mißhelligkeiten mit dem römischen Hofe führen mußten, besonders da die beiderseitige Verstimmung seit Jahren andauerte. Josephs kirchliche Reformen hatten die Haupttendenz: die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen und bewerkstelligte dieß durch Einführung des placiti regii, das Verbot des Rekurses nach Rom in Ehedispensen, die erwähnten Verbote der bulla in coena domini und der Unigenitus-Constitution, die Befreiung der Büchercensur aus den Händen der Geistlichkeit und Entfernung der hildebrandischen Legenden aus den Brevieren und Ritualien. Diese Maßregeln verbreiteten in Rom die äußerste Bestürzung, denn sie waren nicht so sehr dem Christenthume gefährlich als den Finanzen des römischen Hofes, der wohl einsah, daß er trotz seiner himmlischen Bestallung hauptsächlich nur durch die gewöhnlichste aller Regierungskräfte, das Geld, die Christenheit beherrsche. Die Beschränkung der weltlichen Macht des kirchlichen Oberhaupts war eine Todesgefahr für seine Existenz, denn wenn die Maßregeln Josephs Nachahmung fanden, so würde schwerlich der alsdann verarmte Bischof von Rom, jenes hohe Ansehen und jene Macht über die

Gemüther haben behaupten können, welche zu verſchiedenen Zeiten Könige und Kaiſer ſeinem Pantoffel unterwarf. Zugleich ſchien das Prinzip der Unfehlbarkeit der Kirche ſo unzertrennlich von der katholiſchen Religion, daß es ausgemacht ſchien, die Reformen Josephs würden ein neues Schisma provoziren. Ein paniſcher Schrecken ergriff daher zu Rom alle Gemüther und brachte alle Kabalen der am dortigen Hofe herrſchenden Partheien in Bewegung. Der fromme treuherzige Biſchof, perſönlich unfähig ſeine kirchliche Gewalt zu politiſchen Machinationen zu mißbrauchen und feſtiglich an ſeine eigene Unfehlbarkeit glaubend, ward durch die nachgiebige ſanfte Beſchaffenheit ſeines harmloſen Gemüthes um ſo ſicherer ein Werkzeug der Umtriebe geheimer und öffentlicher Partheien an ſeinem Hofe, worunter die der Jeſuiten ſich der beſondern Ergebenheit des, ihre Aufhebung bereuenden Papſtes verſichert hatten. Von allen Seiten wurde ſeine Langmuth nun beſtürmt, ſich den Reformen des kühnen Kaiſers zu widerſetzen, von allen Seiten liefen Klagen ein über ſeine angeblichen Willkürlichkeiten und ketzeriſchen Grundſätze, die meiſten aus des Kaiſers eigenen Staaten. Die öſterreichiſchen Mönche verlangten hinſichtlich der unterbrochenen Ordensverbindung mit ihren auswärtigen Oberen Verhaltungsregeln und man brachte den Papſt dahin, ihnen zu antworten: »Seyd gurer Pflichten eingedenk!« — eine verſtändliche Ermahnung zur Auflehnung gegen die kaiſerlichen Verordnungen. Allein der gegen den Kaiſer feindſelig geſinnte Parthei genügte dieß nicht; ſie wollte kräftigeren Widerſtand. Es entſtand unter den Kanzleibedienten der apoſtoliſchen Kammer, die ſich in ihren Einkünften verkürzt

Zuversicht auf die Gewalt seines persönlichen Eindruckes, während Kaiser Joseph offen gestand: »Kommt der Papst bloß in der Hoffnung, von mir auch nur die geringste Abänderung meines, in Absicht der kirchlichen Geschäfte angenommenen Systems zu erhalten, so könnte er sich die Mühe einer so weiten Reise ersparen [1].« Indeß beantwortete er das Anerbieten des Papstes in der freundlichsten Weise und traf alle Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang. Gleichzeitig setzten die Kardinale Boromeo, Bernis und andere Freunde des Papstes ihre Bemühungen fort, die Ausführung seines Vorhabens zu hintertreiben, allein sie brachten es nur dahin, daß er einen Rath von sieben Cardinälen zusammenberief, welche sämmtlich ihn in seinem Vorhaben bestärkten, eine Uebereinstimmung, welche Pius für göttliche Schickung hielt. Die Hoffnungen dieser Rathgeber und der Anhänger Roms im österreichischen Staate beruhte wohl hauptsächlich auf der Erwartung einer gewaltigen Aufregung der Gemüther durch das unerhörte Schauspiel, welches die Reise des Statthalters Christi hervorbringen würde. Man hoffte die gläubigen Gemüther dem Kaiser zu entfremden und zur Auflehnung gegen seine Verordnungen in Kirchensachen zu bewegen. Mindestens, erwartete man, werde der Kaiser durch den Eindruck dieses Schauspiels überzeugt werden, daß die Kirche noch eine Macht sey und von ihm selbst wider Neigung respektirt werden müsse. Diese Bedeutung hatten auch die Besorgnisse der Freunde des Kaisers, der unter Allen von dem ihm zugedachten Besuch um so weniger besorgte, da er ihm Gelegenheit gab, der

[1]) Daselbst S. 197.

Welt zu zeigen, wie man christliche Devotion und Rechtgläubigkeit mit Bewahrung seiner Rechte und der gesunden Vernunft vereinigen könne.

Viertes Kapitel.

Reise des Papstes nach Wien. — Empfang des Kaisers. — Feierlichkeiten. — Besuch bei Kaunitz. —

Am 27ten Januar des Jahres 1782 sah das bestürzte Rom den heiligen Vater aus seinen Mauern ziehen. Das Volk begleitete ihn mit heißen Segenswünschen und Gebeten bis vor die Thore hinaus, und erfüllte die Lüfte mit schwärmerischem Geschrei. Man rief laut, der Kaiser werde blind werden, wenn er den Vorstellungen des heiligen Vaters kein Gehör gebe, eine Prophezeihung welche einzutreffen schien, als Joseph II. während der Anwesenheit des Papstes in Wien von einer Augenentzündung befallen wurde, wovon ihn jedoch seine Aerzte bald wieder befreiten. Laut äußerten die Freunde Pius VI., er werde zum Gespötte der Minister in Wien werden, aber der unerschütterliche Papst antwortete auf solche Einwendungen mit heiterer Ergebung: „gleichviel, man kennt die Denkungsart dieser Menschen, wissen wir nicht, daß wir um Christi willen zu Thoren werden müssen?“ So wurde denn die Reise angetreten, welche der ganzen Christenheit Stoff zu den verschiedenartigsten Betrachtungen gab. Seine Begleiter waren der Patriarch von Konstantinopel und Viceregent von Rom, Franz Anton Marcucci und der Bischof von Athen, Joseph

Conteſſini, welche beide wegen ihrer Liſt bekannt waren, und der Abt Ponzetti, Beichtvater des Papſtes, und vertrauteſter Rathgeber deſſelben, ſammt einem anſehnlichen Gefolge. Die koſtbarſten Ornate und Kleider, die dreifache Krone, zwei reiche Tafeln, goldene Becher, eine Anzahl von Kardinalshüten und tauſend Stück goldene Medaillen waren das weſentlichſte Prunkgeräthe, das der Papſt mit ſich führte [1]).

Kaiſer Joſeph empfing den heiligen Wanderer mit der größten Auszeichnung und ehrerbiethigſten Aufmerkſamkeit auf dem erbländiſchen Boden, doch ſtets mit einer Beimiſchung, welche einer Art Vorbehalts ſeiner eigenen großen Herrlichkeit gleich kam und den Papſt oft unangenehm an ſeine Unmacht, gegenüber einer ſo feſten und ſtolzen Geſinnung, erinnerte. Schon bei ſeiner Ankunft zu Ferrara begegnete ihm ein vom Kaiſer abgeſandter ungariſcher Gardiſt, welcher Sr. Heiligkeit die Nachricht brachte, daß ſein Abſteigquartier in der kaiſerlichen Hofburg, und zwar in den Zimmern der höchſt ſeligen Kaiſerin, bereitet ſey, allein als Se. Heiligkeit, erfreut über dieſe Aufmerkſamkeit, dem Boten ſeinen Dank durch das Geſchenk eines Roſenkranzes zu erkennen gab, ſtellte es ſich hieraus, daß der ſo Beſchenkte proteſtantiſcher Religion ſey [2]). Nach Anderen wären die Leibgarden, welche mit dem Grafen von Cobenzl zu Görz den Papſt auf öſterreichiſchem Boden begrüßten, vom Kaiſer den drei

[1]) S. Wolf Geſch. d. k. k. S. 448.

[2]) Bauer, Geſchichte der Reiſe des Papſtes Pius VI. ꝛc. Wien 1782 bei Tomicy. S. 19.

verschiedenen in den Erbländern geduldeten Konfessionen angehörig gewesen, welche Auswahl absichtlich geschehen seyn soll, um die Grundsätze des Kaisers anzudeuten. Eine andere empfindliche Demüthigung erfuhr Pius hier, als er befremdet über das Ausbleiben des Besuches eines ihm ergebenen Bischofs, des Baron von Edling, über die Ursachen dieser Ermangelung sich erkundigte. Der Kaiser hatte an diesem Ungehorsamen, der sich erkühnte, gegen die kaiserliche Toleranzedikte nach Rom zu appelliren, ein Exempel der Strenge statuirt und ihn nach Wien zur Verantwortung seines Ungehorsams berufen [1]). Doch alles dieß vermochte nicht die

[1]) „Dieser Erzbischof kam am 20 März, also zwei Tage früher als der Papst, in Wien an. Gleich beim Aussteigen aus seinem Reisewagen wurde ihm mittels eines Billets bedeutet, andern Tages in der Hofkanzlei bei dem Oberstkanzler, dem Grafen von Blümegen, zu erscheinen. Derselbe forderte ihm vor der in Pleno versammelten Kommission seine nach Rom geführte Korrespondenz ab, und legte ihm zwei Schriften vor, deren eine davon er unterschreiben sollte. Der Inhalt der ersten bestand in einer Verpflichtung, sich inskünftig jeder landesherrlichen Verordnung unterwerfen zu wollen. Als der Erzbischof betheuerte, daß es sein Gewissen nicht erlaube, sich zu einem solchen Gehorsam zu verpflichten, legte ihm der Oberstkanzler die zweite Schrift vor, welche eine Resignation seines Erzbisthums enthielt. Bei Ansicht derselben war das Gewissen des Prälaten augenblicklich beruhiget. Er unterzeichnete den Gehorsamseid, um die einträgliche Pfründe noch ferner genießen zu können, und versprach jezt weit mehr Unterwerfung, als man von ihm gefordert hatte. Dieser eines Bischofs höchst unwürdige Auftritt wurde endlich mit einer scharfen Strafpredigt beschlossen, die ihm der Graf Blümegen in Gegenwart aller kaiserlichen Räthe hielt, und worin es unter anderm hieß: „Der Kaiser hat „mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen dießmal Ihr Ver„gehen aus kaiserlicher Langmuth nachsehen wolle; in Zukunft „aber würden Sie bei einem ähnlichen Falle nicht nur ihres Hir„tenamtes entsezt werden, sondern auch allen den Ahndungen sich

Zuversicht des Papstes zu erschüttern und seine Nachgiebig
keit war so groß, daß er selbst diesen Akt der kaiserliche
Strenge äußerlich gut zu heißen schien [1]). »Das ist wol
gethan,« soll er bei dieser Gelegenheit geäußert haben, »de
Befehlen des Souveräns muß man Gehorsam leisten [2]).« D
Bitterkeit dieser Erfahrung ward indeß einigermaßen aus se
nem Gemüthe vertilgt, als ihm bei seiner Ankunft in La
bach die österreichische Erzherzogin Maria Anna, Aebtissin i
Kloster, älteste Schwester des Kaisers, die Hand küßte un
nur mit Mühe verhindert wurde, ihm zu Füßen zu falle
Auch war der Empfang von Seiten des Volks in allen Pr
vinzen so freudig und enthusiastisch, daß sich das bekümmer
Gemüth des Papstes dadurch sehr getröstet fühlen mußt
Inzwischen erwartete der Kaiser den hohen Besuch in groß
Heiterkeit, denn er war mehr ein Triumph für ihn, als e

„bloß gestellt sehen, die man gegen ungehorsame Unterthanen a
„zuwenden im Gesetze berechtigt ist.“ Der Erzbischof mußte hie
auf unverzüglich, und ohne den Papst zu sehen, in seinen Sprengs
zurück reisen, 2700 fl. Strafe an ein Zucht- und Arbeitshaus
Ungarn erlegen, und sich außerdem noch gefallen lassen, von de
Einkünften seiner in Ungarn befindlichen Probstei jährlich 1500
an eine fromme Stiftung zu bezahlen. Pius VI. wollte bei se
ner Anwesenheit in Wien ein Wort zu Gunsten dieses Prälat
sprechen; aber er fand kein Gehör. Joseph II. scheint überhau
die Absicht gehabt zu haben, durch eine so strenge Züchtigu
andern Bischöfen ein abschreckendes Beispiel, und zwar gerade z
Zeit zu geben, wo die Anwesenheit des Papstes mehrere Prälat
zum Ungehorsam hätte aufmuntern können.“ Nouvelles ecclesi
stique pour l'année 1782. du 24 Juillet p. 120. Lebens- und Re
Gesch. Pius VI. a. a. O. S. 23. u. f.

[1]) Lebens- und Regierungsgesch. Pius VI. S. 232. — W
Gesch. d. k. W. S. 461 u. a. O.

[2]) Pius VI. und s. Pontifikat. S. 213.

Gegenstand der Besorgniß. Er gestattete die großartigsten Anstalten zu seinem Empfange in der Kaiserstadt, und als der Kardinal Rigazzi anfragte, ob man die Glocken beim Einzug des Papstes läuten dürfte, bewilligte er dieß mit den launigen Worten: »Warum nicht? Sind denn die Glocken nicht Eure Artillerie?« Er selbst fuhr dem Papste bis nach Neukirchen entgegen und empfing seinen Gast mit einer herzlichen Umarmung. Als aber das Wiener Volk den heiligen Vater mit einem ungemessenen Freudengeschrei empfing, soll die gute Laune des Kaisers merklichen Abbruch erlitten haben [1]). Die Befürchtungen seiner Freunde, daß der Eindruck jenes Schauspiels stärker seyn möge, als man zum Vortheil der Stimmung gegen den Kaiser wünschen könne, wurden gerechtfertigt, und wäre Joseph nicht bestimmt und geneigt gewesen, selbst sein Glück und seinen Ruhm, seinen großen Absichten zum Opfer zu bringen, so hätte ihm dieser lärmvolle Auftritt eine kräftige Warnung seyn müssen.

War auch die Berechnung auf die Beweglichkeit des kaiserlichen Gemüthes falsch, so wurde doch der Papst nicht in schmeichelhaften Erwartungen von dem hinreißenden Eindruck seiner Erscheinung auf das Volk getäuscht. Selbst Protestanten fühlten sich von dem Schauspiel ergriffen, das um so rührender für Jene war, welche die Ursachen erwogen, die des Papstes Reise veranlaßt hatten.

»Ich war oft gegenwärtig,« so drückt sich ein Lutheraner in einem Schreiben an seinen Freund aus [2]), »wenn Pius

---

[1]) Daselbst S. 217.

[2]) Lebens- und Regierungsgesch. P. Pius VI. S. 248 — — Wolf Gesch. ꝛc. S. 265.

»dem Volke in dieſer Kaiſerſtadt den Segen gab. Ich bin
»nicht von der katholiſchen Religion, und gehöre auch nicht
»zu den weinerlichen Leuten; aber ich verſichere, ich wurde
»heftig erſchüttert, und bis zu Thränen gerührt. Sie können
»es nicht glauben, wie ſehr es intereſſirt, über 50,000 Men-
»ſchen auf einem Platze verſammelt zu ſehen. Ich erblickte
»dieſe große Menge in einer Minute: wo die frömmſten
»Gefühle auf allen Geſichtern gemalt ſind, und wo der
»Wunſch, den Segen für dieſes und jenes Leben zu empfangen
»ihnen eine Andacht, faſt möchte ich ſagen einen Enthuſias-
»mus einflößte, der ſie ſämmtlich unaufmerkſam auf die un-
»beſchreiblichen Beſchwerden machte, die ſie in dieſem Gedränge
»das den Odem wegnahm, ausſtunden. Man denke ſich
»mit einem empfindungsvollen Herzen, den Papſt ankommen
»zu ſehen, mit dem ganzen Pomp, der dieſen Vater der
»Chriſtenheit umringet, die dreifache Krone auf dem Haupte
»in ſeinem heiligen Ornate, mit den Kardinälen und hohen
»Geiſtlichen umgeben, wie er ſich gegen die Erde neigt, dann
»ſeine Arme gegen den Himmel ausbreitet, in einer Stellung
»die ſo völlig die Inbrunſt einer Perſon ausdrückt, die der
»Gottheit das Gebet eines ganzen Volkes darbringt, und
»mit ihrem Blick, ſo zu ſagen, um die Erhörung des Ge-
»bets flehet. Man ſtelle ſich vor, daß dieſe Handlung durch
»einen Greis geſchehe, deſſen einnehmende Geſtalt und ange-
»nehme Phyſiognomie unſere lebhafteſte Theilnahme erregt —
»und wie nun die ganze unzählbare Menge in dem Augen-
»blicke, wo er ihr den Segen ertheilet, auf ihre Kniee ſtürzt
»und von gleicher Inbrunſt mit dem Betenden ergriffen
»wird.«

Der Engländer Moore, der den Papſt kurz vor ſeiner Abreiſe in Rom ſah, gibt über den Zauber, den ſein Benehmen überhaupt während ſeiner Anweſenheit im katholiſchen Deutſchlande über das Volk ausübte, folgenden Aufſchluß [1]). »Pius VI.,« ſagte er, »ein wohlgewachſener »Mann, von ſchlanker Leibeslänge, 64 Jahre alt, hat noch »das friſche Anſehen eines viel jüngeren Mannes. Für das »Ceremoniel ſeiner Religion hat er weit mehr Achtung, als »ſein Vorgänger, unter welchem, wie es heißt, dieſer Theil »des äußern Gottesdienſtes ſehr in Verfall gekommen iſt. »Der leztverſtorbene Papſt (Klemens XIV.) war ein »Mann von Mäßigung, guter Beurtheilungskraft, und ge»rade in ſeinen Sitten. Nicht ohne Widerwillen und Ekel »konnte er alle diejenige Pracht zur Schau aufſtellen, welche »ſein Stand erforderte. Er ſah ein, daß ſeit der Zeit, da »dieſe Ceremonien zuerſt eingeführt wurden, die Denkungsart »des menſchlichen Geſchlechts ſich ſehr verändert hatte, und »daß viele der anſehnlichſten Zuſchauer dieſelben Ceremonien für »ungereimt hielten, welche ehedem als heilig angebetet wurden. »Den jetzigen Papſt hielt man ſchon vorher, ehe er zu dieſer »Würde gelangte, für einen Mann, der alle Artikel der »römiſchen Religion feſtiglich glaubte, und alle ihre Gebote »und Ceremonien ſtreng beobachtete. Da er von geringeren »Familien, Vermögens- und Glücks-Umſtänden war, als ſeine »Mitkompetenten, die übrigen Kardinäle, ſo iſt wahrſchein»lich, daß er ſeine Erhebung zu dieſer Würde ſeinem vor»bemeldeten Charakter zu verdanken hat, welcher dazu

[1]) Wolf. und a. a. O. S. 466.

»geſchaffen zu ſeyn ſchien, die unter dem vorigen Papſte »eingeriſſene Mißbräuche abzuſtellen, unter deſſen Regierung, »wie man klagte, die Freidenkerei und der Proteſtantismus »zu ſehr geduldet wurden. Pius VI. verrichtete alle ihm »obliegenden geiſtlichen Handlungen auf die allerfeierlichſte Weiſe, »nicht allein bei öffentlichen und außerordentlichen Gelegenhei»ten, ſondern auch die gewöhnlichſten Handlungen der Andacht. »Neulich war ich in der Peterskirche faſt ganz allein, ſchlich »von Altar zu Altar, und beſah die Bildhauerei und Ge»mälde, als der Papſt mit wenigen Bedienten hereinkam. »Bei der Statue des heil. Petrus begnügte er ſich nicht »allein daran, ſich vor derſelben zu beugen, welches die ge»wöhnliche Ehrenbezeugung iſt, oder vor ihr nieder zu knieen, »welches ſchon einen höhern Grad der Religioſität anzeigt, oder »ſeinen Fuß zu küſſen, welches als die höchſte Andacht ange»ſehen werden kann; ſondern er that Alles, beugte ſich, »knieete, küßte den Fuß, und rieb ſeine Stirne und Haupt »an dem heiligen Steine, mit allen möglichen Zeichen der »Erniedrigung, Andacht und Eifer. Schon die Hälfte dieſes »Fußes iſt von andächtigen Lippen hinweggelekt. Wofern »das Beiſpiel des Papſtes durchgängig befolgt werden ſollte, ſo »müßte ein Wunder verhindern, daß nicht ſeine Lenden, Hüften »und übrigen Theile ſeines Leibes ein gleiches Schickſal er»litten. Dieſe ungewöhnliche Bezeugung eines heiligen Eifers »ſchreibt man bei dem Papſte keiner Politik oder Scheinhei»ligkeit zu, ſondern man glaubt, ſie rühre aus einer wahren »Ueberzeugung von der heilſamen Wirkung einer ſolchen hei»ligen Reibung her, welches freilich einen großen Begriff »von einem ſtarken Glauben gibt. — Die regelmäßigen

»Geſichtszüge, die leichten und angenehmen Bewegungen, und »das ſchöne Anſehen des Papſtes Pius VI. haben ſeiner »Perſon ſo viele Lobſprüche erwerben, daß er mehr als »Menſch ſeyn müßte, wenn er davon nicht ſelbſt etwas fühlen »ſollte. Die Eitelkeit hat eine ſo allgemeine Kraft über das »menſchliche Geſchlecht, daß man nicht bloß an der Jugend, »ſondern auch an ältern Perſonen Spuren eines ſolchen Ge»fühls wahrnehmen könnte. Auch ſind Se. Heiligkeit gegen »die Schönheit ihrer Perſon nicht unempfindlich, und für »deren möglichſte Zierde nicht ſorglos. Seine wohlgebauten »Beine und Füße ſind ſtets mit den ſchönſten ſeidenen Strümpfen »und rothen Pantoffeln von der feinſten Arbeit gezieret. »Obgleich die päpſtliche Tracht nicht ſo beſchaffen iſt, daß »ſie eine Mannsperſon gut kleiden könnte; ſo bietet dennoch »die ungemeine Zierlichkeit, womit ſie dem heiligen Vater an»gelegt iſt, und die feine Verarbeitung derſelben in den klein»ſten Theilen, viele Schönheiten dar. — Ich ſah den Papſt am »heiligen Chriſttage dem Volke den Segen ertheilen. Sobald er »auf dem Balkon an der Peterskirche von ſeinem prächtigen Seſ»ſel aufſtand, erfolgte eine ehrfurchtsvolle Stille; das Volk »fiel auf die Kniee nieder, und erhob ſeine Augen und Hände »gegen den Papſt, wie gegen eine wohlthätige Gottheit. »Nach einer feierlichen Pauſe ſprach er den Segen; mit großer »Inbrunſt ſtreckte er ſeine Arme, ſo weit er konnte in die »Höhe, dann ſchlug er ſie zuſammen, zog ſie in geſchwin»der Bewegung auf die Bruſt, gleichſam als wenn er den »Segen in der Höhe gefaßt, und ihn vom Himmel her»unter gezogen hätte. Endlich ſpreitete er ſeine Arme aus, »ſchüttelte und ſchwenkte ſie eine zeitlang, gleichſam als wenn

»er den Segen in voller Maſſe über das Volk ausſchüttete. »Keine Ceremonie kann beſſer ausgedacht werden, als dieſe »Segensſprechung. Für meine Perſon, wenn ich nicht ſchon »in meiner frühern Jugend ſehr widrige Begriffe davon be»kommen hätte, ſo würde ich gleichfalls in Gefahr gerathen »ſeyn, ihm eine Ehrfurcht zu weihen, welche mit den Grund»ſätzen der Religion, in der ich erzogen bin, nicht überein»ſtimmet.«

Was den Eindruck dieſer Scenen auf das Volk noch vermehrte, war die Zeit, in welcher ſie ſich ereigneten. Es war nämlich eben Oſtern und die heilige Woche, während welcher die römiſche Kirche all' ihr heiliges Gepränge zur Schau ſtellt, und die Gemüther durch Erweckung der Andacht und fromme Uebungen ohnehin für jede eingreifende Rührung vorbereitet ſind. Kaiſer Joſeph ſelbſt gab ihm mehrfache Gelegenheit mit dem impoſanteſten Pomp ſich zu zeigen, und überließ die feierliche Fußwaſchung, die gewöhnlich von den teutſchen Kaiſern, zum Andenken an Chriſtus, an 12 Armen vorgenommen wurde, dießmal dem Papſte.

Das Gedränge von Menſchen, welche den Papſt ſehen wollten, war ſo groß, daß es ungeachtet der Vorkehrung der Polizei, alle bei ſolchen Volksverſammlungen unvermeidlichen Vorfälle zu verhindern, bei dieſen ehrwürdigen Feierlichkeiten Quetſchungen und Armbrüche in Menge gab. Mehr wie einmal ſah man den großen Marktplatz mit verlorenen Hüten und Schuhen überſäet; alles aber ward durch das Glück, den Papſt zu betrachten und ſeinen Segen zu empfangen, erſezt. Dieſer Eifer gränzte an Wahnſinn. Der Strom der Donau war oft

von der Menge auf und abfahrender, mit Neugierigen beladener Böte verstopft. Bei 20 bis 30,000 Menschen drängten sich, um mit großem Geschrei den Segen zu fordern, in den zur Residenz des Kaisers führenden Gassen. Alle Zugänge waren verrennt, und der Papst mußte des Tages einigemal auf seinem Balkon erscheinen, um der ungeduldigen Menge die ihm so leichte und heiß erflehte Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieser Haufen entlassen, so ersezte ihn, nach eben dem Glück trachtend, schon wieder ein anderer. Der Zulauf war in Wien so groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmittel fürchtete. Aus den entferntesten Theilen der Erbstaaten eilte man herbei.

Fast nicht minder begierig, als des Papstes Segen zu empfangen, war man, seinem Pantoffel die übliche Huldigungen darzubringen. Er stand auf einem Kissen im Audienzsaal und erhielt zahlreichen Besuch von den vornehmsten Einwohnern der Hauptstadt. In den Häusern der Großen wurde er herumgeschickt. Der Fischerring ward unzählige Male geküßt.

Der Kaiser allein ließ sich nicht imponiren und störte die reinen Freuden des heiligen Vaters einigermaßen durch Fortsetzung seiner Maßregeln. Als man ihm zumuthete der pompösen Pontifikalmesse anzuwohnen, bei welcher er einen Thron einnehmen sollte, der um Etwas niedriger war, als der des Papstes, ließ er sich mit seinem Augenübel entschuldigen, und das für ihn bestimmte Gerüste wegnehmen [1]). Schon das tiefe Geheimniß seiner Konferenzen mit dem Papste, verrieth deren

[1]) Hübners Lebensgesch. Jos. II. Th. I. S. 126.

Erfolglosigkeit. Als Pius VI. ihn in Gegenwart des Fürsten Kaunitz, des Kardinals Migazzi und Kardinals Hrzan durch eine pathetische Rede zu rühren versuchte, wobei er viele Argumente aus dem kanonischen Rechte entnahm, antwortete Joseph: »Ich bin kein Theolog, verstehe zu wenig vom kanonischen Recht, um mündlich darin etwas zu verhandeln. Beliebe Euere Heiligkeit die Vorstellungen niederzuschreiben, die sie mir zugedacht, damit ich sie meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Sie kennen schon durch den Kardinal Hrzan die von mir, in Absicht der Kirchen und Klöster meiner Staaten genommenen Entschlüsse. Alles was bis jezt geschah, alles was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossenen neuen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kirchliche Lehre, auch nur im Geringsten beeinträchtigt. — Verlangen Ihro Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung: so bitte ich, mir ihre Einwürfe schriftlich vorzulegen; ministeriell und bis ins kleinste Einzelne soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will sie, zur Belehrung meiner Unterthanen selbst drucken lassen. —«

Allein dieser große Staatsmann war der Hierarchie noch mehr abgeneigt, als der Kaiser selbst, und eine Anweisung an ihn daher voll übler Vorbedeutung. Vergeblich erwartete der Papst den ersten Besuch dieses Staatsmannes, er mußte sich selbst herablassen, ihn zu besuchen, und als er es endlich um der Kirche willen that, ward er mit vielem Gepränge aber mit wenig Ehrfurcht empfangen. Während die Dienerschaft des Fürsten in reicher Galla ihm aufwartete, empfing

ihn Kaunitz selbst in seinen Hauskleidern, mit vieler Vertraulichkeit. Als ihm seine Heiligkeit die Hand zum Kusse reichte, schüttelte er sie auf gut englisch, mit vieler Inbrunst, indem er ausrief: „de tout mon coeur, de tout mon coeur!“ Ja es wird sogar erzählt, daß dieser stolze Minister sich der äußersten Unhöflichkeit gegen den Papst schuldig gemacht und einen muthwilligen Hochmuth gegen ihn gezeigt habe, was jedoch wenig mit seiner Stellung und seinem übrigen Charakter vereinbar wäre [1]):

»Kaunitz hatte die Gewohnheit, wie ich in seinen Abendgesellschaften, wozu mich sein Liebling, der podagrische General Burghausen einführte, oft sah, auch im Zimmer, wenn es nicht sehr warm war, den Hut auf dem Kopf zu behalten. Man hat mir, als ich einige Monate nach des Papstes Abreise nach Wien kam, erzählt: Kaunitz habe, als Pius in das Zimmer trat, wo er, wie in Gedanken vertieft, am Kamin stand, und sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen wärmte, den Hut auf dem Kopf gehabt, ihn zwar einige Augenblicke abgenommen, aber sogleich mit einer schlankweg gesagten Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder aufgestülpt. Er läßt ihn seine Gemälde besehen; um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben, läßt er ihn bald vor, bald rückwärts treten,

---

[1]) Pius VI. und sein Pontifikat. S. 225. Die nachfolgende Stelle ist daraus entnommen, doch kann die Wahrheit der darin erzählten Thatsache nicht gut verbürgt werden. Jedenfalls kommt ein guter Theil des unangemessenen Betragens dieses Ministers auf Rechnung seiner Sonderlingsmanieren, welche man einem Mann von so ausgezeichneten Gesinnungen und Fähigkeit wohl hingehen lassen konnte.

sich bald rechts bald links wenden. — Zum ersten Mal fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestoßen, — er, dem man sich sonst nur mit einem ehrerbietungsvollen Anstand näherte, den man nur, um ihm zu huldigen, berührte. Nicht ohne einige Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, die Alle, außer dem Hauptacteur befremdete: und um die erlittene Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Die ehrlichen Wiener meinten denn doch, diese ganz eben so unurbane als kränkende Begegnung des Papstes sey eine Art von Beleidigung der Hospitalität gewesen, wozu Kaunitz eben so wenig von Joseph den Auftrag gehabt habe, als er selbst dazu berechtigt gewesen sey. — Und mich däucht, die Wiener hatten hierin Recht.«

Jedenfalls aber hatte sich Pius eine solche Behandlung selbst zugezogen, da er in keinem seiner Breven ermangelte, die Rathgeber des Kaisers, worunter Kaunitz die erste Stelle einnahm, ja selbst ausdrücklich diesen Minister aufs Schonungsloseste zu beleidigen; hätte der heilige Vater eben so viele Klugheit als Frömmigkeit besessen, so würde er diesen unpassenden Besuch gewiß unterlassen haben. Aber sein Eifer riß ihn fort zu den unüberlegtesten Handlungen, welche sein Ansehen noch mehr erniedrigten, als die Unternehmungen seiner Gegner, welche ihn niemals verfolgten, sondern nur seiner Oberherrschaft sich zu entledigen suchten.

Während dieser merkwürdigen Zusammenkunft vermied auch Kaunitz alles Gespräch über Staatsangelegenheiten und beschränkte sich darauf über Gegenstände der Kunst sich mit

ſeinem Gaſt zu unterhalten. So blieben denn alle Bemühungen des Papſtes, eine Zurücknahme der kaiſerlichen Maßregeln zu bewirken, nicht nur fruchtlos, ſondern der Kaiſer fuhr ſogar während ſeiner Anweſenheit mit ſeinen kirchlichen Reformen fort, und zog den Kardinal Erzbiſchof zur Verantwortung, daß er einen vom Papſte verliehenen Ablaß ungefragt durch den Druck ankündigte; auch durfte das Breve, wodurch der Papſt einen Altar der Barnabiten privilegirte, nur mit Bewilligung der Cenſur gedruckt werden [1]). Alle dieſe Vorfälle ſtörten indeſſen das gute Einvernehmen zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer nicht, denn der Erſtere war zu ſehr erfreut über die ihm geleiſtete Huldigungen, als daß er hätte ernſtlich zürnen können. Was dem Triumph des Kaiſers noch mehr Glanz verlieh, war, daß der Papſt der ausgegangen war, den Kaiſer zu bekehren, ſelbſt faſt von ihm bekehrt wurde, und nicht umhin konnte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Man hatte ihm ſo viele falſche Schilderungen von dem Charakter und den Abſichten des Kaiſers gemacht, daß er höchlich erfreut war, in ihm einen Freund der Religion zu finden. Die Parthei, welche ihn zu ihrem Werkzeug machen wollte, hatte ſich in ihm verrechnet, denn ſeine Redlichkeit war ſo groß, daß ſie die Fehler ſeiner Ueberlegungskraft ſtets zu Gunſten der guten Sache ausglich. Joſeph hatte ihn gefragt, ob er in irgend einer ſeiner neuen Verordnungen eine einzige Stelle gefunden habe, welche die Glaubenslehre anginge, und ob Se. Heiligkeit nicht ſelbſt geſtehen müſſe, ſie beträfen alle nur die

[1]) Wolf Geſch. ꝛc. 477. — Lebensgeſch. Pius VI. S. 284.

Kirchenzucht? Pius zu bieder, um die Religion zur Politik herabzuwürdigen, bekannte offen, daß es so sey. »Nun denn, erwiederte der Kaiser, so bin ich doch kein Ketzer wie man in Rom behauptet, und der Papst selbst beeilte sich mit Wärme, eine Entschuldigung wegen einer ähnlichen Beschuldigung in den Noten Garampis vorzubringen. So gerecht ward Pius VI. gegen Joseph gestimmt, daß er bei Gelegenheit der Zusammenberufung eines Konsistoriums unter dem Vorwand den beiden Kardinälen Firmian und Bathyany den Hut zu überreichen, nicht umhin konnte, in das Lob des kaiserlichen Wirthes auszubrechen. »Wir sind, rief er enthusiastisch aus, wir sind oft um und bei ihm gewesen, und Alles fordert uns zu seiner Bewunderung auf; nicht bloß die unbegrenzte Leutseligkeit, mit der er uns in seiner kaiserlichen Residenz aufgenommen hat, mit der er uns täglich entgegengekommen ist, und auf das prächtigste bewirthet hat, sondern auch seine besondere Devotion, seine außerordentlichen Talente, seine unglaubliche Geschäftsthätigkeit. Welch' eine Beruhigung für unser väterliches Herz zu finden, daß Gottesfurcht und Religion nicht allein in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch eben so sehr bei allen Völkern der kaiserlichen Staaten, die wir auf der Reise sahen, sich ohne die geringste Beeinträchtigung aufrecht erhalten! Wie werden wir aufhören seine Tugenden zu erheben und sie mit unserem besten Gebet zu unterstützen; inbrünstig flehen wir zu dem allmächtigen Gott, er wolle den nicht verlassen, der uns liebt, er wolle Se. kaiserliche Majestät stärken in ihren heiligen Absichten, den überschütten mit dem [illegible] Segen.«

Man hat ſich zwar bemüht, dieſe Lobpreiſung als einen Ausdruck des ſchwachen, eitlen Charakters Sr. Heiligkeit zu bezeichnen, allein näher liegt die Vermuthung, daß ſie ein Merkmal ſeiner gerechten, wiewohl vorübergehenden und durch die Vorwürfe der Zeloten und Jeſuiten bald beſeitigten Stimmung geweſen. Indeſſen waren die übel geſinnten Biſchöfe der Monarchie eifrigſt bemüht, dem Papſte ſeine angebliche Pflicht ins Gedächtniß zu rufen, und faſt unwillkührlich ward er von der Nothwendigkeit fortgeriſſen, zur Aufrechthaltung ſeiner Würde den Reformen Joſephs nach ſeiner Art entgegen zu wirken. Man beſchuldigt ihn, daß er während ſeines Aufenthalts die Gaſtfreundſchaft zu Umtrieben mißbraucht habe, welche mehr ſeinem Eifer, als den Begriffen von Erkenntlichkeit entſprochen hätten, doch läßt ſich hierüber nichts nachweiſen. Gewiß iſt jedoch, daß die ungariſchen Biſchöfe bei Sr. Heiligkeit anfragten, in wie fern ſie den Befehlen des Kaiſers Folge zu leiſten hätten. Sie erbaten ſich vorzüglich Verhaltungsregeln über die Ehedispenſen, über die Befreiung von Ordensgelübden, über die Bulla in Coena Domini und Unigenitus [1]) und Pius VI. ertheilte hierauf Antworten, welche theils das Unvermeidliche ſanktionirten, theils mit Vorbehalt ein leidendes Verfahren anordneten, und auf den Hirtenbrief des Papſtes an den Biſchof zu Brünn verwieſen. In dieſem Breve, das man dem Papſte ſehr zum Vorwurf machte, und welches derſelbe in Folge einer an ihn gelangten Anfrage jenes Biſchofs, vom 3ten April erließ, wurde der Biſchof ſehr getadelt, daß er dem Willen des Kaiſers gemäß

[1]) V. Archiv der Urkunden ꝛc.

den aufgehobenen Karthäuſermönchen erlaubt, in den Weltprieſterſtand zu treten. Die Aufhebung der Klöſter wurde darin ſehr getadelt und angeordnet, daß die aufgehobenen Mönche keineswegs ihrer Gelübde zu entlaſſen ſeyen, und gehalten ſeyn ſollten, unter ihrem Kleide ein Zeichen ihrer Ordensproſeſſe zu tragen, »damit es offenbar ſey, daß ſie nicht freiwillig ihre Klöſter verlaſſen, ſondern durch Gewalt beunruhigt und herausgeworfen worden ſeyen [1]).«

Am 22ten April hielten dieſelben ungariſchen Biſchöfe eine zweite Konferenz, worin ſie den Primas Grafen von Bathyany fragten, ob ſie von den, ihnen durch den Papſt gewährten Vollmachten Gebrauch machen dürften, ohne nach Rom Rekurs zu ergreifen, worauf ihnen der Papſt durch den Primas bedeuten ließ, daß ſie erſt nach ſeiner Rückkunft nach Rom zu ſchreiben, bis dahin aber ſich im Nothfall der ihnen ertheilten Befugniſſe zu bedienen hätten. Dieſer Beſcheid zeigt unverkennbar die Beſorgniſſe, welche der heilige Vater in Bezug auf die Geſinnungen der römiſchen Prälaten hegte, welche mit den unbedeutenden Erfolgen ſeiner Bemühungen, von welchen er ihnen ſo pomphaften Bericht erſtattete, keineswegs zufrieden waren. Dagegen war der Kaiſer mit ſeinem Benehmen, trotz der vielen Vorbehalte und trotz des offenen Tadels ſeiner Maßregeln gegen die Klöſter, keineswegs ſehr unzufrieden, denn der heilige Vater hatte, wenn auch mit Betrübniß und widerſtrebend den widerſpenſtigen Biſchöfen ſolche Befugniſſe ertheilt, daß ſie nun, mehr

[1]) Ut vi deturbati et rejecti non sponte e claustris exiisse videantur. Wolfs Geſch. S. 487. — Archiv ꝛc.

den meiſten ſeiner Verordnungen ohne Widerſpruch und Vorwand gehorſamen konnten. Die Freude, welche er darüber empfand, drückte ſich in einem Schreiben an Bathyany aus, deſſen und der mit ihm vereinigten ungariſchen Biſchöfe Widerſtand ihm in vieler Hinſicht hätte gefährlich werden können. Es war von einem koſtbaren Geſchenk begleitet und lautete wie folgt [1]):

»Lieber Kardinal Bathyani! Mir iſt bekannt, daß Sie nur durch die Ueberzeugung des Guten und ihre Amtspflicht gegen Gott und den Staat zu derjenigen Verabredung bewogen worden, welche ſie zu meiner vollkommenen Zufriedenheit bei der Gegenwart des Papſtes hier mit den Ihnen Untergebenen und anweſenden Biſchöfen getroffen haben. Das Bewußtſeyn, recht und nutzbar gehandelt zu haben, würde Ihnen zwar genug ſeyn; mir aber iſt daran gelegen, daß Jedermann aus dieſem Merkmale, welches ich Ihnen hier überſchicke, meine für Sie hegende Denkungsart öffentlich erſehe. Sie werden dem hauptſächlich mitwirkenden Erzbiſchofe von Colozka dieſes Ordenskreuz, das unter ſeiner Adreſſe hier beiligt, in meinem Namen, ſammt der Verſicherung meiner vollkommenen Zufriedenheit, daß er Ihnen ſo treulich an die Hand gegangen iſt, übergeben; zugleich auch dem Biſchofe von Erlau, den Sie mir beſonders angerühmt haben, in meinem Namen bedeuten, daß ich ihm das Großkreuz vom heil. Stephansorden verleihen wolle, und daß ich

---

[1]) L. Hübners Lebensgeſchichte Joſ. II. Th. I. S. 131. — Der Freimüthige B. I. S. 567. — Acta historico-ecclesiastica nostri temporis. Th. LXVI. S. 207 u. f. — Wolf, Geſch. der kirchl. Ver. S. 492.

von ihm ſo, wie von allen übrigen Biſchöfen, denen Sie ebenfalls mein Wohlgefallen werden bekannt machen, die wohlangemeſſene eifrige Mitwirkung in allen denjenigen Aufträgen und Veranlaſſungen erwarte, die zum Beſten der Religion, zur Bildung der Ihnen untergeordneten Prieſterſchaft und daraus entſtehenden wahren Belehrung und Anleitung des Volkes zu guten Chriſten und Mitbürgern, allein führen, welches mein einziges und vorzüglichſtes Augenmerk iſt ꝛc.«

Als endlich im Laufe des Monats April unvermuthet Geſchäfte den Papſt nöthigten abzureiſen, empfing er beim Abſchiede die vollkommenſten Beweiſe der Zufriedenheit des Kaiſers. Er machte ihm ein koſtbares Brillantkreuz zum Geſchenk und bot für ſeinen Neffen Luigi Braſchi das Diplom eines Fürſten des heil. römiſchen Reiches, allein Pius VI. war ſo klug, es mit einer Aeußerung der Betrübniß auszuſchlagen. Er bat den Kaiſer dieſe Gnade bis zu günſtigeren Zeiten zurückzubehalten und bemerkte: »Ich will nicht, daß man ſagen könne, ich hätte mich mehr mit der Erhebung meiner Familie, wie mit dem Intereſſe der Kirche beſchäftigt.« — Der Kaiſer erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten gegen Pius [1]) und ſein Gefolge. Aeußerſt rührend war der

---

[1]) „Die Perſonen vom päpſtlichen Gefolge erhielten reiche Geſchenke. Den ihm von dem Kaiſer zur Bedienung beſtellten Leuten hinterließ der Papſt gleichfalls Beweiſe ſeiner Freigebigkeit, wodurch die ſchon ſo großen Koſten der Reiſe noch erhöht wurden. — Es ward berechnet, daß durch dieſen unnützen Einfall die Schuldenlaſt der apoſtoliſchen Kammer um eine Million römiſcher Thaler vermehrt ward. Selbſt durch den glücklichſten Erfolg hätte eine ſolche Ausgabe, beſonders zu einer Zeit, wo die ſchlechte

Abſchied des Papſtes vom Kaiſer zu Mariabrunn. Beide hatten ſich als redliche Männer lieben und achten gelernt, ſie waren Freunde geworden und doch waren ſie gehindert, wie Freunde an einander zu handeln. Der ſtille Vorwurf den ſich Beide hierüber machten, gab ihrem Abſchied einen ſo ergreifenden Ausdruck der innigſten Rührung, daß alle Umſtehende in Thränen ausbrachen. Sie ſahen vor ſich eines der ſelteneren Beiſpiele, wie zwei der edelſten Menſchen ſich durch ihre Eigenſchaften gegenſeitig angezogen fühlten, die durch eine grauſame Nothwendigkeit, ein ſtarres Princip, auf immer einander entriſſen worden.

Fünftes Kapitel.

Folgen des Beſuches. — Neue Streitigkeiten.

Kaiſer Joſeph hatte, um dem ehrwürdigen Greis eine offene Kränkung zu erſparen, ihn nicht ohne Hoffnungen abreiſen laſſen. Er hatte ihm verſprochen, daß er keinen Mönchsorden gänzlich abſchaffen, ſondern nur die überflüſſigen Klöſter wegräumen wolle, und daß die Cenſur keine Druckſchrift gegen den rechtmäßigen Gebrauch der päpſtlichen Autorität geſtatten ſolle, allein dieſe unbedeutenden Verſprechungen weckten in dem leichtbethörten Gemüthe des Papſtes Hoffnungen, welche bald wieder vernichtet wurden. Bald nach der Abreiſe des Papſtes, erließ Kaiſer Joſeph (30. Mai) ein Edikt, welches ſeinem weſentlichen Inhalte nach nur eine

Verwaltung ſchon beunruhigendes Murren erregte, kaum gerechtfertigt werden können."

Bestätigung aller seiner kirchl. Verordnungen enthielt[1]). Doch war diese mit vieler Schonung gegeben und trug einen leichten Anstrich von Nachgiebigkeit gegen den Papst in unwesentlichen Dingen. So wurde Jenen, deren Gewissen dieß erforderte, der Rekurs nach Rom in Ehesachen unter Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung nicht verwehrt, doch selbst diese Genehmigung konnte nur in den wichtigsten Fällen nachgesucht werden. Eben so unwesentlich war die besondere Erklärung des Kaisers, daß er das Besetzungsrecht der Bisthümer in der Lombardei dem heiligen Vater auf Lebenszeit gestatten wolle. Demungeachtet wollte sich Pius VI. lange nicht gestehen, daß seine Reise fruchtlos gewesen sey[2]). Der ganzen

---

[1]) V. 2ten B. d. Gesch. — Sammlung der k. k. Ges. Th. II. S. 169. — Schlözers Staatsanzeigen B. III. Heft IX. S. 3. — Der Freimüthige B. III. S. 44 u. f. — Wolf, Gesch. d. k. V. S. 496.

[2]) „Ehe Pius Augsburg verließ, hatten die Reichsprälaten von Ochsenhausen, Zwiefalten, Elchingen und Neresheim eine Audienz bei Sr. Heiligkeit. In derselben geschahen von Seite des Papstes mehrere Fragen an sie. Eine davon beantwortete der Abt von Ochsenhausen mit folgenden Worten: Undecem Monasteria sub me habeo, sed sex de his in Austria sunt posita. (Ich habe eilf Klöster unter mir, aber sechs davon liegen in Oesterreich). Bei diesen lezten Worten sah der Papst gegen Himmel, schlug die Hände zusammen und sagte: „O filii mei dilectissimi, omnia tentavi, ut in antiquo remaneant, vel in antiquum reducantur omnia, sed —— Verum nondum res est ad finem perducta; oremus et confideamus.“ (O meine geliebtesten Söhne, ich habe Alles versucht, daß die Sachen auf altem Fuße bleiben, oder wieder dahin gebracht werden möchten; allein — doch die Sache ist noch nicht zu Ende; laßt uns beten und hoffen!“ Politisches Journal Jahrgang II. Stück VI. S. 575. — Lebens- und Regierungsgeschichte Pius VI. Theil III. §. 97. S. 347 u. f. — Hübners Lebensgeschichte Josephs II. Theil I. S. 129.

übrigen Welt blieb es kein Geheimniß, daß er von dem Kaiser durchaus nichts habe erreichen können, denn während Pius noch hoffte, ihn zu Rücksichten zu bewegen, betrachtete Joseph sich erst am Anfange seines Reformationswerkes angelangt [1]). Pius hingegen berichtete nach seiner Rückkunft seinem Konsistorium mit ziemlicher Verlegenheit Folgendes: [2])

»Sie werden, verehrungswürdige Brüder, besonders begierig seyn, zu vernehmen, was zwischen uns und des Kaisers Majestät in Beziehung auf unsere und der Kirche wichtigste Angelegenheiten verhandelt worden ist. Wir wollen Ihnen demnach, in so weit es uns jezt möglich ist, willfahren. Fast täglich kamen wir mit dem Monarchen zusammen, und in diesen Zusammenkünften wurden jene Angelegenheiten zwar vertraulich und auf eine freundschaftliche Art, aber doch immer mit der größten Sorgfalt in Erwägung gezogen. Alles, was wir frei und offenherzig vortrugen, Alles, was wir von den Rechten der Kirche und der Religion zu sagen durch Unser apostolisches Amt verpflichtet waren, wurde gefällig und aufmerksam angehört. Der große Geist Josephs, des Kaisers, von dessen besonderer Zuneigung zu uns wir so viele Beweise haben, seine Leutseligkeit und Menschenliebe, schienen auch

---

[1]) Ein Wiener machte in Bezug auf dieß seltsame Verhältniß das Bonmot: der Papst sey nach Wien gekommen, um zwei Messen zu lesen; die eine für den Kaiser sine Credo, die andere für sich selbst cum Credo. Pius VI. und s. Pontif. S. 237.

[2]) Allocutio in consistorio secreto die XXIII. Septembrio habita — Acta a sanctissimo Patre et Domino nostro Pio, divina providentia Papa Sexto, causa itineris sui Vindobonensis. pag. 38. — Acta historico-eccles. Th. LXVII. S. 315. — Wolfs Geschichte S. 524.

den meiſten Unſerer Gründe beizupflichten, und wir dürfen geſtehen, daß Unſer Vertrauen hierin, nicht getäuſcht wurde. Einige und zwar wichtige Forderungen haben wir von deſſen Gerechtigkeitsliebe wirklich erhalten, wie dieſes aus neu kund gemachten Verordnungen deſſelben erhellet; und zur Erhaltung einiger andern Vortheile wurde Uns die beſte Hoffnung gemacht.«

So ſehr ſich nun der Pabſt durch die Triumphe, welche ihm die Frömmigkeit des Volks in Wien, München, Augsburg, Venedig, getröſtet fühlen mochte, ſo wenig fand ſich das Konſiſtorium durch ſeinen Bericht befriedigt. Das römiſche Volk ziſchte ihn auf öffentlicher Straße aus. Immer ſuchte Pius ſeine Freunde zu überreden, daß ſeine Reiſe nicht erfolglos geweſen ſey.

Unbefangen ſagte er ſeinen nächſten Freunden gleich in der erſten Unterredung: »Dieſer Fürſt hat einen großen Fond von Religion. Er hat mich verſichert, und hat es mir auch bewieſen, daß er der beſte Katholik auf Erden ſey. Seine Rathgeber haben nach dem Tode ſeiner ehrwürdigen Mutter ihn irre geleitet.« — Der ſtrenge, aber immer weiſe Geſandte von Spanien gab zu, daß die Reiſe ihm Ehre mache: »aber,« ſagte er, »ich zweifle an ihrem Nutzen für die Religion und für den römiſchen Stuhl!« — »Laſſen Sie mir nur Zeit,« verſezte der heilige Vater, »und Sie ſollen ſehen, daß ich von dem Kaiſer viel mehr, als man glauben mag, erhalten werde [1]).«

---

[1]) Pius und ſ. Pontif. S. 255.

Als die Parthei der Zeloten die Mißhandlung des ehrwürdigen Greisen so weit trieb, auf ein Betpult seiner Kapelle ein Blatt mit Injurien zu legen, das unter Anderem die Worte enthielt: »Was Gregorius VII. der größte Priester gestiftet hat, das hat Pius VI., der kleinste aller Priester, wieder zerstört« — schrieb Pius mit Bleistift darunter: »Christi Reich ist nicht von dieser Welt, er, der himmlische Kronen austheilt, raubt die irdischen nicht. Laßt uns dem Kaiser geben, was dem Kaiser und Gott was Gott gebührt.« Dieß charakterisirt seine wahre Gesinnung, allein die Quälereien, welche er von allen Seiten erdulden mußte, während Joseph in seinen Reformen fortfuhr, reizten ihn bald wieder zur Feindseligkeit gegen ihn. Als es verlautete, der Kaiser wolle den Kirchen ihre Grundstücke nehmen, schrieb er an ihn: »Wie, Eure Majestät wollte also beweisen, daß Sie auch nicht die geringste Rücksicht auf meinen Rath nehmen, oder wenigstens daß sie ihn nur zu bald vergessen haben! Wo sind jene Versicherungen von Anhänglichkeit an die Reinheit der Religion, jene von Euer Majestät bekannten Grundsätze der Rechtgläubigkeit [1])?« Joseph erwiederte, daß die Besorgnisse seiner Heiligkeit ungegründet seyen und eine innere Stimme ihn den rechten Weg nie verfehlen lasse. Leicht beruhigt, gab sich Pius wieder neuen Hoffnungen hin und äußerte mehrere Male, daß der »unvergleichliche Kaiser« ihn nicht täuschen und nur durch seine Minister übel angeleitet werden könne. Aber je größer dieses fast kindliche Vertrauen war, desto stärker war der Eindruck, welchen die

[1]) Pius VI. und s. Pontif. S. 264.

Fortschritte der josephinischen Reformen auf sein, von dessen Feinden bestürmtes Gemüth machten. Er, der sonst so sanft war, wurde endlich durch die Aufhetzung der Zeloten auffahrend, übellaunig und am Ende stumpfsinnig. Er ließ es willenlos geschehen, als Joseph die Bettelorden in seinen Staaten abschaffte, die Mönchsorden den Bischöfen unterwarf, die Ernennung der Bisthümer im Mailändischen und Mantuanischen dem Stuhl entzog und sich öffentlich zum Obervormund der Kirche und Verwalter ihrer weltlichen Güter ernannte. Immer eingeschränkter wurde die Macht des Papstes in den Erbstaaten, aber er ließ es geschehen, so lange die Dogmen nicht angegriffen wurden. Joseph dagegen suchte ihn hinsichtlich der Wirkungen des Toleranzediktes zu trösten und unterhielt mit ihm einen lebhaften und vertraulichen Briefwechsel, welchen die übrigen Gesandten am römischen Hofe sehr tadelten, weil er zu nichts führte. Vergebens suchte man den Papst zu überreden, daß Joseph nur sein Spiel mit ihm treibe. »Thäte er dieß,« sagte er zu den Gesandten von Frankreich und Spanien, »so würde ihm dieß selbst am übelsten bekommen. Wir müssen ihm doch, was wir denken, zu wissen thun, um vor Gott und Menschen vorwurfsfrei zu seyn. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nicht aufbringen können, denn mit vieler Gelassenheit hört er Alles an, was man ihm auch sagen mag und thut hinterher was er will[1].« Diese Aeußerung schien den Gesandten sehr komisch und man muß gestehen, daß sie es war; allein offenbar that man dem Kaiser unrecht, wenn man glaubte, er wolle den Papst

[1] Pius VI. u. s. Pontif. S. 265.

täuſchen, wenn er eingenommen für deſſen Perſönlichkeit ihn ſo ſchonend als möglich behandelte. Allein die Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Papſte war nicht nach dem Geſchmack der orthodoxen Parthei, welche in ihrem Eifer das reizbare Gemüth des Papſtes ſo weit brachten, daß er dem Kaiſer endlich in einem ſchonungsloſen drohenden Tone einen Brief ſchrieb, den ihm der Kaiſer unbeantwortet zurückſandte. Das Schreiben ſoll indeß wirklich in ſolchen Ausdrücken abgefaßt geweſen ſeyn, daß der Kaiſer es unmöglich auf eine unmittelbare Weiſe hätten beantworten können. Er ſchickte es alſo erbrochen dem heiligen Vater mit dem Beiſatze zurück: »Daß dieſer angebliche Brief Sr. Heiligkeit nothwendig von einem Menſchen herrühren müßte, der die, zum wechſelſeitigen Vortheile abzielende Eintracht zu ſtören trachte, und daß Sie ſich von der Gerechtigkeitsliebe des Papſtes verſähen, Se. Heiligkeit würden alſogleich nach dem Urheber dieſer beleidigenden Schrift forſchen, und ihm die verdiente Strafe zukommen laſſen.« — Dem Monarchen ſoll darin der Bann angedroht und überhaupt auch auf den berüchtigten Brief des Kurfürſten von Trier an Joſeph II. gezielt worden ſeyn. Der Abbé Beck, der der Verfaſſer eben dieſes Briefes im Namen des Kurfürſten war, nun aber deſſen Dienſte verlaſſen hatte, befand ſich eben zu der Zeit in Rom, wo er ſeiner Verbindungen und Bekanntſchaften in Teutſchland wegen, am päpſtlichen Hofe ſehr willkommen war, dürfte vielleicht zu dieſem päpſtlichen Schreiben nicht wenig beigetragen haben. — Der Bruch ſchien vollkommen; Pius war in Verzweiflung. Den Anlaß hatte die kaiſerl. Ernennung Visconti's zum Erzbiſchof von Mailand gegeben, welche der Papſt ſich zu beſtätigen weigerte. Der

Kaiſer war erbittert, noch mehr der Staatskanzler Fürſt Kaunitz, welcher laut ſagte, daß er, falls der Papſt ſich weigere, den Erzbiſchof zu prekoniſiren, er die Biſchöfe der Lombardei verſammeln werde, um von ihnen, nach dem Gebrauch der erſten Kirche, die kanoniſche Einſetzung jenen geben zu laſſen, die der Kaiſer dazu ernennen würde. Der Kardinal Hrzan, kaiſ. Geſandte in Rom, erſchrack über den Sinn der Aufträge, welche er erhielt; allgemein war die Beſtürzung, als Joſeph, in dieſem Augenblicke der Beleidigte, durch ſeine Perſönlichkeit den Streit zu ſchlichten beſchloß.

Sechstes Kapitel.

Reiſe des Kaiſers nach Rom.

Unvermuthet war Joſeph II. den 6. Dezbr. von Wien abgereist, nachdem er dem Fürſt Kaunitz die Staatsgeſchäfte übertragen hatte. Wie ſehr auch ein irreligiöſer Geiſt unter ſeinen eifrigſten Anhängern um ſich gegriffen hatte, ſo wünſchte doch er ſelbſt aufrichtigſt nicht nur Aufrechthaltung der Religion, ſondern auch ein gutes Einvernehmen mit dem Oberhaupte der Kirche, das er perſönlich hochſchäzte. Allein eben ſo wohl geſinnt war er als feſt entſchloſſen, die Anmaßungen des römiſchen Hofes nicht zu dulden und der hochmüthigen und herrſchſüchtigen Parthei, welche den beſcheidenen Pius zu einer Rolle zwinge, die ihm nicht natürlich ſey, Trotz zu bieten. Er wollte ſich mitten in das Triebwerk ihrer Machinationen begeben, theils um ihnen ſeine Geringſchätzung zu

zeigen, theils um aus Prüfung ihres Einfluſſes auf die Curie einen Entſchluß zu faſſen, der entweder die Freundſchaft mit Rom befeſtige, oder ſeine Macht auf immer breche.

Schon am 18. langte der Kaiſer zu Florenz an und eilte nun dem König von Schweden voraus, der ſich ſo eben nach Rom begeben wollte. Ein Kurier, welcher dieſem von Rom entgegengeſchickt wurde, ward in dem Wahn gelaſſen, daß er dem König von Schweden begegne und ſo kam der Kaiſer unerkannt plötzlich im Hotel des öſterreichiſchen Geſandten an, deſſen Herz durch die Ankunft ſeines Souveräns in dieſem kritiſchen Moment nicht wenig erleichtert ward. Noch denſelben Abend (des 23.) bat der Monarch den Ritter Azara, ſpaniſchen Agenten am römiſchen Hofe, deſſen ausgezeichneter Charakter und große Gaben längſt die Aufmerkſamkeit des Kaiſers erregt hatten, um eine Konferenz in einem der römiſchen Theater. Die Nachricht von ſeiner plötzlichen Ankunft war kaum im Vatikan angelangt, wo man eiligſt in der höchſten Ueberraſchung ſich anſchickte, einen ſo hohen Gaſt würdig zu empfangen, als der Kaiſer ſchon in ſeiner Uniform in das Zimmer des Papſtes trat. Pius empfing ihn herzlich, und Joſeph beobachtete gegen ihn jene zartſinnige Ehrerbietung, welche er ihm in Wien gezeigt hatte. Als ihm Pius in der Peterskirche einen Platz in ſeinem Betſchemel anbot, ſchlug er dieſe Ehre aus und kniete einige Schritte hinter ihm nieder. In ſeinem übrigen Betragen offenbarte Joſeph jene unbefangene Leichtigkeit, welche niemals ahnen ließ, welche ernſte gewaltige Dinge ſein Geiſt bewegte. In der Loge des Ritters Azara angelangt, empfing er mit Anmuth die herbeiſtrömenden Beſuche, begrüßte

glaubten, ich fürchte ſie, und ſey wegen einer Antwort auf Argumente verlegen, die in einem neulichen Briefe des Papſtes an mich enthalten ſind. Ich habe ihn zurückgeſchickt, weil er Unanſtändigkeiten enthielt, und mich von meinem Entſchluß nicht abbringen konnte; denn ich ändere nie einen mit Ueberlegung genommenen Vorſatz. Eine andere Urſache meiner Reiſe nach Rom iſt, um dem Papſt ſeinen langen, mir in Wien gemachten Beſuch zu erwiedern. Ich halte etwas auf Pius, es iſt ein guter Mann (c'est un *bon* homme). Sie würden lachen, wenn Sie Zeuge unſerer Conferenzen ſeyn könnten. Er wird oft hitzig, manchmal gar böſe; ich laſſe ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entſchluß. Ich weiß gar wohl, daß er mir in dieſem Augenblicke das verweigerte Indult geben würde, um zu dem Erzbisthum zu Mailand und zu allen Beneficien der Lombardei zu ernennen; aber als Geſchenk will ich nicht annehmen, was mir als Hoheitsrecht gehört. Meine Schuld iſt es nicht, daß meine Vorfahren nachläßig oder zu furchtſam geweſen ſind. Aus Achtung für den Papſt, aber nicht als eine Gnade erbat ich das Indult von ihm. Er ſchlug es mir ab, weil man ihm übel gerathen hatte, und doch ward Ludwig XV. wegen Korſika, ein ähnliches Indult, unweigerlich zugeſtanden.«

Als der Kardinal verſuchte einige Einwendungen zu machen und Pius VI. [1]) entſchuldigen wollte, bedeutete ihm Joſeph II. kurz und beſtimmt: »Meine Parthei iſt genommen, und leid würde es mir ſeyn, wenn der Papſt mich zwänge, gewiſſe Mittel zu ergreifen . . . . .«

[1]) Pius VI. und ſein Pontifikat. S. 274.

»Wie gesagt, im Grunde ist der Papst ein sehr guter Mann, er hat Verstand aber er weiß nicht, daß sich die Zeiten geändert haben. Uebereilen werde ich nichts, aber noch weniger zurückweichen.« In diesem Sinne äußerte er sich wiederholt, während seiner Anwesenheit in Rom sowohl gegen Bernis als gegen Azara und den Papst. Bei den Unterhandlungen mit den lezteren, zeigte Joseph stets seine geistige Ueberlegenheit, aber auch stets die Gemüthsneigung, keinen Mißbrauch davon zu machen. Dem Kardinal Bernis und Ritter Azara ward daher das Mittlergeschäft nicht schwer gemacht. Joseph der mit dem Entschluß gekommen war, das päpstliche Indult nun gar nicht mehr anzunehmen, ward durch die Vorstellungen dieser beiden ausgezeichneten Männer endlich dazu vermocht. »Wohlan,« sagte er vor seiner Abreise nach Neapel, »ich will mich nicht sträuben das Indult anzunehmen, nur sey es unwiederruflich und so gefaßt, daß man sehe, die Annahme sey von mir bloß aus Freundschaft für den Papst geschehen.« So brachte es Joseph durch seine Charakterfestigkeit dahin, daß man ihm das nun aufdrang, was man ihm vor Kurzem verweigert hatte. Der Kardinal Herzan erhielt nun Vollmacht zum Abschluß einer Konvention, worin dem Kaiser die Ernennung, als der Souverainität zukommend, zugestanden wurde.

Joseph II. zeigte durch seine Versöhnlichkeit die Großmuth eines schönen Charakters, indem er selbst freiwillig dem Papste zugestand, was diese durch Drohungen nicht erlangen konnte. Von seinem guten Einvernehmen zeigten sich der aufmerksamen Welt bald deutliche Spuren; die Hoffnungen lebten auf beiden Seiten wieder auf. In Wien, wo der

kaiſerliche Befehl anlangte, daß mit allem ferneren Einſchränkungs-, oder Aufhebungsgeſchäfte gegen die Kloſtergeiſtlichkeit eingehalten werden ſollte, empfing man die Zeichen der wiederhergeſtellten Eintracht mit vieler Freude. Eine andere kaiſerliche Reſolution [1]), wo noch die in Beſchlag genommenen italieniſchen Güter des Stiftes Salzburg, wieder herausgegegeben werden ſollten, ſchien das herrſchende Gerücht zu beſtätigen. Auch die Römer wurden für den Kaiſer durch die Leutſeligkeit, mit welcher er Jedermann begegnete, eingenommen, und weiſſagten aus ſeinen heiteren Mienen viel Gutes. Selbſt die Exjeſuiten ſchöpften Hoffnung, als ſie vernahmen, daß der Kaiſer bei der Prinzeſſin Doria Vieles zum Lobe ihres Ordens geſagt habe.

Zwar erneuerten ſich bei Joſephs Rückkunft von Neapel die Streitigkeiten über die Form der verabredeten Konvention, und es fanden einige heftige Auftritte mit dem Papſte ſtatt, da lezterer in dem Aufſatze des Kaiſers die Ehre des heiligen Stuhls nicht hinlänglich geſchont ſah. Die Rathgeber ſuchten die Kleinigkeiten zu benutzen, um des Papſtes Hartnäckigkeit zu vermehren, und brachten es auch dahin, daß Joſeph eine Konferenz mit offenbarem Verdruß plötzlich abbrach, und die Papiere zu ſich nahm. »Wozu,« rief er aus, »ſind noch Konventionen nöthig? wir ſind Freunde und wollen es immer bleiben, Jeder thue in ſeinen Staaten, was ihm gut deucht.« Pius antwortete entſchloſſen: »Nun denn, wenn Eure Majeſtät den Erzbiſchof von Mailand ohne kanoniſche Einſetzung weihen laſſen, ſo wird alle Verbindung

[1]) Leben und Geſchichte Joſ. II. 2ter Th. S. 60.

mit dieſem Prälaten gebrochen, und ſeine Kirche wie die von Utrecht behandelt werden.« Allein Joſeph ließ ſich nicht von einem augenblicklichen Affekt den Moment der Kriſis entreißen, nahm den Streit wieder auf, und beiderſeitige Nachgiebigkeit brachte die Sache ſo weit, daß die beiden Unterhändler ſelbſt das Konkordat gemeinſchaftlich ausarbeiteten [1]).

Ein anderer Streit ſoll ſich entſponnen haben, als der Kaiſer gegen den Papſt ſeinen Wunſch erwähnte, einige General-Vikare in ſeinen Staaten zu haben, die er von dem Zehenten und anderen Einkünften, die von benachbarten Biſchöfen aus Oeſterreich gezogen wurden, zu dotiren Willens ſeit. Als der Papſt einwendete, daß ſie ſich weigern würden, einer ſolchen Einrichtung beizuſtimmen, verſicherte Joſeph, daß er wiſſen werde, ſie zu zwingen.

Dieſe kleinen Mißhelligkeiten abgerechnet waren beide Theile äußerſt zufrieden mit einander. Pius blieb ſehr eingenommen für den Kaiſer, und erzählte mit Wohlgefallen die kleinſten Umſtände ſeiner Unterredungen, ohne im Geringſten die Ueberlegenheit zu verbergen, welche der Kaiſer in ihren Konferenzen zu behaupten gewußt hatte. Er habe ihm, ſagte Pius, das größte Zutrauen erwieſen, und ihm über die erſten Kabinete und über das Perſönliche der europäiſchen Souveräns die zarteſten Eröffnungen gemacht. Beredter und geiſtvoller als er ſey Niemand. »Mit einem Wort,« ſezte er gutmüthig hinzu, »der Kaiſer ſagt Alles, was er ſagen will,

---

[1]) Es geſchah dieß in lateiniſcher Sprache, welche beiden Theilen nicht ſo geläufig war, daß ſich in ihre Arbeit nicht hätten einige weſentliche Sprachſchnitzer einſchleichen können, die der Kanzlei viel zu lachen gaben. (Pius VI. u. ſ. P. S. 278.)

aber nicht immer Alles, was er denkt.« Dieß Vertrauen zu vergelten, ſuchte Pius Alles hervor, was dem Kaiſer den Aufenthalt in Rom angenehm machen konnte. Er lud ihn allen Ernſtes ein, ihn noch einmal zu beſuchen und einer Heiligſprechung beizuwohnen, wodurch der launige Kaiſer ſich etwas beluſtigt zeigte. Der Eindruck, welchen er auf ganz Rom machte, ſtimmte alle Gemüther ganz zu ſeinen Gunſten. Sein einfacher, leutſeliger Charakter, ſein abſichtliches Vermeiden aller Ceremonien und Huldigungen, und die Religiöſität, welche er bei ſeinem Beſuch der Kirchen offenbarte, zerſtreute alle ungünſtigen Vorurtheile, welche das Gerücht erweckt hatte. Seine Großmuth gewann ihm das Volk. An 30,000 Gulden vertheilte er bloß in Hospitälern und unter das Volk. Der Enthuſiasmus, den er erregte, war ſo groß, daß er ſeinen Gegnern neuen Stoff zum Argwohn gab. Oefters, wenn er durch die Straßen ging, ſagt man, habe das Volk gerufen: Viva il *nostro* Imperadore! Als er am 21. Jänner endlich Rom verließ, und ſo die ängſtlichen Beſorgniſſe, welche Viele von den Wirkungen ſeiner Popularität hegten, beſeitigte, waren Alle mit ihm höchlich zufrieden, und mehr als irgend Jemand war es der Papſt [1]).

Siebentes Kapitel.

Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienſtreit.

Allein Joſeph hatte ein feſtes Ziel vor ſich, das aus den Augen zu laſſen keine Privatrückſicht ihn veranlaſſen konnte. So ſehr er zur Schonung des Papſtes geneigt war, ſo gern

[1]) Pius VI. u. k. B. S. 281.

er ſeiner Autorität Vorſchub leiſtete, ſo lange es ohne Beeinträchtigung der vaterländiſchen Güter und der eigenen Würde geſchehen konnte, ſo wenig konnten ihn die wahre Freundſchaft und Achtung, welche er gegen die perſönlichen Verdienſte des heiligen Vaters hegte, abhalten, ſeinen Weg fortzuſetzen. Hätte Pius weniger die einzelnen Unternehmungen des Kaiſers als ſeinen Hauptplan im Auge gehabt, ſo wäre der Streit großartiger aber einfacher und mit einem Male beendigt geweſen, allein Pius gab ſich einer Selbſttäuſchung hin, die den Streit bei der kleinſten Gelegenheit wieder aufnahm, ohne daß jemals ein Erfolg für ihn zu hoffen geweſen wäre. Er ſah bei allen ſeinen Zugeſtändniſſen nur den Vortheil ſeiner Vorbehalte, auf welche er dann ein übermäßiges Gewicht legte. Als die Ernennung des Erzbiſchofs von Mailand zur Vollziehung kam, entſtanden deßhalb neue kleinliche Hinderniſſe, zu deren Beſeitigung faſt vier Monate erforderlich waren, obgleich es ſich kaum um mehr als die Form handelte, nach welcher der neue Prälat dem Konſiſtorium angekündigt werden ſollte. Endlich wurde man darüber einig, dem Konſiſtorium zu melden, daß »der Erzbiſchof von Mailand von dem Kaiſer kraft der freundſchaftlichen, zwiſchen Sr. Heiligkeit und dieſem Monarchen abgeſchloſſenen Konvention ernannt ſey.« So endigte das Jahr 1784 ohne weiteren Sturm.

Allein ſchon im nächſten Jahre verſuchte die päpſtliche Hierarchie über das teutſche Reich ſeine Macht wieder auszubreiten, und beunruhigte den kaum verſöhnten Kaiſer mit neuen Anmaßungen. Pius errichtete nämlich in München eine neue Nuntiatur, und ſchmälerte ſo die geiſtliche Autorität der teutſchen Prälaten, wogegen der Kurfürſt von Mainz

und der Erzbiſchof von Salzburg ſofort beim Kaiſer Beſchwerde führten.

Joſeph, der ſich über dieſen Gegenſtand ſchon einmal nachdrücklich erklärt hatte, antwortete den beiden Erzbiſchöfen, daß die Nuntien künftig als nichts mehr denn Geſandte eines weltlichen Regenten zu betrachten ſeyen, und daß er nie zugeben werde, daß ſie irgend eine Jurisdiktion in Kirchenſachen weder im Reich noch an ſeinem Hofe ausübten; wovon der Papſt ſelbſt durch den Kardinal Hrzan in Kenntniß geſezt wurde [1]). Und dieſe Erklärung, welche den päpſtlichen Staatsrath nicht wenig erſchreckte, erhielt noch mehr Gewicht durch die kaiſerliche Verordnung (im Oktober 1785), die den Nuntien in Teutſchland alle Arten von Gerichtsbarkeit nahm, und den Biſchöfen alle ihre alten Rechte wieder gab. Der Kurfürſt von Kölln ſäumte nicht, ſie in ſeinen Staaten zu

---

[1]) „Damals war in Rom ein gewiſſer Marcheſe Antici, ein ſchlauer Italiener, der durch ſeine Geſchmeidigkeit und Intriguen eine große Wichtigkeit erlangt hatte. Er war bei dem heiligen Stuhl als Miniſter der beiden Kurfürſten von Bayern und von Kölln angeſtellt. Bei dem Münchner Hof wollte ſich dieſer das Verdienſt erwerben, ihm einen Nuntius zu verſchaffen; denn für die katholiſchen Mächte vom zweiten Range war das ein Vorzug von nicht geringer Wichtigkeit. In welche Verlegenheit gerieth nun der Marcheſe Antici, als einer von ſeinen Befehlsgebern, der Churfürſt von Kölln, eben ſo ſehr als ſein Bruder den Kaiſer gegen die Vorrechte der Nuntiaturen eingenommen, ihm befahl, ſich mit allen Kräften der Neuerung zu widerſetzen, — die er ſelbſt hervorgerufen hatte! Der Papſt konnte, wenn auch über dieſe doppelte Widerwärtigkeit ſehr betrübt, ſich doch des Lachens über den doppelten Geſchäftsträger nicht erwehren, der nun zwei ſich ſo widerſprechende Rollen zugleich zu ſpielen hatte. — Denn, wie Joſeph auch ſagte, im Grunde war Pius ein guter Mann.“

publiziren; auch der Kurfürst von Mainz traf die nöthigen Vorkehrungen, um sich den Absichten des Kaisers gemäß zu halten. So ward der römische Stuhl nach und nach aller seiner Vorrechte und Einkünfte in Teutschland beraubt, und alle katholischen Fürsten beeilten sich, dem gegebenen Beispiele nachzuahmen. Während der Kurfürst von Bayern die Ankunft des neuen Nuntius mit vielem Pomp ankündigte, hielten die teutschen Erzbischöfe von Mainz, Kölln, Trier, Salzburg, einen Kongreß zu Ems, und berathschlagten über die Punkte, deren Entscheidung Joseph in seinen Staaten der päpstlichen Gewalt entrissen hatte [1]). Die Grundsätze des Kaisers in Kirchensachen wurden hier als untadelhaft anerkannt und förmlich adoptirt. In der energischen Sprache des Kaisers

[1]) „Ein sehr merkwürdiger Zug zur Geschichte dieses kühnen, teutschen Kongresses, der dem päpstlichen Stuhl offene Fehde bot, war der, daß der Kurfürst von Kölln selbst von einem protestantischen, öffentlichen Lehrer des kanonischen Rechts, Georg Ludwig Böhmer in Göttingen, im Jahr 1787 ein Gutachten über die Resultate (Punktationen) des Emser Kongresses forderte; welcher dahin entschied, „daß das Resultat des Emser Kongresses dem katholischen Kirchenstaatsrecht von Teutschland gemäß sey." — Die Original-Handschrift dieses trefflich ausgeführten rechtlichen Bedenkens liegt vor mir, und ich würde mich nicht enthalten können, ob hier gleich dazu nicht der ganz geeignete Ort ist, wenigstens einen koncentrirten Auszug davon zu liefern, wenn mir nicht gerade des jüngern Böhmers Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte, in die Hände gefallen wäre, wo das Gutachten im ersten Stück des zweiten Bandes ganz abgedruckt ist. — Die volle Wirkung des Resultats dieses so wichtigen Kongresses, ward durch die Eifersucht der Bischöfe gegen die Erzbischöfe, durch Josephs Tod und durch die französische Revolution zwar geschwächt; doch aber haben es die Erzbischöfe in ihren Sprengeln geltend gemacht, und es ist in den Kompendien des katholischen Kirchenrechts zum Grund gelegt worden." (Pius VI. u. s. P.)

wurden Verordnungen erlaſſen, worin den Unterthanen dieſer geiſtlichen Fürſten ſtreng verboten wurde, ſich in irgend einer Angelegenheit an die Nuntien zu wenden. Demungeachtet fuhren die Nuntien Zoglio und Pacca mit ihren Anmaßungen fort, und lezterer ließ ſich einfallen ein Manifeſt an die Prälaten und Pfarrer des Kurfürſtenthums Kölln zu richten, worin er ihnen befahl, in gewiſſen ſchon erlaubten Graden keine Heirathsdiſpenſation ohne Indult des Papſtes anzuerkennen. Allein dieſe Verordnung wurde mit Unwillen zurückgewieſen und die Unpopularität der Nuntien griff täglich mehr um ſich, als ſie ſich ſo weit vergaßen, Gährungen im Volke zu erregen. Der Papſt verhielt ſich bei allen dieſen gefährlichen Umtrieben ſehr unthätig, und billigte das Betragen ſeiner Abgeſandten, das die Macht der römiſchen Kurie völlig untergrub. Es war ſchon ſo weit gekommen, daß ſie ſich Schriftſteller dingen mußten [1]), welche ihre Anſprüche vertheidigten, allein je mehr geſchrieben, geſprochen und beleuchtet wurde, je mehr ſank das Anſehen des Oberhaupts der Kirche, je mehr gab es der Abtrünnigen, welche ſich nun zu ſeinen Gegnern aufwarfen.

So beſchwor die Unklugheit des päpſtlichen Hofes ein Gewitter herauf, deſſen Blitze ihn vernichtet hätten, wäre

---

[1]) „Pius VI. Hauptſchriftſteller war damals der Exjeſuit Zaccaria, deſſen ſchon mehrmals erwähnt iſt; ein Fanatiker, der gewiſſe Fähigkeiten, oder wenigſtens die Gelehrſamkeit hatte, welche ihn zu dieſem Geſchäfte eignete. Eine gelehrte Deduktion ward von ihm ausgearbeitet. Hätte man ihn nur machen laſſen, ſie würde ganz unwiderſprechlich dargethan haben, daß zu allen Zeiten der heilige Stuhl im Beſitz geweſen ſey, nach Belieben und allenthalben hin, mit Vollmachten begabte Nuntien zu ſenden, ohne ſich an die Biſchöfe und Erzbiſchöfe der Sprengel zu kehren.“

nicht Joſeph II. Mäßigung, ihm als Rettungsengel erſchienen. Der Kurfürſt von Mainz ging in ſeiner Unzufriedenheit ſo weit, dem Kaiſer Vorſchläge zu machen, die Rom zittern machten. Es hieß in dieſen Vorſchlägen: die berüchtigten Dekretalen Iſidor's, deren Unächtheit nicht mehr zweifelhaft ſey, wären die einzige Baſis, worauf die Immunitäten des römiſchen Hofes beruheten. Weiter ward darin auf die Zuſammenberufung des neuen, ſeit mehr als zweihundert Jahren von dem römiſchen Hofe verſprochenen Concils gedrungen, welches die Quelle ſeiner uſurpirten Reichthümer verſtopfen ſollte. Unaufhörlich verdrehe er ſeine Verſprechungen, vereitle die Hoffnungen des teutſchen Reichs, und fahre fort, die mit den teutſchen Fürſten errichteten vorläufigen Konkordate zu verletzen. Die teutſche Nation ſey nunmehr aller ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn entledigt. Es ſey endlich einmal Zeit, daß ſie von den Summen, welche für das Pallium ihrer Erzbiſchöfe nach Rom geſchickt worden, einen andern Gebrauch mache, und ſie ihrer eigenen Beglückung und der Unterſtützung der Unglücklichen widmen, u ſ. w. —

Es fehlte nur die Beiſtimmung Joſephs zur Ausführung dieſer Pläne, allein der Monarch zeigte bei dieſer wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, daß eine Demüthigung und Herabſetzung der päpſtlichen Würde nicht in ſeinem Sinne lag. Er unterſtützte die Pläne der geiſtlichen Fürſten Teutſchlands anfangs nicht und begnügte ſich in ſeinen Staaten mit den kirchlichen Reformen fortzufahren, Klöſter aufzuheben, ihre Güter der Religionskaſſe einzuverleiben. Lange Zeit ertrug Pius dieſe Anordnungen mit leidlicher Geduld, allein

als Joseph das Bisthum Laibach zum Erzbisthum erhob und gemäß der geschlossenen Uebereinkunft die Ernennung des Grafen Karl v. Herberstein dem Papste zur Bestätigung vorlegte, weigerte sich dieser den Verfasser jener vom Kaiser so gebilligten Hirtenbriefe, worin der Bischof die Religionswahl Jedermann freigestellt hatte, in seiner neuen Würde zu bestätigen. Er verlangte als Bedingung seiner Anerkennung den Widerruf jener Maximen. Diese Zumuthung beantwortete Kaunitz im Namen des Kaisers mit den ernsten Worten:

»Der Widerstand des Papstes werde eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem römischen Stuhl und den Staaten Sr. kaiserlichen Majestät veranlassen, und aller bisher aus Achtung für den Papst beobachteten Schonung für immer ein Ziel setzen. Nichts werde ihn mehr abhalten, künftig aus eigener kaiserlicher Autorität, alle kirchlichen Einrichtungen zu treffen, so wie in den ersten Jahrhunderten des Priesterthums Gebrauch gewesen.«

Hartnäckiger als gewöhnlich beharrte indeß der Papst auf seiner Weigerung, die er dadurch zu motiviren suchte, daß er diesen Prälaten der Ketzerei beschuldigte, eine Behauptung, welche er mit Stellen aus seinem Hirtenbrief belegte. Joseph II., der die Dogmen der Kirche stets unangefochten ließ, erlaubte dem Prälaten diese Beschuldigungen, dogmatisch zu beantworten, verbot ihm aber seine Maximen zu widerrufen. Zwar beseitigte der Tod des Grafen von Herberstein bald diesen Gegenstand des Streits; aber dieser hinterließ in dem Gemüthe des Kaisers einen Eindruck, der den persönlichen Rücksichten für den Papst in der Folge

großen Abbruch that. Er verweigerte nicht länger dem Betragen der vier Erzbischöfe in Teutschland seine Zustimmung, gestattete die Herausgabe einer Schrift zur Aufmunterung der Bischöfe, sich den Erzbischöfen anzuschließen. Vergeblich beklagte sich Pius über diese öffentlichen Schritte gegen ihn, er konnte selbst nicht hindern, daß der Reichshofrath sich gegen die von dem Nuntius Pacca gethanen Schritte erklärte, und dem Kurfürsten von Bayern seine Nachgiebigkeit verwies. Bis an sein Ende verharrte Joseph auf der Bahn der Reformation. Er ließ seine Grundsätze über Staat und Kirche durch Schriften verbreiten, gestattete, daß in einem Theil seiner Staaten die Sakramente in der Landessprache verabreicht würden, gab dem Toleranzedikte in Ungarn eine weitere Ausdehnung, und ließ in Konstanz eine reformirte Kirche bauen [1]).

Lebhafter als in irgend einem Theile der Monarchie tobte der Streit mit der Kirche in den Niederlanden, wo der Widerstand, den die kaiserlichen Reformen fanden, zugleich nationaler Natur war [2]); hier vertheidigten der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, und der päpstliche Nuntius Zondadari die Interessen des heiligen Stuhles im Vereine mit dem abergläubischen Volk, das sich gegen die kaiserlichen Verfügungen, hinsichtlich der Klöster, Brüderschaften,

---

[1]) Pius VI. und sein Pontif. S. 300.

[2]) S. die Geschichte desselben in dem nächstfolgenden Abschnitt „die Reaction der Völker des Staatenbundes", wohin sie mir besser zu passen schien, da hier die Geistlichkeit mit dem Volke wirkte, während sie in den übrigen Provinzen ihre Opposition gegen das Volk richteten.

Seminare, Prozeſſionen, Pilgrimſchaften heftig auflehnte. Der fanatiſche Eifer des Nuntius verſchmähte hier nicht die auffallendſten und gefährlichſten Mittel der Sache ſeines Souveräns den Sieg zu verſchaffen. Er ſuchte das Volk aufzuwiegeln, ſezte durch die thätigſten Intriguen alle feindſeligen Elemente in den Niederlanden in Bewegung, und zwang den Kaiſer, die dem heiligen Stuhl ſchuldige Ehrfurcht bei Seite zu ſetzen, und ſeinen Bevollmächtigten von Brüſſel fortzujagen. Allein von Lüttich aus ſezte dieſer ſeine Intriguen fort. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, den Verlauf der Ereigniſſe in den Niederlanden genauer zu würdigen.

Dieſelbe Beharrlichkeit hatte in Teutſchland 1788 denſelben Erfolg. Der Streit der Erzbiſchöfe mit den Nuntien gedieh bis zu einem bedenklichen Ernſt. Ohne Rückhalt erklärte Joſeph als römiſch-teutſcher Kaiſer, daß die gewaltſame Art des Widerſtandes von Seiten Roms gegen ſeine Vorſchläge und Erinnerungen ihn zu den ernſthafteſten Maßregeln berechtige, um die unbeſtreitbaren Grundſätze ſeiner älteſten Vorfahren geltend zu machen, und berief zu dem Ende die Reichsverſammlung ein. Zwar konnte dieſer Staatskörper wegen ſeiner geſchwächten Kraft und ſeines geringen Anſehens die Beſorgniſſe Roms nicht vermehren, allein die vier Erzbiſchöfe von Salzburg, Trier, Kölln und Mainz zeigten ſich nur zu geneigt, in allen Dingen die päpſtliche Autorität zu ſchmälern. Aus eigener Machtvollkommenheit entband Trier die Mönche ihres Gelübdes, geſtattete ihnen Kölln ſogar ſich zu verheirathen. Auf der andern Seite handelte der Papſt mit gleicher Anmaßung und Willkür, indem er von allen urbar gemachten Ländern den Zehnten

im Kurfürſtenthum Kölln einfordern ließ, und ihn ſogar an Unterthanen deſſelben verpachtete [1]). Der Streit dauerte fort bis zum Ende Joſephs, ohne zur Entſcheidung zu kommen.

Inzwiſchen geſtalteten ſich die niederländiſchen Angelegenheiten ſchlimmer, als ſelbſt der römiſchen Curie angenehm war. Es ſchien der Fluch dieſes Zeitraums zu ſeyn, daß Prinzipien, welche ſich gegenſeitig zu unterſtützen beſtimmt waren, ſich bekämpfen und aufreiben ſollten zu Gunſten der Revolution, die ſie Beide zu vernichten drohte. So wüthete in den Niederlanden die päpſtliche Autorität gegen die Souveränität des Kaiſers und dieſer gegen die Kirche, die ſein Anſehen erhielt. Aber das Ziel des leztern war nicht Befeſtigung ſeiner Macht; er erreichte ſeine heilige Beſtimmung im Tode. Anders verhielt es ſich mit der Unternehmung der römiſchen Kirche. Sie verfehlte ihren Zweck, beraubte Oeſterreich um eine Krone, ein Volk um ſeinen Frieden, und gewann keinen Zuwachs an Macht. Man bediente ſich ihrer Kräfte zu Rebellion und Mord; beſudelte ihr heiliges Gewand mit Blut, entwürdigte ihre geweihten Mauern durch elende Ränke, und machte ihren Boden zum Tummelplatz der niedrigſten Leidenſchaften. Dieß waren die Früchte des ſcholaſtiſchen Streits, welchen Rom mit ſo vielem Eifer entflammt und geſchürt hatte. Händeringend ſah Pius in die ſchreckliche Feuersbrunſt, welche er entzündet hatte. Als Kardinal Hrzan (1790), der Geſandte des Kaiſers, ihn im

[1]) Pius VI. und ſ. Pontif. S. 304.

Vatikan beſuchte, um wegen der aufs höchſte geſtiegenen niederländiſchen Unruhen ſich mit ihm zu berathen, fand er den frommen, ſanften Greis in heißem Gebet und in Thränen [1]). Kurz vorher war in der franzöſiſchen Nationalverſammlung der Saame aufgegangen, den ſeine Emiſſäre durch ihre Kontroverſen geſät hatten. Der Kaiſer, im Innerſten betrübt über das Unglück des niederländiſchen Volkes, bat den Urheber deſſelben um ſeine Vermittlung. Es war zu ſpät. Willig gehorchte Pius dem Anſinnen [2]), indem er die Biſchöfe in den Niederlanden aufforderte, ihre Pfarrkinder zum Gehorſam gegen den Kaiſer zurück zu bringen. Allein in ihrer Antwort erklärten dieſe Aufwiegler des Volkes die nationale Unabhängigkeit Belgiens, und forderten den Papſt ſelbſt auf ſie zu unterſtützen. Der Todesengel bewahrte Joſephs ergriffene Seele vor der ſchmerzlichen Erfahrung, wie die allmächtige römiſche Kirche, welche ein Volk gegen ihn zu bewaffnen vermochte, außer Stand war, demſelben das Schwerdt der Empörung zu entreißen. So endigte der Kampf Joſephs mit der Kirche nach zehnjähriger Dauer zum Unglück für beide Partheien. Wahrſcheinlich hätte ihn Joſephs entſchiedener Wille zu einem anderen Ende geleitet, wäre nicht ſeine vom Schickſal ihm gegebene Aufgabe gelöst, ſeine Laufbahn geſchloſſen geweſen.

Gleich Joſeph war Pius VI. beſtimmt, ein Märtyrer ſeiner Grundſätze und der ſchönen Eigenſchaften ſeines

---

[1]) Daſelbſt S. 304.

[2]) Archiv der Urkunden.

Charakters zu werden. Seine größten Tugenden gereichten ihm zum Verderben, und ſeine offenbarſten Fehler dienten ihm gegen die Stürme der Zeit zu einiger Schutzwehr. Wir beſchließen dieſen Abſchnitt mit einer ſcizzirten Charakteriſtik ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Hofes, welche nicht wenig zur Aufhellung ſeiner Verhältniſſe zu Joſeph II. beitragen wird. Nach dem übereinſtimmenden Urtheile aller glaubwürdigen Schriftſteller, welche Pius VI. aus näherem Umgange kannten, beſaß er glänzende Eigenſchaften. Ein beweglicher, anmuthiger Geiſt, verbunden mit einem gebildeten Kunſtgeſchmack, ziemlich hellen Anſichten und einer blühenden Sprache, machten auf Alle, die ihn näher kannten, den angenehmſten Eindruck. Dabei aber war ſein Gemüth ſo ſchwach, daß er ſich leicht von Andern leiten ließ, was ihn zuweilen in Verlegenheiten ſtürzte, häufiger aber noch ihn aus manchen Gefahren errettete. Er war ungeduldig, leicht zum Zorn gereizt, ſtarrſinnig, für Vorurtheile empfänglich, doch weder beharrlich im Haß noch bösartig. Seine Herzensgüte hatte keine Grenzen, hervorſtechend war ſeine ausſchweifende Liebe zum Ruhme, die oft in kindiſche Eitelkeit und prunkende Koketterie ausartete. Aus einer Familie vom niedrigſten Adel entſproſſen, brüſtete er ſich gerne mit der Erhebung ſeines Stammes, und wandte alle ſeine Wappenkunde dazu an, ſein Familienwappen auf eine Weiſe zuſammenzuſetzen, die vielen Stoff zum Lachen gab. Der Abbildung des Windes, das ſein ganzes Familienwappen bildete, fügte er einen Adler, Lilien und Sterne bei, was dem Witz der Römer Gelegenheit zu folgendem Diſtichon gab:

Redde Aquilam Imperio, francorum Lilia regi,
Sydera redde polo, caetera Braschi tua [1]).

Tauſendmal fand man dieſes Wappen und den Namen des Papſtes in Rom und im ganzen Kirchenſtaate wiederholt. Man berechnete, daß die Laune des Papſtes ſeinen Namen bei dem unbedeutendſten Anlaß zu verewigen, dem Fiskus ſchon 1786 zweimalhunderttauſend römiſche Thaler gekoſtet habe. Aber dieſer Eitelkeit verdankt die Kunſt manches koſtbare Geſchenk. Das von ihr errichtete Muſeum Pium Clementinum zu Rom ward eines der koſtbarſten in Europa. — Sein Aeußeres war geeignet ſeiner Eitelkeit Nahrung zu geben. Wohlgebaut, von einer edeln ſchönen Phyſiognomie, die noch im hohen Alter ſeine Friſche behielt, hob er die Vortheile ſeiner Geſtalt gerne durch ſeine Haltung und Kleidung heraus. Haar und Bein zeigte er gerne der andächtigen Menge, jenes ſorgfältig gekämmt, dieſes in gefälliger Attitüde. Den Pomp liebte er bei allen Gelegenheiten. Sein ſittlicher Wandel war frei von allem Vorwurf, und diente beiden Geſchlechtern zur Erbauung. Seine Gelehrſamkeit in der Dogmatik war eben ſo groß, als ſeine Unwiſſenheit in Bezug auf alle weltlichen Dinge. Von dieſer erzählt man ſich viele ergötzliche Anekdoten, die ſo, wie alles, was zu ſeinem Nachtheile gereichte, von ſeinen Feinden geſchäftig verbreitet wurden [2]).

---

[1]) Gieb den Adler dem Reich des Kaiſers, die Lilien Frankreichs ſeinem König, die Sterne dem Himmel, das Uebrige iſt dein Braſchi. (Pius VI. u. ſ. Pont. S. 74.)

[2]) Hievon gab er auf der Reiſe nach Wien unter Anderem einen Beweis, der viel Lachen erregte. — Der Kaiſer war ihm entgegengefahren, und ſaß neben ihm im Wagen, als ſie ein

Bei der Leichtigkeit, mit der ſich Pius von fremdem Einfluß beherrſchen ließ, iſt es nicht unwichtig jene Perſonen kennen zu lernen, welche am meiſten auf ihn einwirkten. Unter dieſen war ohne Zweifel der Mächtigſte, der Geſandte Frankreichs, deſſen Rathſchläge immer Berückſichtigung fanden. Kardinal Bernis, geb. 1715, ſtammte aus einem altadelichen Geſchlechte, war aber ohne Vermögen, und widmete ſich dem geiſtlichen Stande, um gute Pfründen zu erhalten. Er war eng verbunden mit den Gelehrten, die man damals ausſchließlich Philoſophen nannte, und erwarb durch leichte, anmuthige Gedichte den Namen des franzöſiſchen Anakreon. Die Verbindung mit der Pompadour, welche er ſchon früher kannte, ehe ſie die allvermögende Maitreſſe Ludwigs XV. wurde, führte ihn zu Staatsgeſchäften, 1751 wurde er Botſchafter zu Venedig, und nach ſeiner Rückkehr in den Staatsrath eingeführt, erhielt er den größten Einfluß. Ein Gegner Friedrichs II. verband er ſich mit ſeiner Gönnerin, die große Klage über des preußiſchen Königs ſpottenden Witz hatte, zum Untergang deſſelben. So wurde Bernis Hauptbeförderer der Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſtreich vom 1ten Mai 1756, und im J. 1757 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Aber bald durch den unglücklichen Erfolg des ſiebenjährigen Kriegs belehrt, wollte er zu dem alten Syſtem zurückkehren, und einen Separatfrieden bewirken. Die Pompadour vereitelte

---

paar Meilen von Wien an Baden vorbeikamen. „Das ſind, ſagte der Kaiſer, meine warmen Bäder," und rühmte ihre Wirkung. „Ei rief Pius VI., wer kennt ſie nicht die trefflichen warmen Bäder von Spaa!"

dieſes Bemühen, und Bernis Fall war deſſen Folge. Indeß wurde er zum Kardinal ernannt, und 1769 nach Rom als Botſchafter geſandt, wo er, dem Leichtſinne der Jugend entſagend, mit edler Würde, großen Aufwand und mächtigen Einfluß in alle Geſchäfte, allgemein geachtet lebte. Sein Haus war der Mittelpunkt aller intereſſanten Menſchen, beſonders der Fremden. Durch die Revolution verlor er ſeinen Poſten, und da ſein Vermögen verſchwendet war, brachte er ſeine lezten Jahre in verlaſſener Dürftigkeit zu, und ſtarb 1794 [1]).

Dieſer Kardinal Bernis war es, durch deſſen vertraulichen Umgang der Papſt ſich geehrt fühlte, und deſſen Rathſchläge er faſt immer befolgte. Man kann jedoch nicht ſagen, daß Bernis jemals dieſe Gewalt mißbraucht hätte, vielmehr ſchlug es immer zum Nachtheil des römiſchen Hofes aus, wenn man ſeine Rathſchläge hintanſezte. So war Bernis auch gegen die erfolgloſe Reiſe des Papſtes nach Wien.

Die wichtigſten Staatsämter waren von Männern beſezt, welche die Geſandten der Höfe von Wien und Paris begünſtigt hatten, unter ihnen der Staatsſekretair Pallavicini. Allein die geheimen Rathgeber des Papſtes waren oft mächtiger als ſeine öffentliche.

Nächſt Bernis hatte den meiſten Einfluß, der ſpaniſche Geſandte, der ausgezeichnete Ritter Azara. Dieſer genoß zu Rom des höchſten Anſehens und des entſchiedenſten Einfluſſes; er übertraf hierin ſelbſt den Kardinal Bernis, mit dem er aber immer das vertraulichſte Einver-

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten. S. 346 — 347.

ſtändniß unterhielt. Man ſagte von Azara, daß er ſchlechterdings alles durchſetze, was er nur wolle. Er verdankte dieſes zum Theil dem Gewicht ſeines Hofes, das zu allen Zeiten in Rom das größte war, noch mehr aber ſeinem Geiſt und ſeiner tiefen Kenntniß der Menſchen und Geſchäfte. Er liebte ſehr die Wiſſenſchaften und Künſte, und war genauer Freund des großen Maler Mengs [1]).

Der Ritter Azara verwandte keinen Blick vom römiſchen Stuhl. Seine Wachſamkeit und Feſtigkeit waren dieſem zwar oft läſtig; er wußte aber mit ſeinen ernſten Erinnerungen Beweiſe der Theilnahme zu verbinden, die ihm bei dem Papſt zugleich Wohlwollen und Zutrauen erwarben, und man darf behaupten, daß ſein Einfluß, und der ſeines Freundes Bernis, Pius viele Fehltritte erſpart und den Umſturz des päpſtlichen Stuhles für einige Zeit noch aufgehalten haben [2]).

Der Herzog von Grimaldi, eigentlicher Repräſentant Spaniens, ein gutmüthiger wohlmeinender Mann, und Verwandter Pallowiainis, überließ Azara faſt alle Geſchäfte und war faſt immer von Rom abweſend.

Kardinal Hrzan, kaiſerl. Geſandter am römiſchen Hofe, unterſtüzte dieſe beiden wahren Freunde des von Joſeph angenommenen Syſtems aufs Thätigſte. Er ſelbſt war ſeinem Kaiſer ſehr zugethan, und ſeine Anſichten mußten mit jenen Joſephs, ſehr ſympathiſiren, denn Kaiſer Joſeph ſprach gegen

---

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten S. 347.

[2]) Pius VI. u. ſ. Pont. S. 33.

ihn unverhohlener und energiſcher von ſeinen Abſichten, als er ſonſt gegen Prieſter zu thun gewohnt war. Hrzan gerieth dadurch oft in nicht geringe Verlegenheit, da er ſich zwiſchen zwei Pflichten geſtellt ſah, wovon die eine der anderen widerſprach. Seine Stellung am römiſchen Hofe war daher eine höchſt ſchwierige und völlig unhaltbare, wenn ihm Joſeph nicht in den kritiſchſten Augenblicken zu Hilfe gekommen wäre.

Allen dieſen Männern ſtanden viele Feinde in Rom und auswärts gegenüber. Der Vertreter des päpſtlichen Stuhles in Wien war Garampi, (geb. 1725) ein ſehr gelehrter Prälat, der viele Jahre den päpſtlichen Archiven vorgeſtanden hatte. Er war nachher unter ſchwierigen Umſtänden Nuntius in Warſchau geweſen, ſeit 1775 aber in Wien, wo er das beſondere Vertrauen von Maria Thereſia erworben hatte [1]). Er ging in ſeinem apoſtoliſchen Eifer oft zu weit, und erſchwerte nicht wenig das gute Einvernehmen zwiſchen dem Kaiſer und dem heiligen Stuhle. Doch fehlte es ſpäter ſelbſt in der Nuntiatur nicht an Freunden des Kaiſers [2]).

Weit gefährlicher waren die meiſt in geſchloſſene Partheien vereinigten Feinde Oeſtreichs und der Tendenzen der kaiſerlichen Reformen in Rom ſelbſt. An der Spitze der Jeſuiten ſtand

---

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten.

[2]) Ein Sekretair der Nuntiatur in Wien ſoll die geheime Korreſpondenz des Papſtes mit mehrern Geiſtlichen der Regierung entdeckt haben. Wie er deßhalb bei ſeinen Obern in Verdacht kam, wurde er vom Papſt als Courier nach Rom geſandt, aber der Sekretair, welcher den Inhalt der ihm anvertrauten Depeſchen ahnen mochte, erbrach dieſelben, fand wirklich, daß ſeine Gefangennehmung befohlen ſey, kehrte nach Wien zurück, und fand bei der Regierung Schutz.

der kön. preußiſche Agent Abbé Ciofani, der Repräſentant der intriguanten Politik Friedrich II., deſſen größtes Talent darin beſtand, die Feinde ſeiner Feinde oder Nebenbuhler für ſich zu gewinnen. Weil Joſeph II. ſich den mächtigen Orden der Jeſuiten zum Feind gemacht hatte, bemühte Friedrich ſich eifrig um deſſen Freundſchaft, obgleich ſeine Grundſätze, als proteſtantiſcher Fürſt, dieſem Benehmen geradezu widerſprachen. Nachdem die Jeſuiten faſt im ganzen übrigen Europa verbannt worden waren, erklärte er ſich unter dem nichtigen Vorwand, daß man ihn bei ihrer Aufhebung nicht um Rath gefragt habe, für ihren Beſchützer, indem er ſie in Schleſien zur Erziehung der Jugend unbedenklich zuließ und vor dem Papſte, der insgeheim ein Freund des Ordens war, trotz der Gegenvorſtellungen der anderen Höfe das Verſprechen erzwang, daß er die Geſellſchaft welche ſich in Preußen bilde, niemals für unregelmäßig erklären werde [1]).

Es iſt höchſt ſeltſam den königlichen Freund der franzöſiſchen Atheiſten mit einem Orden verbündet zu ſehen, der

---

[1]) Der König von Preußen wollte, unter welchem Titel es ſeyn mögte, die Jeſuiten in ſeinen Staaten behalten. „Ich werde ſie beſchützen„ ſagte er 1775 in Breslau zu Einem von dieſer Geſellſchaft; „weder der Pabſt noch ſonſt Jemand hat das Recht, mir vorzuſchreiben; ich habe in dem lezten Friedensſchluſſe dem kaiſerlichen Hof verſprochen, die katholiſche Geiſtlichkeit in dem Zuſtand, wie ich ſie gefunden, zu laſſen. Ich werde Wort halten; und wenn jeder thun zu können glaubt, was ihm gut dünkt, ſo werde ich das ganze Pfaffengeſchmeiß fortjagen, und nur euch behalten.“ Eben damals ſchrieb er an d'Alembert, nach einer ſchweren Krankheit? „ich habe in meinem Leben viel geſehen. Die Soldaten des Papſtes ſah ich meine Uniform tragen, die Jeſuiten mich zu ihrem General erwählen, und Voltaire wie ein altes Weib ſchreiben.“

in Rom kein Mittel verſchmähte, neuen Einfluß zu gewinnen. Papſt Pius war ihm ſtets im Herzen zugethan, und ſo hatten die Anhänger deſſelben ein leichtes Spiel gegen den Einfluß der Höfe von Spanien und Oeſterreich, die Pius kaum ſo ſehr fürchtete, als den Haß der Jeſuiten. Sie benüzten wie zur Zeit ihrer Macht ohne Bedenken alle Umſtände. Ascetiſche Schriften, Pasquille, Wundergaukelei und ſelbſt die ſkeptiſche Philoſophie waren die Waffen, mit welchen ſie ſich vertheidigten. Ungemeines Aufſehen erregte das durch ſie 1783 verbreitete Gerücht von der Heiligkeit des damals mit Tod abgegangenen Bettlers Labre, deſſen Leichnam drei Tage lang zur Schau geſtellt blieb, weil er wunderbarer Weiſe die Biegſamkeit ſeiner Gliedmaſſen behielt, ohne in Fäulniß überzugehen [1]). Man erzählte ſich von ihm die ſeltſamſten Wunder, und der Papſt ſelbſt wagte es nicht, ihm den Glauben zu verſagen, ſondern ließ ſich ſein Bett holen, um darin zu ſchlafen. Durch dieſe und ähnliche Mittel ſuchten

---

[1]) „Wenige Tage, nachdem der Bettler Labre, von Ungeziefer gefreſſen, und von Ausſatz bedeckt, faſt auf offner Straße geſtorben war, kam ich nach Rom. Augenzeugen konnten mir die ganze Scheußlichkeit des Anblicks dieſes kaum noch athmenden, an der Straße liegenden menſchlichen Kadavers nicht abſchreckend genug ſchildern. Er lag knieend, unbeweglich, mit ſtarrem Blick, und in der Stellung eines Gekreuzigten, mit von beiden Seiten ausgeſpreizten Armen, Gebete murmelnd an der Straße oder auf Kirchentreppen. Sein borſtiges Haar und ſein Bart waren Neſter der Ungezieferbrut. Faſt die einzige Bewegung die er machte, war, wenn er eine von den herabfallenden Läuſen u. ſ. w. ſorgſamſt aufnahm und ſie ſich mit den Worten Salomons: „der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes," wieder anſezte, um ihr die gete Nahrung nicht zu entziehen." (Pius VI. u. ſ. P.)

die Jeſuiten jene Stimmung unter dem Volke neu zu beleben, welche ſie faſt zu Herren der Welt gemacht hatte.

Zur Hauptoppoſition gegen die Höfe von Frankreich, Spanien und Oeſterreich gehörten, nebſt den Jeſuiten, die Zelanti (Eiferer) von allen Nüancen. Einige von ihnen waren blinde Fanatiker und bis zur Ausſchweifung ſtreng und wüthend, Andere ſchloßen ſich dieſer mächtigen Parthei an, aus kalter Ueberlegung; der größte Theil aus Stolz und Eigennutz. Als Theilnehmer an der, dem päpſtlichen Stuhl aus den geiſtlichen Immunitäten entſtehenden Macht und Glanzes, traten ſie als deren eifrige Vertheidiger auf, denn die Aufrechthaltung dieſer Freiheiten erwarben den apoſtoliſchen Kaſſen Schätze, deren Mitbeſitzer ſie ſelbſt waren. Das Intereſſe feſſelte ſie daher mit unzerreißbarer Gewalt an die Sache, die ſie aufs Aeußerſte vertheidigten. Die Gewalt, welche dieſe furchtbare Parthei über den Papſt hatte, war um ſo größer, da ſie zu ſeiner Wahl, im Vertrauen auf ſeine Lenkſamkeit, viel beigetragen hatte, und er ihr weſentliche Verſprechungen gemacht zu haben ſcheint.

Allen dieſen verſchiedenartigen Einwirkungen preisgegeben, konnte das Pontifikat Pius VI. nur durch einen kräftigen ſelbſtſtändigen Charakter ſeine Würde behaupten, allein dieß war es eben, was Pius VI. in ſo hohem Grade mangelte. Sein nachgiebiges furchtſames Gemüth gab nach allen Seiten hin nach und ſein ganzes Wirken als Papſt war dem entſprechend, wankend, unbeſtimmt, oft thöricht, gefährlich und faſt immer inkonſequent. Wenn er Jemand Widerſtand leiſtete, ſo war es nur, weil eine größere Macht auf ihn einwirkte als jene, der er widerſtrebte. Als die Zelanti

von ihm die Freilassung des Generals der Jesuiten Ricci, der in der Engelsburg gefangen saß, verlangten und er dieß verweigerte, so waren es nur des spanischen Gesandten Vorstellungen, welche ihm diesen Muth einflößten. Dagegen zeigte sich offenbar der Einfluß der Zelanti und Jesuiten bei seinem Widerstand gegen Josephs II. Reformen. Bei aller Veränderlichkeit war Pius geehrt von allen Theilen, denn allen gegenüber behauptete er eine ächt christliche Einfalt des Gemüths, tiefgewurzelte Frömmigkeit und den tugendhaftesten Willen [1].

---

[1] Ueber das Pontifikat Pius VI. geben außer den angeführten folgende Schriften umständlichere Nachrichten:

I. Lebens- und Regierungsgeschichte des Papstes Pius VI., aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen. Cesena, (Ulm) 1781—1796, 6 Bde.

Der ungenannte Verfasser hat zwar mit etwas Weitläufigkeit, doch in guter chronologischer Ordnung und unpartheiisch Alles gesammelt, was über die merkwürdigen Begebenheiten dieser päpstlichen Regierung in Teutschland öffentlich bekannt geworden. Andere Quellen, als gedruckte Schriften, scheinen ihm nicht zugänglich gewesen zu seyn. Für seine Unpartheilichkeit beweiset, daß man ihn für einen Katholiken gehalten hat, obgleich er ein protestantischer Prediger im Würtembergischen war, Namens Abe, der im Jahr 1800 gestorben ist.

Sein Werk geht nur bis 1790, reicht also nicht bis zum Tode Pius VI.

II. Memoires historiques et philosophiques sur Pie VI. II. Voll. à Paris l'an, huit (1801). Teusch: Pius VI. und sein Pontif. s. die Citat.

Der ungenannte Verfasser ist Bourgoing, ein Mann von mannigfachen Kenntnissen. Nachdem er von früher Jugend an in der diplomatischen Laufbahn seinem Vaterlande nützliche Dienste geleistet, war er zuletzt französischer Gesandter am Königl. Sächs. Hofe, und starb als solcher 1811 zu Karlsbad. In der gelehrten

Welt ist er durch ein ausführliches statistisches Werk über Spanien rühmlichst bekannt. Diese Memoires über Pius VI. haben aber doch wohl vielleicht noch einen eigenthümlichern Werth. Die merkwürdigsten Vorgänge sind mit Geist und Ordnung erzählt, der Verf. hat aus guten Quellen geschöpft, und sehr wahrscheinlich von dem Kardinal Bernis, französischen Bothschafter zu Rom, der mit Pius VI. vertraut und von allen Verhältnissen unter dessen Regierung vollkommen unterrichtet war, Nachrichten mitgetheilt erhalten, vielleicht durch die officielle Korrespondenz dieses Staatsmanns benutzen können. Deshalb dringt Bourgoing tiefer in den innern Zusammenhang der Begebenheiten ein, stellt dieselbe mit mehr lebendiger Anschaulichkeit dar, als die vorangeführten teutschen Schriftsteller. — Die Memoires secrets et critiques de Cours de l'Italie par Joseph Gorani. à Paris 1794 3 Vol. enthalten auch im 3ten Bande über den römischen Hof während der Regierung Pius VI. merkwürdige Nachrichten, und machen, mit dem Privatcharakter dieses Papstes, viele Personen von Einfluß bekannt. Doch hat der wüthende revolutionäre Eifer gegen Könige, Adel und Geistlichkeit den Verfasser unstreitig partheiisch gemacht und ihn zu manchen Uebertreibungen verleitet. (Dohms Denkwürdigkeiten II. B.)

III. Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Papst Pius VI., von Peter Philipp Wolf. Zürich, 1793—1802. 7 Bde. Ein in jeder Hinsicht vollständiges trefflich ausgearbeitetes Quellenwerk, wenn auch voll von partheiischen und leidenschaftlichen Urtheilen.

Endlich enthalten Rolands Briefe über Italien und Meyers Darstellungen aus Italien schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte Pius VI.

Ueber den febronianischen Streit, der in dieser Darstellung öfter erwähnt dient zur Erläuterung folgende Notiz:

Unter dem Namen Justus Fehronius war eine höchst merkwürdige Schrift: de statu ecclesiae et legitima potestate summi pontificis. Francofurti 1763 erschienen, deren freimüthige und durch ächte Gelehrsamkeit unterstützte Grundsätze auf die allgemeine Meinung und die Handlungen der Regenten in und außer Teutschland ungemein gewirkt hatten. Der römische Hof hielt diesen Schriftsteller für seinen gefährlichsten Gegner, und wie er erforscht hatte, daß unter dem Namen Febronius ein sehr ehrwürdiger und vornehmer Geistlicher, Herr von Hontheim,

Weihbiſchof zu Trier, verborgen ſey, ruhete er nicht eher, bis der Kurfürſt einen von Rom vorgeſchriebenen, förmlichen Widerruf ſeines Weihbiſchofs bewirkte. Dies geſchah im Jahr 1778. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat der 80jährige Hontheim den Widerruf nur unterſchrieben, um ſich ein ruhiges Alter zu ſichern, und weil er überzeugt ſeyn konnte, daß die nur widerrufenen, aber nicht widerlegten Grundſätze ſeines gelehrten Werks deshalb nicht minder wirken würden. Aber von Pabſt Pius VI. wurde der Widerruf als der glänzendſte Triumph der Kirche mit großem Aufſehen bekannt gemacht, und das Verdienſt des Kurfürſten, ihn bewirkt zu haben, hoch geprieſen. Lezterer hat ſogar durch ſeinen Eifer ſich hinreißen laſſen, dem Kaiſer Joſeph II. über ſeine kirchlichen Reformen im J. 1781 ſehr ernſtliche und dringende Vorſtellungen, die bis zu Androhung der ewigen Verdammniß gingen, zu machen, die aber dieſer Monarch (wie aus dem Archiv der Urkunden erſichtlich) mit bittrer Laune erwiederte, und dieſe Korreſpondenz durch öffentliche Bekanntmachung dem Spott des Publikums Preis gab.

II.

Reaction der Völker des Staatenbundes.

Einleitung.

Begriff der Reaction. — Nothwendigkeit derſelben.

Nichts iſt dem großen Joſeph mit größerem Unrechte jemals zum Vorwurfe gemacht worden, als der Widerſtand den er erfahren mußte und das daraus erfolgte unglückliche Ende ſeiner Laufbahn, und doch wird kein Vorwurf ihm häufiger gemacht als dieſer, aus einem Inſtinkt entſprungene, der die Vernunft irre leitet. Wer nach ſeinen Eingebungen das göttliche Regierungsgeſchäft als ein Handwerk, nach dem Produkte von Selbſtbeglückung beurtheilt, verwechſelt den ſchöpferiſchen Bildner mit dem Steinmetz, der mit unermüdlichem Fleiß und Verſtand ſein eigenes Wohl aus dem Felſen meißelt, während jener eine göttliche Idee verſinnlicht und auf ſeiner Schöpfung verſchmachtet. Der Zweck der Regierung kann ein zweifacher ſeyn: das Regierungsgeſchäft kann als göttliche Kunſt und als Handwerk betrieben werden. Hier liegt

der Unterſchied zwiſchen dem regierenden Schöpfer und dem Wirthſchafter, zwiſchen dem Reformator und Geſetzgeber und dem umſichtsvollen Autokraten. Jener Prometheus entreißt dem Himmel einen Funken, der einen neuen Jahrhunderttag entzündet, durch einen Blitz, der vielleicht ihn ſelbſt vernichtet. Dieſer regiert nur, indem er ſich von ſeiner Zeit, den Umſtänden und der Nothwendigkeit regieren läßt. Und hier bringt ſich wieder der Unterſchied auf zwiſchen Joſeph II. und Friedrich II. Jener war ein Schöpfer, dieſer ein Herrſcher, jener wollte ſie retten und durch Beſſerung zum Glück führen, jener ſie durch ihre eigene Thorheit beherrſchen, jenem waren die Unterthanen Kinder, dieſem ſein Volk eine Macht. Daher die Verſchiedenartigkeit ihrer Beſtrebungen und die Verſchiedenartigkeit ihrer Würdigung.

Des Menſchen beſſerer Theil, das Herz, war das Palladium der Regierungskunſt Joſephs, der kalte, aber wehrhafte Verſtand Friedrichs einzige Gottheit. Dieſe Parallele ſoll nicht tadeln, nur bezeichnen. Löste doch Jeder der Beiden ſeine Aufgabe in ſeiner Zeit und Lage! das öſterreichiſche, in ſich unehlige Volk Oeſterreichs, in ſeinem trägen Reichthum, mit ſeiner verſchiedenen Bildung und Geſetzgebung, mit ſeinen regen Leidenſchaften und dem Gemiſch von Barbarei und Frömmigkeit in ſeiner Civiliſation, bedurfte der Einigung, Aufklärung, Geſittung; das preußiſche, in ſeiner thätigen Dürftigkeit, in ſeinem unzureichenden Beſitz, ſeinem froſtigen Klima, bedurfte nur der Bewehrung, der Steigerung ſeiner Fähigkeiten und Kräfte, um den Kampf mit Nachbarn und der heimathlichen Sterilität, zu dem es ſeiner Lage nach beſtimmt iſt, mit Glück zu unternehmen. Joſeph erzog

ſeine theils in fruchtbarer Wildniß aufgewachſenen Völker zu der Glückſeligkeit eines civiliſirten Zuſtandes. Friedrich leitete bloß die Kräfte der ſeinigen an und überließ es ihnen ſelbſt, nach ihrer Weiſe ſich glücklich zu machen. Joſeph, der oft augenblicklichen Schmerz verurſachen mußte, um das Gefühl für das reinere Glück der Bildung empfänglich zu machen, mußte Widerſtand finden, Friedrich, die Macht die ihm dienſtbar, vermehrend, fand Bewunderung. Beide groß in ihrer Art können nicht mit demſelben Maßſtab gemeſſen werden.

Keine Schöpfung ohne Reaction. Bei Betrachtung der Schöpfungen Joſephs bieten ſich viele tadelnswerthe Seiten, wie an jedem Erzeugniß menſchlicher Kraft — ſie müſſen von der Geſchichte gewürdigt werden. Aber die Widerſtandserregung ſeines Wirkens iſt es nicht, worauf der gerechte Tadel haftet, ſelbſt wenn der Widerſtand den Schöpfer beſiegt hätte. Wo der Geiſt auf die Materie trifft, widerſteht ihm die Trägheit derſelben. Kommt das Unglück hinzu, ſo wirft ſie ihn nieder.

Joſeph II. hatte den Widerſtreit der verſchiedenartigſten und widerſprechendſten Verfaſſungen und Geſetze zu ſchlichten, um die Einheit des Staates herzuſtellen, ſeine Kräfte zu vermehren. Aber auf die alten Verfaſſungen und Geſetze ſteifte ſich eine große Anzahl von mächtigen Magnaten und bevorrechteten Familien, welche darin ihre Macht und ihren Beſitz verbürgt ſahen. Der Stolz und Eigennutz, die Herrſchſucht und die Gewohnheit bildeten von hieraus eine mächtige Reaction. Joſeph hatte die verdunkelten Seelen, vieler in Unwiſſenheit und Barbarei verſunkener Völkerſchaften

aufzuhellen und hier verſchworen ſich die finſtere Schwärmerei des Aberglaubens, die Starrſinnigkeit des Unverſtandes, die Habſucht und der Eigennutz Jener, die dem herrſchenden Glauben Vorurtheile ernährten, gegen ihn. Joſeph hatte das fehlerhafte Gleichgewicht des Rechtszuſtandes herzuſtellen, aber hier bedrohten ihn die Bevorrechteten durch die eigene Gewalt ihrer Rechte und die Beeinträchtigten durch lange Knechtſchaft erlahmt, konnten die von Feſſeln befreiten Hände nicht brauchen, ihren Befreier zu unterſtützen. Joſeph hatte die Unwirthſchaft im Staate zu heben, aber dieſe war eine Quelle des Wohlſtands für Vornehme und Geringe, und ſie ließen ſich den gewohnten Genuß nur mit Gewalt entreißen. Joſeph hatte den Nationalfleiß zu beleben, aber das ſchlaftrunkene Volk murrte gegen den Störer ſeiner ſüßen Trägheit. Von allen dieſen Seiten her war der Widerſtand ein nothwendiger, der nur in ſeinen vereinzelten Erſcheinungen vermeidlich und umgänglich ſchien und die Gemüther oft unangenehm erfaßte. Wie Joſeph mit ihm kämpfte, zeigt die Reihe der Thatſachen, die aus dem Volke hervorgingen, und welche hier mit ſteter Hinweiſung auf die Geſammtheit ſeines Wirkens gewürdigt werden ſoll. Aus dieſem Vergleich ergibt ſich dann die ſtetige Einheit der unwandelbaren Richtung, die das Werk der Reformation in allen ſeinen Stadien anzeigt.

Erſtes Kapitel.

1781.

Aberglaube des Volkes. — Unruhen in Tyrol wegen des Abbrechens der Klöſter. — Fortdauernder Bilderkram. — Widerſtand der niedern Geiſtlichkeit.

Die Volksbildung hatte in den verſchiedenen Staaten der Monarchie ſehr verſchiedene Grade erreicht, aber in allen war unter der Mehrzahl des Volks die Anhänglichkeit an den, durch Alter und Mißbrauch verwilderten Katholicismus, ziemlich allgemein. Der Kultus des Volks hatte namentlich zwei Gegenſtände der Verehrung, die Symbole, die Prieſter. Der ganze Mechanismus des Gottesdienſtes drehte ſich um ſo leichter in dieſen Angeln, da der Vortheil der Prieſter es erheiſchte, ihr Anſehen aufrecht zu halten. Es waren daher weniger die reinen ſinnvollen Lehren der katholiſchen Religion, welche in den Seelen der Einwohner lebten, ſondern ein inſtinktmäßiges Religionsgefühl, das ſich bei allen Ungebildeten im unmittelbaren oder ſymboliſchen Götzendienſt äußert. Die religiöſen Handlungen, welche nach des Volkes Glauben zur Seeligkeit führen mußten, beſtanden in Kirchgang, Opfern, Bußhandlungen, Beichten und in Verehrung der Reliquien, Bilder und Prieſter, und dieſer rein ſinnliche Kirchendienſt war es, gegen welchen Joſephs II. erſte Reformen anſtürmten, dieſe Heiligthümer des Volkswahnes waren es, die er profanirte. Da die herrſchende Kirchendisciplin mit den herrſchenden Religionsbegriffen ſo innig verwebt war, daß ſie nicht verändert werden konnte, ohne die religiöſe Gedankenreihe

der Bekenner des katholiſchen Glaubens völlig zu zerrütten, ſo erregten alle Verfügungen des Kaiſers den Unwillen der Gläubigen in hohem Grade. Während die kleine Zahl der Gebildeten ihm Beifall zurief, ſchrie die Maſſe des Volkes über Kirchenraub, Bilderſtürmen, Gottesläſterung! Nur wer den magiſchen Eindruck dieſer entſetzlichen Greuel auf katholiſche Gemüther kennt, vermag die gefährliche fanatiſche Stimmung der unaufgeklärtern Völker des Staatenbundes zu ermeſſen, welche des Kaiſers Verordnungen gegen Bilderdienſt und Wallfahrten, gegen Reliquien und Ablaßhandel, gegen Klöſter und Bettelmönche erregte. Ketzerei war das Geringſte, was man ihm vorwarf: Eifrige ſchalten ihn einen Gottesläſterer, einen Gottesläugner und Werkzeug des Satans. Viele prophezeihten ſchreckliches Unheil von den Regierungsjahren des ketzeriſchen Reformators, den der Zorn des Himmels auf den Thron geſetzt habe, damit er eine Geißel ſeines Volkes ſey.

In den teutſchen Hauptſtädten zwar hatten ſchon ſo geläuterte Religionsbegriffe um ſich gegriffen, daß man das Heil der kirchlichen Reformen nicht verkannte, aber auf dem Lande und im tiefen Gebirge der Alpen wohnte ein wilder finſterer Aberglaube. Leichter wäre hier das Werk der Reinigung des Gottesdienſtes vollbracht worden, hätten aufgeklärte Prieſter die falſchen Begriffe des Volkes durch eindringliche Lehren berichtigt, allein es gab hier Prieſter, die ſo unwiſſend waren, wie das Volk ſelbſt, und noch mehr deren, die beſſer unterrichtet, das Volk nicht belehren wollten. Das Uebel wurde vermehrt durch die Nothwendigkeit, welche der Aufhebung der Klöſter erwuchs, allen unthätigen

Mönchen einen Wirkungskreis als Seelſorger einzuräumen. Der Erzbiſchof Hieronymus von Salzburg klagt hierüber in einem Hirtenbrief an den Biſchof von Gräz [1]).

»Ich finde höchſt bedauerlich, daß bei den neu zu errich»tenden Pfarr- und Lokalkaplaneien größtentheils aber jene »Mendikanten, deren verkehrte Denkungsart und Handlungs»weiſe, auf die Erziehung der Jugend, auf die Gewiſſens»und Religionsbegriffe, auf die bürgerliche und moraliſche »Geſinnung der minder aufgeklärten Chriſten, bisher ſo nach»theiligen Einfluß hatten, und vielleicht vorzüglich dadurch »den Monarchen zur Auflöſung ihrer Klöſter berechtigt hatten, »nunmehr werden mehr angeſtellt werden müſſen, und hiemit »zur Ausübung ihres durch frühe eingeſogene Grundſätze, und »durch lange Gewohnheit mit ihrem Charakter innigſt ver»flochtenen Gewerbes, ein nur deſto weiteres Feld, und deſto »ausgebreitetern Wirkungskreis erhalten, mithin zur abergläu»bigen, vorurtheilvollen und eigennützigen Fortſetzung ihres »alten Unfugs von nun an weit größere Freiheit gewinnen »werden. Dieß glaube ich, wird das bange Beſorgniß eines »jeden für das Wohl ſeiner Heerde väterlich bekümmerten »Oberhirten, und auch das Ihrige ſeyn. Unſere Ausſichten »in die Zukunft werden dabei nicht heiterer, unſere Hoffnungen »für Aufklärung und Moralität werden um ſo viel unſicherer, »und ſchwerlich wird ein Menſchenalter hinreichend ſeyn, das »wieder gut zu machen, was dieſe Gattung von Leuten in »den Religions- und Seelſorggeſchäften verſchlimmern werden.«

---

[1]) S. teutſch Zuſchauer ꝛc. B. II. Heft. VI. S. 344 u. f. — Wolf, Geſch. der kirchl. Ver. S. 531.

Dieſe Beſorgniſſe wurden leider auffallend gerechtfertigt, durch die Verſchlimmerung der Volksſtimmung gegen Joſeph, welche die Mönche zu erregen wußten, um ſich an dem Kaiſer wegen der ihnen widerfahrenen Unbill zu rächen. Kanzel und Beichtſtuhl wurden gleich ſehr mißbraucht, zur Aufhetzung der Gemüther, und die ſtrengſten Verordnungen vermochten nichts über den fanatiſchen Starrſinn der erbitterten Mönche und Prieſter.

In einigen Provinzen kam die herrſchende Unzufriedenheit zum offenen Ausbruch, und wenn auch nicht überall zur Rebellion, doch zu ſo ernſtlichen Auftritten, daß die ganze Wachſamkeit und Strenge des joſephiniſchen Gouvernements dazu gehörte, das Umſichgreifen wilden Revolutionsgeiſtes zu verhindern. Die Mönche wußten namentlich in Tyrol durch religiöſe Spektakel, geiſtliche Komödien, Mirakelweſen und Teufelaustreibung [1]) die geſunde Vernunft des Volkes ſo niederzuhalten, daß dieſes die Reformen des Monarchen mit der gehäſſigſten Feindſeligkeit anſah. Die Intriguen der Exjeſuiten und Mönche ſcheinen dieſe Bewegung nicht wenig unterſtützt zu haben, denn ſo oft Unordnungen vorfielen, fand man angeſehene Perſonen mitten unter den thörichten Pöbelhaufen, die ſich mit offener Gewalt zuweilen der Vollziehung kaiſerlicher Befehle widerſezten. Ein ſolcher Vorfall ereignete ſich im J. 1786 zu Insbruk.

Zu Anfang des Jahres 1788 ſollten zwei, an Mittelpfeilern in der Pfarrkirche ziemlich unſchicklich angebrachte Seitenaltäre auf höhere Verordnung abgebrochen werden.

---

[1]) S. Archiv der Urkunden.

Zum Unglück wurde eben ein Tag gewählt, an welchem wegen ausgeſezter Kreuzpartikel eine ungewöhnliche Menge Volks in der Kirche verſammelt war. Kaum hatten die Arbeiter das Abbrechen begonnen, ſo fiel ein Haufen Leute über ſie her, und würde ſie gemißhandelt haben, wenn dieſe nicht, nach vielen Bitten um Verſchonung, verſprochen hätten, daß keiner von ihnen ſich mehr zu dieſer unheiligen Arbeit wolle brauchen laſſen. Der Pöbel ging aber, vom Einfluß reicher Honoratioren aufgehezt, noch weiter. Es wurde in das Glockenhaus eingeſtiegen, und überall angedeutet, wenn noch ein Verſuch, die Altäre abzubrechen, geſchehen ſollte, ſo würde die Sturmglocke geläutet werden, und Jedermann ſolle dann zur Gegenwehr ſich einfinden. Seitdem befanden ſich täglich gegen zwanzig Weiber mit Meſſern und Hacken bewaffnet, in und in der Umgegend der Kirche, um, wie ſie ſagten, die Bilderſtürmerei und den Umſturz der Religion zu verhindern [1]).

Die niedere Geiſtlichkeit und des Volkes kindiſcher Wahn wirkten zuſammen dem Reformationswerk entgegen, um ſo mehr, da die Vermehrung des, für die Pläne des Kaiſers ſo wichtigen Weltprieſterſtandes mit tauglichen Individuen von gutem Geiſte, ſehr langſam von ſtatten ging. Trotz der vielen Verordnungen, um dieſem Mangel abzuhelfen, war dieſer noch im Jahr 1788 ſo fühlbar, daß die Regierung allen Ordinarien auftragen mußte, ihr Gutachten über den zunehmenden Mangel an Weltprieſtern und die beſten Mittel zur Abhilfe abzugeben. Allein ſowohl dieſe, als auch die Hofſtellen, welche um Rath gefragt wurden, ſcheinen der

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. B. II. S. 162.

folgenden Jahre trieben dieſelben Mönche ihren Unfug noch weiter. Nicht nur wurde an dieſem Tag ihr ſchönſter Kirchenornat, der mit goldgeſtickte rothſammtene Baldachin, die großen ſilbernen Leuchter und das ſilberne Kruzifix gebraucht, ſondern auch durch die ganze Oktave dieſes Bruderſchafts-heiligen Vor- und Nachmittags mit der großen Glocke geläutet, und das Hochamt ſelbſt vom Prälaten, wie es nur an den höchſten Kirchenfeſten zu geſchehen pflegt, gehalten [1]).

In der Kathedralkirche zu Wien, die allen übrigen zum Muſter dienen ſollte, konnte man immerfort Gegenſtände des Aergerniſſes ſehen. Vor dem Aloyſius-Bilde, und auf dem Altar des Herzens Jeſu brannten ſtets mehr Kerzen, als vor dem Tabernakel, worin das Allerheiligſte aufbewahrt wurde. Joſeph hatte befohlen, daß man die heiligen Bilder nicht zieren ſoll. Dieſes gefiel dem Kardinalerzbiſchof nicht. Er ließ den Muttergottesbildern metallene Kronen aufſetzen, und konnte auf die Frage, warum dieſes geſchehe? nichts beſſers antworten, als daß Maria die Königin des Himmels ſey, und folglich gekrönt ſeyn müſſe [2]). Mehrere Marienbilder hatten ſogar zwei Kronen auf dem Haupte. Einem andern Bilde floß im Jahr 1785 noch Waſſer aus beiden Brüſten, und zu Mundenfing im Innviertel, erblickte man neben einem Altarblatte ein hängendes Bild, wo die Milch einer Frauensperſon, mit dem aus einem Kruzifix quellenden Blute, in einer in der Mitte befindlichen Monſtranze zuſammenfließt [3]). In einer Mönchskirche des Cilliarkreiſes,

[1]) Daſelbſt, Jahrgang II. S. 294.
[2]) Daſelbſt a. a. O. S. 335.
[3]) Daſelbſt a. a. O. S. 420.

fand man im Jahr 1787 noch eine Wappentafel, worauf das Leiden Christi vorgestellt war. Unten dem Rande war in großen Frakturbuchstaben folgende Aufschrift zu lesen: »Dem allermächtigst-allerheiligst- und unüberwindlichsten Herrn Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekrönter Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwählten unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reichs einzigen Hohenpriester, Erzbischofe der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, einziger und gnädiger König der Juden, Herzog von Bethlehem, Landesfürsten in Galiläa, gefürsteten Grafen zu Jerusalem, Freiherr von Nazareth, Ritter der höllischen Pforten, Herrn der Heiligkeit, Selig- und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserm allerheiligsten Herrn Herrn, und herablassend-gnädigsten Erlöser ꝛc. [1]).« Zu Eisenstadt in Ungarn konnte man noch im Jahr 1788 in einer Kirche vorgestellt sehen, wie Gott-Vater aus der Seitenwunde Christi Blut ausdrückt, das in den von einem Engel gehaltenen Kelch fällt. Der Kelch läuft über, und das Blut rinnt ins Fegefeuer hinab, wo die Seelen mit heißester Begierde darnach schnappen [2]). Am nämlichen Orte befand sich im nämlichen Jahre noch ein sogenannter, von Pius IV. mit Ablaß versehener Kalvariberg, bei dessen Eingange man verschiedene sehr ärgerliche Vorstellungen erblickt. Hier bläst ein Gerichtsdiener dem gefangenen Jesu mit einem Ochsenhorne ins linke Ohr. Dort wurde Maria von sechs

[1]) Daselbst, Jahrg. IV. S. 589.

[2]) Daselbst, Jahrg. V. S. 638.

Aposteln zur Erde bestattet, und Johann, der Evangelist, verrichtete bei diesem Begräbniß das Amt eines Pfarrers. An einem andern Orte bläst der Teufel dem linken Schächer mit einem Posthorn ins Ohr, während den rechten ein Engel umflattert. In allen Stationen dieses Kalvariberges war das Kreuz Christi allenthalben zerschnitten, weil der Pöbel jeden Splitter davon für eine Reliquie mit sich nach Hause nahm. Die Juden und Gerichtsdiener sahen jämmerlich verstümmelt aus. Diesem fehlte ein Arm, jenem ein Fuß, und einem andern die Nase. Das Volk glaubte Jesu zu ehren, wenn es die Bilder der Juden, die ihn kreuzigten, zerstümmelte [1].«

So ungerne man den landesherrlichen Befehlen, in Ansehung des Bilderstandes gehorchte, eben so wenig wollte man sich jene gefallen lassen, wodurch das Wallfahrten nach sogenannten Mirakelorten eingestellt wurde. Man zog mit Kreuz und Fahne von einer Kirche in die andere, und stellte noch im Jahre 1788 und 1789 weite Pilgerreisen nach Mariazell, nach Maria-Taferl, nach Schloßberg, nach Lanzendorf, und sogar noch nach Einsiedeln in die Schweiz an, von woher die Pilgrime ganze Säcke Malefizpulver, womit verhexten und vom Teufel besessenen Menschen und Viehe geholfen werden soll, mit sich nach Hause schleppten. Solche Verletzungen der bestehenden Landesgesetze geschahen nicht nur auf dem Lande in einzelnen Dörfern, sondern auch in Städten, wo Länderstellen waren, und sogar in der Kaiserstadt, und unter den Augen des Monarchen. Wurde hier oder dort ein solcher Frevel geahndet, so wurde er an einem dritten

[1]) Daselbst a. a. O. S. 641.

Ort nur noch mit mehr Aufsehen und Zelebrität wiederholt. Zog die Regierung einen Pfarrer, welcher dergleichen Unfug gestattete, zur Verantwortung, so hatte ein solcher in der erzbischöflichen Kur wieder eine Menge Freunde, von welchen er sich Schutz zu versprechen hatte. Ueberhaupt konnte der gute Kaiser leicht gewahr werden, daß der Widerstand, den er als Reformator gefunden, meistens von Seite der Geistlichkeit herrührte, der es eben so sehr an gutem Willen, als an Einsichten fehlte, seine Anstalten durch ihren weit ausgebreiteten Einfluß zu begünstigen. Was einzelne wohldenkende Seelsorger bezweckten, hatte fürs ganze noch immer jene Folgen nicht, mit denen man sich geschmeichelt hatte; und es war sogar zu besorgen, daß bei der Verschiedenheit der Denkungsart, die zwischen Seelsorgern und Gemeinden herrschte, am Ende ein fanatischer Geist der Intoleranz die Gemüther in Empörung bringen könnte [1]).

Zweites Kapitel.

Intoleranz der Geistlichkeit und des Volks. — Intoleranz der Protestanten. — Beschwerde der akatholischen Gemeinden im Fürstenthum Teschen.

Bei solcher Aufnahme der neuen kirchlichen Disziplinarvorschriften, konnte den wesentlicheren Reformen im Kirchlichen kein besseres Schicksal bevorstehen. Die Toleranzedikte des Kaisers, jene unvergänglichen Denkmale seiner Weisheit und Menschenliebe, wodurch er das Andenken der unrühmlichen Handlungen seiner Vorfahren gegen Andersgläubige,

1) Wolfs Gesch. der kirchlichen Veränderung. S. 534.

völlig aus den Herzen ſeiner Unterthanen getilgt hat, wurden mit beiſpielloſem Haß von einem großen Theil der Bevölkerung aufgenommen.

Mehr jedoch, als durch den offenen Widerſtand andersgläubiger und eigennütziger auf ihre Vorrechte ſich ſteifender Unterhanen, hatte Joſeph II. von Jenen zu leiden, welche ſeine Abſichten übel verſtanden, oder die ihnen willkommnen Freiheiten über die Maßen willkürlich ausdehnend, unter der Aegide ſeiner Duldſamkeit und Menſchenliebe unzeitgemäße Einrichtungen heiſchten, oder willkürliche Ausſchweifungen begingen. Indem Joſeph die Mißbräuche des Gottesdienſtes abſchaffte und Toleranz verkündigte, folgte er nur der beſſern, wiewohl noch nicht Allen bemerkbaren Neigung des Zeitalters, und reinigte die Religion von jenen Abnormitäten des wahren Chriſtenthumes, die ihr ſtets zum Vorwurf gemacht wurden, und die das Anſehen der heiligen Lehre herabwürdigten. Der Geiſt der Humanität erheiſchte Duldung und Erhebung der Confeſſionen, welche eben ſo viele Elemente des wahren Chriſtenthums in ſich trugen, als der Katholizismus; er erheiſchte endlich Menſchlichkeit gegen die Kinder Iſraels, deren altteſtamentariſcher Glaube auch mit den beſtehenden bürgerlichen und Staatseinrichtungen verträglich war, allein die gegenüber dieſer Religionen beobachtete Duldung machten nun auch voreilig ſolche für ſich geltend, welche ſich im Geiſte zu einer Glaubenslehre bekannten, welche weder der Bildung des Zeitalters, noch dem Staate und ſeinen ſittlichen Gewohnheiten angemeſſen war. Um den Wünſchen dieſes Theils der Bevölkerung genüge zu leiſten, hätte Joſeph II. einen neuen Religionskrieg in ſeinen Staaten hervorrufen

müſſen, deſſen Greuel ſeinen Ruhm mehr befleckt hätten, als die ſtrengen, vielleicht mit dem Grundprinzip ſeines Syſtems im Widerſpruch ſtehenden Maßregeln, den Ausbruch religiöſer Unruhen zu verhüten, welchen wenigſtens die Nothwendigkeit zur Entſchädigung dient.

Die Toleranzgeſetze des Kaiſers erregten bei den Akatholiken eine übermäßigen Freudentaumel, der ſie zu den größten Unbeſonnenheiten und unbeſcheidenſten Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion, oder die der Mehrzahl, wurde von ihnen aufs Unanſtändigſte beleidigt, ihre Prieſter verſpottet, und ſo Thätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderſeitiger Intoleranz hervorgerufen, die den Kaiſer zwangen ſeinen menſchenfreundlichen Edikten viele ſtrenge Weiſungen und verſtändliche Erläuterungen ſeiner Abſichten nachfolgen zu laſſen. Eine ſolche nachträgliche Verordnung erſchien am 16. Januar 1782 [1]), und verbot darin den übermüthigen Proteſtanten ſich aufzuſuchen und zu verſammeln, wie ſie verlangten, wegen Anmeldung ihrer Geſinnungen an die Wirthſchaftsämter und Magiſtrate, verbot ihnen ferner, wie auch den Katholiken, alle Proſelitenmacherei und Beleidigung anderer Konfeſſionen, ſie mochte in Reden, Thätlichkeiten gegen ihre Bekenner, oder Schändung der äußeren Religionszeichen (Bilder, Statuen ꝛc.) beſtehen, nicht minder alle Religionsgeſpräche an öffentlichen Orten. Daſſelbe wurde auch den Katholiken eingeſchärft. Falls wegen Thätlichkeiten

[1]) S. Wolfs Geſch. der kirchl. Veränd. S. 198. — Samml. k. k. Geſ. Th. II. S. 38. — Schlözers Staatsanzeigen Bd. I. S. 134. — Walchs Religionsgeſch. Th. IX. S. 90 und dieſes Werkes 2ten Band. S. 150—163. Anhang. S. 409.

oder Schmähungen Strafen nöthig wären, sey den Protestanten deutlich zu erklären, daß dieses keineswegs wegen ihres Glaubens geschehe; eben so müßten auch die Katholiken in ähnlichen Fällen unnachsichtlich bestraft werden. Die Geistlichkeit beiderseits habe sich aller Kontroversen auf der Kanzel zu enthalten. Die Kälte und Unzufriedenheit, mit der man auf beiden Seiten diese Vorschriften aufnahm, zeigte wie wenig die Grundsätze der Toleranz von beiden Theilen verstanden wurden. Die Katholiken murrten darüber, daß sie den Ketzern gleich gestellt werden sollten, die Protestanten eiferten gegen die Ausdrücke »alleinseligmachende Religion,« »irrgläubige Brüder,« welche in den kaiserlichen Verordnungen wohl nur darum enthalten waren, um an den Tag zu legen, daß die kaiserliche Duldsamkeit keineswegs eine Verleugnung der katholischen Dogmen sey. Bei so intoleranten Gesinnungen mußte der Sinn häufig verloren gehen, und häufig hatten sich die Protestanten mit Recht zu beklagen, daß selbst die Disziplinarvorschriften der kaiserlichen Edikte ein Werkzeug der katholischen Intoleranz wurden. Bei der vorherrschenden Mehrzahl der Katholiken und der Orthodoxie aller Behörden und Richter, war eine gleichmäßige Vollstreckung der kaiserlichen Vorschriften gegen alle Konfessionen nicht ausführbar, und wenn auch alle Strenge des Gesetzes gegen Anmaßungen der Protestanten geltend gemacht wurde, so geschah dieses doch stets in minderem Grade gegen die Rechtgläubigen [1]).

[1]) In einem andern Hofdekrete vom 25. Jenner 1782 wird noch ausdrücklich beigesezt, daß derlei Unterthanen, die sich zu keiner von den dreien geduldeten Religionen bekennen, nicht nur

Eine gefährliche Wirkung der Toleranzedikte war es, daß sie alle im Glauben Wankenden oft zu muthwilligem Religionswechsel veranlaßten. Ganze Gemeinden fielen vom Glauben ab, und nahmen die Toleranzgesetze für sich in Anspruch, auch wollte der absolute Unglaube toleriert seyn. Als der Kaiser, um dem Umsichgreifen dieses drohenden Uebels vorzubeugen, zweckmäßige Verfügungen erließ, tadelte man ihn mit Bitterkeit von allen Seiten, und da diese Maßregeln nicht von seinen Grundsätzen, sondern von nothwendiger Vorsicht geboten waren, auch mit so vielem Grund, daß sein Ansehen darunter leiden mußte. Man hieß es unnütze Neckerei, daß die geistlichen Kommissäre angewiesen wurden, die zum Uebertritt in eine andere Konfession sich Anmeldenden in ihren geistlichen Unterricht zu nehmen, um Bekehrungsversuche mit ihren Seelen zu machen; man fand es abgeschmackt, daß diejenigen, welche sich zu keiner der geduldeten Konfessionen bekennen wollten, für Katholiken angesehen werden sollten — obgleich es, wenn man nicht neuerdings unzählige Sekten hervorrufen wollte, kein anderes Mittel gab dieß zu verhüten —;

---

als Katholiken betrachtet, sondern auch mit Ausschlusse der heiligen Beichte und Kommunion, zur Beobachtung der katholischen Religions-Disziplin angehalten werden sollen. Jemand stellt hierüber die Frage: S'ils ne tepoient à aucune des Religions tolérées pourquoi les forcer à trahir leur conscience? Et s'ils etoient absolument incrédules, pourquoi les forcer à une dissimulation odieuse? Mais surtout, pourquoi, par une plaisante derision, regarder comme Catholiques ceux qui se déclareront n'être pas Catholiques? (Observation) — philosophiques sur le principes adoptées par l'Empereur dans les Matiers ecclesiastiques. pag. 106 et sq. — Sammlung K. K. Gesetze ꝛc. a. a. O. S. 63 u. f. — Schlözers Staatsanzeigen ꝛc. a. a. O. S. 138 u. f. — Walchs neueste Religionsgeschichte a. a. O. S. 197 u. f.

man tadelte, daß die Regierung noch nicht für eine zureichende Anzahl von Pastoren und Bethäusern gesorgt, und die Taufen und Trauungen der Protestanten einstweilen katholischen Priestern anvertraut habe, und fand es protestantischer Seits ganz unbillig, daß die Gesetze es als ein »Vorrecht« der katholischen Religion, den katholischen Priestern gestatteten, akatholischen Kranken ungerufen ihren Beistand anzubieten, obgleich es ihnen zugleich ernstlich streng untersagt war, sich aufzudringen. Wie widerspenstig und undankbar sich zum Theil die Protestanten und Katholiken betragen haben, beweist die Nothwendigkeit folgender Verordnung:

»Daß die Nichtkatholiken durch kein widriges Betragen »gegen die katholische Religion und Glaubensgenossen sich in»tolerant machen, folglich alles Herumschwärmen, Boten»ausschicken, Religionsstreite und alle geheimen Zusammenkünfte »von ganzen Gemeinden unterlassen sollen, weil die Ueberre»der zum Abfalle der katholischen Religion, wenn sie darin »überwiesen würden, als Störer der öffentlichen Ruhe von »der Landesstelle bestraft werden würden. Sollten aber gar »verdächtige Ausländer betreten werden, so sind solche Emis»sarien an die Landesstelle zu überliefern. Wenn endlich »Unruhen oder Tumulte über Religionsmaterien entstünden, »so soll keine Religionsparthei Gewalt mit Gewalt abtreiben, »sondern dem Ungestüme des Gegentheils nachgeben, und die »Sache der richterlichen Beurtheilung überlassen, nach welcher »die wider die Nichtkatholiken, oder ihren von der Landes»stelle konfirmirten Pastoren, oder ihren tolerirten Gottes»dienst sich vergehenden Katholiken, als Störer der allgemeinen »Ruhe zu bestrafen, um so mehr aber die Nichtkatholiken,

»welche die dominante Religion auf was immer für eine »Art angreifen, nach der Strenge der Geſetze zur Erhaltung »der öffentlichen Ruhe zu behandeln ſind. Uebrhaupt haben »die Kreisämter über die Erhaltung der Ruhe und über den »Fortgang in dem Einfluſſe, den die Toleranz auf den poli»tiſchen Zuſtand wirkt, ihre Wachſamkeit zu verwenden, und »bei vorkommenden Zweifeln über die Ausführung der Tole»ranzgeſetze und anderer einzelnen Umſtände ſich an die Lan»desſtelle zu verwenden.«

Welche Zudringlichkeiten von beiden Seiten ſtattgefunden haben, beweiſen verſchiedene Hofbefehle. So wurde den Kreisämtern unterm 19. Merz 1782 befohlen, in allen das Toleranzweſen betreffenden Vorfällen mit möglichſter Vorſicht und Beſcheidenheit zu Werke zu gehen, alles Gerüſch und Aufſehen zu vermindern, nicht gleich jede Kleinigkeit und unbedeutende Handlung zu erheben, und dadurch Gährungen zu erregen. Ein zweites, unterm 8. April ausgefertigtes Dekret verordnet, daß man die Leute zu Stellung und Abgebung ihrer Religionserklärung durch Militärgewalt nicht anhalten ſolle. Endlich wurde der Geiſtlichkeit, mittelſt einer Verordnung vom 15. April verboten, ſich mit Nichtkatholiken in Reden einzulaſſen, welche auf Bekehrung abzielen könnten [1]). Der Kaiſer wurde überdieß von der Geiſtlichkeit ſo arg bedrängt, daß er, um ihren Bekehrungseifer zu beſchwichtigen, erklärte, es ſey ihm bloß um die Zahl der Irrgläubigen zu thun; ihre Bekehrung könne einſtweilen verſchoben werden. Dagegen erhob ſich unter den Proteſtanten ein heftiges Geſchrei des Unwillens,

[1]) Sammlung k. k. Geſetze ꝛc. S. 100—136.

über den Zwang, den ihnen eine Verordnung vom 9. April 1782 [1]) auferlegte, worin befohlen wurde, jeden Einzelnen über ſeine Glaubenspunkte auszufragen, obgleich dieß in der wohlwollenden Abſicht geſchah, die aus Furcht oder Zwang ſich als Nichtkatholiken erklärt, oder wider Wiſſen und Willen in die Verzeichniſſe eingeſchaltet worden, in Erfahrung zu bringen, um dieſelben ſodann gegen alle Zudringlichkeiten ſchützen zu können.

Die Widerſpenſtigkeit auf beiden Seiten machte eine neue Verordnung und Erklärung nöthig, worin auf geſchehene Anfrage auch Jene, welche noch keinen katholiſchen Unterricht erhalten haben, als Nichtkatholiken, falls ſie ſich dafür erklären, anerkannt werden, und die Erklärungen der Eltern für ihre Kinder nicht angenommen werden ſollten. Den zu dem Geſchäft der Aufzeichnung der Proteſtanten beſtellten Kommiſſionen wurde wiederholt Beſcheidenheit und Nachſicht eingeſchärft; allein demungeachtet betrugen ſich geiſtliche und weltliche Beamten gegen die Proteſtanten mit einer unerträglichen Härte. Unter Anderen fanden ſich die augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten zu Teſchen gezwungen, eine Vorſtellung an den Kaiſer zu richten, worin ſie ſich in folgender Weiſe beklagten [2]):

»Nachdem Ew. Majeſtät Allerhöchſt Dero Toleranzver»ordnungen durch die hieſigen Aemter haben kund machen »laſſen, und dieſelben zu unſerer Wiſſenſchaft gekommen ſind,

---

[1]) Sammlung K. K. Geſetze, S. 121.

[2]) Brets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeſchichte ꝛc. Th. VIII. S. 393 u. f. — Schlözers Staatsanzeigen Bd. II. S. 318. — Wolfs Geſch. der k. P. S. 214.

»ſo haben wir mit innigſter Dankbarkeit gegen Gott, und »mit den inbrünſtigſten Segenswünſchen für Ew. Majeſtät »höchſtes Wohl und langwierig glorreichſten Regierung, uns »der darin allermildeſte verſtatteten Gewiſſensfreiheit bedienet, »und uns ſchriftlich, in eigenen Perſonal- und Nominalver»zeichniſſen, als ſolche angemeldet, die ohne jemands Induk»tion oder Ueberredung, bloß nach dem Triebe ihres Gewiſ»ſens, ſich zur Augsburgiſchen Konfeſſion bekennen, und bei »dieſem Bekenntniſſe als Gott und Ew. Majeſtät allerge»treueſte Unterthanen leben und ſterben wollen. Hierauf ſind »wir, wiewohl ſpät genug, ſucceſſive vor die Verhörungs»kommiſſion zu Teſchen vorgefordert worden, auch vor der»ſelben an den beſtimmten Tagen in der Hoffnung erſchienen, »daß wir auf die, von Ew. Majeſtät vorgeſchriebene Art »würden geprüft, mit unſrer mündlichen Ausſage in Güte »gehöret, und über unſere Zweifel und Bedenklichkeiten mit »Sanftmuth befraft werden. Aber wir haben von allen die»ſem das Gegentheil, leider, erfahren, und mit nicht gerin»germ Aergerniß hören und ſehen müſſen, daß Ew. Majeſtät »landesväterliche und höchſtweiſe Verordnungen zur äußerſten »Kränkung unſrer Gewiſſen, und zur offenbaren Beſchimpfung »der von Allerhöchſtdenenſelben tolerirten Religion, gemiß»braucht worden. Denn 1) wird dem auf einen gewiſſen Tag »nach Teſchen, auf die Dechantei (den Ort der Kommiſſion) »beſtellten und erſcheinenden Haufen, von 20, 30 und meh»reren Perſonen, verſchiedenen Alters und Geſchlechtes, ein »Vortrag oder ſogenannte Predigt gehalten, in welcher die »Religion, zu der wir uns bekennen, aufs äußerſte ge»mißhandelt, als ein aus alten Lumpen zuſammengeſezdes

Lehrgebäude gelästert, und als das Werk eines lasterhaften Mönchs beschrieben wird. Diesen Vortrag hält gemeiniglich der eine geistliche Mitkommissarius, Pater Jacob Schwienteck, Pfarrer in Ober-Lischna [1]), der bei dieser Gelegenheit allen möglichen Haß, aus Galle gegen die evangelische Religion, auszulassen nicht ermangelte; dadurch aber, anstatt die Gemüther zu gewinnen, dieselben nur ärgert, und von sich abgeneigt macht. 2) Wird jede Person nachher einzeln verhört, die bittersten Reden gegen die evangelische Religion und Geistlichkeit ausgestoßen, und jeder befragt: Ob, und bei welchem Prediger von der Gnadenkirche er die Beichte abgelegt, und das heilige Abendmahl empfangen? Ob er zur evangelischen Religion geschworen habe? und dergleichen; da es doch bei den Evangelischen gar nicht Herkommens ist, daß jemand zur Religion eidlich verpflichtet werde, und die Zahl der Beichtenden und Kommunicirenden an manchen Sonn- und Feiertagen in der Gnadenkirche sich auf tausend, fünfzehnhundert, ja bis zweitausend Seelen beläuft. Man legt uns spitzfindige und bedenkliche Fragen vor, die besonders die Einfältigen verwirren, und zu ungereimten Antworten Gelegenheit geben. Man liest uns aus dem Protokoll unsere abgenöthigten Reden als Antwort vor, und verlegt die Unterzeichnung durch ein

---

[1]) Schon dieses ist ganz gegen den Willen des Gesetzgebers, der bereits unterm 14. Hornung 1782 verordnet hat, daß bei dem Erklärungsgeschäfte geistlicher Seits kein Seelsorger in seinem eigenen Sprengel als Kommissarius angestellt werden soll. Samml. K. K. Gesetze a. a. O. S. 77. Ober-Lischna ist eine Gemeinde, die zu Teschen gehört.

»auf eine ungeſtüme Art. Man kündiget uns die ewige »Verdammniß an, und heißet uns zum Teufel und die »unterſte Hölle gehen. Ueberhaupt iſt das Betragen dieſer »geiſtlichen Kommiſſion gegen uns ſo ungeiſtlich, und Ew. »Majeſtät allergnädigſter Vorſchrift ſo ſchnurſtraks zuwider, »daß wir nach unſerm eigenen Bewußtſeyn zu behaupten uns »unterfangen: Ein katholiſcher Chriſt, wenn er auch in ſeiner »Religion keinen Zweifel hätte, kann dadurch eher wankend »gemacht, als ein Akatholiſcher gewonnen werden. Am aller»meiſten aber zeichnet ſich in dieſem geſetzwidrigen Verfahren »der obengenannte geiſtliche Mitkommiſſarius, Pater Schwien»teck, Pfarrer zu Ober-Liſchna, unter den Actuariis und »Schreibern aber der Protokolliſt Schubert aus. 3) Junge »Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die noch »nicht das zwanzigſte Jahr erreicht haben, und im Verzeich»niß der Angemeldeten ſtehen, werden zwar verhört, aber »man erlaubet ihnen keineswegs, ihr Bekenntniß im Proto»koll zu unterzeichnen, ſondern ſie werden wider ihre ſchrift»liche und mündliche Erklärung zum katholiſchen Gottesdienſt »verwieſen, unter dem Vorwande, daß ſie zur Erwählung »einer Religion noch zu unmündig wären, und erſt zwanzig »Jahr erreichen müßten, obwohl Ew. Majeſtät in dieſem »Geſchäfte des Gewiſſens kein Annum aetatis determina»tivum vorzuſchreiben geruht haben. 4) Wenn Eltern ihre »noch unmündigen Kinder aus Irrthum, weil ſie es nicht beſſer »wußten, in die Anmeldungsverzeichniſſe haben eintragen »laſſen, ſo werden ſie deßhalb ſehr hart angefahren, [illegible] »man kündigt ihnen an, daß ſie dergleichen Kinder zu »tholiſchen Unterricht unausbleiblich ſtellen müßten.

»ſie aber aus Furcht, und in Erinnerung des ehemaligen »Gewiſſenszwangs, ſich ſolches zu thun weigern, ſo werden »ſie zur Stelle mit Arreſt belegt, ins Stockhaus geſteckt und »genöthigt, dieſen ausgeſtandenen Arreſt noch mit Gelde zu »bezahlen. Ja es haben wohl einigen ſolcher Leute, wie nicht »minder auch andere, bei ungeſtümer Zudringlichkeit des »obengenannten Mitkommiſſärs, des Pfarrers Schwienteck, »ſich mit Reden vertheidigten, vor der Kommiſſion ſelbſt »Maulſchellen, auch ſogar Stockſtreiche, und andere ſchimpf»liche Behandlungen empfangen. 5) Scheuet man ſich nicht, »es ſogar zu läugnen, daß Ew. Majeſtät einem jeden die »Gewiſſensfreiheit zum Bekenntniß einer oder der andern to»lerirten Religion eingeräumet; ja man will uns überreden »und ſchrecken, daß dieſe von Ew. Majeſtät allergnädigſt »verwilligte Toleranz auch nur eine kurze Zeit dauern, und »daß alle diejenigen, die ſich zur augsburgiſchen Konfeſſion »bekennen, mit der Zeit deſto größere Drangſale würden »auszuſtehen haben, und zum Widerruf der nach ihrem Ge»wiſſen gewählten evangeliſchen Religion mit Gewalt gezwun»gen werden; eine Behauptung, die wir zwar für grundfalſch »achten, die aber doch, wenn ſie im Publikum verbreitet, in »ſchwachen Gemüthern widrige Eindrücke machen, und beſon»ders jene, welche ohnehin der Religion wegen emigrirt, »nun aber geneigt ſind, wieder in ihr Vaterland umzukeh»ren, von der wirklichen Ausführung ihres Vorſatzes abwen»dig machen kann. Ungeachtet wird nun bei unſern Vor»ſtänden von der Verhörungskommiſſion dergleichen angeführte »harte, Ew. Majſt. allergnädigſten Verordnungen geradezu wi»derſprechende Behandlungen, die ſie ſchon ausgeſtanden haben,

»und folglich ſowohl im Stande, als bereit und willig ſind, »die Wahrheit unſrer Beſchwerden mit dem beſten Gewiſſen, »wie Ew. M. allergnädigſt befohlen, durch einen körperlichen »Eid zu bekräftigen, ſo haben wir uns doch unterwunden, »Allerhöchſtdenenſelben, als unſerm allerhuldreichſten Landes»vater, die wahre Lage der Sache allerunterthänigſt vor»zutragen, und um allergnädigſte Remedur, allerfußfälligſt »und zwar nun deſto mehr zu bitten, da wir wiſſen, daß es »unſren Mitbrüdern nicht beſſer ergeht, als es uns bei dieſer »Kommiſſion ergangen iſt. Gott kröne Ew. Majeſtät mit »ewigem Heil, Ruhm und Segen [1])!«

Dieſe Vorſtellung gibt ein grelles Gemälde von dem, was mit mehr oder minderer Modifikation, faſt allenthalben und beſonders in entlegenen Provinzen geſchah. Ueberall fand die Einführung der Toleranz faſt unüberwindliche Hinderniſſe, oder war doch von Uebelſtänden begleitet, welche größer waren, als diejenigen, welchen abgeholfen werden ſollte. An manchen Orten, wo ſchon eine faktiſche Duldung beſtand, riefen die Edikte erſt Unduldſamkeit hervor, erzeugten Prätenſionen der Akatholiken, und Widerſtand ihrer Gegner.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung. — Falſche Wirkungen der Reformen. — Deiſten.

So entwickelte ſich immer mehr die vom Volk ausgehende Reaktion der Gemüther. Der Fanatismus der Katholiken,

[1]) Unterzeichnet: Die zur augsburgiſchen Konfeſſion getretenen und geprüften Gemeinden in den Dörfern Ober- und Nieder-Uſtran, Weichſel, Goleſchau, Ober-Liſchna, Dzängelau, Wandryn, Bydeck und Zaislawitz.

und der Undank der Proteſtanten beſtrebten ſich durch die verſchiedenſten Mittel, die reifen Anſtalten des wohlwollenden Monarchen zu zerſtören. Leztere ergoßen ſich in Deklamationen über die Ausdrücke: »Diſpenſation, Privilegien, Prärogativen und ſubſtituirten dieſen Begriffen die Bezeichnungen: Rechte, Anſprüche, Rechtsgewährung. Das Geſchenk, welches ihnen der Kaiſer gemacht hatte, war ihnen noch Vorenthalt, die Duldung ihrer Konfeſſion eine Anmaßung, da man ſie, »ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht ihrer Rechte berauben könne [1]).« Dieß war die Sprache, welche ein Theil der Bevölkerung führte, für deren Menſchenrechte

---

[1]) On suppose ici que les Non-Catholiques ont besoin de dispense pour acquérir des biens, obtenir l'incolat, et jouir de tous les autres avantages de la société. Cette supposition est absurde. Nul homme au monde n'a besoin de dispense pour être homme; c'est à dire pour jouir d'un droit dont on n'a pu le dépouiller sans le dégrader, sans le mettre au rang des bêtes. On devroit bien concevoir que ce fameux édit de tolérance est à cet égard aussi injurieux pour les Protestans que pour les Catholiques, pour les Prêtres et les Magistrats, que pour les autres citoyens. Ne diroit on pas, en voyant tous ces grands mots, *dispense*, *privilège*, *prérogative* et autres semblables, que les hommes n'ont de droits, que ce que les Princes leur en donnent? N'est-il pas ridicule de prétendre leur accorder, comme une grace, ce dont on ne peut les priver sans un crime? Tenons-nous donc notre vie du Prince, parcequ'il ne nous l'arrache pas? Il n'y a peut être rien de plus injurieux pour l'homme que cette affectation de lui donner ce qui lui appartient; de le gratifier de ses propres biens; de lui laisser la vie comme une concession; c'est annoncer assez clairement qu'on se croit en droit d'en disposer à son gré. Tous les peuples devroient sentir qu'un Prince ne peut disputer à ses sujets la moindre portion du droit naturel, sans insulter à tout le genre humain, sans donner l'exemple d'un crime contagieux, et sans compromettre la sureté publique. Observat. philos. p. 99.

der Kaiſer ſo viele Opfer gebracht, durch deren Begünſtigung er ſich den Unwillen der Hälfte ſeiner Unterthanen zugezogen hätte.

Unerſchöpflich waren die Fanatiker in Läſterungen gegen den Kaiſer. Der Pöbel erlaubte ſich die gröbſten Schmähungen. Eines Tages fand man an der neu erbauten evangeliſchen Kirche zu Wien, wo ehedem Nonnen ihre lateiniſchen Pſalmen geſungen hatten, folgende Schmähſchrift angeheftet [1]: »Dieſer Tempel war erſt zum Dienſte des allmächtigen Got»tes, von dem frömmſten Beherrſcher Oeſterreichs eingerichtet, »war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lam»mes; aber es plünderte darin die Kirchenſchätze, er zerſtreute »in alle Welt die Gott geheiligten Nonnen — jener Ver»führer der Braut Chriſti, und Schwächer reiner Jungfrauen, »des Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, »Joſeph II. Ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen »Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüch»tigter Verächter der heiligen Kirchengeſetze, begünſtigt und »befördert er ſelbſt alle Ketzereien, und iſt ſelbſt ein Mann von »keiner Religion. Nun hat er, ein ſeit Jahrhunderten un»erhörtes Beiſpiel, eben dieſen Tempel, unter der Maske der »Tugend, zum Sammelplatz der Greuel angewieſen und »verkauft!«

Der Kaiſer verachtete zwar dieſe Art der Oppoſition ſo ſehr, daß er dieſe Schmähſchrift drucken und öffentlich verkaufen ließ, zum Beſten der proteſtantiſchen Armen. Allein

[1] Hübners Lebensgeſchichte Joſeph II. Theil I. S. 81 u. f. —

er verkannte auch nicht die ernſtliche Bedeutung, welche ſo frevelhafte Beſchuldigungen in ihrem Einfluß auf die öffentliche Meinung hatte, und verſäumte nicht in nachdrücklichen Verordnungen [1]) ſich für die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, der das ganze Volksleben tief durchdrungen hatte, öffentlich und energiſch auszuſprechen. Um den Ernſt dieſes ſeines Willens zu bethätigen, verfügte er noch mehrere den Uebertritt zur proteſtantiſchen Religion erſchwerende Beſchränkungen der Toleranz, die dann in einem viel ſtrengeren Sinne zur Ausübung gebracht wurden [2]). Wer nicht als Proteſtant angemeldet war, durfte zu den akatholiſchen Religionsübungen nicht zugelaſſen werden. Alle diejenigen, welche ſich nach Ablauf eines gewiſſen Termins meldeten, mußten Zeugniſſe über empfangenen ſechswöchentlichen religiöſen Unterricht beibringen. Dawider Handelnden wurden ſtrenge Strafen angedroht, Proſelitenmacherei wurde ſtreng beſtraft. Der Zweck aller dieſer Einſchränkungen war keineswegs ein verwerflicher, denn es hieß in der kaiſerl. Verordnung: »daß der Kaiſer zwar allen Proteſtanten die Ausübung ihrer Religion geſtattet wiſſen, aber keineswegs geſchehen laſſen wolle, daß katholiſch geborne und erzogene Unterthanen, nach freiem Willkür, oft aus Mangel des Unterrichtes, aus Leichtſinn, aus Verführung, oder durch Vorſpieglung zeitlicher Vortheile, als Enthebung von Zahlung der Stollgebühre, Zehnten, ihre wahre Religion ſo oft es ihnen beliebte, verlaſſen können.« Allein es kann nicht geleugnet werden, daß dieſe nachträglichen Erläuterungen und Beſchränkungen unheilvolle Verwirrung hervorgebracht

[1]) S. im 2ten Band.
[2]) Samml. d. k. k. Geſch. III. B. S. 149.

und dem Fanatismus neuen Vorwand zu Ungerechtigkeiten gegeben haben.

So wurde eine Dame in Siebenbürgen, die Baronin von Wesseleny, ob sie gleich schon bald nach Erscheinung des ersten Toleranzpatentes in Gegenwart mehrerer Zeugen als reformirte Christin das Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, gleichwohl von ihren kranken Kindern, und ihrem Gemahle getrennt, und nach Hermannstadt in ein Nonnenkloster gebracht, um dort sich die vorgeschriebene Zeit hindurch in der katholischen Glaubenslehre unterrichten zu lassen. Während dieser Zeit war es ihr nicht gestattet, dem Gottesdienste ihrer Kirche beizuwohnen, oder sich des Beistandes eines reformirten Predigers zu bedienen.

Da sich der Kaiser in favorem praedominantis religionis rom. cath. erklärt hatte, so glaubten sich die katholischen Geistlichen berechtigt, bei Ueberwachung ihres Kultus weiter zu gehen, als ihnen erlaubt war, und die Beamten wagten es nicht, die Protestanten zu sehr in Schutz zu nehmen. Obgleich die kaiserlichen Verbote dagegen in Kraft waren, ließ man es doch häufig geschehen, daß die protestantische Religion verspottet wurde. So stellte man 1783 in Villach eine pöbelhafte Farce dar, indem man das Bild M. Luthers auf einem Schubkarren durch die Stadt mit Fastnachtsgeschrei auf die Donaubrücke führte und dort in den Fluß stürzte. Schlimme Behandlung protestantischer Prediger war nicht selten, man warf sie mit Steinen und griff sie in ihren Häusern an. Nicht selten störten selbst Beamte den protestantischen Gottesdienst, um solche Leute ausfindig

zu machen, welche zum Beſuch deſſelben nicht berechtigt waren [1]). Der Eifer der katholiſchen Prieſter riß ſie zu den abentheuerlichſten und ärgerlichſten Unternehmungen hin, wovon die ſeltſamſten Anekdoten in Umlauf geſezt wurden [2]).

Minderes Aergerniß veranlaßte die Duldung der Juden, welche zwar nicht in derſelben Ausdehnung zum Geſetz erhoben, aber dennoch bis zu einem Grade geſtattet wurde, welcher der Bildung und dem Charakter dieſer Nation angemeſſen war. Dagegen verlangte eine neue Sekte in Böhmen, welche in mehreren Gegenden Nachahmer fanden, die Deiſten, Abrahamiten, Zioniſten, öffentliche Duldung. Wir haben die

---

[1]) Schlözers Staatsanzeigen. Bd. V. S. 224 — 240 — 244.

[2]) So predigte Einer: „Wenn die evangeliſche die wahre Religion iſt, ſo ſoll mich gleich auf der Stelle der Teufel holen.“ Er hielt eine Weile inne; und da der Teufel nicht kommen wollte, ſo fuhr er fort: „Vielleicht hat der Teufel an meinen Prieſterkleidern keine Gewalt. Ich will ſie alſo ablegen.“ Er entkleidete ſich wirklich, und ſchrie jezt mit brüllender Stimme: „Nun Teufel, komm, und hole mich!“ (Daſelbſt ꝛc. a. a. O. S. 439.) Ein anderer Geiſtlicher fragte ein Weib, welches in den Beichtſtuhl trat, ob ſie an Fegefeuer und Heilige glaube? Nein! erwiederte das Weib. So..... ſchrie der Raſende, packte ſie an und ſchleuderte ſie fort. (Daſelbſt ꝛc. a. a. O. S. 439.) Bei den Kommiſſionen, wo die Erklärungen der Proteſtanten aufgenommen wurden, erlaubte man ſich die pöbelhafteſten Flüche und Läſterungen. „Verdammt ſeyd ihr alle,“ heißt es dort; „zum „Teufel müßt ihr alle, ſo wie Eure Eltern, alſo auch eure Kin„der und alle Lutheraner in der Welt, fahren. Schon wachſen „euch Hörner und Schwänze, wie den Teufeln; nur ſeyd ihr „verblendet, daß ihr ſie nicht ſehet und fühlet. Der Kaiſer will „jezt nur die heimlichen Lutheraner durch öffentliche Erklärungen „ausfindig machen, um die bekannten alle, ſammt Weib und „Kind, binden, und an die türkiſche Gränze führen zu laſſen.“ Daſelbſt ꝛc. Bd. II. Heft VIII. S. 506.

traurige Strenge bereits gewürdigt, zu welcher Joſeph ſich genöthigt fand, um den umſichgreifenden Sektengeiſt niederzuhalten. Den Charakter und die Prinzipe dieſer in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdigen Sekte zu ſchildern, ſey dem Gemälde der Fortſchritte der Geiſteskultur unter Joſeph II. vorbehalten [1].

Viertes Kapitel.

Widerſtand der Beamten. — Widerſetzlichkeiten in Tyrol und Ungarn.

Die erſten Wirkungen der Geſetze waren ſchwach, oder gar ihren Zwecken entgegengeſezt. Die Eiferer für die Aufklärung, welche Joſephs Werk allein unterſtützen konnten, verdarben durch Uebertreibung und Rückſichtsloſigkeit die beſten Anſtalten der Regierung; daher wurde dieſe ſtets mißverſtanden und verläumdet. Der gute Wille der Einen glich einem jungen Fohlen vom beſten Blut und großer Schnellkraft, das aber trotz des jugendlichen Muthes ſein Ziel verfehlte oder überſprang. Was der Kaiſer mit weiſer Beſonnenheit ausgeführt wiſſen wollte, wurde übereilt; anſtatt den natürlichen Widerſtand der Thorheit oder übelverſtandenen Pflichteifers zu beſänftigen, wurden dieſe gewaltigen Feinde allenthalben provozirt und aufgereizt. Daher man ſich allenthalben gegen die kaiſerlichen Anordnungen auflehnte. Nicht nur in einzelnen Dörfern, ſondern auch in den größten Städten und ganzen Provinzen erlaubte ſich die Geiſtlichkeit

[1] Vergl. den Abſchnitt: Gemälde der Zeit.

Schritte, die den Absichten des Gesetzgebers streng entgegen waren. Selten wagte es hie und da ein hellsehender Kopf, im Geiste des Reformators zu wirken, aber dann mußte er ein entschlossener Mann seyn, der gegen eine Uebermacht von Eiferern und eigennützigen Intriguants anzukämpfen den Muth hatte. Im widrigen Falle ward seine Stimme betäubt, und da vielleicht seine Vorgesezten des Kaisers Gegner waren, durch diese nicht selten dem Gouvernement selbst verdächtigt. Die Gewalt war meist noch in den Händen Jener, die sie zum Uebel anzuwenden entschlossen waren, denn es war nicht möglich, alle Uebelgesinnten auf ein Mal zu entfernen. Zuweilen wagten es diese, das Volk aufzuwiegeln, um an dem künstlich erzeugten Widerstand einen schicklichen Vorwand zu haben, für Verzögerung oder gänzliche Unterlassung der Vollziehung höherer Verordnungen. Die damals in Wien erscheinende Kirchenzeitung enthielt fast auf jedem Blatt Thatsachen, welche den unglaublichen Eigensinn, die Unwissenheit und den tiefen Haß gegen alle Neuerungen der geistlichen Opposition und die träge Unvernunft des abergläubigen Volks kläglich darstellen [1]).

Größen Widerstand fanden die Toleranzedikte, welchen sich Alle widersezten, die ehedem der Religion wegen Prärogative genossen hatten. Aus den Zeiten der Protestanten-Verfolgung hatte sich in den meisten österreichischen Provinzen ein Geist der Unduldsamkeit gegen die Ketzer erhalten, welcher nicht so leicht ausgelöscht werden konnte.

Mehrere Reichsstädte widersezten sich entweder der Anwendung der Toleranzgesetze oder suchten ihre Publikation zu

[1]) Wolf Gesch. d. K. Veränd.

verhindern. Unzählig sind die Beispiele der Unduldsamkeit, welche zu geben die Geistlichkeit in allen Provinzen sich beeiferte [1]).

Es ist bereits dargestellt worden, wie wenig Joseph II. in seinem Wirken durch seine Beamten unterstüzt worden [2]). Die Strenge, wozu ihn die Fahrläſſigkeit derselben zwang, indem er auf geringere Vergehen derselben gleich Cassation sezte, die Nothwendigkeit einer strengen Wachsamkeit, welche Auflaurer und Angeber bestellen mußte, verschlimmerte die Stimmung noch viel mehr. Allein die fast despotiſche Gewalt, welche er in die Hände des Chefs gab, wurde überdieß noch oft mißbraucht, und erzeugte Ungerechtigkeiten, deren Vorwurf jedesmal den Kaiser traf. Trotz aller dieser Gewaltmittel hatte Joseph doch noch im J. 1788 Grund zu klagen: „Ich habe eine Menge Buchhalteristen [3]) und ein ganzes Regiment von Schreibern und doch geht nichts von der Stelle.“

Die Aristokratie versäumte ihrer Seits nicht, alle ihre Macht aufzubieten, um dem Kaiser allenthalben Hinderniſſe in den Weg zu legen. Die Gleichstellung ihrer Rechte vor dem Geſetz mit dem geringſten Bürger, die öffentliche schmachvolle Bestrafung verbrecherischer Mitglieder ihrer angesehensten Familien, welche nicht selten zu Zuchthaus, Strafarbeiten,

---

[1]) Vergleiche den Abschnitt: Gemälde der Zeit, wo mehrere solche Beispiele erzählt werden.

[2]) S. dieses Werkes 2ten Band S. 393, wo in einem Handschreiben des Kaisers alle Klagen zusammengefaßt sind, wozu ihn die Fahrläſſigkeit und der böse Wille seiner Beamten berechtigte.

[3]) Beamte vom Rechnungsfache.

zum Gassenkehren und Schiffziehen verurtheilt wurden[1]), die Einschränkung ihrer Jurisdiktionen, die Schmälerung ihrer ungesetzmäßigen Einkünfte, die Befreiung ihrer Leibeigenen — alle diese menschenfreundlichen im Interesse des Staates und der Civilisation unternommenen Maßregeln, welche freilich ihre herkömmlichen stolzen Begriffe von Würde verletzten, machten den größeren Theil derselben zu unerbittlichen Feinden des neuen Systems.

Am feindseligsten zeigte sich die Aristokratie in Ungarn, wo sich das neue System mit der alten Verfassung eben so wenig, als diese mit allen Grundsätzen von Recht, Billigkeit und Menschlichkeit vereinbaren ließ. Ein Greuel war dieser edlen aber in barbarische Regellosigkeit und Gewohnheit versunkenen Nation — unter welcher Benennung bloß die Edelleute verstanden werden — die bisher dort unerhörte Zählung der Menschen und Häuser. Als der Kaiser im Jahre 1784 ernstlich darauf drang, daß die Konscription in Ungarn eingeführt werde, verbreitete sich über das ganze Land ein abergläubischer Schrecken, denn man hatte die abentheuerlichsten Vorstellungen von dieser Maßregel der Civilisation.

Unerachtet der Kaiser den Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Einrichtung zeigte, so zitterte dennoch der Adel vor dem Phantome, weil es neu war. Nur wenige Edelleute sahen das Wohlthätige dieser Anstalt ein, und beförderten sie durch List und Begütigung. Fürst Niklas Esterhazy, als Obergespann seines Komitats, lud den Adel desselben zu sich. Nach der Tafel las er ihnen die Resolution des Kaisers vor,

[1]) S. den Abschnitt: Gemälde der Zeit, und Th. II. S. 40.

zergliederte den Nutzen noch deutlicher und numerirte sein eignes Schloß mit eigener Hand, indem er sprach: »So muß man seinem Könige gehorchen.« Dieß Beispiel wirkte auf die Anwesenden, und Niemanden fiel es ein, diese Konscription zu verweigern. Fürst Graschalkowitz, der sich schon um die Toleranzedikte in seinem Komitate so verdient gemacht hatte, daß unter allen Komitaten das seinige allein keine Gegenremonstration wider die Toleranz einreichte, bewirkte durch sein Beispiel Folgsamkeit in Beziehung der Konscription. Unter den merkwürdigsten Phänomenen bei der Konscription in Ungarn steht das patriotische Verfahren des Kardinals Migazzi oben an. Durch seine Vermittlung lenkte er die meisten Komitate zur Folgsamkeit, und zeigte sich hierin als nützlicher Diener des Staats.

Allein diese Beispiele waren nicht im Stande den Widerwillen der Nation gegen diese Einrichtung völlig zu besiegen. Die Unzufriedenheit der Magnaten mit der Weigerung des Kaisers, sich als König von Ungarn krönen zu lassen, und mit der Wegführung der ungarischen Krone aus Preßburg, vereinigte sich mit dem Mißfallen über diese neue Einrichtung zu einer Protestation, welche viele Komitate an den Hof zu senden sich erkühnten. Die Vorstellungen des Trentschiner Komitates zeigen in ihrem verwegenen Ton und schwachsinnigen Argumenten ein Gemälde von dem Gemüths- und Bildungszustande in diesem unglücklichen Lande, welches Civilisation für Knechtschaft, despotische Adelswillkür für Nationalfreiheit auszugeben niemals ermüdete:

»Die sogenannte Volksconscription auch mit Einschluß der Magnaten und Edlen des Reichs, und die ohne Unterschied

nach der Reihe anzustellende Numerirung der Häuser, ist wider die beim Anfange der übernommenen Regierung uns gegebene und eigenhändig unterschriebene Erklärung Ew. geheiligten Majestät vom 30. November 1780; daß Ew. Königliche Majestät unsere Rechte und Freiheit heilig und unverlezt uns ertheilten, und dieselben uns auf keine Weise entziehen wollen. Ohnerachtet nun die Stände des Reichs sich durch Ihr Königliches Wort vollkommen gesichert glaubten, so müssen sie doch mit Betrübniß sehen, daß seit der Zeit so Vieles, das unsern klaren Gesetzen ganz entgegen, vorgefallen ist. Wir nähern uns daher Ew. Königlichen Majestät höchsten Thron, um über die uns bisher zugefügten Kränkungen uns empfindlich zu beklagen; in der Hoffnung, daß Sie unsere gerechte Klagen gegen Dero geheiligte Königliche Würde nicht frevelhaft finden werden. — Noch ist jene unsere gemeinschaftliche Wunde, welche uns die Hinwegführung der geheiligten ungarischen Krone aus dem Reiche in so großem Maße geschlagen hat, nicht geheilet; noch sind unsere Hoffnungen in Absicht ihrer Zurückgabe nicht erfüllt. Noch bis jezt haben wir in Absicht der Krönung [1]) zum Könige von Ungarn noch nichts erfahren, und die Eidesleistung wegen Erhaltung unserer Freiheiten ist unserm Gesetz gemäß bis jezt noch nicht erfolgt. Es ist uns die Erinnerung

---

[1]) Eigentlich erkannten die Ungarn nur den alsdann für ihren König, der wirklich zu Presburg mit den gewöhnlichen Ceremonien gekrönt worden, und den Eid geschworen hatte. Daher sollen zu Josephs Zeiten viele Priester in den Kirchen nicht pro Rege, sondern nur pro Imperatore gebetet haben.

des Vorhabens Ew. Königlichen Majeſtät, die Einführung der teutſchen Sprache betreffend, die unſerer Verfaſſung ſo ganz entgegen iſt, in unſern Herzen nicht verloſchen.

Da allem dieſem noch nicht abgeholfen iſt; ſo werden wir wieder von einer neuen Kränkung, die unſern väterlichen Rechten und Freiheiten bevorſtehet, durch die erſt ganz neu angekündigte Konſcription bedrohet. — Es ſey fern von uns, daß wir Ew. geheiligten Majeſtät daran erinnern, und die Heiligkeit Ihres heiligen und unverletzlichen Königlichen Worts vorhalten wollen; denn wir wiſſen, daß nicht nur Unterthanen, ſondern ſelbſt Feinden nach dem Völkerrecht die gegebene Königliche Treue gehalten werden muß. Wir bitten aber um die bis jezt verzögerte Erfüllung deſſelben, und um Hülfe, alle dieſe Wunden zu ertragen. — Die gegenwärtige Einrichtung der Konſcription iſt den Reichsconſtitutionen entgegen; und die Art ſelbſt, daß ſie mit Zuziehung des Militärſtandes unternommen werden ſoll, erregt ſogleich Bedenken; und wir können über dieſe, mit unſerm freien Volk und dem ungariſchen Reiche ungewöhnliche, uns bis jezt nie erhörte Art zu verfahren, nicht genug erſtaunen. Und das nicht mit Unrecht, durchl. Kaiſer! denn wir wiſſen, daß bei jenen Dingen, die die politiſche Regierung des Reichs betroffen, aller und jeder Militäreinfluß durch unſere Geſetze Art. 30. 1741 ausdrücklich verboten worden; ſo daß wir dieſe Veranſtaltung ſchon wegen dieſer Werkzeuge, wodurch ſie zur Ausführung gebracht werden ſoll, ſo widerrechtlich und ungeſetzmäßig finden, daß auch dieſer einzige Grund allerdings durchaus hinreichend wäre, die Konſcription und

Numerirung der Häuſer zu verbitten; die Stände unterſuchen endlich die vom Kaiſer vorgegebenen Beweggründe, welche Glückſeligkeit des Reichs, freiwillige Stellung der Rekruten, Beförderung des Handels ꝛc. ſeyn ſollen. Dieß Alles will aber den Ungarn gar nicht einleuchten. Sie ſagen: »unſer Volk weiß gar wohl, welche Wirkung dieſe ungewöhnliche Konſcription in den benachbarten ſchleſiſchen, mähriſchen und böhmiſchen Landen hervorbringt; aus dieſem Grunde fühlt es mit uns auch bei dem bloßen Gerüchte derſelben einen Abſcheu. Unſer Volk kennt auch die Freiheiten dieſes ganzen Reichs, daß Niemand wider ſeinen Willen zu Kriegsdienſten gezwungen werden kann: und dieſes iſt ſeinen Gemüthern ſo feſt eingedrückt, daß wenn man es auch zum Gegentheil auf gewiſſe Weiſe überreden wollte, dieß doch ganz vergeblich ſeyn würde. — Wenn Reichsſtände und Gutsherrn mit ihren Unterthanen auf gleiche Weiſe konſcribirt werden ſollen; ſo würde dieſer den Vorrechten unſers Adels beſtimmte Schimpf, jedes adeliche und empfindliche Herz mit Recht verwunden. — Und wenn wir alle Bewegungsgründe und Folgen bei dieſer vorzunehmenden Konſcription genau unterſuchen und erwägen, ſo bleibt uns der deutlichſte Schluß übrig, daß auch wir, die wir in ſüßer Freiheit [1]) geboren wurden, in den traurigſten Zuſtand der Sklaverei gebracht, und auf dem Fuß der übrigen deutſchen

---

[1]) Ungarn war 1687 ein Wahlreich, obgleich ſchon 1526 dieß Königreich an das Erzhaus kam. Bei der Krönung Joſeph I. 1687 zu Presburg wurde die Erbfolge auf die männlichen Deſcendenten des Hauſes Oeſterreich feſtgeſtellt, und 1723 auf die weiblichen erweitert.

Provinzen regiert werden ſollen, — und ehe wir uns dieſen unterwerfen, ſo opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf; und wünſchen vielmehr in ſüßer Freiheit zu ſterben, als in verworfener Sklaverei zu leben ꝛc.« Am Schluß der Vorſtellung ſagen ſie endlich: »Dieß Alles haben wir nun aufrichtig entdeckt, dieſe gemeinſchaftliche Meinung aller unſerer, vielleicht nie in größerer Anzahl verſammelter Stände dieſer Trentſchiner Geſpanſchaft [1]) haben wir Ew. Majeſtät unterthänigſt eröffnet, in der Hoffnung und dem feſteſten Vertrauen, Ew. Majeſtät werden aus dieſen geſetzmäßig angeführten Gründen, die der uns angekündigten Konſcription und Numerirung der Häuſer ganz entgegen ſind, gnädigſt erkennen: daß wir dieſe uns offenbar nachtheilige Einrichtung weder annehmen, noch dieſelbe auf irgend eine Weiſe thätig befördern, noch endlich unſern Eingebornen die unſerem Beiſtande dienen ſollen, aus dem Lande laſſen können. So daß wir unterthänigſt erklären: daß wir zum Nachtheil unſerer Freiheit, die wir höher ſchätzen, als unſer Leben, Glücksgüter und übrige Vortheile, nichts einwilligen werden; übrigens aber Ew. geheiligten Majeſtät zugleich mit uns unſere Treue und unverbrüchliche Ergebenheit weiſen, und in tiefſter Unterthänigkeit erſterben ꝛc.«

Das ganze Königreich Ungarn, beſonders der Adel, war Anfangs Oktober 1783 in der größten Gährung. Faſt alle Komitate Ungarns hatten dem Kaiſer wiederholte Vorſtellungen

[1]) Die Trentſchiner Geſpanſchaft zählte damals 187,780 Menſchen, und contribuirte 137,766 fl. S. Portof. 1782, 9tes St., S. 313.

gethan, wegen des Verluſts verſchiedener Rechte und Privilegien; wegen Fortſchaffung der Krone nach Wien; weil der Kaiſer ſich nicht krönen laſſen; weil er die teutſche Sprache in den Tribunalien eingeführt, und verſchiedene Perſonen, deren Namen der Nation ſchätzbar ſind, ihre Aemter verloren, weil ſie dieſer Sprache nicht kundig waren, und ihre Stellen mit Teutſchen beſezt worden; weil man die Konſcription eingeführt, und ihre Häuſer und Felder ausmeſſen ließ, um ſie mit Auflagen zu beſchweren, die ihren Rechten und Freiheiten durchaus entgegen wären; weil man endlich durch Einführung der neuen Normalſchulen bis auf die Sprache und den Namen, die ungariſche Nation ausrotten wolle. Der ungariſche und ſiebenbürgiſche Adel ſchickte im Auguſt Deputirte an den Kaiſer, die den Auftrag hatten, ihn zu bitten, zu verwilligen: daß die ungariſche Krone wieder nach Presburg zurückgeſandt würde, daß er ſich krönen laſſe, und durch einen förmlichen Eid die Rechte der Nation beſtätige; daß alle Proceduren bei den Tribunalien in ungariſcher Sprache geführt würden, und Niemand zu einem Amt gelangen könne, wenn er dieſer Sprache nicht vollkommen kundig; daß die Komitate wieder hergeſtellt werden, wie ſie waren; und daß ſie ſich verſammeln, auch in allen nöthigen Fällen ihrem Könige Vorſtellung machen können. Es ward zwar verſichert, daß der Kaiſer einen Reichstag nach Ofen ausſchreiben und ſich krönen laſſen wollte. Doch blieb dieß eine Sage, deren Erfüllung man eifrigſt wünſchte. Viele ungariſche Bauern flüchteten ſich, um dem Kriegsdienſt zu entgehen, in das Gebirge, wo ſie ſich verſteckt hielten.

In der Mitte des Oktobers 1788 ließ der Kaiser, durch den Vicepräsidenten des königlichen Statthaltereiraths zu Ofen, Grafen von Zichy, an die Stände von Ungarn die Requisition wegen außerordentlicher Subsidien bei dem gegenwärtigen Türkenkriege thun. Bei dieser Gelegenheit antworteten verschiedene Komitate sogleich: »daß sie bereit wären, ihren lezten Tropfen Bluts für Se. Majestät aufzuopfern, doch unter diesen Bedingungen: 1) Daß Se. Majestät den Ungarn ihre Krone, welche gegenwärtig zu Wien in der Schatzkammer aufbewahrt würde, wieder zurückstelle; 2) daß Höchstdieselben sich zum König von Ungarn sollten krönen lassen; 3) daß die Ungarn nicht sollten gezwungen seyn, Deutsch zu lernen, und diese Sprache in allen Schriften zu gebrauchen, weil solches immer noch unüberwindlichen Hindernissen unterworfen sey, und 4) daß auch die Militärkonscription aufgehoben werde.« — Der Kaiser antwortete sehr kurz darauf: »Ob man nur das und nichts mehr begehrte? und warum just bei jetziger Zeit?«

Fünftes Kapitel.

Schlechte Stimmung des Volks. — Falsche Wirkungen der Reformen. — Schlechter Geist des Heeres. — Unruhen.

Die üble Stimmung des Volkes wurde noch vermehrt, als man sich berechtigt glaubte, die Politik des Kaisers, welche ihn in den Türkenkrieg verwickelte, zu tadeln. Die ausgeschriebene Kriegssteuer half mit die aufgeregten, undankbaren oder bethörten Herzen vollends zu erbittern. Dieser unglückselige

Krieg belud das Haupt des unglücklichen Monarchen mit den empfindlichſten Vorwürfen. Die Wiener, ſonſt dem Kaiſer mehr zugethan als die Bewohner der Provinz, drückten ihre Mißſtimmung laut und mit ergreifendem Tone aus. Im Jahre 1789 verſammelte ſich ein Haufe Land- und Stadtvolk vor den Thoren der kaiſerlichen Hofburg, und bat um Nachlaſſung der Kriegsſteuer. »Ich kann nicht«, antwortete der Kaiſer mit trauriger Leutſeligkeit. »Wir ſind von allen Seiten gedrückt, wir gehen zu Grunde,« weheklagten die Unbefriedigten. »Mir thut es leid,« erwiederte Joſeph ergriffen, »aber ihr kennt nicht die dringende Noth. Friede! Friede! Friede! ſchrie das Volk, und verließ ſeinen Kaiſer in tiefſter Trauer [1]). Solche Scenen bewirkten vielleicht die ſtärkſte aller Reaktionen in dem eigenen Herzen des Kaiſers. Als Krankheit und Unglück ſeine Kraft gebrochen hatten, hinderte ihn dieſe Reaktion, ſein Werk mit eigenen Händen zu vollenden.

Die ſchlechte Gemüthsſtimmung des Volkes ergriff auch das Heer, das im tiefen Banat unter Sümpfen der tödtlichen Seuche einer verpeſteten Atmosphäre preisgegeben, von Kriegsbeſchwerden erſchöpft, über ſeine Beſtimmung zu murren anfing. Die Deſertionen vermehrten ſich, und die Ausreißer kamen ſelbſt in Folge der Verkündigung eines Generalpardons (1. Mai 1788) nicht wieder zu dem kaiſerlichen Heere zurück. Sie verbargen ſich in den Wäldern Ungarns, und beeinträchtigten die Sicherheit des Landes oder flüchteten ſelbſt zu den Türken. Die Disciplin gerieth immer

[1]) Leben und Geſchichte Joſephs II, S. 188., 4r Bd.

mehr und mehr in Verfall, und konnte ſelbſt durch die ſtrengſten Maßregeln nur unvollkommen wieder hergeſtellt werden.

In Tyrol fand die Konſcription eben ſo wenig Beifall als in Ungarn. Im Kreiſe von Trient widerſezte man ſich der Numerirung der Häuſer mit Gewalt, und nahm die kaiſerlichen Adler in mehreren Orten hinweg, um ſie zu verbrennen oder zu beſchimpfen.

In Böhmen ward durch die kaiſerlichen Verordnungen der wilde Geiſt des Huſſitenkrieges wieder rege; Proteſtanten und Katholiken verfolgten ſich mit der äußerſten Erbitterung, welche nicht ſelten Ausſchweifungen aller Art und blutige Thätlichkeiten erzeugte. Oefters mußte das Militär einſchreiten, um die beiden ſtreitenden Partheien, von welchen man nicht entſcheiden kann, welche dem Reformator mehr geſchadet hat, zu beruhigen. Während die Altgläubigen alle gegen den Kaiſer waren, entfremdeten dieſe beunruhigenden Vorfälle auch alle Friedliebenden dem Urheber dieſer Wirren. So war auch hier die Mehrzahl des Volks gegen den Kaiſer geſtimmt. War es nicht der Glaube, der ſie zu ſeinen Gegnern machte, ſo war es der Eigennutz, den die Mönche geſchickt zu reizen wußten, indem ſie ausbreiteten, was hier und da augenſcheinlich war, daß die Aufhebung der Klöſter viele Familien brodlos gemacht und die Cirkulation des Geldes vermindert habe, was zum Theil auch durch Anhäufung der Schätze in Klöſtern geſchah. Obgleich nun die Regierung Sorge trug, daß die unbeſchäftigten Hände durch öffentliche Bauten Arbeit erhielten, ſo machte doch die augenblickliche lokale Stockung im Gewerbsleben einen ſo ſchlimmen Eindruck, wie nur im-

mer ein unheilbares, anhaltendes Gemeinübel hätte bewirken können [1]).

Andererſeits brachte das Mißverſtehen des Zwecks aller kaiſerlichen Anſtalten ſo vieles Aergerniß und offenbare Widerſetzlichkeit hervor, als kaum der böſe Wille der Feinde des Kaiſers bewirken konnte; der Trieb des Zeitalters nach Umſtaltung, die Gährung der Gemüther, entſtanden aus dem alten Sauerteig abgenuzter Verhältniſſe, theilte ſich auch dem Volke mit und veranlaßte Unruhen und Unordnungen der kläglichſten Art. Und die moraliſche Wirkung, ſolcher Aeußerung eines revolutionären Geiſtes, war wiederum dem Kaiſer feindſelig und verderblich für ſeine Anſtalten, denn die weiſen Syſtematiker, welche über den unmittelbaren Zuſammenhang der Ereigniſſe ſtets ihre gemeinſchaftlichen Urſachen vergeſſen, behaupteten, dieſelben Prinzipien, welche die neue Regierung durch ihre Anſtalten offenbare, erzeugten im Gemüthsleben des ganzen Zeitalters jenen verderblichen Religionsſchwindel, der bald darauf Europa in Blut erſäufte. Während Joſeph in ſeinem Staate dem unvermeidlichen Uebel einer Revolution einen milderen Verlauf gab, indem er ihm vor der Zeit den gefährlichen Stoff, an dem nachher ſo viele Staaten tödtlich erkrankten, inoculirte, während ſein Volk in geringen Zuckungen die nachtheilige Wirkung der Zeitathmoſphäre überwand, behauptete man von ihm, der in der That die öſterreichiſchen Erbſtaaten vor dem Ausbruch der gräßlichſten Bluthochzeiten bewahrte, er habe den Saamen der Unzufriedenheit in die Herzen ſeiner Unterthanen geſenkt, und ſeine Humanität habe Oeſterreich an den Rand des Verderbens gebracht. Wenige Jahre ſpäter wies man bedeutungsvoll auf die

[1]) Hiſtoriſches Porteſeuille Jahrg. 1788, S. 106.

Grundsätze hin, welche der französische Nationalkonvent verkündigte, und welche den Regierungsmaximen Josephs wunderbar ähnelten. Und wirklich war dieses Beispiel so schlagend für den gemeinen Verstand, der nicht tiefer in den Geist der Ereignisse dringt, daß es die Meisten überzeugte, jene Gräuel und diese Reformen seyen aus einer und derselben Quelle entsprungen!

Genau derselbe Irrthum war es, der in manchen Theilen der Monarchie Unruhen verursachte, derselbe Irrthum, den im neunzehnten Jahrhundert hochgelahrte Publicisten als eine kunstvolle Entdeckung veroffenbarten, reizte in den Zeiten Josephs den Pöbel und das Landvolk in manchen Gegenden zu unsinnigen Handlungen, für welche sie die angeblichen Absichten des Kaisers zur Entschuldigung nahmen. In vielen Gegenden von Böhmen, Mähren, Ungarn ꝛc. lehnte sich das Volk gegen seine Gutsherren auf, weil ihm Dienstbarkeit und Steuern lästig zu werden anfingen, als es erfuhr, der Kaiser nehme den gemeinen Mann in seinen Schutz. Jeder meinte, ihm geschehe zu viel, und der Kaiser wisse und wolle es nicht. Selbst die menschenfreundliche Strenge, womit Kaiser Joseph das Publikum gegen Wucher zu schützen suchte, gab inmitten der Hauptstadt Anlaß zu einem Volkstumult, während dessen die Bäcker mißhandelt, ihre Vorräthe geplündert, ihre Familien insultirt wurden (1788).

Ernstlicher waren die 1784 ausgebrochenen Unruhen in Siebenbürgen. Dort hatte sich längst das Gerücht verbreitet, der Kaiser wünsche das Volk von der Tyrannei der Edelleute zu befreien, und die Anstalten, welche er im ganzen Lande machte, bestätigten dieß. Der Druck, der auf diesen Unglücklichen lastete, war wirklich so groß, daß es nur

eines Funkens bedurfte, um den Aufruhr gegen die verhaßten, jede grauſame Willkür ſich erlaubenden Edelleute zu entzünden. Des Kaiſers offenbare Abſicht, der Despotie des Adels zu ſteuern, hatte dieſen in Siebenbürgen nur noch mehr gegen die misera contribuens plebs aufgebracht, und die grauſamen Mißhandlungen derſelben vermehrt. Als endlich die Konſcription angeordnet wurde, ſah man dieſe Anſtalt für die Errichtung einer Grenzmiliz an, und folgerte daraus, daß es nun an der Zeit ſey, ſich der verhaßten Hofdienſte zu entledigen. Unter ſolchen Umſtänden ward es einem verſchmizten Aufwiegler Namens Nikolas Urſz, beſſer bekannt unter dem Namen Horjah, leicht, die Menge zum Aufruhr gegen die Edelleute zu bewegen. Er verſammelte durch ſeine Popularität eine Rotte von 500 Walachen im Hinyader Komitat, welchen er ſich als einen beſonders begünſtigten Abgeſandten des Kaiſers ankündigte. Bei der Unwiſſenheit des Volks gelang es ihm ohne Mühe, mit Hilfe einer ſogenannten Gnadenkette, woran ein Bildniß des Kaiſers hing, und einer mit goldenen Buchſtaben verſehenen Schrift, die er ein kaiſerliches Patent nannte *), ſeine Angabe glaubwürdig zu machen und ſich Gehorſam zu verſchaffen. Er behauptete, daß ihn der Kaiſer beauftragt habe, gegen die Edelleute das Volk in die Waffen zu rufen, und überredete den Haufen, ihm nach Karlsburg zu folgen, wo man das nöthige Kriegsgeräth zu holen hätte. Leicht entflammte ſich der lang verhaltene Grimm der Landleute zur größten Wuth, welche noch vermehrt wurde, als der Vicegeſpann (Kreisobrigkeit) Hollaki ihnen drei Stuhlrichter mit einer

*) Cornova, Geſchichte Joſ. II. S. 239.

unzulänglichen Zahl von Komitatsſoldaten entgegen ſchickte, um ſie auseinander zu treiben. Die Empörer ſiegten leicht über dieſen Widerſtand, ermordeten die Stuhlrichter, und übten auf den Schlöſſern der meiſt geflüchteten Edelleute unerhörte Greuel aus. In kurzer Zeit wuchs der Haufe der Empörer bis auf 5000 Walachen an, die nun in der drohendſten Verfaſſung vor dem befeſtigten Dewa erſchienen (4 Nov.), wo ihnen 100 Huſaren den Uebergang über die Maros nicht wehren konnten. Zwar wurden ſie hier von den entſchloſſenen Einwohnern der Stadt empfindlich geſchlagen, allein ihre Uebermacht ſicherte ihnen die Möglichkeit der Fortſetzung ihrer Ausſchweifungen. Mehr als 120 Edelleute wurden in den erſten Tagen grauſam ermordet und Ungarns benachbarte Grenzen bedroht. Das Räthſelhafte und Plötzliche dieſer Auftritte verzögerte das Einſchreiten der bewaffneten Gewalt gegen die Aufrührer ſo lange, bis alle gütlichen Mittel zur Herſtellung eines Vergleichs, zwiſchen den ungerechten Edelleuten und den Aufrührern erſchöpft waren. Man erwartete überdieß Verhaltungsbefehle von dem Kaiſer, deſſen Anſehen man ſo ſehr mißbrauchte. Dieſe kamen endlich an, und gaben den Generälen Fabris, Graf Pankowicz und General Papilla unumſchränkte Vollmacht. Auf den Kopf Horjahs wurde ein Preis von 300 Dukaten geſezt; wogegen Horhah 600 demjenigen verſprach, der einen Verräther anzeigen würde, gegen den verführten, durch den unerträglichſten Druck, grauſam geſtimmten Haufen, alle mögliche Schonung empfohlen. Auch erforderte es die Lage der Dinge, den zur Ordnung Zurückkehrenden eine vollkommene Amneſtie zu verſprechen — eine Schonung, die von den Edelleuten, welchen man 264 Sitze zerſtört hatte, ſehr getadelt wurde.

Indeſſen bewirkten dieſe Ordnungen doch eine baldige Unterdrückung des ganzen Aufſtandes, der ſchon einen Anhang von 15,000 Mann um Horjah verſammelt hatte. Die meiſten Rebellen kehrten in ihre Heimath zurück, und Horjah, welcher an Klotska eine große Stütze gefunden hatte, ſezte ſeine Bemühungen, das Land zu inſurgiren, nur mit geringen Kräften fort. Anfangs beharrte er hartnäckig auf ſeinem Vorgeben, der Kaiſer habe ihn zu ſeinem Werk beauftragt, indem er verſicherte: »der Kaiſer würde ſchon bei ihnen ſeyn, wenn ihn nicht die Ungarn mit einer im Lande graſſirenden Peſt belogen hätten; er würde aber in drei Wochen gewiß kommen, und ihnen befehlen, was ſie zur gänzlichen Vertilgung der Ungarn weiter zu unternehmen hätten.« Später indeſſen änderte er ſeine Ausſagen, und überließ ſich den abentheuerlichſten Plänen, welche ſich immer, gleich ſeinen Angaben, womit er das Volk täuſchte, widerſprachen. Dem Adel ſoll er, aus eigener Machtvollkommenheit oder im Namen des Kaiſers, Frieden angeboten haben, unter der Bedingung, daß er allem Geburtsrecht entſage, das Eigenthum mit den Walachen theile, bis zur Krönung eines Königs Horjah als Generalkapitain anerkenne, ihm Gehorſam gelobe, und zur griechiſchen Religion übertrete. Mit 2000 Mann, welche Horjah am Ende des Jahres bei Topanfalva noch beiſammen hatte, wollte er nicht nur Siebenbürgen erobern, ſondern vereinigt mit den türkiſchen Walachen das alte römiſche Reich wieder herſtellen. Dieſer elende Aufruhr, unter Anführung eines rohen unwiſſenden Menſchen, das iſolirte Unternehmen einer barbariſchen Rotte, deren grauſame Roheit nur eine Folge der Sklaverei war, in der ſie

die Edelleute unterdrückten, ward dennoch von den lezteren dem Kaiser zur Last geschrieben, weil er die Rechte der Menschen zu vertheidigen sich zum Hauptgeschäft seiner Regierung gemacht, und zur Unterdrückung des blutigen Aufruhrs sich gegen ein unglückliches, bethörtes Volk, nicht der landesüblichen Mittel bedient, und das Blut von Tausenden zu vergießen Anstand genommen hatte! So erzeugte Josephs großherzige Gesinnung seinem Wirken Hinderniß auf beiden Seiten; denn während die Bauern seinen Willen so sehr verkannten, in seinem Schutz Aufmunterung zur Rebellion zu erblicken, sahen die Edelleute, statt eines Freundes der Menschheit, nur einen Feind ihrer Vorrechte, und einen Beschützer ihrer Mörder in ihm.

Horjah nahm ein elendes Ende. Nachdem er sich zum Dux Chrysialis [1]), und nachher zum rex Daciae ernannt hatte, nachdem er den Generalpardon, welchen der griechische Bischof Niketitsch im Namen der Regierung anbot, verworfen hatte, war er durch die kaiserlichen Regimenter so in die Enge getrieben, daß er sich gezwungen sah, seine Rotte zu verlassen und sich flüchtig zu machen. Am 3ten Jenner wurden er und Klotsa von sechs Walachen eingebracht, und kurz darauf gerädert. Seine Unternehmung hatte unter dem edleren Theile der Nation keinen Anhang gefunden; sie war nichts als ein Verzweiflungsstreich mißhandelter Bauern. Als Theilnehmer an dem Aufstand werden nur noch ein gewisser Salins, der Horjah geleitet haben soll, und der griechische Mönch Krischan, der sich selbst entleibte, genannt.

---

[1]) Vom Fluß Körös.

Allein die moraliſche Wirkung jenes Aufruhres war mit den Anſtiftern der Empörung nicht getödtet.

Unter den falſchen Wirkungen, welche die Reformen Joſephs hervorbrachten, war eine der auffallendſten, die Reaction der Preſſe, oder die feindſelige Wirkung der geiſtigen Kräfte der Nation, welche Joſeph eigenhändig entfeſſelte. Wie aus Pandoras Büchſe ſtiegen aus dem geöffneten Schacht der Meinungen und Gedanken unheilvolle Mächte, die das Haupt ihres Befreiers bedrohten. Joſeph war der Erſte, welcher unter der vermehrten Freiheit der Preſſe leiden mußte, und es zeigte ſich ihre zweifache Schädlichkeit, während ſie nur wenig Nutzen verſprach. Ungeſchickte Wortführer einerſeits, und unbeſcheidene Tadler andererſeits, verbreiteten die ſchädlichſten Meinungen über des Kaiſers Plan und Wirken unter dem Publikum. Es bedienten ſich der Preſſe abwechſelnd fanatiſche Prieſter, Exjeſuiten, Schmeichler, Phantaſten, Pasquillanten und Thoren. Die Gelehrten, eine Klaſſe Menſchen, welche Joſeph nie ſonderlich geliebt hat, weil er von ihrem Charakter keine erfreulichen Proben erhielt, waren der Mehrzahl nach Gegner ſeiner Einrichtungen. In dieſem Zeitalter der Theorien gab es wenige Männer von praktiſcher Einſicht, welche den Kampf des großherzigen Willens Joſephs mit der Nothwendigkeit zu würdigen wußten. Was Joſeph unternahm, war Jenen, welche ſich für Freunde der Aufklärung ausgaben, zu wenig, der Gegenparthei aber zu viel. In dem einen oder anderen Sinne ſprachen ſich alle Beurtheiler ſeiner Werke aus. Jene, welche gegen den Aberglauben zu Felde zogen,

den Joſeph ausrotten wollte, verſpotteten auch die ſegensreichſten Anſtalten der Religion und den Kaiſer ſelbſt. Der ſchonungsloſeſte Tadel ergoß ſich über alle ſeine Neuerungen, welche ebendeßhalb, weil ſie Neuerungen waren, das Gepräge der Unvollkommenheit an ſich trugen. Ein Wiener Buchhändler mit dem ominöſen Namen Wucherer, betrieb eine einträgliche Spekulation mit Schmähſchriften gegen den Kaiſer. Das Publikum wurde mit einer ungeheuren Menge der abſcheulichſten Produkte von Schwachköpfen und feilen Zungendreſchern belagert; ein Heer müßiger Vagabunden wanderte aus Teutſchland ein, um hier ein Eldorado für dieſen ſchändlichen Zweig der Betriebſamkeit zu finden. In einen ſolchen Abgrund von Abſcheulichkeit und Gemeinheit verſank die damalige Tagesliteratur, daß viele der beſſeren Geiſter die Feder niederlegten, um nicht den geringſten Schein der Gemeinſchaft mit den improviſirten Schriftſtellern, welche die Preſſe damals ſchändeten, auf ſich fallen zu laſſen. Bis zu welchem Grad von Frechheit dieſe Rotte die Oppoſition gegen den Kaiſer betrieb, beweist ein Pomphlet von zweiundzwanzig Seiten, das bei Gelegenheit der Verurtheilung eines untreuen Kaſſebeamten, des Gardeobriſtlieutenant Szekely, erſchien. Der darin berührte Vorgang ſelbſt gibt vieles Licht über den enormen Grad, den Treuloſigkeit und Nachläßigkeit in der öſterreichiſchen Staatsverwaltung erreicht hatten. Bei der ſtrengen Kontrolle, welche Joſeph einführte, kamen ſo viele Kaſſendiebſtähle, Unterſchleife und Erpreſſungen an den Tag, daß der Kaiſer ſich zur äußerſten Strenge gegen die Schuldigen genöthigt ſah. Unter dieſen befand ſich auch der benannte Offizier, dem die Kaſſen der ungariſchen Garde anver-

worden waren. Nach dem Tode seines mitschuldigen Rechnungsführers, ließ Szekely, der von der damals grassirenden Leidenschaft zur Alchymie besessen war, einen Kassendefekt von 97,000 fl. an den Tag kommen, in der Hoffnung, alle Schuld von sich ab auf den Verstorbenen wälzen zu können. In Folge einer kriegsrechtlichen Untersuchung ward Szekely zu sechsjährigem Festungsarrest verurtheilt, allein der Kaiser änderte diesen Spruch durch nachstehende Resolution:

»Szekely ist ohne weiters zu kassiren, des Militärstan»des unfähig zu erklären, und dem Civili zur Bestrafung »zu übergeben, wo er nachher in loco Delicti, nämlich in »Wien, drei Tage nach einander, alle Tage 2 Stunden auf »der Bühne auf dem hohen Markt, zum erspiegelnden Bei»spiel zu stehen hat.«

»Die ihm zuerkannte 8jährige Arreststrafe will ich ihm »aus Gnaden wegen seines Alters bis auf 4 Jahre vermin»dern, diese hat er in dem Civil-Strafort Szegedin, der »für Ungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung, wie an»dere Delinquenten auszuhalten.«

»Ein jeder unrichtiger Kassebeamter kann, wie Szekely, »sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn »er es auch gestohlen hätte. Sobald das Geld, besonders »eine so ansehnliche Summe, wie diese von 97,000 fl. in »der Kasse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem »Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat; »sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet »hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, so bleibt er ein »Dieb. Es ist also ohne weiters der Sentenz gegen ihn, so»bald er kassiret ist, folglich aufhöret Militair zu seyn, zu

»vollziehen, und ihm den Zettel als untreuer Beamter »anzuhängen.«

Ueber dieſe Reſolution, die man nicht anders als ſtreng gerecht nennen kann, und welche nur den Zweck hatte, ein warnendes Beiſpiel zu geben [1]), ergießt ſich der Verfaſſer in den abſurdeſten Tadel, deſſen Sprache die geringe Bildungsſtufe andeutet, welche dieſe Pompheletiſten in der Regel erreicht hatten. Die nachfolgende Stelle daraus iſt um ſo merkwürdiger, da die darin ausgeſprochenen Urtheile von einem Anhänger des Freimaurerordens auszugehen ſchien, deſſen mächtige Verzweigung dem Kaiſer anfing hinderlich zu werden, und ſeine Popularität zu untergraben:

»Vormals, und auch jezt, bei allen geſitteten Völkern pflegten die Fürſten, die von den Gerichtsſtellen über Verbrecher gefällte Urtheile in Gnaden zu mildern; — bei uns iſt es nunmehr zur Mode geworden — ſolche zu — verſchärfen vielleicht, um des entzückenden Vergnügens in vollem Maße zu genießen, daß man Beweiſe ſeines unumſchränkten Deſpotismus ablegen könne. Armer, bedauernswürdiger Szekely! daß es in der Kugel deines traurigen Schickſals aufgezeichnet ſeyn mußte, daß die Unterſuchung deines Verbrechens einem wetterwendiſchen Monarchen eben in dem Augenblick vorgelegt werde, wo ihn vielleicht eine Fliege an der Naſe neckte, und er im Zorn hierüber dein ſchändliches Urtheil fällte! — Unglücklicher Mann! du Opfer der Laune des

[1]) Szekely ward zwei Jahre ſpäter aus ſeiner Haft entlaſſen und in die Türkei geſchickt, unter dem Vorwand, daß er ein Mittel gegen die Peſt erfunden habe.

Monarchen! du grauſames Opfer eines unmenſchlichen, tyranniſchen Herzens! Sagt Männer vom Gefühl, ſagt, Männer der Gerechtigkeit! welcher Monarch kann Urtheile verſtrengen? — — — ein Tyrann! Welcher Monarch kann die Rechte der Menſchheit mit Füßen treten? — — — ein Tyrann!! Welcher Monarch kann Geſetze und Gerechtigkeit verlachen? — — — ein Tyrann!!! Welcher Monarch kann in Kriminal-Sachen nach eigener Willkür handeln? — — — ein Tyrann!!!! — — Gott! Gott! was biſt du armer Menſch! ſchwaches Geſchöpf, das dieſer launigte Kopf unverſchuldet im Staube tritt, daß du dich krümmeſt und unter ſiebentauſend Schmerzen von einer ſiebentauſendköpfigen Hydra erwürget wirſt? — —«

»Schreckliches, die Menſchheit entehrendes Bild, und doch wahr, aus Erfahrung wahr.«

»Aber ich glaube, Szekely würde nie zu der Schand-Bühne verdammet worden ſeyn, wenn er nicht Maurer oder Roſenkreuzer geweſen wäre, denn man will ſagen: der Monarch habe ganz deutlich zu erkennen gegeben, er wolle denen Kerln (Maurern) zeigen, daß ihre Protektion nichts helfe. Und nun beantworte mir jemand die Frage: Ob es nicht billig ſeye, daß der Monarch den Haß, den er wider eine ganze Geſellſchaft gefaßt hat, an einem Mitglied derſelben durch die Macht des Stärkern bezeige? — iſt es nicht ſehr poſſirlich, wenn der Bauer in der Finſterniß zu ſeinem Nachbar geht, und ihm unerkannt einen Knips verſezt, und dann fortlauft, und in ſeine Fauſt lacht, daß er demſelben ſo einen Streich geſpielt hat? — O

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! ſpielſt du denn unter uns blinde Maus! — — — — — — — — — — — —«

Außer dieſer Claſſe ſchädlicher Schriftſteller, welche, wie man ſieht, in den Redekünſten nicht ſehr geübt waren, gab es noch eine andere beſſer unterrichtete, aber nur um ſo ſchädlichere, welche des Kaiſers Feinde erbitterten. Es waren dieß die Spötter über Kirche und Prieſterſchaft in Proſa und Verſen, deren Produkte dem Kaiſer ſehr zum Vorwurf gemacht wurden. Joſephs große Seele konnte zwar die Verunglimpfung der erſten Gattung verachten, und ſich über die ungerechten Anſchuldigungen wegen des Treibens der lezteren hinwegſetzen, allein die öffentliche Meinung, auf welche Verläumdung und Schmähung eben ſo wirkt, wie gerechter Tadel und gegründete Vorwürfe, ward nichts deſtoweniger durch dieſe klägliche Ausbrüche der Wortfreiheit beirrt [1]).

Sechstes Kapitel.

Fortſetzung. — Joſephs Reformen im Widerſtreit gegen das praktiſche Leben. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Geſetz und deſſen Vollſtreckung.

Es iſt eine unzertrennliche Eigenheit eines jeden, von abſoluten Gedanken ausgehenden Reformationswerkes, daß es im praktiſchen Leben überall ſo lange Anſtoß und Aergerniß gibt, bis es ſich in das Triebwerk deſſelben eingefugt hat. Dieſe

1) Vergl. Wolfs Geſch. der k. B. S. 540 u. f. — Teutſcher Zuſchauer B. VIII. Heft 22. S. 381. u. Heft 23. — der Wiſſenſchaften. a. a. O.

Eigenheit trat in Josephs Unternehmungen besonders störend hervor, da es in dem Charakter dieses Fürsten lag, seinen redlichen Willen mit einer schonungslosen Rauheit geltend zu machen. Sein, an den edelsten Empfindungen so reiches Herz, hatte den Stolz und die Unumwundenheit eines Arztes an sich, der das Gefühl seines Patienten um so weniger schont, je gewißer er ist, daß er die Mittel zu seiner Heilung besizt. Diese Eigenschaften sollte man um so weniger tadeln, da die Konvulsionen des Schmerzes, welche sein Zufahren erregte, nur ihm selbst schädlich gewesen sind: allein sie sind vom Standpunkte der Politik betrachtet — Fehler, wie denn das ganze Leben und Wirken dieses großen Fürsten, von diesem Standpunkt des Egoismus aus, als ein verfehltes erscheint. Joseph II. hatte als Reformator ein höheres Ich zu befriedigen als die zeitliche Existenz, Größe, Macht und den Ruhm eines Selbstherrschers: daher er wegen seiner weltlichen Unklugheit selbst von Jenen heftig getadelt wird, welche ihn liebten und ihm eine Lebens- und Regierungsdauer wünschten, wie sie keinem großen Mann erwünscht seyn dürfte — über das natürliche Ziel seines Wirkens hinaus.

Josephs menschenfreundliche Ideen geriethen, so bald sie ins praktische Leben eintraten, mit dem usuellen Gang desselben stets in den heftigsten Zusammenstoß. Vor den Gewohnheitsansichten, welche dieses erzeugt, konnte er daher niemals bestehen, denn diese finden weder am Großen noch am Edlen Geschmack, und bewundern nur den Sieg, niemals den Kampf einer großen Seele, daher schienen Josephs Werke stets das zu seyn, was sie nicht waren. Die Weisheit seines Hauptplanes schien bei dem scheinbaren Mißlingen

deſſelben vermeſſene Thorheit, die Gerechtigkeit ſeines Gerichts, welche auch die an Strafloſigkeit Gewöhnten hart betraf, ſchien ſchreiende Gewaltthat, der Machtſpruch, mit welchem er hinkenden Geſetzen zu Hülfe kam, offenbare Willkür.

Die erſte unmittelbare Wirkung ſeiner Reformen war die Reaction des praktiſchen Lebens, nach welcher oberflächliche Denker ſein Wirken als ein mißlungenes, mit eben demſelben Rechte erklärten, mit welchem die wohlthätige Reaction, welche eine Arznei in einem kranken Körper erzeugt, für einen ſchlimmen Erfolg erklärt würde. Als Joſeph zu Gunſten der reinen Religion dem Aberglauben und fanatiſchen Unfug ſteuerte, ſchrie die Prieſterſchaft und das unwiſſende Volk über Ketzerei, und ſeine beſten Diener machten ſich, ſeinen Willen mißverſtehend, derſelben ſchuldig. Als er den betrügeriſchen Tand der Ablaß- und Conceptionszettel, der Reliquien und Bilder entfernt wiſſen wollte, um die Religion zu läutern, verhöhnten ſeine Diener ihre ehrwürdigſten Gebräuche. Als er die Klöſter verminderte, um den nützlicheren Weltprieſterſtand zu fördern, plünderten gewiſſenloſe Beamte die Kirchenſchätze und das Volk ſchrie über Kirchenraub und Unterdrückung. Als er dem Bauern Freiheit gab, glaubte ſich dieſer berechtigt ſeine Gutsherren zu erſchlagen. Als er die Preſſe befreite, überſchüttete ſie ihn mit Schmähungen. Als er Gerechtigkeit zu üben, die Gleichheit vor dem Geſetze einführte, ſchrieen Alle über heilloſes Unrecht. Daher hieß man Alles, was er unternahm, ſelbſt wenn man ſeine Ideen und Abſichten billigte, unpraktiſch. Die verwirklichten Träume eines Menſchenfreundes ſchienen den Handwerksſeelen der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen heilloſe Verkehrtheiten

verſchrobenen Gehirns, und das Verkehrteſte in ſeinem ganzen Wirken ſchien ſeine — Juſtiz — und zwar aus dem einzigen Grunde, weil das neue Strafgeſetz Vergehungen hingehen ließ, welche einſt mit dem Rade beſtraft wurden, und Handlungen ſchwer beſtrafte, welche man gar nicht für Verbrechen zu halten gewohnt war. So war, um ein Beiſpiel für Hunderte zu geben, die beliebte Gewohnheit der Staatsbeamten, ſich durch Beſtechungen und »Accidenzien« auf Koſten des Staates zu bereichern, in den Augen der damaligen Zeit ſo unſträflich, daß man erſtaunte, als Joſeph ſie mit großer Härte ahndete. Den meiſten Tadel aber fanden Strafen über Solche verhängt, welche ſich für unſtrafbar hielten. Joſeph verſäumte nicht von beiden unerhörten Neuerungen auffallende Beiſpiele zu geben.

Seine ſtrenge Juſtiz erregte bei einer ſolchen Gelegenheit die größte Unzufriedenheit des Adels, der durch Joſephs Reformen, beſonders durch die phyſiokratiſche Steuerregulirung in ſeinem Eigenthum und ſeiner Herrlichkeit ſich ohnehin nicht wenig gekränkt ſah. Der junge Graf v. Podſtatsky-Lichtenſtein ließ ſich von ſeinem Hang zur Verſchwendung ſo ſehr beherrſchen, daß er mit den ihm jährlich ausgeſezten Einkünften nicht mehr ausreichte, und verzweifelte Mittel ergriff, ſich Geld zu verſchaffen. Gedrängt von ſeinen Gläubigern ſuchte er durch Verfertigung falſcher Banknoten ſich aus ſeiner Bedrängniß zu retten. Kaiſer Joſeph, von ſeinem ſchlechten Lebenswandel und wahrſcheinlich auch von ſeiner Beſchäftigung unterrichtet, berief ihn zu ſich und warnte ihn nachdrücklich vor allen Handlungen, welche der Ehre ſeiner Familie nachtheilig werden könnten; allein der leichtſinnige Verbrecher mißachtete den gegebenen Wink, bis die Sache zur öffentlichen

Unterſuchung kam und der Kaiſer ſich gezwungen ſah, alle Strenge ſeiner unnachſichtlichen Geſetze gegen den Fälſcher eintreten zu laſſen. Verrathen von ſeinem Kammerdiener, wie Viele meinen, ſeinem Verführer, ward Graf Podſtatsky zum öffentlichen Gaſſenkehren und zum Schiffzug verurtheilt [1]), welche Strafe ihm bald den Tod brachte. Obgleich nun der Kaiſer ſich bemühte, den, durch dieſe ſchmachvolle Strafe auf die Familienehre des Grafen gefallenen Schandfleck dadurch zu tilgen, daß er ſeinen Vater zur Tafel zog und öffentlich auszeichnete, ſo war doch der Eindruck, den dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen einen Adeligen auf alle gebildeten und bevorrechteten Stände machte, unauslöſchlich. Die angeſehenſten Familien des Kaiſerſtaates nährten von nun an einen tiefen Groll gegen den Beleidiger ihrer Ehre, und es geſtaltete ſich jezt unter den höheren Ständen die faſt gemeinſame Anſicht von dem Charakter der Regierung Joſephs, welche noch jezt ziemlich herrſchend iſt: daß Joſeph II. ein Despot ſey. Joſeph vertheidigte ſich gegen ſolchen Vorwurf durch folgende Argumentation: »Laſter iſt einmal Laſter. Wie ſoll ſich ein ſolcher ſeiner Strafe ſchämen, der ſich nicht ſchämte, das Laſter zu begehen? Will ein Laſterhafter unter Laſterhaften einen Vorzug haben; ei ſo ſtrafe man ihn um ſo härter, weil er der Laſterhafteſte, der Abſcheulichſte iſt. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Laſterhaften ihrer Perſon wegen Vorzüge einräumen, und ſie nicht ganz die Strafe ihres Laſters fühlen

[1]) Beitrag zur Charakteriſtik und Regierungsgeſchichte der Kaiſer Joſeph II., Leopold II. und Franz II. Paris bei Defferieres. 8tes Jahr der Republik.

laſſen, was würde dann Gerechtigkeit ſeyn? Und hieße das nicht das Laſter in der Perſon belohnen [1])?«

Allein das praktiſche Leben erhob ſich nicht bis zu dieſen Anſichten. Obgleich man dem Volk begreiflich zu machen ſuchte, daß die Entehrung einer Strafe niemals Rang, Stand und Namen als das Gemeingut Anderer treffen könne, weil der Verbrecher derſelben beraubt wurde, beharrte das Vorurtheil bei ſeinen Begriffen. Das Publikum fand ſogar beſonderes Gefallen daran, alle Verbrecher bei Rang und Titel zu nennen, ſprach von den Grafen, welche zum Schiffzuge, von dem Obriſten, der zum Pranger, von dem Hofrath, der zum Gaſſenfegen verurtheilt worden war. Der Pöbel fand ſogar hierin eine ſüße Rache für ſeine eigene Niedrigkeit. Dieſe Wirkungen der neuen Juſtiz würden auch wirklich einen Schatten auf die Weisheit derſelben werfen, wenn ſie nicht zeitgemäß erſchiene, da ein altes Herkommen, welches von der milden Thereſia nicht abgeſtellt wurde, allen Perſonen von Rang und Stand einen großen Grad von Strafloſigkeit ſicherte. Dieſes Herkommen brachte das Uebel mit ſich, daß der Hochadel, die Geiſtlichkeit und hohe Beamte mit einer Zuverſicht an Ausübung der ärgſten Laſter ſchritten, welche die Gemüther des Volkes, deſſen Niedriggeborne oft ihr Blut verſpritzen mußten wegen Vergehungen, die jenen Hochgeſtellten kaum Verweiſe und heimliche Züchtigungen zuzogen. Pezzl erzählt über den Eindruck der

---

1) Dieſe Worte ſchrieb Joſeph eigenhändig auf eine Bittſchrift zu Gunſten Podſtatsky's. (Schnellers Einfluß Oeſterreichs auf Teutſchland und Europa. S. 202. 2ter Bd.)

josephinischen Justiz und ihre Rechtfertigung Folgendes: »Der Kaiser hatte bei Lebzeiten seiner Mutter bemerkt, daß Leute von Rang und Adel sehr oft für begangene Untreue oder anderes Verbrechen, durch die Ränke des Hofes der verdienten Strafe gänzlich entzogen, oder höchstens nur heimlich und milde gezüchtiget wurden. Dieses Bewußtseyn von Strafloſigkeit hatte denn nothwendig eine gewiße Kühnheit, Trotz auf Stand und Rang, folglich Unordnungen von mancherlei Art gestiftet. Er machte es sich also zum Gesetz, unerbittlich ohne Ansehen der Person und des Standes, öffentlich anhaltend und empfindlich zu strafen. — Bald fanden sich Gelegenheiten dazu. Leute, die unter der Kaiserin durch die Fürsprache einer Hofdame, eines Präsidenten, eines Geistlichen mit einem Verweise, mit Arrest oder Entsetzung vom Dienste wären bestraft worden, wurden jezt zum öffentlichen Gassenkehren verdammt. Laßt uns die Namen dieser Unglücklichen nicht wieder auffrischen! Genug, es waren ansehnliche Beamte, Hofräthe, Stabsoffiziere, Barone und Grafen. Mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, mit geschornem Kopfe, in einem wollenen Sacke steckend, mit Ketten an Händen und Füßen beladen, rasselten sie jezt durch die Gassen der Residenz, wo sie wenige Täge vorher den Arm um reizende Weiber geschlungen, im vergoldeten Wagen geglänzt hatten. Jezt ein niederschlagender Anblick für ihre Familien, für Verwandte, Bekannte, und selbst ihren ehemaligen Untergebenen, welche eilfertig sich in Nebengassen flüchteten, um ihnen nicht zu begegnen. Um das Gemälde zu vollenden, ist es wohl nicht nöthig zu sagen, daß jezt Hunderte einen Widerwillen gegen den Monarchen faßten, der in einem einzigen fehlenden Menschen gleichsam

mißbilligen. Am meisten eiferten gegen die Neuerungen in der Justizverwaltung die Richter und übrigen Gerichtsbeamten, schon darum, weil sie aus dem gewohnten Geleise herausgehen, und den ganzen Geschäftsgang einer neuen Norm anpassen mußten.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, eines der rühmlichsten Werke des Kaisers, war ebenfalls ein Gegenstand der schärfsten Ausstellungen. Nach demselben wurden alle drei Stände gleichmäßig gerichtet; wenn auch von verschiedenen Behörden, doch von demselben Gesetze, nach demselben wurde die Veräußerung der Majoratgüter und Fideikommisse gestattet [1]), wenn die ursprüngliche Schätzungssumme verzinslich in den Staatsschatz niedergelegt wurde, nach demselben wurden die Allodialgüter unter alle Brüder und Schwestern gleich vererbt; nach demselben wurden jene Große, welche nicht wenigstens sechs Monate jährlich in den Erbstaaten wohnten, verpflichtet die doppelte Steuer zu entrichten. Diese Einrichtungen fanden besonders beim Hochadel das äußerste Mißfallen und verfeindeten dem Kaiser die mächtigsten Familien, welche sich nicht selten der unzufriedenen Geistlichkeit anschloßen, um gemeinschaftlich dem Kaiser entgegen zu arbeiten.

Den meisten Anstoß fand Josephs II. bürgerliches Gesetzbuch von Seiten der herrschenden sittlichen Begriffe, welche noch häufiger dem beleidigten Interresse zum Vorwande dienten. Höchst unbillig erschien das Gesetz, daß uneheliche Kinder ihre ledigen Eltern als rechtmäßig beerben sollten, zweitens, daß die Erzeugung unehelicher Kinder die ledigen

[1]) Vergl. die vorhergehenden Bücher dieses Werkes.

Eltern an einer anderen Verheirathung hindern könne, durch welche Gesetze Joseph II. die Ehe befördern und die so überhand nehmenden Verführungen der Bürgerstöchter durch Hochadelige verhindern wollte. Man rügte als Verletzung des Anstandes und des väterlichen Ansehens folgendes Gesetz: Der Vater hat die Nutznießung des kindlichen Vermögens nicht, sondern er ist wie ein anderer Vormund dasselbe zu versichern und darüber Rechnung zu legen schuldig. Höchst ärgerlich fand man das Gesetz gegen den Ehebruch, worin verordnet wird, daß sich bei demselben die Behörde niemals von Amtswegen einmischen solle, außer wenn der beleidigte Theil Klage führte, doch wäre auch dieser nicht mehr zu hören, wenn er die Beleidigung ausdrücklich oder durch fortgesezte eheliche Beiwohnung verziehen hätte. Die Strafe des Ehebruchs war körperliche Züchtigung, oder dreißigtägiges Gefängniß. Dieses Gesetz war allerdings vom dem alten Gesichtspunkt der Gesetzgebung aus betrachtet, wirklich heillos, denn es sprach deutlich aus, daß die Gerichte nicht befugt seyen kirchliche Vergehungen zu ahnden, und der Ehebruch nur als Vertragsbruch zu betrachten sey [1]).

In Ungarn, welches die neuen Gesetzbücher nach der Landesverfassung nicht durch königliche Machtvollkommenheit erhalten konnte, aber früher oder später regni colari auctoritate erhalten mußte, eiferten die Patmarien [2]) gegen

[1]) Schneller Oesterreichs E. auf L. u. E. 2ter Band S. 200.

[2]) Patmarien nennt man den Ort und die Zeit, in welchen angehende Sachwalter bei einem berühmten Advokaten die Grundsätze und die Ausübung der ungarischen Rechtsgelehrsamkeit meistens durch Abschreiben der Koncepte ihres Patrons sich verdient machten.

alle Neuerungen dieſer Art. In den Patwarien beſaß die Obſervanz der Tribunale und das Tripartitum des Verböcz ein ſo großes Anſehen, daß man es für einen offenbaren Angriff auf die Grundgeſetze des Königreiches anſah, als Joſeph II. erklärte (1783): »das verböczſche Tripartitum könne nur in ſo weit für ein Geſetzbuch gelten und bei Rechtsentſcheidungen zur Norm angenommen werden, als es mit der Wahrheit und den Landesgeſetzen, deren weſentlichen Inhalt daſſelbe habe liefern wollen, nicht im Widerſpruche ſtehe.« In den Patwarien erklärte man alle Gerichtsabänderungen Joſephs II. für offenbare Angriffe auf die Grundgeſetze des Königreiches. Als ſolche erſchienen namentlich die Abſchaffung der hergebrachten, bloß zeitlichen Gerichtsſitzungen und Einſetzung einer ununterbrochenen Amtswaltung, die die Beförderung der Nichtadeligen zu den hohen und höchſten Richterämtern, die Abſchaffung das jus gladii in den Städten und Märkten (Recht über Leben und Tod), die Beſchränkung der Gebühren zur Erleichterung der Klagen, die ſtrenge Beſtrafung adeliger Richter wegen Amtsmißbrauchs oder Saumſeligkeit, die Aufrechthaltung der Rechtsſprüche und Urkunden durch Provinzialtafeln und Landesarchive, gegen die herkömmliche Vereitlung derſelben durch Große, die neue Norm für die königliche und Septemviraltafel, wodurch ſie mehr civiliſch und weniger geiſtlich wurden, die Wegſchaffung der vielen Galgen mit den Kadavern und Gerippen gerichteter Miſſethäter, die Einführung des neuen Strafgeſetzes, wonach Edelleute, wegen Einbruchs und Gewaltthat, ihres Adels verluſtig werden ſollten [1]). Alle dieſe zweckmäßigen Einrich-

[1]) Schneller Oeſterreichs E. auf X. u. E. 2ter Band S. 202.

tungen, welchen die reinste Menschlichkeit zu Grunde lag, brachte die Nation der Edelleute in Wuth, denn nach ihrer Meinung war nichts recht, als was in der Verfassung und was Herkommen war. Wer konnte, wirkte dem Kaiser entgegen oder überhäufte seinen Namen mit Schmähungen. Fragte man um die Gründe dieser Erbostheit, so war es das Ungewöhnliche, Außerordentliche, Unerhörte der Maßregeln, welche sie erzeugte.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Gleichheit vor dem Gericht sollte nach Josephs großem Hauptplan die Gleichheit in der Besteuerung entsprechen, allein die Gesetze dieser Tendenz fanden im Leben wo möglich noch größere Schwierigkeiten, denn selbst unter Jenen, welche ihr Ansehen dem Gleichheitsprincipe des Reformators zu unterwerfen bereit waren, gab es nur Wenige, welche die Gleichheit der Lasten billigen wollten, wenn sie die ihrigen vermehrte. In Ungarn bestund seit Jahrhunderten die Gewohnheit, alle Lasten das Volk tragen zu lassen, weshalb es auch von der oberherrlichen Nation der Edelleute den kläglichen Namen misera contribuens plebs erhielt. Und wahrhaft erbärmlich war auch der intellektuelle Zustand dieses Volks, das sich von seinen Zwingherrn in der That überreden ließ, daß die Freiheit der ungarischen Nation, welche nicht anders besteht, als neben der schändlichsten Sklaverei der Landleute, ein kostbares Gut sey, und daß man die rothen

Zahlen bei der Häuserzählung nur darum an ihre Wohnungen schrieb, um eines nach dem anderen an Ausländer zu verschenken! Die unglücklichen, herabgewürdigten, durch Prügel und Noth stumpfsinnigen Sklaven dieses Landes, welche unter jener Benennung verstanden werden, waren in zwei Partheien getheilt, deren eine die Despotie der Edelleute und ihre Unrechtmäßigkeit wohl begreifend, aber den Kaiser mißverstehend, die Edelleute zu erschlagen, deren andere den Kaiser und die Edelleute verkennend, sich für die Freiheit der Nation gegen den Ersteren aufzulehnen bereit war.

In Böhmen wurde die menschenfreundliche Absicht des Kaisers vom Volke nicht minder verkannt und vom Adel getadelt, und die Steuerregulirung fand in allen Erbstaaten von allen Seiten Widerstand. Zuerst von den Hofstellen, welche die Schwierigkeiten derselben und die daraus für den Kaiser erwachsenden Gefahren voraussahen. Graf Chotek, damaliger Kanzler, einer der treuesten Diener des Kaiserhauses, aber seiner Ueberzeugung nach kein Freund solcher Reformen, welche die Sicherheit des Thrones, und durch Erschütterung einer Hauptstütze des Staates diesen selbst bedrohten, widersezte sich mit aller Hartnäckigkeit eines treuen Dieners, der seinen Herrn an einer Unbesonnenheit zu hindern sucht, dem neuen Plane der Steuerregulirung, welche in der That zu den unglücklichsten und ungeitgemäßen Unternehmungen des Kaisers gehört. Als alle seine Vorstellungen fruchtlos blieben, und der Kaiser seinen Warnungen kein Gehör gab, dankte er ab. Zur Entschuldigung der Mißachtung eines so wohlgemeinten Rathes dient eine Aeußerung des Monarchen, welche zeigt, daß er in die Zukunft weiter gesehen habe, als

seine scharfsichtigsten Zeitgenossen, welchen die Gewalt des Volks ganz aus dem Gedächtniß geschwunden war. »Lieber Chotek,« sagte Joseph[1]), »ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas noch, als daß sie uns gar nichts geben?« Chotek erwiederte, dieß wäre nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen zu Entrichtung der Abgaben zwingen könnte. »Mit Gewalt!« sagte der Kaiser ernsthaft, »die physische Gewalt besteht beim dritten Stande.« Glauben Sie mir, fuhr er scherzend fort, wenn der Bauer nicht will, so sind wir alle pritsch[2]). Auf die Resignation des Grafen schrieb Joseph folgendes übellaunige Billet: »Mein lieber Graf Chotek! ich bin zu sehr gewohnt, »überall nur Undank einzuernden, als daß mich Ihre Re»signation befremden sollte. Ich nehme sie an. —«

Man möchte sich durch diese bedeutsamen Worte fast versucht fühlen, zu glauben, daß Joseph bei einer großen Menge seiner unzeitgemäß erscheinenden Maßregeln eine vorbauende Politik beobachtet habe. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, daß Joseph auf seinen Reisen im Innern des Landes, in Frankreich und Rußland hinlängliche Gelegenheit hatte, die nächsten Ursachen der Unzufriedenheit des Volks zu erforschen, und die Nähe einer, durch Stimmung und Beschaffenheit des Zeitgeistes vorbereiteten Krise zu gewahren.

---

[1]) S. Oesterreichs Einfluß auf T. u. E. v. Schneller. 2ter Band. S. 194.

[2]) Beitrag zur Charakteristik und Regier.-Gesch. der Kaiser Joseph II., Leopold und Franz. Paris im 8ten J. d. R. Ein interessantes Buch, aber in einem verwerflichen pasquillanten Geist geschrieben.

Indeſſen waren die unmittelbaren Wirkungen der Steuerregulirung höchſt verkehrt. Anſtatt Gleichheit und Billigkeit herbeizuführen, ward ſie eine Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten. Sie paßte nirgends hin, beleidigte viele Intereſſen, gab Anlaß zu Verwirrung und Mißverſtändniß; das Ausmeſſungsgeſchäft, worauf einzig und allein die Billigkeit der neuen Einrichtung beruhte, ward von ſchlechten und unkundigen Beamten ſehr nachläßig betrieben. »Ungarn empfing die Steuerregulirung, die Steuerpräquation, beſonders aber die Steuerfreiheits-Annullirung mit dem größten Unwillen. Einige behandelten das Ganze mit der Ritterlichkeit einer Ehrenſache; faſt Alle aber mit der ſtarrſinnigen Gemeinheit des Eigennutzes. Viele Vorwände, ja ſogar einige Gründe zum Widerſtande ließen ſich finden. Erſtens verletzte die neue Verfügung das alte Herkommen und die Reichsgeſetze. Zweitens könne das Königreich Ungarn den übrigen Theilen der Monarchie in gar keiner Sache gleichgeſtellt werden. Drittens genößen die Magnaten und Noblen ihre Steuerfreiheit als Lohn ihrer Tapferkeit und Kriegspflicht, ſie betrachteten ſich ganz anders als die Herren und Ritter in den übrigen Reichen; ſie können ſich nicht gefallen laſſen, daß der König über ſie ohne ſie entſcheide, denn alle Noblen ſeyen in dem Schwur einig: Non de Nobis sine Nobis. Derlei Anſichten äußerte man mündlich mit großem Geſchrei. Schriftlich gingen ſie von Hand zu Hand. Endlich erſchienen ſie gedruckt unter einem Könige, welcher zuerſt Allen die Freiheit der Meinungsäußerung öffentlich geſtattete. Gedruckt hieß es: »des ungariſchen Edelmanns Perſon und die Allodialgründe ſind von den Bauerngründen unterſchieden und

können nicht numerirt werden. Alle öffentliche Laſten, den Kriegsdienſt ausgenommen, trägt der Bauer; aber ſie haften nicht auf dem Grund, denn wenn es die Umſtände des Edelmanns erfordern, kann er einen Bauerngrund zu ſeiner Kurie oder ſeinem Allodio appliciren, und dann wird derſelbe ohne Weiteres ein adeliger Grund, und ein adeliger Beſitzer wird die Auflagen nicht tragen müſſen. — Und hierin (daß ſelbſt der Regent die Angelegenheiten des Landes nicht als ſeine eigene betrachten kann, ſondern als allgemeine des Reiches) liegt der Unterſchied nicht nur zwiſchen Ungarn und Oeſterreich und deren Regierungsform, ſondern auch zwiſchen Herren und Dienern, Edelleuten und Bauern, Bürgern oder Helden, und allen Menſchen in beiden Ländern, weß Standes ſie ſeyn mögen. Ein ungariſcher Edelmann, aus deſſen Gleichen die ungariſchen Landſtände beſtehen, iſt ein ganz unterſchiedenes Ding von ſeinem Bauer, eben ſo wie ein Eigenthümer von ſeinem Eigenthum. Er iſt verpflichtet, für deſſen als ſeines Eigenthumes Glückſeligkeit zu ſorgen, und ſorgt auch gewiß dafür mit edlem Herzen. Aber daß er als Mitglied der Krone in einem Rang, und in der nämlichen Zahl mit ſeinem Bauer ſtehe; daß er, ſeines adeligen Vorzugs beraubt, auf ein ſo niedriges Schickſal herabgewürdigt werde, zu welchem die Natur und die Vorſehung ſeinen Bauer berufen hat, und daß er mit ihm alle Abgaben tragen ſolle, das wäre eine beiſpielloſe Gerechtigkeit. Heilloſe Gerechtigkeit! Dasjenige, was nur wegen des größten Staatsverbrechens der Felonie genommen werden kann, mit einem Federzug und durch einen Trugſchluß nehmen zu wollen; denn ſie ſagen, in der Geſellſchaft ſey ein Menſch wie der

andere. Was aber jenſeits des Leithafluſſes (der Ungarn von Oeſterreich ſcheidet) Gerechtigkeit iſt, iſt nicht allezeit auch dieſſeits deſſelben Recht.«

»Was von Seiten der Ungarn noch mehr Fahrläßigkeit, und von Seite der Teutſchen noch mehr Ungerechtigkeit verräth, iſt, daß in ganz Europa überhaupt, von den berühmteſten Profeſſoren in Göttingen an bis zu Scribenten in Wien, die zu der Krone Ungarn gehörige Provinzen unter der Benennung öſterreichiſche Staaten erſcheinen, da doch Oeſterreich darin nicht ſo viel beſizt, als man Haare auf der flachen Hand findet. Sie ſagen, daß ſo viel tauſend ungariſche Soldaten öſterreichiſche Truppen wären; daß ich ein öſterreichiſcher Unterthan ſey. Gott behüte!«

Gegen ſolche heillose Argumentation konnte nichts eingewendet werden, denn ſie entſprang nur aus der Stimmung der Nation, nicht aus ihrer Intelligenz, die ſie zu Sophismen herabwürdigten.

Auch in Böhmen und den teutſchen Provinzen der Monarchie fand die Steuerregulirung Widerſtand. Die Koſten der Vermeſſung, die Unrichtigkeit des Maaßes, die Lügen der Faſſionen, die unrichtigen Abſchäzungen, — alle dieſe Uebelſtände wurden dem Kaiſer ſehr zum Vorwurf gemacht.

Nichts aber erregte den Nationalunwillen in manchen Erbſtaaten mehr als der Hauptplan des Kaiſers, den Ständenbund zu aſſimiliren und durchgehends gleichförmig zu geſtalten. Dieſen Zweck hatte namentlich die Auflöſung der Komitate in Ungarn, welche von folgender Erklärung begleitet war: S. 166. (1785). »Die meiſten der jetzigen Obergeſpane ſind theils durch andere Geſchäfte verhindert, theils durch

eigene Hausangelegenheiten abgehalten, in dem Umfange ihrer Gespanschäften zu leben. Sie verſehen alſo die Pflichten ihres Amtes nur aus der Ferne und vermöchten auch mit dem beſten Willen nicht, alle die Unordnungen hintan zu halten, welche aus Mangel einer ſtets bereiten und wirkſamen Oberleitung hervorzugehen pflegen. Damit alſo die Komitate, worin ſolch' ein Hauptgewicht des öffentlichen Wohles liegt, fortan geregelter werden, haben Wir gnädig beſchloſſen, die meiſten der jetzigen Obergeſpane ihres Geſchäftes gnädig zu entheben, ohne daß ihnen deßwegen der bis jezt geführte Titel, oder die Hauptzierde ihrer Würde, nämlich Sitz und Stimme auf dem öffentlichen Reichstage im mindeſten geſchmälert würde. An ihrer Stelle wollen Wir theils einige aus den früheren auswählen, theils einige ganz neue ernennen, damit dieſe mehrere benachbarte Geſpanſchaften, nach der neugemachten Abtheilung des Reichs und ſeiner Anhängſel im Diſtrikte verwalten ſollen, Kraft der Eigenſchaft eines Adminiſtrators. Die Adminiſtratoren ſollen im Umfange dieſer Komitate ihren beſtändigen Wohnort aufſchlagen, zugleich aber in der Eigenſchaft als unſere beſtändigen königlichen Komiſſäre einige neue Geſchäfte verwalten, welche mit der Obergeſpanswürde nicht verbunden waren.«

Die königlichen Kommiſſäre und Adminiſtratoren, welche die Gleichförmigkeit bewirken ſollten, wurden von den laut murrenden Magnaten mit Haß aufgenommen. Es verlautete ſogar, daß ſie gegen ſolche Uſurpation auswärtige Hülfe nachgeſucht hätten. Viele hießen laut Joſephs Regierung ein Interregnum und erklärten der Unterbrechung die Erbfolge — filum ruptum successionis. Die teutſche Sitte und Sprache,

welche Joſeph in Ungarn begünſtigen wollte, waren nie mehr verhaßt als damals, und die teutſchen Einwanderer erfuhren Mißhandlungen und Verfolgungen aller Art. Für die ungariſche Sprache erhoben ſich viele Stimmen; das beredteſte Wort führte der gelehrte Mathias Rath, welcher in ungariſcher Sprache eine Zeitung ſchrieb. Er ſagte (1781): »Der Ungar, groß und klein ſoll teutſch lernen — ſoll in einer beſtimmten, ziemlich kurzen Zeitfriſt teutſch wiſſen — ſoll dieſe, unter allen mir bekannten europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen bei weitem allerſchwerſte Sprache verſtehen, ſprechen und ſchreiben lernen! Die allererſte ungariſch geſchriebene teutſche Sprachlehre bearbeitete kaum vor ſieben Jahren Kratzer. Und ein Jahr darauf iſt eine, wie die meiſten Ueberſetzungen der Normal-Schulbücher, halb unverſtändlich geſchriebene, für die Normalſchulen zum Vorſchein gekommen. Aber an einem teutſch-ungariſchen und ungariſch-teutſchen Wörterbuch fehlte es gänzlich... Des Ungarn Schuld iſt es alſo gewiß nicht, wenn er nicht teutſch kann. Dem Beamten, der gerade, da er teutſch lernen ſollte, ſo ſehr beſchäftigt ward und wird, daß ihm keine Zeit zur nächtlichen Ruhe übrig blieb, kann es am allerwenigſten als ein Fehler oder Verbrechen angerechnet werden, wenn er es binnen der feſtgeſezten Zeit von drei Jahren in dieſer anerkannt ſehr ſchweren Sprache nicht ſehr weit gebracht hat, oder bringen wird. Ob er nun deßwegen von den Teutſchen, die ſich doch nie die geringſte Mühe genommen haben, ihn ihre Sprache zu lehren, verachtet, verdrängt, verſtoßen — — — doch hier möchte mir das Blatt naß werden. Mancher Offizier nahm ſich nicht einmal die geringe Mühe, um die Bedeutung eines oder des andern

häufig vorkommenden ungariſchen Wortes zu fragen, ſondern er ließ blindlings auf den gemeinen Soldaten deſto unbarmherziger zuſchlagen, wenn ſich dieſer unterſtand, das Wort Kerem (ich bitte) auszuſprechen. Wart! ich will dir Kerem geben, gieb ihm fünfundzwanzig mehr — ſo hieß es vielleicht in der manches Unheil ſtiftenden Meinung, dieß wäre das bei den ungariſchen Flüchen gewöhnliche Wort teremtette... Im ganzen bin ich der Meinung: Die Kultur eines Volkes nimmt nach dem Maße zu oder ab, nach welchem deſſen Mutterſprache kultivirt oder vernachläßigt wird. Ungarns Mutterſprache aber verdient durch ihren innern Gehalt und Wohlklang auch eine Bücherſprache zu werden [1].«

Weniger Widerſtand fand das Syſtem der Aſſimilirung in Böhmen. Das Unterbleiben der Landtage in Ungarn und Böhmen hingegen erregte auch hier Unzufriedenheit. Die Stände gingen ſo weit, ihrem König die verlangte Auslieferung der Krone zu weigern, mit den Worten; »Der König ſoll da ſeyn, wo die Krone iſt, nicht die Krone dort, wo der König iſt.« Allein die Civiliſation verlor nichts bei dieſer Mißachtung der alten Landesverfaſſungen, denn dieſe waren längſt veraltet, unbrauchbar und ohne Anſehen. Joſeph entfernte nur den Schein einer nationalen Unabhängigkeit, da wo ſie in Wirklichkeit längſt nicht mehr beſtand.

---

[1] Schnellers Einfluß ꝛc. B. 2.

Achtes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Verfassung der österreichischen Niederlande.

Die grimmigste Gegenwehr fand Joseph und sein Umstaltungswerk in den österreichischen Niederlanden. Von jeher war der Besitz dieser Provinz für das Haus Oesterreich ein sehr schwieriger, ja sogar ein unheilvoller. Er war in den Händen der österreichischen Fürsten eine gefährliche Waffe, die mit der äußersten Vorsicht bewacht und gehandhabt werden mußte, wenn sie nicht zum Verderben ihres Besitzers gereichen sollte; ja selbst bei aller Behutsamkeit konnte ein leichter Zufall den Eigner verwunden. Allein dieser Besitz war so kostbar als gefährlich, daher das Haus Oesterreich ihn mit aller seiner Macht behauptete. Joseph II. kannte sowohl seinen Werth als seine Gefahren. Die lezteren waren um so größer für ihn, da er ein gefährliches Werk unternahm und sich gefährlicher Mittel bedienen mußte, um es zu fördern. Es war ein kühner Entschluß, eine Provinz zu reformiren, die so schwer zu behaupten war, und ein heilloses Wagniß, die Nationalität eines starrsinnigen Volkes aus ihrer unbekümmerten Ruhe aufzuwecken, um ihr Gesetze aufzudringen, die trotz ihrer Zweckmäßigkeit für sie dennoch Fesseln waren.

Die Niederlande waren ein Hinderniß des Hauptplanes, den Joseph entworfen hatte, ein Hinderniß, das ihn in die Alternative versezte, entweder den Plan aufzugeben oder es mit Gewalt zu überwinden. Im Vorgefühl des unglücklichen Kampfes suchte Joseph durch Austausch dieser Provinz sich

zu entledigen, als aber dieſes Projekt an den Machinationen ſeiner Nebenbuhler ſcheiterte, faßte er den kühnen Gedanken, die Niederlande ſeinem Reiche einzuverleiben und ihrer Verwaltung und Verfaſſung einen, der Geſtalt des ganzen Staates angemeſſenen Organismus zu geben.

Dieſer Gedanke war unſtreitig ein Fehler, aber ein Fehler, der den Ruhm ſeiner großen Abſichten in dem Grad vermehrt, als er den ſeiner Politik ſchmälert. Es war ein rühmlicher Entſchluß, allen Völkern des Staatenbundes die Wohlthaten einer weiſen Geſetzgebung angedeihen zu laſſen, aber es war eine, großen Herzen eigenthümliche Unklugheit, dieſen Entſchluß auch dort ausführen zu wollen, wo ihm die Mittel fehlten, ihn durchzuſetzen. Es war um ſo mehr unpolitiſch auf einem edlen Entſchluß zu beſtehen, wo auf dieſe Beharrlichkeit durch eingebürgerte, zum Geſetz erhobene Uebelſtände, der Schein der Unrechtmäßigkeit geworfen wurde. Ein Blick auf die niederländiſche Landesverfaſſung gibt ſogar Anlaß zu ſtaatsrechtlichen Betrachtungen, die uns das menſchenfreundliche Unternehmen des Kaiſers als ein ungerechtes erſcheinen laſſen, denn ſo groß iſt das Mißverhältniß zwiſchen dem hiſtoriſchen Recht und den Befugniſſen, welche uns das Bewußtſeyn redlichen Wollens gibt, daß ein Monarch niemals in allen Dingen ſeiner beſten Ueberzeugung folgen kann, ohne die Gewohnheit in ihren hergebrachten Rechten zu kränken, und den Vorwurf der Despotie auf ſich zu laden.

Joſephs Vorfahr, Karl VI. hatte im Utrechter Friedensvertrag die Niederlande von den Seemächten, die ſie erobert, unter der Bedingung erhalten, daß ſein Haus ihre alten Verfaſſungen, [illegible] aufrecht erhalte.

Es war einer jener Verträge, die seit dem Ursprung des Staatsrechts stets die Quelle des Unheils, der Zwietracht, der Völker- und Bürgerkriege gewesen sind, weil sie Bedingungen stipuliren, von welchen man nicht gewiß ist, daß sie nicht in Zukunft jenem Theile verderblich werden, zu dessen Gunsten sie festgesezt wurden. Marie Therese hatte die Verbindlichkeiten ihres Vaters übernommen, allein mit Bewilligung der Stände einige Veränderungen in der Brabanter Volksvertretung und der Auflagenvertheilung in allen belgischen Provinzen vorgenommen. Auch ihr großer Sohn Joseph bestätigte die großen Freiheiten dieses Landes beim Antritt seiner Regierung wie es üblich ist [1]).

Die Verfassung dieser Provinz, auf bloßes Herkommen gegründet und in unzählige lokale Freiheiten und Rechte zerstückelt, war eine der monströsesten und widersinnigsten in ganz Europa. Jede Landschaft, ja sogar manche Städte und Bezirke bildeten einen oberherrlichen Staat von besonderen Rechten und Freiheiten, welche jedoch meist nur herkömmlich und in keine organische Verfassung vereinigt waren [2]). Nur Brabant und Limburg besaßen eine Art Verfassungsurkunde in der bekannten Joyeuse Entrée [3]), welche wunderliche Bestimmungen enthielt, aber wegen der darin dem Volke zugesicherten Freiheiten, der Stolz der Niederländer war. In dieser Urkunde ward dem Herrscher verboten, Fremdlingen einheimische Aemter zu ertheilen, Niederländer außer Landes

---

[1]) Coxe, Gesch. d. Haus. Oesterreich. 4ter Bd. S. 472.

[2]) Daselbst S. 473.

[3]) Coxe S. 473.

vor Gericht zu ziehen, und den Ständen des Landes die Redefreiheit zu beſchränken. Am Schluß derſelben befand ſich eine ähnliche Klauſel, wie die in dem Eide des Königs Andreas von Ungarn, worin dem Volk das Recht ertheilt wurde, ſeinem Beherrſcher den Gehorſam zu kündigen, wenn dieſer ſeine Freiheiten antaſten ſollte, und zwar in ſo lange, bis er ſeine Beſchwerden abgeſtellt haben würde [1]). Mit dieſer beſchränkten Obergewalt beſaß der Herrſcher der Niederlande die Titel Herzog von Brabant, Luxemburg und Geldern, Graf von Flandern, Hennegau und Namur, Herr von Mecheln und Dornick. Mit Ausnahme von Flandern, wo der Adel ausgeſchloſſen war, wählten alle übrigen Staaten ihre Stände aus der Geiſtlichkeit, dem Adel und der Bürgerſchaft, und dieſe Volksrepräſentation theilte in Abweſenheit des Fürſten ihre Obergewalt mit dem Oberſtatthalter. Dieſer war gewöhnlich ein Mitglied der kaiſerlichen Familie und es ſtand ihm ein bevollmächtigter Miniſter zur Seite, der ſein Rath und Stellvertreter war und in Abweſenheit des Oberſtatthalters mit geringer Einſchränkung deſſen Macht ausübte. Anfangs der niederländiſchen Unruhen theilte die öſterreichiſche Erzherzogin Chriſtine das Statthalteramt mit ihrem Gemahl dem Herzog von Sachſen-Teſchen.

Die Gewalt der Stände war nicht minder groß als die des Statthalters, denn ſie erſtreckte ſich über die Nahrungsquellen des Volkes und ſeine Güter, über die Auflagen, ihre Erhebung und Verwendung. Wenn ſie nicht verſammelt

[1]) Die joyeuse Entrée (erfreulicher Einzug) ward zum Gedächtniß des Einzugs Philipps des Guten in Brüſſel ſo genannt, weil ſie bei dieſer Gelegenheit bekannt gemacht wurde.

waren, vertrat ſie ein Ausſchuß ihrer Abgeordneten. Im Krieg und in dringenden Fällen waren ſie zu einer außerordentlichen Beiſteuer verpflichtet [1]).

Die Gerichtsbarkeit war höchſt unzweckmäßig eingerichtet, ſehr verſchiedenartig und zerſtückelt. Es gab unzählige Richterſtühle mit den manigfaltigſten Beſtimmungen. In Brabant, in Hennegau und Geldern wurden die Appellationen vor das Obergericht dieſes Herzogthums gebracht, aber im Luxemburger Lande, in der Grafſchaft Namur und den übrigen Landſchaften gehörten ſie vor den großen Rath zu Mecheln. Das unter dem Namen des großen Raths von Brabant bekannte Gericht war ſeiner unpartheiiſchen Richterſprüche und der Würde und Unabhängigkeit ſeiner Glieder wegen, das ehrwürdigſte. Es beſchränkte ſich nicht bloß auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, ſondern beſtätigte auch die Befehle des Fürſten, welche erſt dann geſetzliche Kraft erhielten, wenn dieß geſchehen war [2]).

Der mächtigſte Theil der Bevölkerung war die Geiſtlichkeit, welche ſich eine doppelte Gewalt über das Volk erworben hatten. Sie beherrſchte die Gemüther durch die Lehre und ihre Kräfte, durch ihren Reichthum und ihr altes Anſehn. An ihrer Spitze ſtand ein Erzbiſchof und ſieben Biſchöfe; man zählte 108 Abteien mit einem jährlichen Einkommen von 60,000 bis 300,000 Gulden. Eine große Anzahl von Klöſtern verbreitete die Macht der Geiſtlichkeit über alle Staaten. Der öffentliche Unterricht befand ſich in ihren Händen,

---

[1]) Coxe, Geſch. des Hauſ. Oeſterreich. 4ter Bd. S. 474.

[2]) Daſelbſt S. 475.

somit die Bildung der öffentlichen Meinung durch Bestimmung des Bildungsgrades. Die bewährte Universität Löwen besaß große Steuerfreiheiten und vergab sehr viele Pfründen, sowohl in den Niederlanden als im Lande Lüttich. Wer eine Stelle haben wollte, mußte dort graduirt seyn. Das alte Lehrsystem war unter den dortigen, dem römischen Stuhl anhänglichen Lehrern in besten Flor, und alle Neuerungen anderer Universitäten blieben von dort immer verbannt [1]).

Der Wohlstand des Landes war blühend; die Bevölkerung von zwei Millionen Seelen eine Quelle bedeutender Staatseinkünfte. In politischer Hinsicht war der Besitz der Niederlanden für Oesterreich äußerst wichtig, weil sie eine Schutzmauer gegen Frankreich bildeten und die Verbindung mit den Seemächten unterhielten.

Die belgische Kirche.

Die niederländische Kirche ward ausschließlich von den Jesuiten beherrscht. Verbündet mit den päpstlichen Nuntien beförderten sie von jeher den starrsten Ultramontanismus. Von dem Augenblick der Flucht van Espens, der in einem Alter von 82 Jahren im Auslande vor ihren Verfolgungen Schutz suchte, bemächtigten sie sich der hohen Schule zu Löwen, wo van Espen Lehrer war, und überwachten durch dieselbe die Rechtgläubigkeit der Niederlande. Die Aufrechthaltung der Bulle Unigenitus war in ihrem theologischen Lehrsystem ein Hauptartikel. Die hohen Prälaten und die Klostergeistlichkeit herrschte im üppigsten Wohlleben über das

[1]) Daselbst. S. 575.

ganze Land, während die Weltprieſter ſehr unterdrückt wurden und in geringem Anſehen ſtanden. In dieſem bedrängten Zuſtand ſuchte ſchon Maria Thereſia der niederländiſchen Kirche aufzuhelfen und ſandte nach Löwen, das ſeinen alten Ruhm immer mehr verlor, den aufgeklärten Profeſſor Stöger, um durch ihn beſſere Grundſätze zu befördern. Die Erbſtatthalterin Chriſtine folgte dieſem Beiſpiel, indem ſie dem Profeſſor Le Plat auftrug, aus allen alten und neuen Schriften jene Grundſätze und Lehren zuſammen zu faſſen, welche geeignet wären, die herrſchenden Anſichten über Religion und Kirche dem wahren Geiſte des Chriſtenthumes angemeſſen zu läutern und den Jeſuiten entgegen zu wirken. Allein dadurch wurde dieſer Orden nur aufgereizt, alle ſeine weit verzweigten gefährlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen, um dieſe ihnen drohende Gefahr abzuwenden, und ſie bedienten ſich zu dem Zwecke eines ſehr geſchickten Werkzeuges, Namens Xavier Feller, der von Lüttich aus, wo er unter dem Schutze des Biſchofs ſtand, die Regierung von Brüſſel öffentlich tadeln, ihre angeſtellten Lehrer der Ketzerei beſchuldigen und das Volk gegen ſie aufreitzen mußte [1]). Zugleich wurde der ſchwache Erzbiſchof von Mecheln für die ſchlimme Sache gewonnen, denn ſein Anſehen und ſein Einfluß waren bedeutend.

Dieſer Prälat war von vielen Werkzeugen des mächtigen Ordens umgeben. Sein Geheimſchreiber war der Exjeſuite Duvivier, ſeine Rathgeber der Biſchof Wellens von Antwerpen, der Doktor Van de Velde, der Pfarrer Enoch von Löwen, der Präſident des Seminariums zu Mecheln,

[1]) Wolf Geſch. der kirch. B. S. 545.

Dr. Hulen, und Kornel Nelis, nachheriger Biſchof von Antwerpen [1]). Dieſe Männer beherrſchten den ſchwachen Willen des Erzbiſchofs und erſezten in ſeinem Charakter das, was ihm an Energie und Muth abgehen mochte. Sie vermochten ihn, den kaiſerlichen Reformen in den Niederlanden Widerſtand zu leiſten, und beſonders ſich gegen jene Verordnungen zu erklären, welche der Macht des Ordens gefährlich werden konnten. Sie beſtimmten ihn zu den erſten Gegenvorſtellungen, als der Kaiſer im Jahre 1781 in den Niederlanden anweſend war. Die Gegenſtände derſelben waren die den Akatholiken zu bewilligende Gewiſſensfreiheit, die Entkräftung der Bulle Unigenitus und Aufhebung der Ordensverbindungen mit ihren auswärtigen Oberen. Die Sprache, welche er führte, war ſeiner unrühmlichen Beſtimmung, ein Hinderniß der Humanität und Aufklärung zu ſeyn, vollkommen würdig.

»Einem unterm Publikum ſchon ziemlich lauten Gerüchte »zu folge, ſagt Frankenberg in dieſer Vorſtellung [2]), »ſind die Proteſtanten bei Ew. Majeſtät um freie Religions»übung, und um die Erlaubniß, in Brüſſel ſich zu dem Ende »ein Bethaus bauen zu dürfen, bittlich eingekommen. Ich »kann daher nicht umhin, Ew. Majeſtät dringendſt anzulie»gen, den Proteſtanten zu keiner Zeit eine ſolche Gunſt zu »bewilligen, indem ich die nachtheiligen Folgen vorausſehe, »die daraus einerſeits in Rückſicht der Gefahr, in welcher ſich »ſelbſt die eifrigſten Katholiken befänden, verführt zu werden, »und anderſeits wegen des lebhaften Eindruckes, den eine

[1]) Wolf Geſch. d. k. B. S. 545.

[2]) Nouvelles ecclesiast. p. l'année 1782. du 6 fevr. p. 22.

»ſolche Duldung der Proteſtanten auf ein gegen jene Neue»rung in Religionsſachen äußerſt eingenommenes Volk machen »würde, unvermeidlich entſtehen müßten. Die Geſchichte der »Revolutionen in den niederländiſchen Provinzen liefert hie»von nur zu traurige Beweiſe. Es wäre mir aber auch ſchon »ganz unmöglich, ohne von dem gerechteſten Kummer durch»drungen zu werden, in meinem Kirchſprengel der Aus»breitung der Ketzereien zumal in einer Zeit Hand zu bieten, »wo der Eifer für die wahre Religion, ſo ſichtbar zu erkal»ten anfängt [1]).«

»Ich bitte Ew. Majeſtät ehrfurchtsvoll, heißt es darin, »denjenigen, welche Höchſtdenſelben anrathen möchten, in dero »Staaten den Gebrauch jener Bulle zu verbieten, kein Gehör »zu geben. Ein ſolches Verbot könnte in dieſen Provinzen, »wo man, Gott ſey Dank! in Anſehung dieſes Gegenſtandes »vollkommen beruhiget iſt, nur gefährliche Zwiſte verurſachen. »Auſſerdem enthält jene Bulle eine dogmatiſche Entſcheidung »des heiligen Stuhles; ſie iſt, wenn man etliche von dieſem

[1]) Die Verfaſſer der Nouvelles ecclesiastiques begleiten dieſe Stelle mit einer Anmerkung, welche die Biſchöfe ganz vorzüglich beherzigen ſollten. Il n'est que trop visible, ſagen ſie, que le zele pour la vraie foi est fort rêfroidi. Mais on gémit toujours de la manière dont certains Evéques parlent de cet etat de foiblesse de leurs Eglises, comme s'il leur étoit étranger, ou qu'ils n'en fussent pas responsables. Ils ne sentent pas qu'on est dans le cas de leur demander ce qu'ils font, pour prevenir cette maladie spirituelle ou pour y remedier, si ce n'est point en eux mémes que l'affoiblissement dont ils se plaignent se fait remarquer davantage, si les prejugésqu'ils montrent, le faux zele avec lequel ils les soutiennent, les vues humaines, l'esprit de parti d'ambition, qui percent dans toute leur conduite, ne font pas la principale source des maux de l'Eglise?

»Stuhle verdammte Schismatiker ausnimmt, von allen Bischö»fen der christlichen Welt angenommen worden, und man »kann mit Augustin sagen, daß dieser Handel ganz beendigt »sey. Die zerstreute Kirche ist ohne Zweifel eben so unfehl»bar, als wenn sie in einem allgemeinen Kirchenrath ver»sammelt wäre. Ohne ein solches Vorrecht hätte Jesus »Christus seiner Kirche keine hinlängliche Gewalt geben kön»nen, um Ketzer zu unterdrücken, die sich gegen sie auflehn»ten. Denn diese pflegen zu allen Zeiten die gegen sie ver»hängten Exkommunikationen dadurch zu eludiren, daß sie an »künftige Concilien appelliren.« Um nichts bündiger sind die Gründe, womit der Kardinal die Sache der Mönche vertheidiget. »Ob es gleich heißt,« sagt er, »daß Ew. Maje»stät Ihren deutschen Bischöfen befohlen hätten, über das die »Generalvorgesezten der Ordensgeistlichen betreffende Edikt ein »ewiges Stillschweigen zu beobachten; so kann ich dessen ohn»geachtet nicht unterlassen, Höchstdenselben die Verlegenheit »vorzustellen, worin wir Bischöfe in Beziehung auf die geist»liche Gerichtsbarkeit über exemte Ordensleute uns befinden, »indem wir eine solche Gewalt einerseits von Ew. Majestät »gar nicht annehmen, und anderseits auch dem Papste das »schon seit Jahrhunderten in der gesammten Kirche bekannte, »und auf die ihm als Oberhaupt derselben und Statthalter »Jesu Christi zustehende allgemeine Gerichtsbarkeit gegrün»dete Recht, Klöster zu eximiren, keineswegs streitig ma»chen können.«

Diese Sprache war deutlich und unumwunden, allein da sie den Kaiser wenig imponirte und nichts in seinen Beschlüssen zu ändern schien, so begnügte man

mit Vorſtellungen, ſondern ſchritt als eine Macht, der es nicht an weltlichen Mitteln fehlte, zu einer weltlichen Politik und zu Demonſtrationen, die nichts weniger als geiſtlich waren. Kardinal Frankenberg trug nicht das geringſte Bedenken, das Volk durch Hirtenbriefe aufzuwiegeln, die er von Zeit zu Zeit in ſeinem Kirchſprengel bekannt machte, worin er namentlich gegen jene Biſchöfe ſich ereiferte, welche es gewagt hatten, im Geiſte der von dem Kaiſer unternommenen Reformation zu wirken. Er wollte darin die Verehrung der Heiligen nicht auf bloße Nachahmung ihrer Frömmigkeit beſchränkt wiſſen, ſondern pries ſie als die wahren Vermittler zwiſchen dem Himmel und den Menſchen, welchen dieſes Amtes wegen die übertriebene Ehrfurcht gebühre, die ihnen und ihren Bildern zur Zeit das Volk wirklich erwies. Das Leſen der heiligen Schrift wollte er dem Volk durchaus nicht geſtatten, denn: »es ſoll« ſagte er, »ſich ganz »auf die Kirche verlaſſen, und überzeugt ſeyn, daß dieſelbe »in ihrem öffentlichen und Privatunterrichte nie verſäumen »werde, ihm nach ſeinen Bedürfniſſen und Verſtandeskräften »das göttliche Wort zu offenbaren, daß ſie ihm zu keinen »Zeiten die großen Wahrheiten und die bewundernswürdigen »Lehren, welche in den heiligen Büchern ſtehen, vorenthalten »werde, und daß ſie, ohne Aufhören beſchäftiget, die Gläu»bigen auf den rechten Weg des Lichts zu führen, ihnen ge»wiſſenhaft alle wirkſamen Mittel zeigen werde, die in der »Bibel, deren Sinn zu erklären nur allein der Kirche zu»ſtehet, enthalten ſind.«

Allein Joſeph II. fuhr unbekümmert fort, die kirchliche Verfaſſung ſeiner belgiſchen Provinzen, gleichwie die ſeiner

übrigen Staaten, seinem Hauptplan gemäß, zu reformiren. Schon 1781 führte er dort die Duldung der Nichtkatholiken ein, schaffte 1782 die Imatrikulationsformel bei den niederländischen Universitäten ab, nach welcher Jedermann bei Empfang einer akademischen Würde oder eines Amtes die Bullen Innozenz X., Alexanders X. und Klemens XI. [1]) wider die Bücher des Janseníus und des P. Quesnel anzunehmen, schwören mußte, und verbot einen anderen Eid zu leisten, als denjenigen, welcher dem Glaubensbekenntnisse des Papstes Pius IV. angehängt ist. Zugleich wurde Karls VI. Gesetz, das über die Unigenitusconstitution alle Streitigkeiten unterſagte, erneuert, und alle öffentlichen Lehren zu Gunsten der Appellationen nach Rom, der Untrüglichkeit des Papstes, seiner Obergewalt über allgemeine Kirchenversammlungen verboten. Ein Rundschreiben der Regierung befahl überdieß allen niederländischen Bischöfen, Bericht zu erstatten, welche Eide sie den Seminaristen, Weihkandidaten und Seelsorgern auftrügen (1782), »da der Kaiser — nachdem es »die Wichtigkeit des Eides erforderte, daß man ihn niemand »schwören lasse, wenn er nicht auf einer unbezweifelten »Wahrheit beruhe, oder unumgänglich nothwendig sey — »den Eid von der unbefleckten Empfängniß, dem es an beiden »solchen Bedingnissen mangelt, abzuschaffen geruht habe.«

Alle übrigen Anstalten des Kaisers zur Verminderung der Mönche, zur Abstellung des mit Brüderschaften und

---

[1]) Wolf. Gesch. d. k. V. S. 551.

Abläſſen getriebenen Unfugs und Vereinfachung des Gottesdienſtes, wurden auch für die Niederlande beſtimmt, allein in keinem anderen Erbſtaate Oeſterreichs ſo ungünſtig aufgenommen wie hier. Der Widerſtand, welcher ihm hier begegnete, rührte nicht von dem Mißverhältniß her, welches zwiſchen dem Geiſt der Reformen und dem Bildungsgrade des Volks beſtanden haben ſoll, wie man verſicherte, ſondern von den beleidigten Intereſſen der mächtigſten Stände des Landes, die alle Gewalt und den meiſten Beſitz in Händen hatten. Hierin lag allein die Größe der Gefahr, welche Joſeph herauf beſchwor und deren Nichtbeachtung ſich ſo furchtbar rächen ſollte. Die Geringſchätzung, welche der Kaiſer gegen die Ränke und Machinationen der hohen Prieſterſchaft in Belgien zeigte, war der größte Fehltritt ſeiner Regierung, denn es war dem ſchlichteſten Verſtande vorausſichtlich, daß eine ſo mächtige Parthei, wie die der niederländiſchen Geiſtlichkeit ſich aller ihrer Macht auch bedienen werde, um ſich zu vertheidigen. Sollten hier die Reformen Joſephs Platz greifen, ſo hätte er eine überwiegende Macht gegen die ihm feindliche aufſtellen können und wollen, oder auf ſein Werk Verzicht leiſten müſſen.

Neuntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Erſte Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen. — Zondadari wird fortgewieſen. — Geſinnungen der Biſchöfe von Mecheln und Namur.

Die Geiſtlichkeit brachte das Volk durch Entſtellung der Zwecke des Kaiſers bald dahin, daß es ſeine Einrichtungen gleich anfangs mit Mißtrauen empfing. Joſeph, von den

Irrthümern deſſelben unterrichtet, zeigte ſich auch anfänglich geneigt, ſeinem natürlichen Ungeſtüm zu entſagen und den Fortgang ſeiner Anſtalten in den Niederlanden ſo lange zu ſuspendiren, bis es der ſtatthalteriſchen Regierung gelungen ſeyn könnte, das nöthige Verſtändniß des kaiſerlichen Willens zu befördern. So befahl er ſchon 1785 in Folge der Nachricht, daß die neuen Gerichtseinrichtungen in verſchiedenen Provinzen der öſterreichiſchen Niederlande nicht mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen würden, dieſe neuen Einrichtungen einſtweilen noch aufzuſchieben, bis man den Vortheil derſelben genauer eingeſehen habe, und erließ an die Provinzen Flandern, Namur, Dornick, Geldern und Mecheln folgende Verordnung:

»Da S. Majeſtät in Erfahrung gebracht haben, daß das Publikum von dem wahren Zwecke der neuen Gerichtseinrichtungen, die S. Majeſtät ihrem Volke bloß als eine Wohlthat ſchenken wollten, um ihm eine ſchleunige und weniger koſtſpielige Rechtspflege zu verſchaffen, noch nicht genugſam unterrichtet iſt, und ſich daher widrige Eindrücke von denſelben gemacht hat; ſo haben Allerhöchſtdieſelben auf Berathſchlagung der Durchl. Generalſtatthalter ihrer Niederlande, in Erwartung, bis die Gemüther über dieſen wichtigen Gegenſtand beſſer unterrichtet ſind, für gut befunden, zu erklären, daß Sie alles, was die Errichtung der neuen Gerichtshöfe in Flandern, Namur, Dornick und Geldern betrifft, aufgeſchoben haben, wie auch, daß die Magiſtraten der Städte, Gerichte, des platten Landes, und alle Juſtiz- und Polizeibeamte

in beſagten Provinzen einſtweilen ihre Amtsverrichtungen wieder antreten ſollen. ꝛc.«

Dieſer Aufſchub war jedoch keine vollſtändige Zurücknahme der Maßregel, denn da alle Verordnungen des Kaiſers das Wohl der belgiſchen Provinzen zu befördern beſtimmt waren, ſo zweifelte er nicht, daß die Dankbarkeit des Volkes ſein Werk begünſtigen werde, ſobald es von deſſen Nutzen Ueberzeugung gewinne. Die freigegebene Ausfuhr des Getreides, ſo wie das Verbot, Hanf, Flachs und Garn auszuführen, waren Beweiſe der wohlwollendſten Abſichten, denn das leztere gereichte den inländiſchen Fabriken eben ſo ſehr zum Vortheil, als es Holland ſchadete, und die erſte zog bei dem blühenden Zuſtand der niederländiſchen Feldwirthſchaft große Summen ins Land [1]). Selbſt das angeführte Waarenverbot war eine Wohlthat für die Niederlande, denn die ungeheuren Summen, welche aus den Erbländern ſonſt nach Frankreich, Holland und England für Tücher gefloſſen waren, kamen nun großentheils dem niederländiſchen Gewerbsfleiß zu, weil man immer noch die von ihm erzeugten Tüchern den in den übrigen Erbländern verfertigten vorzog. So wenig man nun von dieſer Seite die wohlmeinenden Abſichten des Kaiſers in Zweifel ziehen konnte, ſo ſehr ſtrebte man in Ermangelung anderer Anläſſe, das Mißtrauen des Volkes auf die kirchlichen und religiöſen Einrichtungen Joſephs zu leiten, und dies gelang um ſo leichter, da zwei große Mächte, die Geiſtlichkeit und Roms Einfluß, vereinigt mit dem Neid der Nebenbuhler Joſephs,

[1]) J. Cornovas Leben Joſephs II. Aus Stranskys Staat von Böhmen. Prag 1801 bei Calve. S. 332.

alle ihre Triebkräfte zu dem Behuf, in unausgesezte Bewegung sezten.

Der Kaiser kannte noch nicht die durch Jesuitenschriften, Beichtstuhl und Kanzel bewirkte Gährung der Gemüther, als er fortfuhr in Flandern und Brabant das Werk der Reformation mit allem Ernste zu betreiben. Nächster Zweck derselben war die Bildung des Klerus, welcher einst das von dem Kaiser begonnene Werk vollenden, die Wurzeln der neuen Kirche, durch eine vernünftige Lehre, in die Herzen der nächsten Generation senken und die Aufklärung des ganzen Volkes bewirken sollte. Die Nothwendigkeit neuer Anstalten zur Bildung des Klerus, schilderte ein kaiserliches Edikt vom 16ten Okt. 1786 in folgender Weise [1]): »Der Wohlstand »unserer Unterthanen, der uns unaufhörlich beschäftigt, nöthigt »uns, dem Verderbnisse der Sitten zu wehren, welches sich »immer weiter verbreitet, und dessen der Religion und dem »Staate schädlicher Hauptgrundsatz darin besteht, einer unor»dentlichen Selbstliebe und dem Eigennutze die christliche »Liebe aufzuopfern, deren Ausübung doch das erste Gebot »unsrer heiligen Religion, und die wahre Quelle des allge»meinen Wohlstandes für den ganzen Staat sowohl, als für »jeden einzelnen Bürger insonderheit ist. Die Bemühungen »der Klerisei unsrer belgischen Provinzen, und vorzüglich der »Seelsorger, sind schon zu schwach, um den Lauf dieses Ver»derbens hemmen zu können, und werden in der Folge noch »schwächer, weil das Uebel immer größer, und die Schwierigkeit,

[1]) Sammlung. k. k. Gesetze. Band VI. S. 398 u. f. — Wiener Kirchenzeitung Jahrg. 1787. S. 65 u. f. — Der teutsche Zuschauer. Band VIII. Heft XXII. S. 185 u. f.

»die zum geiſtlichen Stande gewidmete Jugend vor Anſteckung,
»die am Ende noch allgemein wird, zu verwahren, immer
»ſchwieriger werden muß. Wir müſſen alſo zuvörderſt für
»den Klerus eine Pflanzſchule errichten, worinnen die Zög-
»linge, in dem gefährlichſten Alter der Leidenſchaften, durch
»Erziehungsgrundſätze vor dem Verderbniſſe der Sitten be-
»wahret, alle mit dem nämlichen Geiſte der Liebe und des
»Eifers für unſre heilige Religion beſeelet, mit der praktiſchen
»Ausübung der Tugenden, und vorzüglich der chriſtlichen
»Liebe bekannter gemacht, und dieß ihren jungen Herzen ein-
»gepflanzt, und gleichſam zur Natur werden kann; indeſſen
»ihm ein ſolider und aufgeklärter Unterricht zu gleicher Zeit
»die nämlichen Grundſätze, die nämlichen Maximen, die näm-
»liche Methode und den nämlichen Eifer gewähren wird, um
»einſt die ihrer Seelſorge anvertraute Gemeinden zur Liebe
»und zur praktiſchen Ausübung unſerer heiligen Religion an-
»zuführen. Wenn endlich das theologiſche Studium auch mit
»andern nützlichen Wiſſenſchaften verbunden wird; ſo kann
»es nicht fehlen, daß nicht in Kurzem aus dieſer Pflanzſchule
»eine Reihe von Religionsdienern hervorgehen werde, die, da
»ſie mit vereinten Kräften zu dem nämlichen Zwecke arbeiten,
»und mit der Obermacht ihrer Einſichten auch zugleich exem-
»plariſche Reinigkeit der Sitten und täglichen Ausübung chriſt-
»licher Tugenden verbinden, mit dem beſten Erfolge den Lauf
»des Sittenverderbniſſes hemmen werden, welcher der Religion
»nicht weniger, als dem Wohl des Staats nachtheilig iſt.«

»Um ſo ſchöne Ausſichten in die Zukunft wirklich zu ge-
»winnen, ſchien es uns nöthig, alle theologiſchen Schüler
»unſrer belgiſchen Provinzen in zwei Seminarien zu vereinigen;

»und wir zweifeln nicht, daß die Vorſteher der Regularorden, »die geſammte Kleriſei, und alle unſre guten Unterthanen »dieſes neue Etabliſement mit Dank annehmen, und, ſo viel »an ihnen iſt, mit Eifer zur Erweiterung und Vervollkomm»nung deſſelben beitragen werden. Dieſes Inſtitut wird den »Klöſtern und Mahnungen den Religioſen Subjekte verſchaffen, »durch welche ſie ſich dem Staate und der Religion wieder »nützlich machen können; und die Prieſterhäuſer einer jeden »Diöceſe, deren Errichtung in Kurzem zu Stande kömmt, »werden für den heiligen Dienſt hoffnungsvolle Zöglinge er»halten, deren Fähigkeiten, Talente, Sitten und Charakter »während der praktiſchen Ausübung der Seelſorge vor den »Augen ihrer Biſchöfe ſich entwickeln werden, ſo daß jeder »Biſchof in der Wahl der würdigſten Mithelfer und Reli»gionsdiener nicht mehr verlegen ſeyn wird.«

»Die theologiſchen Schüler vom weltlichen Klerus unſrer »belgiſchen Provinzen, als auch diejenigen, die nachher in »einen Mönchsorden treten wollen, werden mit dem erſten »Wintermonat 1786 entweder in das Generalſeminarium, »welches wir zu Löwen errichtet haben, oder in das Filial»ſeminarium nach Luxemburg ſich begeben. Was die Theo»logen der Ordensgeiſtlichkeit betrifft, ſo müſſen alle, Luxem»burger ausgenommen, nach Löwen geſchickt werden, um dort »in den öffentlichen Vorleſungen auf der Univerſität ihren »Cours zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen ſich »nach Luxemburg, um dort die Vorleſungen der daſelbſt an»geſtellten königl. Profeſſoren anzuhören. Die Ordensobern »haben demnach freie Willkür, ihre Religioſen, welche ent»weder nach Löwen oder Luxemburg geſchickt wer

»in einem Kloſter oder Konvent ihres Ordens, oder auch in »jedem andern Hauſe während ihres wiſſenſchaftlichen Aufent»haltes zu verſorgen.«

Dieſer Verordnung waren die Vorſchriften zur Einrichtung dieſer beiden Seminarien nach dem Muſter der bereits in den Erblanden beſtehenden angefügt [1]). Demzufolge wurden die beiden Seminarien zu Löwen und Luxemburg den 1. Novbr 1786 eröffnet, und Niemand ahnte in den übrigen Erblanden, daß eine ſo wohlthätige, zweckmäßige und wahrhaft religiöſe Einrichtung die geringſte Unruhe erregen könnte. Allein die unzufriedene, im Geheimen thätige Geiſtlichkeit, wußte die Gemüther der leicht erregten ſtudirenden Jugend ſo aufzureizen, daß ſchon fünf Tage nach Eröffnung der Vorleſungen ein förmlicher Aufruhr entſtand, wobei der Eine »recht auf belgiſche Art nach gutem Brod und Bier, der Andere nach guter Seelennahrung rief [2]).« Der Erzbiſchof von Mecheln verſäumte ſeinerſeits nicht, Schwierigkeiten gegen das Seminarium zu erheben, während eine Schaar irregeleiteter Knaben das Geſchrei erhob, »die Religion ſey in Gefahr.« Die neu angekommenen Lehrer, beſonders der Profeſſor Stöger, wurden mit Steinwürfen mißhandelt, und der königliche Kommiſſär le Clerc mit Waffen angefallen. Schon machten die Einwohner von Löwen Miene, an dem Aufruhr Antheil zu nehmen, als das Militär ihn dämpfte. Das Regiment Murray ward nach Löwen

[1]) Vergl. frühere Abſchnitte dieſ. Werkes.

[2]) N. G. van Kampens Geſch. der Niederlande. 2ter Bd. Hamb. 1833 bei Fried. Perthes. S. 504.

gesandt, und man brachte 25 Studenten ins Gefängniß, während die übrigen unter strengere Disciplin gestellt wurden [1]).

Die Statthalterschaft zu Brüssel fand sich indessen in Erkenntniß der wahren Quellen dieses Aufruhrs bewogen, den Vorfall und die Beschwerden mit möglichster Milde zu untersuchen, wobei es sich denn herausstellte, von welchen Händen der jugendliche Muthwille zum Werkzeug benüzt worden ist. Die Seminaristen zu Löwen äußerten sich nämlich schon des andern Tags im Namen aller niederländischen Diöcesen gegen die Statthalterschaft von Brüssel in folgender Weise, die ein ergötzliches Konglomerat von den Wünschen der Bischöfe und jenen der Studenten darstellt, welche die Gelegenheit benützen wollten, ihre Lage zu verbessern — vielleicht die Bedingung, unter welcher sie sich zu Werkzeugen ihrer Rathgeber hergaben: (S. 562.) »Ganz gehorsam gegen die »Befehle Sr. Kaiserl. Majestät, insoferne es nämlich unser »Gewissen zuläßt, und aufgefodert, unser Begehren erkennen »zu geben, bitten wir inständigst, mit allem Respekte und mit »schuldigster Unterwerfung, daß die erlauchtesten Herrn unsre »Bischöfe, in Sachen der Disziplin und des Dogma ganz »allein unsere Schiedsrichter seyen. Hiezu gehört, daß kein »Professor Vorlesungen halte, ohne von unsern Bischöfen die »Erlaubniß hiezu erhalten zu haben; daß man sich in öffent»lichen Vorlesungen keines andern Autors bediene, als derjenigen, welche von den Bischöfen eingesehen und gänzlich »adprobirt sind; und daß man endlich in den Kollegien keine »andere Disziplin vorschreibe, als welche von den Bischöfen

[1]) Der teutsche Zuschauer a. a. O. S. 93.

»genehmiget wird. In Erwartung, daß dieſes, und, wie wir »hoffen, bald möglichſt zu Stande komme, fordern wir in »Anſehung der Disziplin vorläufig Folgendes: Entweder er»laube man uns, daß wir wieder in unſere reſpektiven Se»minarien zurückkehren dürfen, oder man behandle uns zu »Löwen auf eine andere Weiſe. In dieſer Hinſicht fordern »wir, daß uns folgende Punkte bewilliget werden:

»1) Man räume jedem ein eignes Studir- und Schlaf»zimmer ein; kann dieſes im Kollegio nicht ſtatt haben, ſo »wollen wir uns gerne an jeden andern Ort hinbegeben, den »man uns anweiſen wird.

»2) Man habe die Gnade, in der Tagordnung das, »was uns am meiſten mißfällt, abzuändern, nämlich »die zweiſtündigen Lektionen, und das zu frühe Morgeneſſen.

»3) Wir fordern ferner, daß man uns einen »Abendtrunk geſtatte, und daß man uns das Be»nöthigte anſchaffe, mit Anſtand von unſern »Freunden Viſiten annehmen zu können.

»4) Endlich ſey uns an Tagen, an denen keine Lek»tionen gehalten werden, eine freiere und unbeſchränktere Er»laubniß geſtattet, aus dem Seminar zu gehen; ſo wie wir »auch wünſchen, daß in Betreff unſeres Tiſches und unſerer »anderwärtigen Ausgaben etwas gewißes feſtgeſezt würde, »womit unſere Eltern zufrieden ſeyn könnten. So ſey es »denn auch unſrer freien Willkür überlaſſen, den Vorleſungen »über die hebräiſche und griechiſche Sprache beizuwohnen oder »nicht, und man ändre nichts an unſrer gewöhnlichen Klei»dung. Dieſes ſind die Wünſche und das Verlangen der »ganzen Geſellſchaft, welche mit aller ſchuldigen Ehrfurcht die

»Diöceſen von Mecheln, Gent, Antwerpen, Brügges, Ypern, »Cambrai, Tournai, Rüremonde und Namur vorbringen.«

Dieſes wunderliche Aktenſtück knabenhafter Widerſpenſtigkeit beſtimmte die Regierung zu einer Milde gegen die mißleitete Jugend, welche vielleicht übelangebracht und erfolglos war. Sie ließ es bei der Arretirung der Hauptanſtifter bewenden, und ließ ſich herab, die Uebrigen durch gelinde Vorſtellungen zu belehren. Der Vorſteher des Generalſeminariums Düfour gab ſich alle Mühe, die Geſinnungen der thörichten Trotzköpfe zu verbeſſern, indem er ihnen den Plan des Inſtitutes mittheilte und ſie aufforderte, ihre Einwendungen dagegen mit Beſcheidenheit vorzubringen. Allein man verſchwendete fruchtloſe, weiſe Ermahnungen an ſchwache, von angeerbten Vorurtheilen und Einflüſterungen erregte Gemüther, und konnte es nicht hindern, daß die meiſten dieſer verführten Knaben Löwen verließen, ſo daß Anfangs 1787 nur noch 20 von ihnen übrig waren.

Des Kaiſers gerechter Zorn traf nun den päpſtlichen Nuntius Zondadari, der die Bulle Pius VI. gegen Eybels Schrift: »Was iſt der Papſt?« worin ein bitterer Tadel der Grundſätze des Kaiſers enthalten war, in mehrern tauſend Exemplaren ausgeſtreut und mittelbar nicht geringen Antheil an der Beunruhigung der Studenten genommen haben mochte, denn dieſe erklärten, als ſie das Generalſeminarium verließen, daß ſie hauptſächlich deßhalb Löwen verließen, weil auf den neuen Lehrkanzeln jene ketzeriſchen Grundſätze gelehrt würden, welche jene Bulle verdammen. Die höhere Geiſtlichkeit unterſtützte dieſe Meinungen mit ihrem beſten Rath und zwang ſo die Regierung, ernſtlicher gegen ſie, als gegen

ihre geringgeſchäzten Kreaturen zu verfahren. Zondadari ward ohne Weiteres aus den belgiſchen Provinzen verwieſen, der Erzbiſchof von Mecheln nach Wien berufen, der Biſchof von Namur in eine Abtei verbannt und verſchiedene Kapuzinerquardiane, welche ſich am hartnäckigſten dem kaiſerlichen Willen widerſezt hatten, außer Land geſchickt [1]).

Joſeph II., deſſen edler Wille in den übrigen Staaten viele aufgeklärte Biſchöfe für ſich gewonnen hatte, glaubte hoffen zu dürfen, daß dieß ihm auch in den Niederlanden gelingen würde. Er glaubte namentlich in Bezug auf die Seminarien den Kardinal Erzbiſchof für dieſes Inſtitut zu gewinnen, wenn er ihn von deſſen Vortrefflichkeit da, wo es bereits länger beſtund, durch den Augenſchein überzeugte. In dieſer Vorausſetzung hatte er ihn nach Wien berufen, wo er ihm ſelbſt ſagte: »Ich ſehe wohl aus ihrem Betragen, »daß ſie von dem jetzigen Syſteme der Theologie und von »der Einrichtung der Generalſeminarien keinen rechten Begriff »haben. Aus dieſer Urſache habe ich ſie hieher berufen, um »ſie eines beſſern zu belehren. Ich habe die Hofräthe und »geiſtlichen Kommiſſionsbeiſitzer Zippe und Haan ernannt, »die ihnen die hieſigen Einrichtungen weiſen, und ſie darüber »auf alle mögliche Weiſe belehren ſollen [2]); laſſen ſie ſich »alles zeigen, und was ihnen zweifelhaft ſcheint, erläutern. »Dann kehren ſie nach den Niederlanden zurück, und dort »predigen ſie das Evangelium.«

Allein das nachherige Betragen des Erzbiſchofs bewies hinlänglich, daß der Augenſchein der Zweckmäßigkeit ihn nicht

[1]) Wolf, Geſch. der k. B. S. 564.
[2]) Cornova, Leben Joſ. II. S. 340.

hat bewegen können, die Absichten des Kaisers, die so sehr wider das Interesse der Faktion waren, welcher er angehörte, zu unterstützen. Noch widerspenstiger war der Bischof von Namur, der in Bezug auf das Generalseminarium zu Löwen, in einem höchst widersetzlichen Ton dem Kaiser zu antworten wagte. »Sire!« schrieb er: »die Depesche, welche mir von Seiten des Generalgouvernements Ihrer Majestät unter dem 7ten dieses Monats mitgetheilt worden, hat mich von neuem in Kümmerniß gesezt. Nach der Erklärung, welche im Namen Ew. Majestät am 21sten vorigen Monats gegeben wurde, hatte ich alle Ursache zu glauben, daß die Episkopal- oder bischöflichen Seminarien mit allen ihren Attributen würden beibehalten werden, und daher auf nimmer weiter Frage von dem Generalseminarium seyn würde. Dann, Sire, die Konstitution unsers Landes, und namentlich dieser Provinz, sichert den Bischof im Besitze und in der Erhaltung der Rechte über sein Seminar, welches unter der Unterstützung der Gesetze errichtet worden. Weiter sichert sie ebenfalls den Seminaristen den Genuß der Vortheile, welche dabei gegründet und ausgesezt werden.«

»Ohne einmal, Sire, auf die Konstitution des Landes Rücksicht zu nehmen, so schreien (declament) die wahren Vortheile der Braut Christi, und die geheiligten unabwendbaren Rechte des Episkopats gegen die Errichtung des Generalseminars, und beides fordert die gänzliche Erhaltung der Episkopalseminarien zurück. Ich habe mich bemüht, Ew. Maj. dieß in der allerunterthänigsten Vorstellung, welche ich Ew. Maj. im lezten Nov. einzugeben die Ehre gehabt habe, vorzustellen, und ich hoffe, daß Ew. Maj. dem Beifall geben

werden, wenn nach geſchehener Wiedervorlegung Allerhöchſt-dieſelben dieſe Vorſtellung in Allerhöchſte Ueberlegung nehmen werden. Was mich anbetrifft, ſo bin ich davon überzeugt, daß die Schuldigkeiten, welche mein Gewiſſen und mein Amt von mir fordern, mir auf keine Art erlauben, zur Errichtung beſagten Gymnaſiums meine Hand zu reichen.«

»Außerdem wird die Ruhe und Zufriedenheit aus den Herzen der getreuen Unterthanen Ew. Maj. verbannet werden, bis ſie nicht ſehen, daß das Generalſeminar unterdrückt iſt. Vom Anfang an haben ſie von deſſen Daſeyn eine unvortheilhafte Vorſtellung gehabt. Und nachdem man die irreguläre Zucht, welche darin gehalten wurde, und die verwerfliche Doktrin, welche einige Profeſſoren darin vorzutragen ſich nicht geſcheuet hatten, erfuhr, ſo ward Großen und Kleinen ein ſo tiefer Unwille beigebracht, daß ſie bei dem bloßen Worte Generalſeminarium aufſchrieen u. ſ. w.«

»Ich bitte Ew. geheiligte Maj. bei Ihrer Liebe für Gerechtigkeit, für das Gute und die Rechte der Religion, und bei Ihrer Liebe für das Wohl Ihrer getreuen Unterthanen auf das unterthänigſte, das Generalſeminar auf immer abzuſchaffen [1]).«

Bei ſolchen Geſinnungen der Biſchöfe mußte alle Hoffnung ſchwinden, an ihnen Freunde der Reform zu gewinnen, allein Joſeph achtete ihre Feindſchaft nicht ſo ſehr, als er ihre Freundſchaft wünſchte, und hielt ſie mit Unrecht für bedeutungslos, in Bezug auf den politiſchen Zuſtand dieſer Provinz, obgleich ſie in Wahrheit ihn beherrſchten.

---

[1]) Leben und Geſchichte Joſ. II. 3ter Th. S. 95.

Zehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Politiſcher Charakter der niederländiſchen Unruhen. — Beſchaffenheit der Regierung. — Auftritt in Brüſſel.

Als Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1781 die Niederlande bereiste, wurde er mit einer Unzahl von Bittſchriften und Beſchwerden beſtürmt, welche alle den ſchlechten Zuſtand der Staatsverwaltung verriethen und namentlich die Gerechtigkeitspflege betrafen [1]). Der Kaiſer beſchloß, die Quelle dieſer Klagen durch eine Umſtaltung der Gerichte, endlich durch eine gänzliche Reorganiſation des Regierungsſyſtems in dieſen Provinzen, zu verſtopfen, und menſchlicher Vorausſicht nach durfte er auf die Dankbarkeit des beſſeren Theiles der Nation, für Abſtellung ſo vieler Mißbräuche, rechnen. Allein ſo weiſe die Reformen an ſich waren, ſo war es doch ohne Zweifel nach ſolchen Vorgängen eine höchſt unglückliche Wahl des Zeitpunktes für die politiſchen Reformen, welche Joſeph mit dem Jahre 1787 ins Leben treten ließ. Es iſt wahr, die vielen Privilegien, welche in dieſer Provinz beſtanden, beeinträchtigten zu Gunſten einzelner Stände das Gemeinwohl, allein hier wie in Ungarn und überall, hatten alte Einrichtungen, ſelbſt wenn ſie ſchädlich waren, durch das Alter ein Gepräge von Ehrwürdigkeit erhalten, das man

---

[1]) Fragmens pour servir à l'histoire des événemens qui se sont passés aux Pays-Bas depuis la fin de 1787 jusqu'en 1789. Publiés par le Comte de *Trautmannsdorf*. Amsterdam, chez Gabriel Dufour, Libraire 1792. p. 1.

nicht antaſten durfte, ohne ſelbſt das Gefühl der durch ſie Bevortheilten zu beleidigen. Dieſe, zu jeder Zeit gefährlichen Unternehmungen, waren es noch mehr in einem Zeitpunkt, da die unzufriedene Geiſtlichkeit um weltliche Kräfte verlegen war, welche ſich für ihr Intereſſe gegen den Kaiſer von ſelbſt in Bewegung ſezten.

Durch Joſephs II. Civilreformen wurden die Verbeſſerungen auch auf Civilſachen ausgedehnt [1]). Die drei, ſchon ſeit Karl V. beſtehenden Räthe (der Staats-, Finanz- und Geheimerath) wurden abgeſchafft, und ein Regierungsrath, unter einem kaiſerlichen Miniſter, dafür eingeſezt. Die ganze uralte Verfaſſung der Provinzen wurde aufgehoben, und Belgien in neun Kreiſe vertheilt: Brüſſel, Antwerpen, Gent, Brügge, Dornick (Tournay), Mons, Namur, Luxemburg und Limburg, jeden mit einem Intendanten an der Spitze. Jeder Kreis hatte mehrere Diſtrikte, die unter der Verwaltung von Kommiſſarien ſtanden. Die deputirten Staaten-Kollegien wurden abgeſchafft: Brabant, Flandern, Hennegau, Luxemburg mit Limburg, und Namur mit Tournay ſollten zuſammen fünf Räthe ernennen, die im Regierungsrath in Finanzſachen Sitz und Stimme haben ſollten. Für Gerichtsſachen ward auch der Rath von Brabant abgeſchafft; ein ſouveräner Rath, und unter dieſem zwei Appellationsräthe zu Brüſſel und Luxemburg ward eingerichtet. Größere Städte behielten Tribunäle der erſten Inſtanz. Die Tortur ward abgeſchafft [2]).

---

[1]) S. van Kampen, Geſch. d. Niederlande S. 504. 2ter B.

[2]) Joarbaeken der Oostenryksche Nederlanden van 1780 tot 1814. Gent, 1818. Bl. 38 — 40.

Dieß waren die Grundzüge der neuen Verwaltung. Während man in der Republik eine Grundreform verlangte, wogegen die alten Behörden ſich ſtemmten, ging die Reform in Belgien eben von der höchſten Behörde aus und ward vom Volke verworfen.

Die Zeit war nun gekommen, wo die gegen Joſeph feindlich geſinnte Faktion, unter der Maske der Nationalität, kämpfen konnte, und die Geiſtlichkeit ergriff dieſelbe um ſo begieriger, da er ſich in Brabant, wo er nur durch Aebte vertreten war, in Gefahr ſah, allmählig von den Ständen gänzlich ausgeſchloſſen zu werden, denn die großen Abteien wurden bei ihrer Erledigung ſogleich in Komthureien umgeſchaffen.

Nächſt der Geiſtlichkeit erhoben das meiſte Geſchrei die Adeligen, die Advokaten, Prokuratoren und Juſtizbeamten, welche durch die Neuerungen ſich in ihrem Intereſſe am meiſten verlezt ſahen. Beſonders war es der Rath von Brabant, der nicht ſo bald die Mißbräuche verſchwinden ſah, von welchen er große Vortheile genoß, als er ein widerſpenſtiges Betragen annahm, das an den meiſten nachherigen Unfällen ſchuld war. Hätte man dieſe unzufriedenen Klaſſen durch angemeſſene Entſchädigungen zum Schweigen gebracht, ſo hätte der Ausbruch einer Revolution vielleicht durch Güte verhütet werden können, allein die Entfernung des Kaiſers und die Unſicherheit des Statthalters veranlaßte eine Vernachläßigung dieſer Vorſicht, welche ſpäter durch nichts erſezt werden konnte [1]). Man vernachläßigte auch die Vermittlung des

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 8.

Volkes, das noch ruhig war, und ließ den Prieſtern, Advokaten und Landbeſitzern Zeit, die Menge durch die Furcht zu gewinnen, welche ſie aufregten, indem ſie dieſelbe überredeten, die Religion ſey durch die Seminarien gefährdet, und ein tyranniſcher Despotismus werde Platz greifen, ſobald die neuen Intendanturen eingerichtet ſeyn würden. Wahrheit und Lüge wurden gleichmäßig angewendet, um ein von Natur leichtgläubiges, vorurtheilvolles und an alte Gebräuche anhängliches Volk zu verführen. Das theils künſtlich erregte, theils natürlich veranlaßte Mißvergnügen des Volkes über die Vernichtung ſeiner alten Verfaſſung verbreitete ſich ſchnell über das ganze Land, und die allgemeine Gährung kam um ſo ſchneller zum Ausbruch, da man den Kaiſer, der eben ſeine Reiſe nach der Krimm angetreten hatte, ſo weit entfernt wußte, daß er einer Volksbewegung nicht kräftig begegnen konnte. Manche wollen wiſſen, der Kaiſer habe ſich das Nachſenden von Depeſchen aus den Niederlanden, die ihm beſonders verhaßt geworden ſeyen, verbeten, um nicht beim Beſuch der Kaiſerin von Rußland durch Unannehmlichkeiten geſtört zu werden. Es ſey dem, wie ihm wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß die damalige Abweſenheit des Kaiſers höchſt unheilvoll für ihn geweſen iſt. Die aufrühreriſchen Niederländer gewannen durch den Beiſtand der Geiſtlichkeit und die Gewißheit eines geringen Widerſtandes von Seiten einer Statthalterſchaft, welche nur eine beſchränkte Macht und bei weitem nicht die Willenskraft des Kaiſers beſaß, ein ſo übermüthiges Selbſtvertrauen, daß ſie den Augenblick nützend, ihre Widerſpenſtigkeit ſogleich aufs Aeußerſte trieben. Die Regierung der Niederlande ſcheint zur Zeit unglücklicherweiſe ſehr übel

organiſirt geweſen zu ſeyn; mindeſtens waren zwiſchen den am Ruder der Staatsgeſchäfte angeſtellten Perſonen und der Familie des Statthalters ſelbſt Zerwürfniſſe vorgefallen, welche Joſeph II. in ihrem ganzen Umfange erſt dann kennen lernte, da ſie bereits die unglücklichſten Folgen veranlaßt hatten. Ein Augenzeuge [1]) der beklagenswerthen Ereigniſſe in den Niederlanden entwirft uns von dem Charakter, den Abſichten und Mißverhältniſſen der höchſten Staatsbeamten eine Schilderung, welche, wenn auch für und gegen Perſonen offenbar partheilich, doch eine Thatſache außer Zweifel ſtellt, daß auch in den Niederlanden des Kaiſers Entwürfen ſowohl von Freunden als Feinden entgegengearbeitet worden iſt, und daß eine der Haupturſachen des unglücklichen Ausgangs der belgiſchen Revolution die Uneinigkeit, die Verſchiedenheit der Meinungen und Intereſſen unter jenen Perſonen, welche das Vertrauen des Kaiſers und die Staatsgewalt mit einander theilten, geweſen ſey. Nach dieſem Zeugniß wäre Crumpipen [2]) ein eben ſo verſchmizter, als treuloſer Rathgeber und Diener der Regierung geweſen, der ſowohl den Statthalter, als die Miniſter zu Spielzeugen ſeiner Ränke gemacht habe. Durch ein einſchmeichelndes Weſen habe er ſich zuerſt unter dem unbekümmerten, zu Geſchäften untauglichen Stahrenberg, deſſen Privatneigungen er Vorſchub geleiſtet, Einfluß verſchafft, und indem er alle Geſchäfte deſſelben übernahm, die

---

[1]) Memoires pour servir à la justification du Comte d'Alton et à l'histoire secrette de la Révolution belgique 1791. II. de edit. T. I. p. 158.

[2]) Er begann ſeine Laufbahn als Sekretair Visconti's, bei welchem ſein Vater Kammerdiener geweſen, zu Neapel.

Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt. Der Monarch, welcher nach den Niederlanden gekommen war, um überall den wahren Stand der Dinge zu erfahren, aber überall getäuscht worden sey, habe von Stahremberg nicht die mindeste Auskunft erlangen können und sich deßhalb an Crumpipen gewendet, der Krankheit vorschützend, den Kaiser veranlaßte, sich persönlich zu ihm zu begeben. Die Folge dieser Zusammenkunft war, daß der unfähige Stahremberg sogleich von den Geschäften entfernt, der Herr von Reuß, dem so wohl unterrichteten Crumpipen beigegeben und Graf Belgiojoso an die Stelle Stahrembergs gesezt wurde. Dieser, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, voll Diensteifer und Begierde, die Reformprojekte des Kaisers ins Werk zu setzen, begab sich nach den Niederlanden, wo er sofort die Abstellung der großen Mißbräuche mit der Ungeduld eines ehrgeizigen Mannes abzustellen begann. Crumpipen wußte sich diesem thätigen Mann durch seine Kenntniß der Geschäfte unentbehrlich zu machen, allein er ließ ihn auch bald merken, daß er darnach strebe, die Geschäfte despotisch zu beherrschen, und den Minister zum müßigen Zuschauer seiner Intriguen zu machen, weßhalb sich dieser des Beistandes des Hrn. v. Reuß versicherte. In dem wichtigen Augenblick, da die Reformen eingeführt werden sollten, habe es Crumpipen für gut gefunden, unter dem Vorwande der Krankheit nach Aachen zu gehen, um das Gehässige der neuen Anstalten auf diese Nebenbuhler fallen zu lassen, und sich an den Verlegenheiten zu weiden, in welche sie sich und den Staat durch ihren Eifer stürzen müßten. Er selbst habe im Stillen dem Werke der Reform entgegengearbeitet, indem

en ſich, des Zutrauens des Statthalters und der Erzherzogin verſicherte, und ſie überredete, zu Gunſten der Sicherheit ihres eigenen Anſehens ſich den Ständen beizugeſellen. Durch ſeine geheimen Intriguen ſeyen den Ständen widerſinnige Zugeſtändniſſe gemacht und die treueſten aufrichtigſten Diener des Kaiſers maßlos verfolgt, von den Aemtern entfernt, Ungerechtigkeiten hervorgerufen und die Anhänger des Kaiſers ihm entfremdet worden. Er habe die Feinde des Cockerane, denn nicht geſtattet worden ſey, ſich gegen Verleumdungen zu vertheidigen, beſchützt, die Feinde des de Brou unterſtützt, die Mauthmörder des Mathé Burtin nicht mit Eifer verfolgt, die Gelehrten, welche ihre Federn für den Kaiſer brauchen und das Volk enttäuſchen wollten, entmuthigt, die Rebellen offenbar beſchützt — beſonders aber die Geiſtlichkeit, indem er ihre mißwollſten Unternehmungen bemäntelte — ſeine Feinde verfolgt und ſo Unordnungen herbeigeführt, welche durch zehnjährige Bemühung nicht wieder hätten gut gemacht werden können. Der Zweck aller dieſer Intriguen ſey der Sturz Belgiojoſos geweſen, auf dem aller Haß des Volks und alle Unzufriedenheit des Kaiſers ſich ablagern ſollte, und die Vernichtung des Einfluſſes des Miniſters. Der Kaiſer über die wahre Quelle ſo vieler Verlegenheiten und Fehler ſeiner Miniſter getäuſcht, gründete einen königlichen Rath, zu deſſen Präſidenten er Crumpipen, der nun mit Vollmachten überhäuft wurde, ernannte. Die Art und Weiſe wie Crumpipen von ſeiner Macht Gebrauch machte, ſey ſeines Charakters würdig geweſen. Sein Bruder ward Kanzler von Brabant, ſeine ganze Sippſchaft emporgehoben. Von dieſer und ihrem Oberhaupt ſeyen ſkandalöſe Anekdoten im Umlauf

gewesen, und das Volk habe die so hochgestellten Personen verachtet, welche demungeachtet das Vertrauen der Regierung zu genießen fortfuhren. Alle wichtigen Aemter seyen von drei mit Crumpipen verschwägerten Familien besezt gewesen. Die alliirten Freunde und Helfer Crumpipens seyen gewesen: Kulberg, Nicolas d'Aguilar und sein Bruder, le Clerc, die beiden Limpens u. A. Diese Zusammensetzung der Administration sey Schuld an den Fehltritten der Regierung gewesen, und die Rathschläge Crumpipens hätten die königliche Statthalterei zu allen den unangemessenen Handlungen verleitet, ohne welche der Ausbruch der Revolution hätte verhütet werden können.

Ohne dieser Darstellung mehr Glauben zu schenken, als ihre Bestimmung, das schwer angeschuldigte Betragen des General d'Alton zu rechtfertigen, verdient, berechtigt sie doch zu der Annahme, daß unter Jenen, welchen die Vollstreckung des kaiserlichen Willens oblag, die größte Uneinigkeit, die verderblichsten Privatleidenschaften und ein geringer Grad von gegenseitigem aufrichtigem Vertrauen geherrscht habe. Der Verlauf der Ereignisse beweist übrigens auch hinlänglich, daß das Verfahren der Statthalterei, welche mehr von angeborner Milde als von dem gebieterischen Ernst der Umstände sich leiten ließ, diesem nicht immer angemessen war.

Der Widerstand war in äußerst kurzer Zeit durch Vereinigung, Komplott und Aufwieglung organisch, und schon den 27. April 1787 versammelten sich die Stände von Brabant, um der Sitte nach die Subsidien zur Bestreitung der Verwaltung wegen der Verletzung der Joyeuse Entrée der Regierung zu verweigern. Damit sich nicht begnügend,

überreichten ſie am 26ten deſſelben Monats der Statthalterei eine Vorſtellung, worin ſie die Punkte berührten, welche ſie als eine Verletzung des joyeuse Entrée, die der Kaiſer 1781 beſchworen, betrachten zu dürfen, von ſchlecht geſinnten Advokaten überredet worden waren. Dieſe Vorſtellung enthielt neun Forderungen, die ſie als Bedingungen der Sibſidienverwilligungen an die Regierung ſtellten. Der Rath von Brabant ſollte aufrecht erhalten werden. Die Macht der neuen Kriegshauptleute wollten ſie beſchränkt wiſſen. Ueber keinen Niederländer ſollte außer Landes Gericht gehalten werden. Auch beſtanden ſie auf einer Deputation der Stände. Sie wollten keine Aufhebung der geiſtlichen Stifter, auch keine Kommendaturäbte. Die Vorrechte der Städte ſollten unverletzbar ſeyn. Die Grundherrn ſollten ihre Gerichtsbarkeit behalten, alle Beamten ſollten ſo beſchaffen ſeyn, wie es die joyeuse Entrée fordert. Sie machten Anſpruch auf Entſchädigung für diejenigen, die bei den Veränderungen gelitten hätten.

Der leztere trügeriſche Artikel erzeugte bei der Statthalterei den verderblichen Wahn, daß gegen ſo offenbare meuteriſche Auflehnung, gegen ſo entſchloſſene Verſchwörungen durch einige Nachgiebigkeit der Ausbruch unglücklicher Ereigniſſe abzuwenden ſeyn werde. Sie gab daher den Ständen die huldreichſten Verſicherungen und bewieſen ihre wirkliche Nachgiebigkeit, oder vielmehr Schwäche, dadurch, daß ſie am 30ten April unter dem Scheine einer Erläuterung die Macht der Kreishauptleute wirklich einſchränkte. So weit ging die Güte der Generalgouverneurs, daß ſie ſogar dem beleidigenden Anſinnen, alle verdächtigen und dem Volke verhaßten

Perſonen aus ihrem Rathe zu entfernen, entſprach [1]). Obgleich nun durch dieſe Schritte vielleicht einem vorübergehenden Pöbelaufruhr vorgebeugt wurde, ſo zeigte ſich doch bald die Treuloſigkeit der Faktion, an deren Spitze ſchon ein Advokat van der Noot ſtand, in den freventlichſten Mißbräuchen, die man von der ihr erzeigten ſchonungsvollſten Güte zu machen entſchloſſen war. Ein an ſich unbedeutender Vorfall diente ihr zum Vorwand neuer Anmaßungen und Willkürlichkeiten, für welche es bald keine gerechte Entſchuldigung gab. Der Oberſte Legisfeld hatte ſich bei Lieferungen für das Heer in den Niederlanden aus Gelegenheit des Scheldeſtreits eine ſtarke Veruntreuung am öffentlichen Schatze zu Schulden kommen laſſen. In dieſer Defraudation hatte er einen Mitſchuldigen Namens de Hont, Seifenſieder von Brüſſel, dem er gegen eine Beſtechung von 24,000 fl. höhere Transporttaxen bewilligt hatte. Die Regierung fand es für die Unterſuchung unumgänglich nöthig, dieſen Betrüger zu verhaften und nach Wien abzuführen. Dieß war eine willkommene Gelegenheit für die Aufwiegler des Volkes, eine Klauſel der joyeuse Entrée, welche es nicht erlaubte, daß ein Belgier außer Landes gerichtet werde, in Erinnerung zu bringen. Leicht ward der große Haufe allarmirt, da die Gattin de Honts auf öffentlicher Straße Lärm ſchlug. Die bürgerlichen Zünfte in Brüſſel, Antwerpen und Löwen waren eben ſo leicht aufgehezt und zu einer Vorſtellung an die Stände, voll der heftigſten Klagen über ihre verlezten Frei-

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 344.

[2]) Dowez histoire générale de la belgique T. VI. S. 476.

heiten, vermocht [1]). Welchen Antheil die Stände an dieſer Angelegenheit nahmen, zeigte ſich ſchon in ihren Forderungen am 28ten April. Um die Gemüther zu beruhigen ſuſpendirte die Statthalterei, auf die Vorſtellung der Stände von Brabant, vor der Hand die Wirkung aller von ihr erlaſſenen Befehle zu Neuerungen, ſuchte die wohlthätige Abſicht des Kaiſers zu verſtändigen und das heftig gereizte Volk zu beſänftigen, allein die nächſten Folgen zeigten ſchon wie übel angebracht und wie wenig im Sinne des Kaiſers — deſſen Abſicht es war, Widerſtand zu beſiegen, nicht bloß zu beſchwichtigen um dann ſeiner nie los zu werden — dieſe Milde war. Der Rath von Brabant, ſtolz auf die errungenen Vortheile, erklärte unbedenklich Alles für nichtig, was die neuen Gerichte verfügen würden, und verbot es ſogar, ihre Sprüche zu achten. Auch die Deputirten von Flandern reichten eine, wiewohl gemäßigte, Vorſtellung ein. Der Pöbel von Brüſſel hingegen, von dem empörenden Beiſpiel ſeiner Behörden und Gemeinräthe aufgemuntert, ſchritt im wilden Uebermuth zu offenen Exzeſſen. Er verbrannte Strohpuppen mit der Ueberſchrift capitaine du cercle und warf dem Miniſter Belgiojoſo, ſo wie dem Kanzler Crumpipen die Fenſter ein, denn Beide galten für Urheber und Beförderer der verhaßten Neuerungen. Freiherr von Martini, der nach den Niederlanden gekommen war, die Rechtspflege auf teutſchen Fuß einzurichten, ward gezwungen in Spaa Sicherheit zu ſuchen [2]). Den Direktoren der Fakultäten auf der Univerſität Löwen, deren Lehrer die Stände gebeten hatten, Alles wieder auf den alten

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 446.

[2]) Daſelbſt S. 347.

Fuß zu bringen, wurde ſofort bedeutet, daß ihre Gewalt aufzuhören habe.

Dieſes ſchmähliche Betragen der Brabanter gegen einen Monarchen der ihnen nur Wohlthaten erwieſen, und deſſen Verordnungen nur ſolche alte Einrichtungen vernichteten, welche eigentlich Feſſeln der Gerechtigkeit gegen Alle waren, wurden ſelbſt in den Niederlanden und zwar in den Gegenden, wo die Machinationen der römiſch geſinnten Geiſtlichkeit keine Wurzeln hatte faſſen können, lebhaft mißbilligt. Zu Athſund, in der Grafſchaft Hennegau, ward der neue Gerichtshof unter lautem Jubel der Einwohner eröffnet. In einer Schrift an den Kaiſer, äußerten ſie die ehrenwertheſten Geſinnungen. »Sie ſeyen weit entfernt,« betheuerten ſie, »einen Theil an dem Tumult eines von Vorurtheilen und Irrthümern trunkenen Volkes zu nehmen, (der Brabanter nämlich) — ſie bewunderten vielmehr und prieſen Se. Majeſtät weiſe und wohlthätige Abſichten. Ja, da auch dieſer Gerichtshof auf die Vorſtellung des ſouveränen Raths aufgehoben worden, führten ſie in einem zweiten Geſuch bittere Klage dagegen. Im Herzogthume Limburg hatte die ganze Provinz die neue Einrichtung mit Freuden aufgenommen, und ſelbſt nachdem die neuen Gerichte, durch die Nachgiebigkeit des Statthalters, an allen anderen Orten aufgehört hatten, dauerten ſie im Limburgiſchen und in Luxenburg immer fort [1]).

Während die Zufriedenheit dieſer Gegenden ſonnenklar bewies, daß die Quellen der Widerſetzlichkeit der Uebrigen höchſt unlauter ſeyen, während dieſes ruhmwürdige Betragen, eines ſo aufgeklärten Theils der Nation, die Undankbarkeit

[1]) Daſelbſt S. 348.

der übrigen Provinzen darthat — denn Maßregeln, welche einen in demſelben Recht, demſelben Intereſſe und vielleicht noch höherem Kulturgrade ſich befindenden Theil des Volkes ſo beglücken, konnten unmöglich als ein dem ganzen Volk angethanes, Aufſtand und Empörung rechtfertigendes, Unrecht ſeyn — während die Edleren im Volke die Verblendung den Haufens und die Bosheit ſeiner Aufwiegler beklagte, trieben die Brabanter mit dem Statthalter und ſeiner Gemahlin, der unvergeßlichen Menſchenfreundin Criſtine, Erzherzogin von Oeſterreich, Tochter der Maria Thereſia, zum Lohne für ihre Geduld und Schonung, ihr Spiel bis zur Verhöhnung. Dieſes durch ſeltene Tugenden ausgezeichnete Paar bemühte ſich unaufhörlich durch unerſchöpfliche Sanftmuth die Partheien zu verſöhnen. Dagegen häufte die widerſpenſtige Parthei Anmaßung auf Anmaßung. Die Statthalterei hatte am 14ten Mai ein Dekret erlaſſen, dem zu Folge auch in den Provinzen, Flandern, Namur, Tournay, Geldern, Mecheln, bis auf weitere Belehrung, die neuen Gerichte ſuspendirt und die vorigen Beamten in ihrer Wirkſamkeit bleiben ſollten, und doch brachten alle drei Stände neue Proteſtationen wider Alles ein, was der joyeuse Entrée, wie ſie ſagten, zuwider wäre. Um ſie zu befriedigen, ſchränkte man am 16ten die Kreishauptleute noch mehr ein und gewährte ihnen proviſoriſche Bewilligungen, wie ſie die beſchränkte Macht des Statthalters und in Abweſenheit des Kaiſers der Fürſt Kaunitz nur bewilligen konnten [1]). Die Statthalterei

[1]) „Wolf Geſch. d. kirchl. Ver. S. 566.“ — Der Kaiſer wollte eben über den Dnieper gehen, als er den 28. Mai 1787 die Nachricht von den Vorfällen erhielt. Vergafft in ſeine die Gefahr verachtend und bloß geſpannt, wie er Kath

Fuß zu bringen, wurde ſofort bedeutet, daß ihre Gewalt aufzuhören habe.

Dieſes ſchmähliche Betragen der Brabanter gegen einen Monarchen der ihnen nur Wohlthaten erwieſen, und deſſen Verordnungen nur ſolche alte Einrichtungen vernichteten, welche eigentlich Feſſeln der Gerechtigkeit gegen Alle waren, wurden ſelbſt in den Niederlanden und zwar in den Gegenden, wo die Machinationen der römiſch geſinnten Geiſtlichkeit keine Wurzeln hatte faſſen können, lebhaft mißbilligt. Zu Athſund, in der Grafſchaft Hennegau, ward der neue Gerichtshof unter lautem Jubel der Einwohner eröffnet. In einer Schrift an den Kaiſer, äußerten ſie die ehrenwertheſten Geſinnungen. »Sie ſeyen weit entfernt,« betheuerten ſie, »einen Theil an dem Tumult eines von Vorurtheilen und Irrthümern trunkenen Volkes zu nehmen, (der Brabanter nämlich) — ſie bewunderten vielmehr und prieſen Se. Majeſtät weiſe und wohlthätige Abſichten. Ja, da auch dieſer Gerichtshof auf die Vorſtellung des ſouveränen Raths aufgehoben worden, führten ſie in einem zweiten Geſuch bittere Klage dagegen. Im Herzogthume Limburg hatte die ganze Provinz die neue Einrichtung mit Freuden aufgenommen, und ſelbſt nachdem die neuen Gerichte, durch die Nachgiebigkeit des Statthalters, an allen anderen Orten aufgehört hatten, dauerten ſie im Limburgiſchen und in Luxenburg immer fort [1]).

Während die Zufriedenheit dieſer Gegenden ſonnenklar bewies, daß die Quellen der Widerſetzlichkeit der Uebrigen höchſt unlauter ſeyen, während dieſes ruhmwürdige Betragen, eines ſo aufgeklärten Theils der Nation, die Undankbarkeit

[1]) Daſelbſt S. 348.

der übrigen Provinzen darthat — denn Maßregeln, welche einen in demſelben Recht, demſelben Intereſſe und vielleicht noch höherem Kulturgrade ſich befindenden Theil des Volkes ſo beglücken, konnten unmöglich als ein dem ganzen Volk angethanes, Aufſtand und Empörung rechtfertigendes, Unrecht ſeyn — während die Edleren im Volke die Verblendung den Haufens und die Bosheit ſeiner Aufwiegler beklagte, trieben die Brabanter mit dem Statthalter und ſeiner Gemahlin, der unvergeßlichen Menſchenfreundin Criſtine, Erzherzogin von Oeſterrich, Tochter der Maria Thereſia, zum Lohne für ihre Geduld und Schonung, ihr Spiel bis zur Verhöhnung. Dieſes durch ſeltene Tugenden ausgezeichnete Paar bemühte ſich unaufhörlich durch unerſchöpfliche Sanftmuth die Partheien zu verſöhnen. Dagegen häufte die widerſpenſtige Parthei Anmaßung auf Anmaßung. Die Statthalterei hatte am 14ten Mai ein Dekret erlaſſen, dem zu Folge auch in den Provinzen, Flandern, Namur, Tournay, Geldern, Mecheln, bis auf weitere Belehrung, die neuen Gerichte ſuspendirt und die vorigen Beamten in ihrer Wirkſamkeit bleiben ſollten, und doch brachten alle drei Stände neue Proteſtationen wider Alles ein, was der joyeuse Entrée, wie ſie ſagten, zuwider wäre. Um ſie zu befriedigen, ſchränkte man am 16ten die Kreishauptleute noch mehr ein und gewährte ihnen proviſoriſche Bewilligungen, wie ſie die beſchränkte Macht des Statthalters und in Abweſenheit des Kaiſers der Fürſt Kaunitz nur bewilligen konnten [1]). Die Statthalterei

[1]) „Wolf Geſch. d. kirchl. Ver. S. 566." — Der Kaiſer wollte eben über den Dnieper gehen, als er den 28. Mai 1787 die erſte Nachricht von den Vorfällen erhielt. Vergafft in ſeine Entwürfe, die Gefahr verachtend und bloß geſpannt, wie er Katharinen den

erklärte am 28ten Mai 1787 den Ständen, »daß sie deren Vorstellung an den Kaiser wirklich abgeschickt hätte, daß bis zu dessen Zurückkunft nichts gegen die joyeuse Entrée unternommen werden sollte, und daß sie von der Billigkeit

---

Hof machen wollte, vernachläßigte er die Warnung und befahl, daß man ihm auf seiner Reise keinen Brief sende. Doch beschloß er, kräftige Maßregeln zu ergreifen, und antwortete auf die Vorstellungen, wodurch man ihn ersuchte, Gnade und Umsicht walten zu lassen: „Nur in Blut kann das Feuer des Aufruhrs gelöscht werden.“ Als er wieder in Pereslav ankam, erfuhr er mit Staunen den Fortgang des Aufstandes. Schnell schied er von der russischen Kaiserin und reiste nach Wien, wo er im Anfang Julius ankam. Dort erwarteten ihn noch verdrüßlichere Nachrichten. Wie vom Donner gerührt war er, als man ihm sagte, die Flamländer hätten die Waffen ergriffen und den Oberstatthaltern neue Zugeständnisse abgezwungen, welche Fürst Kaunitz gebilliget hätte, mit dem Versprechen, sie vom Kaiser bestätigen zu lassen [1].“

[1]) „Keith to Lord Caermarthen. Wien den 3ten August 1781. Fürst Kaunitz war mit Josephs Heftigkeit und seiner Weigerung, die den Völkern in den Niederlanden zugestandenen Punkte zu genehmigen, so unzufrieden, daß er um seine Entlassung anhielt, und eine Zeit lang die Befehle des Kaisers nicht unterzeichnete.“ (Coxe Geschichte des Hauses Oesterreich 4 B. S. 478.) Ich begreife nicht was einen Engländer bestimmen konnte, die Unternehmungen Josephs II. so feindselig darzustellen. Der Verfasser hebt ganz in der Weise eines partheiischen Schriftstellers absichtlich das hervor, was einen Schatten auf den Charakter des Kaisers werfen konnte, und übergeht mit Stillschweigen die Umstände, welche ihm zum Ruhm oder doch zur Entschuldigung gereichen. Der Intriguen der niederländischen Geistlichkeit, ihres Demagogenkünste, kurz aller der schlechten Beweggründe der Empörung geschieht keine Erwähnung: alle Gegner und Feinde Josephs haben in seinem Buche immer Recht, der Kaiser immer unrecht. Der Kaiser ist nach diesem Autor ein Despot, ein Tyrann. Ich frage aber, ob es in dem Interesse eines Despoten liegen kann, die Aufklärung zu befördern? Hätte Coxe anstatt auf die Urtheile der hohen Aristokratie, die übrigens sich bereits mit dem Andenken des großen Mannes ausgesöhnt — und auf die spärlichen Ressourcen seiner diplomatischen Connexionen Allzugroßen Werth zu legen, sich eine nähere und komparative Kenntniß der josephinischen Gesetzgebung zu erwerben gesucht, und die zahllosen Werke der Humanität im ganzen Kaiserstaat gewürdigt, so wäre er gewiß vor den einseitigen und ungerechten Darstellungen behütet worden, durch welche er mit sich selbst im Widerspruche steht und die Geschichte einer ihm fremden Nation verfälscht. — Die Darstellung der niederländischen Angelegenheiten durch Coxe ist grundfalsch und voll chronologischer Fehler, welche beinahe absichtlich erscheinen, um die Schlußfolgen des Verfassers zu unterstützen.

des Kaiſers vollkommene Einwilligung ſich verſprachen. Allein man war nicht geneigt, die Nachgiebigkeit der Statthalterei unbenüzt zu laſſen, vielmehr durch ungeſtümes Drängen aufs Aeußerſte zu treiben. Am 30ten ſchon bewirkte man einen neuen Volksauflauf und die Stände reichten ein neues Geſuch ein, worin ſie eine augenblickliche unzweideutige Erklärung verlangten, daß alle Neuerungen zurückgenommen und alle verhaßten Perſonen aus dem Rathe der Statthalterei entfernt werden ſollten. Dieſe ließ ſich einſchüchtern und verwilligte, das Aeußerſte befürchtend, faſt gezwungen, Alles was man verlangte. Den folgenden Tag feierte das Volk von Brüſſel dieſen Triumph mit unbegrenztem Jubel, alle Kanonen wurden auf den Wällen gelöst, alle Glocken geläutet und des Abends führten 600 junge Brabanter den Wagen des Statthalters unter lautem Jubelgeſchrei ins Theater. Aus den Provinzen liefen unzählige Dankadreſſen ein [1]). Dieſe unanſtändige Freudenerweiſung war einer Verhöhnung um ſo ähnlicher, da die gegebenen Zugeſtändniſſe abgedrungen waren; denn das Zeichen, welches man dem verſammelten Volke gab, als die Erzherzogin eben unterſchrieb, bewies hinlänglich, daß man ſich zu Gewaltthaten verſchworen hatte [2]). In der That war die joyeuse Entrée, deren angebliche Aufrechthaltung dieſen Auftritt veranlaßte, durch die kaiſerlichen Verfügungen gar nicht verlezt worden, und die Schrift eines aufgeklärten Niederländers bewies, gegen die Anſchuldigungen eines Grafen La Marche,

[1]) Hübners Lebensgeſch. Joſ. II. Th. II. S. 448.
[2]) Cornovas Leben Joſ. II. S. 350.

der in der Ständeverſammlung den Kaiſer der Despotie beſchuldigt hatte, daß ſich bei genauer Prüfung alle Anſtalten des Kaiſers mit den niederländiſchen Freiheiten recht wohl vertrügen.

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung der Empörung. — Des Kaiſers Erklärung. — Die niederländiſchen Deputirten in Wien.

Was die Freunde des Kaiſers, welche mit den wahren Quellen der Nationalbewegung vertraut waren, ſogleich vorausgeſagt, traf richtig ein. Die Nachgiebigkeit der Statthalterei, anſtatt den Widerſtand der Stände zu tödten, erfüllten ſie ihn im Gegentheil mit dem Geiſte der ſtolzen Zuverſicht und rebelliſchen Trotzes. Unter dem Vorwand, daß noch immer nichts entſchieden ſey, weil die Beſtätigung des Kaiſers fehle, beharrten ſie bei Weigerung der Subſidien. Thätiger als je betrieb die Geiſtlichkeit die Aufwieglung des Volks. Von Lüttich her, wo Zoydodaris Geiſt waltete, wurden unzählige Aufrufe und Pasquille über die Niederlande ausgeſtreut. Die niedere Geiſtlichkeit ſuchte durch den Beichtſtuhl, und indem ſie die Häuſer der Familien beſuchte, den Fanatismus des Volks immer mehr zu erregen. Allenthalben wurden öffentliche Auftritte veranſtaltet und bei den unbedeutendſten Anläſſen entſtanden Aufruhrſzenen [1]).

[1]) In Mecheln mußte ſogar ein Butterfaß Auflauf erregen. Wolfs Geſch. S. 367.

Inzwiſchen kam Joſeph II. von Cherſon zurück und gab auf die Vorſtellungen der Stände folgende Antwort: »Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorſtellungen »vom 22ten Brachmonat vorgelegt; und ich will mir noch ge»fallen laſſen, über den Inhalt derſelben durch Gegenwär»tiges euch zu ſagen, daß es nie meine Abſicht war, die »Landesverfaſſung meiner Niederländiſchen Provinzen umzu»werfen, und daß alle Anordnungen, die ich meinem General»gouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den minde»ſten Anſchein eines perſönlichen Intereſſe zum größern »Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden »abzielten, ohne daß ich dadurch die verſchiedenen Korpora»tionen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berau»ben wollte. Alle meine Schritte müſſen euch von der »Wahrheit dieſes Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig »ſeyd, ihnen die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. »Bloß das in einer Menge Bittſchriften an mich enthaltene, »vielfach wiederholte Anſuchen, um Herſtellung einer kürzern »und weniger koſtſpieligen Rechtsbehandlung, hat mich bewo»gen, mich mit einigen Verbeſſerungen bei der Gerichtsver»waltung zu beſchäftigen. Die Kreishauptmannſchaften hatten »keinen andern Zweck, als über Ausübung der Geſetze zu »wachen und die durch ihren Stand zur Beobachtung der»ſelben verpflichteten Perſonen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. »Was verſchiedene alte Freiheiten betrifft, ſo habe ich nur »die ſchädlichen Mißbräuche, welche ſich im Laufe der Zeit, »wider denſelben urſprünglichen Zweck, mögen eingeſchlichen »haben, ſelbſt mit Einwilligung derjenigen, die dabei An»theil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt, demnach

»irgend einer Widerſetzlichkeit und am allerwenigſten einer »ſo verwegenen mich zu verſehen, hatte ich vielmehr Urſache »zu erwarten, die Stände meiner Niederländiſchen Provinzen »würden mit eben ſo viel Eifer, als Dankbarkeit dazu mit»wirken. Indeſſen will ich als Vater und Menſch, der »Viel verzeihen kann, dasjenige, was bisher vorgefallen »iſt, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein »Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen meiner Abſich»ten zuſchreiben, die durch ſolche Perſonen erzeugt und aus»geſtreut worden ſind, welche mehr ihrem Eigennutz, als dem »allgemeinen Wohl anhingen, und nichts zu verliereh haben. »Wie dem auch immer ſeyn mag, ſo will ich es doch ge»ſchehen laſſen, daß alle neuen Anordnungen, von welchen »die Frage iſt, gegenwärtig ſuspendirt werden, und ſobald »ihre königl. Hoheiten, meine Statthalter und Generalgou»verneurs, nach meinen, ihnen lezthin eröffneten Geſinnungen »mit den Deputirten der Provinzen ſich zu Wien einfinden »und leztere mir mündlich ihre Beſchwerden vorgelegt, und »meine Abſichten vernommen haben werden, die ſie allezeit »nach den Grundſätzen der vollkommenen Billigkeit und bloß »auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden ſollen; »dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Beſten zu »treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgeſetze »des Landes einverſtehen. Wenn aber gegen alle Erwartung, »dieſer lezte Schritt einer Gütte gegen euch, ſo ſehr verkannt »würde, daß ihr euch weigern ſolltet, eure Klagen, Beſorg»niſſe und Zweifel hieher vor mich zu bringen, und mich »mit Vertrauen anzuhören, ſondern eure entehrenden Aus»ſchweifungen und unverzeihlichen Schritte fortſetzen wolltet,

»dann werdet ihr euch ſelbſt alle die unglücklichſten Folgen, »die daraus entſtehen werden, zuzuſchreiben haben [1]).«

Durch dieſe väterliche Erklärung waren alle gerechten Wünſche der Nation erfüllt und jeder Anlaß zur Beſchwerde für den Augenblick vollkommen beſeitigt. Allein jezt zeigte ſich offenbar, daß nicht natürlich entſprungene Rechtsanſprüche des Volks, nicht die Verletzung der joyeuse Entrée, mit einem Wort nicht das gekränkte Rechtsgefühl, ſondern bloß die ſchändliche Aufwieglungskunſt einer boshaften und eigennüzigen Faktion und die ſchlechteſten Triebfedern, welche ſie leiteten, das Volk gegen ſeinen beſten Freund und Beſchüzer in Bewegung gebracht haben. Der gütige Vorſchlag des Monarchen, weit entfernt die empörten Stände zu befriedigen, verſchlimmerte vielmehr ihre Stimmung, da ſie alle ihre Anſchläge in Gefahr der Vereitlung erblickten, ſobald eine nähere Erörterung ihrer Anſprüche ſtatt finden würde. Man wollte daher dem Anſinnen des Monarchen keineswegs entſprechen, keine Deputirten ſchicken und ſelbſt den Statthalter und die Erzherzogin daran verhindern, ſich den Befehlen des Kaiſers zu fügen. Die Vorſtellungen der Stände an die Statthalterei athmeten den Geiſt offenbarer Empörung und enthielten Anſpielungen auf Philipp II. Die Thore von Brüſſel wurden beſezt, um die Abreiſe des Statthalters mit Gewalt zu hindern, und das Begehren, wodurch derſelbe Deputirte vor ſich berief, um ihnen die guten Abſichten des Kaiſers zu eröffnen, ward nicht gewährt. Man errichtete

[1]) Cornovas Leben Joſeph II. S. 352.

Freikorps, bewaffnete Studenten und Volk — gegen einen Monarchen, der bereitwillig zur Berathung, mit ihnen ſich nur dagegen ſträubte, rebelliſchem Anſinnen ohne alle Einwendung zu gehorchen, und ſo ſich aller Souveränitätsrechte zu begeben. Gleichwie zu einem Akt der Gnade verſtand man ſich mit Mühe endlich dazu, Deputirte mit dem Auftrag zu ſchicken: die kaiſerliche Beſtätigung aller von der Statthalterei den Ständen gegebenen Bewilligungen einzuholen!

Kaiſer Joſeph, in ſeinem Anſehen ſo tief beleidigt, ward durch dieſes Anſinnen ſelbſt in hohem Grade aufgereizt, und nur mit Mühe gelang es dem Fürſten Kaunitz, ihn zu der Erklärung zu vermögen: »daß er aus allen Provinzen bis zum 15ten Heumonats Deputirte erwarte, welche die Bitte der Nation, um Vergebung des Geſchehenen und um ein Gehör, in dem ſie ihre Vorſtellungen vorlegen könnten, vortrügen; würden ſie aber dieſe Friſt verſäumen, ſo müſſe er ſie für Rebellen anſehen.« Seiner Erklärung Nachdruck zu geben, ließ der Kaiſer gleichzeitig 14 Regimenter und zwei Bataillons Infanterie und vier Regimenter Kavallerie ſammt einiger Artillerie nach den Niederlanden aufbrechen [1]). Allein alle dieſe Anſtalten wurden von den Ständen mit Gleichgültigkeit betrachtet. Bei den Verhandlungen, über die Wahl der Deputirten, gingen die Brabanter Staaten ſo weit in ihrer Gehäſſigkeit, die Provinzen zu einem Geſuch an Frankreich, als Bürge der Konſtitution, zu ermuntern, wozu ſich jedoch die übrigen nicht entſchließen wollten [2]). Um zu

[1]) Cornova, Leben Joſ. II. S. 358.

[2]) Kampen S. 505. — Dewez a. a. O.

zeigen, wie wenig sie das Entgegenkommen des Kaisers zu benützen gedachten, wie wenig sie seine Drohungen achteten, beschloßen sie erst am 17. Heum. den Statthalter und die Erzherzogin an ihrer Reise nicht länger zu verhindern. Diese verließen am 19ten Brüssel: Belgiojoso, der dem hohen Adel besonders verhaßt geworden war, folgte den 20ten, um nicht wieder in die Niederlande zurückzukehren. Zugleich, also nachdem die von dem Kaiser gestellte Frist verstrichen war [1]), sandten sie Deputirte nach Wien, nachdem sie vorher die Vorsicht gebraucht hatten, ihnen eine Instruktion zu ertheilen, welche eine gütliche Beilegung des Streits rein unmöglich machte. Der einzige Zweck der Deputirten war nach derselben: »die Wünsche der Nation, und die Ehrfurcht »derselben gegen Se. Majestät zu den Füßen des Thrones »zu bringen. Die Deputirten werden bei jeder Gelegenheit »äußern, daß die Stände durch ihre Sendung nur den Wün»schen Sr. Majestät willfahren, keineswegs aber ihren Befehl »erfüllen, und dieses um so mehr, weil kein Grundgesetz des »Landes, auch nicht der Wille des Landesfürsten sie zu so »einer Deputation, es sey denn aus dem oben erwähnten »Zweck, zwingen kann oder darf. Aus diesem festgesezten »Grunde folget noch, daß das große Interesse der Nation »und der Gegenstand dieser Sendung nicht das mindeste mit »einander gemein haben können. Gleich nach ihrer Ankunft »zu Wien werden sie von dem Kaiser eine Audienz begehren,

[1]) Nach Coxe hätten die Deputirten die Frist eingehalten, und waren schon den 15ten zur Audienz in Wien erschienen. Dieß ist unrichtig, wie man aus obiger Darstellung sieht.

»in welcher ſie Se. Majeſtät der Geſinnungen der Ehrfurcht, »der Anhänglichkeit und der Treue der ganzen Nation ver»ſichern, und den allgemeinen Wunſch aller Belgier vortragen »werden, daß Se. Majeſtät die Gnade haben wollen, die »Depeſche ihrer königlichen Hoheiten vom 30. Mai, ohne Ver»ſchub und ohne Einſchränkung zu unterzeichnen. So wie »dieſes Gehör geendet ſeyn wird, iſt es ihnen ausdrücklich »verboten, ſich bei einer andern Audienz, Konferenz, Berath»ſchlagung, ſelbſt nicht bei einem Gaſtmahl oder bei einer »Geſellſchaft einzufinden. Auf gleiche Weiſe iſt es ihnen »verboten, während ihres Aufenthalts in der Hauptſtadt, eine »Schrift, Note, Memoire, Brief u. dgl., von was immer »für eine Stelle oder Kanzlei, anzunehmen. Die Deputirten »werden auf keinerlei Art und unter keinerlei Vorwand »mündlich oder ſchriftlich über Staatsgeſchäfte verhandeln, und »ſich wohl hüten, mit den Miniſtern oder Angeſtellten auch »nur die geringſte Verbindung zu unterhalten. Sie ſollen »ſich alles Briefwechſels, ſowohl zu Wien als zu Brüſſel, »über die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten »enthalten. Indeſſen iſt es ihre Pflicht, in die Abſichten und »Grundſätze des Wiener Miniſteriums ſo tief als möglich »einzudringen, beſtändig ein wachſames Auge auf Alles zu »haben, was die niederländiſchen Händel betreffend, bei Hofe »vorgeht; damit ſie bei der geringſten kriegeriſchen Bewegung, »oder dem erſten Anſchein, der zu brauchenden Gewalt, »ihren Kommittenten ſogleich durch eilfertige Kouriere davon »Nachricht geben können. Man wird ihnen eine eigene »Chifre mittheilen, deſſen ſie ſich in ihren, mit der möglichſten »Genauigkeit und Beſtimmtheit zu verfertigenden Berichten

»bedienen werden. Zwei Wochen nach ihrer ersten Audienz »werden sie die zweite ansuchen, um sich zu beurlauben. In »dieser werden sie die Versicherung der Gesinnungen wieder»holen, von denen die Nation gegen den Souverän durch»drungen ist, und Se. Majestät zu überzeugen suchen, daß »sie ihren Kommittenten mit aller Treue Alles hinterbringen »werden, was Se. Majestät die Gnade haben wollen, ihnen »aufzutragen; aber so wie man Staatsgeschäfte auf das Ta»pet bringen wird, müssen sie ein unverbrüchliches Stillschwei»gen beobachten. In dem Falle, daß Se. Majestät während »der Zeit sich von der Hauptstadt entfernen sollten, werden »die Deputirten die Abschiedsaudienz noch eher ansuchen, und »diese mit der Erklärung: daß sie sich nicht länger aufhalten »könnten noch dürften; weil ihre Kommittenten dafür hielten, »daß ihre Rückkehr nothwendig, und für das gemeine Wohl »des Vaterlandes vortheilhaft sey. Endlich erwartet man »von den Einsichten, den Talenten und der Treue aller De»putirten, daß sie sich des wichtigen Auftrags, mit dem sie »das Vaterland beehret hat, zur Zufriedenheit aller ächten »und guten Bürger entledigen werden. Die Blicke des halben »Europa werden auf ihre Schritte gerichtet seyn, und ein »gerechter und dauernder Ruhm wird einst ihre Bemühungen »krönen. Ein Glück für sie, wenn sie es durch ein kluges »Betragen, und durch eine weise unerschütterliche Standhaf»tigkeit dahin bringen, daß zwischen dem Fürsten und seinen »Unterthanen ein glückliches Einverständniß, die wahre »und einzige Quelle des Völkerglücks, befestigt werde.«

Als die Deputirten in einer Audienz dem Kaiser die Beschwerden der Nation vortrugen, zugleich aber Versicherungen

ihrer Treue und Ergebenheit vorbrachten, hielt, nach Coxe, der Kaiſer ſeinen Unwillen mit Mühe zurück. Nachdem ſie geendigt hatten, hätte er ihnen durch den Grafen Cobenzl folgende Antwort vorleſen laſſen [1]): »Leere Worte können das höchſte Mißfallen, welches meiner belgiſchen Provinzen Benehmen in mir erregt, nicht mindern; bloß die That wird mir die Aufrichtigkeit eurer Betheurungen beweiſen. Ich habe den Fürſten Kaunitz beauftragt, euch ſchriftlich gewiſſe Artikel zuzuſtellen, die vor aller weitern Ueberlegung vollzogen werden müſſen. Nur ſchneller und vollkommener Gehorſam kann Alles wieder in die gehörige Ordnung bringen, und der Unterbrechung des Verkehrs ein Ziel ſetzen. Täglich beweiſe ich euch, daß das Glück meiner Unterthanen mein einziger Zweck iſt, und ihr müßt euch überzeugen, daß ich keineswegs gedenke, eure Verfaſſung umzuſtürzen, da ich nach allen begangenen Freveln, und nach dem ihr meinen ganzen Unwillen erregt, euch trotz aller Macht, worüber ich verfügen kann, dennoch wiederholt verſichere, daß ich eure Freiheiten aufrecht halten werde [2]).«

Ungeachtet dieſer üblen Anzeichen bewirkte doch die perſönliche Güte des Kaiſers ein ſo gutes Einvernehmen mit den Deputirten, daß dieſe ohne jene beſchränkenden Aufträge, die zwiſchen dem Hof und der Nation obwaltenden Mißhelligkeiten ohne Mühe hätten beilegen können. Der

---

[1]) Coxe 4ter Bd. S. 479.

[2]) Abſchriften der Reden der Abgeordneten bei ihrem erſten Gehör, und der ihnen vom Unterkanzler, Grafen Cobenzl, vorgeleſenen kaiſerlichen Antwort in Keiths papers. S. auch Keiths Brief an den Lord Caermarthen vom 18. Auguſt.

Kaiſer empfing ſie mit ſeiner gewohnten Leutſeligkeit, die ſie, welche einen ſtrengeren Empfang erwartet hatten, ſo bezauberte, daß ſie dem Fürſten Kaunitz, der ſie fragte, wie ſie den Kaiſer gefunden hätten, antworteten: „Oh ce n'est pas un Empereur, c'est un Père! (Oh! er iſt nicht Kaiſer, er iſt vielmehr Vater!) Der Anſtand und die Wohlredenheit des Herrn Petit, Deputirten von der Grafſchaft Hennegau, zog vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſich. Er ſchilderte in einer kurzen, bündigen Rede die Beſchwerden der Stände, aber auch zugleich ihre angebliche Treue und Liebe gegen den großen Souverän, dem ſie anzugehören das Glück hätten. Allein der Kaiſer, welcher wohl wußte, wie er ſolche Komplimente zu nehmen habe, erwiederte lächelnd: Laissons à present à part les Ceremonies, et parlons en amis [1]).

»Vergeſſen Sie,« ſagte er ein anderes Mal zu ihnen, »daß Sie Ihren Souverän vor ſich haben, ſehen Sie in mir nur Ihren und der Nation Freund, und ſprechen Sie frei, wie ſie denken.«

Als die niederländiſchen Deputirten ihre Abſchiedsaudienz bei dem Kaiſer hatten, waren ſie durch ſeine Freundlichkeit ſo gerührt, daß ſie ihn erſuchten, in Perſon nach den Niederlanden zu kommen, worauf der Kaiſer ſeinen Hut abnahm, und, indem er ſolchen den Deputirten zeigte, ſagte: »Ihr ſeht, meine Herren, daß ich nur eine ſchwarze Kokarde trage.« »Gleichwohl werden Ihre getreuen Brabanter (verſezte ſogleich einer der Deputirten) ſich vor Ew. Majeſtät

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 358.

Füßen niederwerfen, wenn uns die Gunſt, um welche wir bitten, zugeſtanden wird« [1]).

Der durch dieſe Zuſammenkünfte mit dem Kaiſer erreichte Erfolg war, bei den ſo weit gediehenen Mißverhältniſſen, ein ſehr glücklicher zu nennen. Der Kaiſer, welcher ſah, daß man weder in ſeinem Sinne gehandelt, noch den Zweck ſeiner Anſtalten richtig gedeutet hatte, und daß die auswärtige Unterſtützung, welche die Widerſpenſtigkeit ſeiner Stände gefunden hatte, ſchwere politiſche Folgen nach ſich ziehen könne, ſoll, nach einer damals oft wiederholten Sage, durch die Deputirten den Ständen den Antrag gemacht haben, »daß er ihren Wünſchen zwar nachgeben wolle, aber erſt nach Leiſtung einer der Beleidigung ſeiner Würde entſprechenden Genugthuung für ihre eigenmächtigen Schritte. Dieſe ſollte darin beſtehen, daß die Stände Alles in den Stand der Dinge vor dem 1. April zurückverſetzen, worauf er das Ihnen Mißfällige in dieſem Zuſtand aus landesfürſtlicher Gewalt ſelbſt aufheben würde.« Mit dieſem Gerücht ſtand in wirklicher Uebereinſtimmung der Befehl halt zu machen, welcher den nach den Niederlanden beorderten 50,000 Mann, mit Ausnahme eines einzigen Regimentes, an der öſterreichiſchen Grenze gegeben wurde. Eine Verſöhnung ſchien ſonach gewiß, und in der nächſten Zeit auch vor den Augen der Welt mit Leichtigkeit öffentlich herzuſtellen.

Inzwiſchen hatte der kommandirende General in Belgien, Murray, der die Statthalterei vertrat, durch einen Eilboten geheime Befehle erhalten, welche in Uebereinſtimmung

---

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4ter Bd.

mit der den Deputirten gegebenen Versicherung gewesen seyn dürften. Denn dieser eröffnete den 28. August den Ständen in Brüssel im Namen des Kaisers [1]): daß in den niederländischen Provinzen vorläufig Alles wieder in denselben Stand gesezt werde, wie die Sachen am 1. April dieses Jahres waren, daß die Universität und das Seminarium zu Löwen nebst den dabei angestellten Personen, wieder in den Stand gesezt werden, in welchem sie waren, oder in welchem sie, den Befehlen des Monarchen zufolge, vor dem 1. April hätten seyn sollen. Dasselbe sollte in Ansehung des Seminariums zu Luxemburg geschehen, die Stände aller Provinzen sollten ihre Subsidien in Richtigkeit bringen, die bürgerlichen Corps ihre Waffenübungen einstellen, und ihre Uniformen, Kokarden und alle übrigen Kennzeichen des Partheigeistes ablegen, alle Arten unerlaubter Associationen sollten aufgehoben, und jedem Magistrate erlaubt seyn, in Ermangelung der Truppen, die schicklichsten Maßregeln zur Handhabung der Polizei und guten Ordnung zu ergreifen. Die vor dem 1. April aufgehobenen Klöster sollten aufgehoben bleiben, und die seit der Zeit geschehene Ernennung zu den erledigten Abteien nichtig, und für die ernannten Geistlichen ohne Wirkung seyn. Alle Zivilbeamte, die sich in ihren Aemtern gegenwärtig nicht befinden, sollten in dieselben wieder eingesezt werden, ausgenommen jedoch die Intendanten und Glieder der neuen Gerichtshöfe, welche beide Gegenstände sich Se. Majestät zu weiterer Berathschlagung vorbehalten wollen. Alles, was Brüderschaft betrifft,

[1]) Wolf, Gesch. der k. Ver. S. 570.

oder was eine Beziehung auf geiſtliche Perſonen hat, und überhaupt Alles, ohne die mindeſte Ausnahme, ſollte wieder auf den Fuß geſezt werden, wie es in dem benannten Zeitpunkt war.

Hinſichtlich der Subſidien wurde den Ständen bedeutet, daß ſie in gewöhnlichem Betrage entrichtet werden ſollten, denn der Kaiſer verſchmähte es, die ihm höchſt unpatriotiſch angebotene Erhöhung der Abgaben anzunehmen. Allein das inſurgirte Volk war nicht geneigt, die Zeichen ſeiner Macht und ſeiner Geſinnung ſo ſchnell abzulegen, beſonders da man Murrays Befehle nicht durch hinlängliche Militärmacht unterſtüzt wußte. Da ſowohl Kokarden als Uniformen immer noch getragen wurden, ſah ſich Murray zu ernſtlichen Schritten genöthigt, wodurch Tumulte den 20. Oktober in Brüſſel und Mecheln entſtanden, und Blut vergoſſen wurde. Um weiteren Unordnungen vorzubeugen, erklärte nun Murray am folgenden Tage abermals im Namen des Kaiſers [1]): daß die Landesverfaſſungen, Grundgeſetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse Entrée, den Inaugurationsacten Sr. Majeſtät gemäß, ſowohl in Anſehung der Geiſtlichkeit als des Civilſtandes, unverlezt erhalten werden und bleiben ſollen; daß die neuen Juſtiztribunale, die Intendanten und Kommiſſäre gänzlich aufgehoben ſeyn und bleiben ſollen; daß die Ordnung der Juſtiz, die Stände und ihre Deputation, die Adminiſtration in den Städten und auf dem Lande in Zukunft auf dem alten Fuße beſtehen ſollen; daß folglich die Stellen der Oberämter und Civilgouverneurs

[1]) Daſelbſt S. 571.

fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverlezten Zuſtande, ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieſer beſagten Stände ſind, in ſich begreifen, und die Abteien mit Aebten der Joyeuse Entrée und den Konſtitutionen gemäß, verſehen werden ſollen, und daß man ſich wegen Gegenſtänden, die der Joyeuse Entrée zuwider ſind, mit den Ständen, ihrem Verlangen gemäß, verſtehen werde.

In Folge deſſen ſchien faſt alles Mißvergnügen im Volke plötzlich verſchwunden, und die froheſte Laune deſſelben gab ſich laut und unzweideutig kund. Alles, was es befürchtet, und von der Geiſtlichkeit bethört, geglaubt, war, daß man es ſeiner Freiheiten berauben werde, und die Widerlegung dieſes Wahns ſchlug mit einem Male die Inſurrektion nieder — zum Beweiſe, daß ſie nur künſtlich erregt, und durch die Intriguen einer Faktion unterhalten ſey, die nichts weniger als für die Intereſſen des Volkes wirkte, und ſeinerſeits der römiſchen Kurie, andererſeits einer Macht diene, die den Zuwachs der moraliſchen und politiſchen Größe Joſephs II. mit Neid und Eiferſucht gewahrte.

Zwölftes Kapitel.

Neue Intriguen der Geiſtlichkeit.

Allgemein wähnte man nun die Niederlande beruhigt, und im Vertrauen auf die hergeſtellte Zufriedenheit des Volkes kehrte der Statthalter mit ſeiner Gemahlin wieder nach Brüſſel zurück. Allein Joſeph ließ ſich durch dieſen Anſchein nicht berücken, und verkannte keinen Augenblick, daß

die Mittel, wodurch Murray wider ſeinen Willen die Unruhen beſchwichtigt, keineswegs das Uebel entwurzelt hatten. Die Aufträge, welche er dem Grafen Trautmannsdorf gab, zeigten ſeine Anſichten von den belgiſchen Unruhen und den erforderlichen Mitteln ihnen zu begegnen.

»Die Epoche iſt nun da,« ſchrieb er den 8ten Oktober 1787 an den Grafen [1]), »welche erheiſcht, daß Sie ſich ſobald »als möglich nach den Niederlanden begeben. Sie werden in »der Staatskanzlei erfahren, daß man die Unruhen für been»digt hält. Allein Murray hat ſie durch beinahe eben ſo »große Fehler geendigt, wie Belgiojoſo und ihre königlichen Hoheiten, er hat eine Art Emeute veranlaßt, er hat »das Militär inſultiren laſſen, ohne Genugthuung zu for»dern, er hat in allen Stücken nachgegeben, und den Stän»den eine Erklärung mitgetheilt in meinem Namen, welche »geradezu den Befehlen entgegengeſezt iſt, welche ich ihm gege»ben habe, weßhalb ich mich veranlaßt ſehe, in Betracht der »Schwäche dieſes unfähigen Mannes, ſeinen Platz dem General»lieutenant d'Alton zu überlaſſen. Er iſt ein Mann von »hinlänglicher Feſtigkeit und vielem Verſtand, und ganz für »dieſe Stellung paſſend. Was ihre Verhaltungsregeln betrifft, »ſo beſteht das Weſentlichſte derſelben darin, daß Sie gleich »nach Ihrer Ankunft in den Niederlanden erklären, von allem »Vorgefallenen nichts hören zu wollen, und Befehl hätten, »ſich in keine Art von Unterhandlung mit den Ständen ein»zulaſſen, in Bezug auf dieſe ärgerliche Geſchichte; daß die

[1]) Fragmens p. servir à l'histoire des evenemens aux Pays-bas p. l. Comte. Trautmannsdorf Anal. 1792.

»Tribunale auf dem alten Fuß bleiben ſollen, ebenſo die großen »Räthe und Municipalgerichte, im Uebrigen Alles in den »Stand vom April zurückzuführen. Es iſt dieß die einzige »Art, alle Intriguen zu unterdrücken, von welchen man ſonſt »kein Ende abſehen würde. Man muß Geduld haben, Vieles »anzuhören und mit verſchiedenen Individuen zu ſprechen, »allein man muß ſtandhaft ſeyn, und ſich nicht aufhalten »noch einſchüchtern laſſen. Es wird ſogar gut ſeyn, die gege»benen Befehle durch eine hinlängliche Gewalt zu unterſtützen, »und nicht eher nachzugeben, bis alles vollbracht iſt, und ſich »weder von Drohungen noch Verſprechungen bethören laſſen. »Man muß die kompromittirten Beamte nach und nach ent»fernen. Was Cornet de Grez betrifft, der Belgiojoſo, »Ihre Königliche Hoheiten und ſelbſt Murray getäuſcht hat, »und die Seele der Stände geweſen iſt, ſo wird deſſen Entfer»nung wohl ſchon ausgeführt worden ſeyn. Die ſchlechteſten »Geſinnungen hegt der Rath von Brabant. Der Kanzler »Crumpipen iſt, wenn er als reeller Mann ſprechen will, »vor Allen im Stande, die hartnäckigſten Unterthanen anzu»zeigen.«

Dieſer Auftrag war klar und beſtimmt; er ſchrieb ein Betragen gegen die Nation vor, das verſöhnend, aber feſt und würdevoll ſey, und auf der Vollziehung jener Befehle beſtehe, welche das Wohl des Landes zum Zwecke hatten. Joſeph hatte, indem er die Grundzüge des gegen die Niederlande zu beobachtenden Syſtems entwarf, vorausgeſehen, was ſich gleichzeitig in den Niederlanden begab. Die Geiſtlichkeit, welche ihren Zweck, die Eröffnung des Generalſeminariums vereitelt ſah, und an den politiſchen Hauptintereſſen

des Volks ſehr wenig Antheil nahm, ſezte neuerdings Alles in Bewegung, um die völlige Beruhigung des Volkes zu hintertreiben. Sie hielt zu Brüſſel eine Zuſammenkunft, worin beſchloſſen wurde, alle übrigen Stände zum gemeinſchaftlichen Beiſtand aufzurufen. So kam eine neue Vorſtellung an den Kaiſer zu Stande, welche ſie an demſelben Tage abgehen ließen, an welchem der Kaiſer dem Grafen Trautmannsdorf obige Inſtruktion gegeben hatte [1]). Es hieß in derſelben: »Es konnte, Sire, nur mittelſt eines verfänglichen und inkon»ſequenten Edictes geſchehen, daß die ohne alle gerichtliche »Formalität abgeordneten Agenten ſich der Güter mehrerer »Klöſter bemächtigten, die über drei Millionen betrugen. Eben »dieſe Klöſter wurden hierauf, ohngeachtet des Widerſpruches »von Seite der Stände, wirklich aufgehoben, ohne daß je ein »wirklicher Beweis von ihrer vorgeblichen Nutzbarkeit vorge»bracht, und ohne daß überhaupt die Rechtsordnung bei dieſem »Verfahren jemals beobachtet worden iſt.«

»Es folgt alſo hieraus, daß dergleichen gegen die Funda»mentalgeſetze vorgenommenen Klöſteraufhebungen den Rechten »nach ungültig ſeyen, und daß die Individuen dieſer Klöſter »allerdings befugt waren, die Wiederherſtellung ihrer Kommu»nitäten zu reklamiren. Unſerer Seits können wir zu keinen »Zeiten einer ſolchen Befugniß entſagen.«

»Im Vertrauen auf dieſe Fundamentalgeſetze haben bei»nahe alle aufgehobenen brabantiſchen Klöſter ſich in Adreſſen »an uns gewendet, und, ſo viel an ihnen lag, gegen ihre »Aufhebung proteſtirt. Wir wagen es, zu hoffen, daß Eure

*) S. Wolf Geſch. d. k. H. S. 572.

»Majeſtät ſolche Vorſtellungen, die ihnen von den intereſſirten »Partheien und vorzüglich von denjenigen Klöſtern gemacht »werden können, deren Wiederherſtellung am meiſten nützlich »und ausführbar ſeyn würde, einer gnädigen Aufmerkſamkeit »würdigen werden.«

»Um unſere Dienſte hierin anwendbarer und nützlicher zu »machen, und auch Höchſtdero fromme Abſichten eher erfüllen »zu können, müſſen Eure Majeſtät zu verordnen geruhen, daß »wir durch unſere Kommiſſarien die unbeſchränkteſte Aufſicht »über die Verwaltung der in Brabant aufgehobenen Kloſter»güter haben dürften, und daß die Agenten der Kaſſe in allen »Stücken verantwortlich ſeyn müßten.«

»Was die unterdrückten geiſtlichen Brüderſchaften betrifft, »ſo haben wir Eurer Majeſtät unterthänigſt vorgeſtellt, daß »nach Inhalt des Inauguralvertrages das Eigenthum derſelben »nicht weniger heilig als jedes andere Eigenthum ſey; daß »folglich die Unterdrückung der Brüderſchaften, ſo wie jeder »andern frommen Anſtalt, nichts anders, als nach den her»kömmlichen Rechten geſchehen könne; und daß, nachdem die »Zuſammenſchmelzung der Brüderſchaften in eine einzige unter »dem Namen der thätigen Nächſtenliebe nicht ſtatthaben kann, »ihre allgemeine Unterdrückung eben ſo zwecklos als ungerecht »wäre.«

»Eure Majeſtät geruhen demnach zu verordnen, daß die »geiſtlichen Sodalitäten, ſo wie es die Natur der Sache und »die gegenwärtige Verwirrung erheiſchen, auf dem Fuße der »Fundamentalgeſetze und der im Namen Eurer Majeſtät ge»gebenen Erklärung einſtweilen verbleiben ſollen.«

»Wir wiederholen die Bitte, die ſchon in unſern unter-
»thänigſten Vorſtellungen vom 22. Brachm. an Eure Majeſtät
»gelangt iſt, daß nämlich Höchſtdieſelben die Beeinträchtigungen
»heben möchten, welche in unſerm Konſtitutionsgeſetze durch
»die irrig eingeführten Veränderungen auf der Univerſität zu
»Löwen, oder vielmehr durch die gänzliche Zerrüttung dieſer
»berühmten Schule gemacht worden ſind. Es iſt keinem Zweifel
»unterworfen, Sire, daß dieſe Univerſität ein brabäntiſcher
»Landſtand ſey, und daß ihr in dieſer Beziehung alle jene
»Privilegien angehören, die mit einer ſolchen Eigenſchaft ver-
»bunden ſind. Eure Majeſtät geruhen alſo zu verordnen, daß
»die Univerſitätsangelegenheiten auf ihrem alten Fuße, und
»bei allen ihren Privilegien, worunter auch das Wahlrecht
»begriffen iſt, ſo lange verbleiben mögen, bis mittelſt einer
»geſetzmäßigen Viſitation den Mißbräuchen abgeholfen wird,
»die ſich allenfalls eingeſchlichen haben mögen, und von wel-
»chen im Verlauf der Zeit ſelbſt die weiſeſten Anſtalten nicht
»verſchont bleiben.«

»Eine Univerſität, Sire! und theologiſche Studien, füh-
»ren mittelſt einer natürlichen Folge auf den Plan eines
»Generalſeminariums. Dieſer Plan wurde Eure Majeſtät
»vorgelegt, um Einförmigkeit in dem Unterricht herzu-
»ſtellen. Allein wer kann dafür ſtehen, daß zween Schüler,
»die den gleichen Unterricht genießen, auch die gleichen Grund-
»ſätze, die gleichen Regeln und die gleiche Methode ſich eigen
»machen, und nicht vielmehr aus eben denſelben Grundſätzen
»entgegengeſezte Schlüſſe folgern werden? An dieſer Klippe
»pflegt gemeiniglich die Schwäche des menſchlichen Verſtandes
»zu ſcheitern. Wer die Kunſt verſtände, alle Chriſten zu

»vereinigen, würde mit noch weniger Mühe allen materiellen »Körpern Gleichheit geben können.«

»Carl der Große gab, nachdem er die Barbaren gede»müthigt hatte, den Biſchöfen Mittel an die Hand, ihre Se»minarien wieder herzuſtellen, ohne hiemit in der alten Dis»ciplin die geringſte Abänderung vorzunehmen.«

»Der Unterricht und die Aufſicht über die Lehre iſt den »Biſchöfen ganz entriſſen, und das neue Seminarium hat »gleich bei ſeinem Entſtehen den Vorſchmack von jener ver»dächtigen Lehre gegeben, die ſchon ſeit vielen Jahren in die»ſen Provinzen wegen der Unruhen, die ſie verurſacht, verdammt »worden iſt. Welche Unruhe, Sire, muß nicht in der Kirche »entſtehen, wenn das Papſtthum verachtet, und in einen lei»denden Zuſtand verſezt iſt, in welchem es ſeine Stimme nicht »mehr erheben kann.«

»So wie überhaupt die Errichtung eines Generalſemina»riums für die Kirche höchſt nachtheilig wäre, ſo würden dadurch »auch inſonderheit die Abteien und Mönchsorden vernichtet.«

»Nachdem wir nun alle Hinderniſſe, die der Errichtung »eines Generalſeminariums im Wege ſtehen, dargeſtellt haben, »ſo fügen wir noch bei, daß die vorhabende Vereinigung aller »Stiftungs- und Stipendiengelder für dieſe Anſtalt dem gehei»ligten Geſetze der Stiftungen, dem Eigenthumsrecht und folg»lich unſern Conſtitutionsgeſetzen entgegen ſey. Wir bitten alſo »Eure Majeſtät durch die heiligſten Gründe der Religion, um »Dero bekannten Frömmigkeit und um der Liebe gegen Dero »Unterthanen willen, das Generalſeminarium gänzlich aufzu»heben, und an deſſen Stelle die biſchöflichen Schulen wieder »eröffnen zu laſſen.«

»Endlich wagen wir es, Eure Majeſtät mit eben ſo viel »Zutrauen als Unterwürfigkeit zu bitten, daß Höchſtdieſelben »den Biſchöfen die geiſtliche Gerichtsbarkeit, vorzüglich in Ehe»ſachen, würden einzuräumen geruhen. Dieſe Gerichtsbarkeit »haben ſie durch alle Jahrhunderte hindurch ausgeübt.«

»Ein ſolches Recht, eine ſolche Gerichtsbarkeit, eine ſolche »Kirchenfreiheit iſt den Brabäntern nicht nur durch die Joyeuse »Entrée, durch die unverwerflichen Konkordate, ſondern auch »durch den Eid verſichert worden, der in Höchſtdero Namen »am Tage der Huldigung Eurer Majeſtät geleiſtet wurde.«

Um ſolchen Schritten Nachdruck zu geben, vereinigten ſich die fanatiſchen Ordensgeiſtlichen in Teutſchland mit den niederländiſchen zur Ausübung der verwerflichſten Aufwieglungskünſte. Die Exjeſuiten werden beſchuldigt, beſonderen Antheil an dieſen Umtrieben genommen zu haben. Eine Menge Schmähſchriften gegen den Kaiſer wurden nach den Niederlanden geſendet, und ein Exjeſuite in dem bairiſchen Kloſter Dillingen wird angeklagt, ganze Ballen aufrühreriſcher Pamphlets über Lüttich nach Brabant und Flandern verſandt zu haben [1]). Es erſchien in der Folge unter trügeriſchem Titel eine Quinteſſenz aus allen dieſen Libellen, welche einen rohfanatiſchen Geiſt der Rache athmet [2]). Darin werden die von dem Kaiſer angeſtellten Aufſeher des Generalſeminariums Ketzer, Böſewichte und Apoſtaten geſcholten, deren Lehren

[1]) Wolfs Geſch. der kirchl. Ver. S. 584.

[2]) Recueil des Représentations, Protestations et reclamations faites à Sa Majesté Imp. par les Représentans et États des provinces des Pays-bas-Autrichiens. T. II. p. 38. 50. 56. 203 etc.

durchaus ſchismatiſch ſeyen. Die gemeinſten Schimpfwörter werden gegen ſie ausgeſtoßen [1]), die ſchändlichſten Laſter ihnen aufgebürdet. Der bekannte Profeſſor Stöger war dieſer Quelle nach eben ſo unwiſſend als ungläubig, ſeine Bücher waren aber Produkte des abſcheulichſten Lutherthumes. Le Plat, Marant, de Mazieres und die übrigen von Joſeph begünſtigten Lehrer an der hohen Schule zu Löwen wurden nicht minder mißhandelt. Alle Schriftſteller und Lehrer, welche Joſephs Reformen vertheidigten, wurden mit Schmähungen überhäuft. Lauber, der Verfaſſer einer Paſtoraltheologie, Gazzaniga, der Biſchof von Stock, der Abt Rautenſtrauch von Braunau und die ſämmtliche ungariſche, böhmiſche, öſterreichiſche, tyroliſche und mailändiſche Geiſtlichkeit waren ihnen eine verführte Horde einer ruchloſen Sekte.

Dieſe geiſtlichen Pasquillanten vertheidigten die Bulla in Coena domini mit Eifer und ſuchten das Volk und die ſtudirende Jugend in ihren Religionsbegriffen zu beirren. Sie hörten nicht auf von den Gefahren zu ſprechen, von welchen die Religion bedroht werde, beſchuldigten den Monarchen der Abſicht, anſtatt der katholiſchen eine andere Religion

---

[1]) Wolf, S. 684. „Man begnügte ſich nicht, ihre Orthodoxie zu beſtreiten; man nannte ſie ſogar Hunde, Landſtreicher und Leute ohne Talente, die geſchickter wären, Ochſentreiber zu ſeyn, als junge Menſchen, die zum Dienſte der Kirche beſtimmt ſind, auf dem Wege des Herrn zu leiten. Schon ihre ſchlechte Aeußerung, ihre Brutalität, reichen hin, rechtſchaffene Jünglinge und Katholiken von ſich zu verſcheuchen.“

einzuführen, und prieſen die von der Regierung zur Verantwortung Gezogenen als Märtyrer des wahren Glaubens [1]).

Durch dieſe Einwirkung auf die Gemüther werden die nachfolgenden Ereigniſſe hinlänglich erklärt. Als der Kaiſer ſeinen unabänderlichen Entſchluß verkündigen ließ, das Generalſeminarium den 15ten Jenner zu öffnen, zeigten ſich die Früchte dieſer Saat. Ein gewaltiger Tumult entſtand zu Löwen und den 8ten Chriſtm. 1787 ward Le Plat, der Lehrer des Kirchenrechts daſelbſt, als er den Hörſaal verließ, von Studenten, jungen Mönchen und Straßenpöbel mit Koth und Steinen beworfen. So oft er von da an in das Kollegium ging, mußte er ſich von Militär eskortiren laſſen, und ſelbſt dieſe Vorſicht konnte ihn nicht völlig vor Mißhandlungen ſchützen [2]).

Der Erzbiſchof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, anſtatt ſolchen Scenen ernſtlich zu begegnen, begnügte ſich, ſein Bedauern darüber auszudrücken, und dem Kaiſer Ende des Chriſtm. 1787 vorzuſtellen [3]): »Daß das dort eingeführte »neue Lehrſyſtem, die gewagten und zweideutigen Erklärungen »und Vorträge des Profeſſors Le Plat, der ohnehin durch »ſeine unvorſichtige Freidenkerei nur allzuſehr ſchon verdächtig »geworden iſt, die hitzigen Reden des Abbé du Four, »und endlich der Zwang, womit man die Unterzeichnung des »Plans der Statuten von den Zöglingen des Seminariums

[1]) Daſelbſt Th. II. III. IV.

[2]) Nouvelles ecclesiastiques pour l'année 1788. d. 2. April p. 53. — Wolf, Geſch. d. k. N. S. 589.

[3]) Daſelbſt S. 590.

»erzwingen wollte — eben ſo viele Urſachen der Bewegungen, »Gewiſſensängſten und Mißtrauens ſehen, die man unter der »geiſtlichen Jugend dieſer Provinzen gewahr wird. Unter »ſolchen Umſtänden die Jünglinge wieder zum Eintritt in das Se»minarium zu bewegen, müſſe man den Vorſchlag machen.

»1) Den Biſchöfen die Aufſicht und Beſorgung des »dogmatiſchen Unterrichts und aller Religionswiſſenſchaften »zu verſichern. Dieſes gebühre ihnen, als den erſten Glau»bensrichtern, ſchon nach göttlichen Rechten.

»2) Zu verbieten, daß man in geiſtlichen Wiſſenſchaften »proteſtantiſche Autoren erkläre.

»3) Den Profeſſor des Kirchenrechts, Le Plat, abzu»danken, und dagegen den Doktor der Rechte an der Uni»verſität, den Profeſſor Nellis, einen gelehrten, klugen und »rechtſchaffenen Mann anzuſtellen.

»4) Die Abbés Stöger u. ſ. w., vom Seminar zu »entfernen, indem ſie durch ihre freimüthige Reden, und »durch ihre Nachläßigkeit in Religionsübungen, alle Ach»tung bei der Jugend verloren haben. Es wäre zu »wünſchen, daß ihre Plätze mit niederländiſchen, dem Genie »der Nation angemeſſenen, verdienſtvollen Geiſtlichen beſezt »würden. Hiezu ſcheine ihm der Dechant an der Kollegiat»kirche zu Löwen, und Präfekt des Kollegiums zu Savoyen, »der Dr. Wendeli, ein vorzüglich würdiger Mann. Auf »ſolche Art würde das Zutrauen wieder erwachen, und die »Prieſterjugend von freien Stücken, nachdem ihr Gewiſſen »beruhiget wäre, wieder an ihre Pflicht zurückkehren u. ſ. f.«

Zugleich reichte er bei dem Grafen von Trautmannsdorf eine Entſchuldigung über ſein, den in Wien gegebenen

einer Sache zuzueignen, welche ſchon vollbracht (??) war.« So verſichert Trautmannsdorf. Indeſſen iſt es ſicher, daß beide Nebenbuhler vernünftige Gründe für ihre beiderſeitige Handlungsweiſe hatten, denn einerſeits war die Gewalt gefährlich in einer Zeit, da die Streitkräfte des Staates durch den Türkenkrieg in Anſpruch genommen waren, (was allein den Kaiſer abgehalten haben ſoll, gleich anfangs Gewalt zu brauchen [1]) andererſeits war es ganz undenkbar, daß Ueberredungskunſt und Güte etwas vermögen würden über böſen Willen und fremde Aneiferung.

Wie heillos indeſſen die Zwietracht und Charakterverſchiedenheit dieſer beiden Männer für die niederländiſchen Angelegenheiten geweſen ſind, erſieht man aus ihren eigenen Memoiren, die ſie zur Rechtfertigung ihres beiderſeitigen Betragens ſpäter herausgegeben haben. Trautmannsdorf, der den Plan hatte, durch Ueberredung die Nation zu verſöhnen, ehe ſie noch vollkommen der Regierung abwendig ſey, behauptet, nur das gewaltſame, willkürliche Verfahren d'Altons ſey die Urſache, daß er ſeinen Zweck nicht habe erreichen können. Er (Trautmannsdorf) habe das Vertrauen der Nation in dem Augenblick verloren, als d'Alton

doute pas que je serais parvenu à raméner cette nation par la bonté si j'avois été seul il l'auroit soumie par la force si depuison arrivée ou on a commencé, à l'employer elle l'eut toujours également eté.

[1]) Wie auch Schloſſer meint. Vergl. deſſen Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Heidelberg, Mohr, 1823. 1r Bd. S. 329. Die Darſtellung der niederländiſchen Angelegenheiten iſt übrigens in den meiſten teutſchen Geſchichtswerken höchſt unrichtig, weil die meiſten aus Quellen geſchöpft haben, die aus gewißen Urſachen höchſt verdächtig ſind.

am 22ten Jänner 1788 aus Anlaß des Auflaufs, von einigen Dutzend Leuten vom Pöbel, welche die Patrouille beleidigt haben ſollen, mit Flintenſchüſſen das Volk zerſtreut und die ganze Garniſon in die Waffen gerufen habe. d'Alton habe einen Gewaltſtreich auf den andern gehäuft, zuerſt die Bürgergarden abgeſchafft, welche doch konſtitutionsmäßig waren, ſich mit Gewalt des Stadthauſes bemächtigt, um ein Corps der Garde hineinzulegen und Kanonen aufzupflanzen. Von dem Augenblick an hatten weder die Stände noch der Magiſtrat an die Freiheit ihrer Verſammlung geglaubt, und alle ferneren Schritte der Regierung mit Mißtrauen betrachtet. Eine der unglücklichſten Folgen jenes Vorfalls ſey der nachherige Haß gegen das Militär geweſen, welches nicht gefürchtet, aber verabſcheut worden ſey, und das Mißtrauen gegen den Miniſter, da man nicht glauben wollte, daß der Generalkommandant ſolche Unternehmungen ſich ohne Ermächtigung erlaubt habe. Man glaubte von nun an Trautmannsdorf ſey ſtillſchweigend einverſtanden, und wolle die Nation betrügen. Der Klerus insbeſondere habe ihn vollends in Mißkredit gebracht. Dieß ſey um ſo unglücklicher geweſen, da der Kardinal Frankenberg, welcher alle ſeine Schritte leitete, mit einem einzigen Wort den ganzen Aufſtand und alle Unordnungen hätte unterdrücken können, wenn er einfach erklärt haben würde, daß von Ketzerei keine Rede ſey. Die Freunde der, durch das Militär Getödteten, hätten ein ungeheures Geſchrei erregt, und ſich alle Unanſtändigkeiten und Ausſchweifungen erlaubt, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie, wie das Gouvernement ausdrücklich wollte, geſetzmäßig zu beſtrafen, weil es keinen Richter gab, auf den

man zählen konnte. Man habe dem Gouvernement ſo oft vorgeworfen, daß es kein Exempel ſtatuirt, keine Strafen verhängt habe, allein nicht bedacht, daß dieß nicht möglich war, ohne Richter und Zeugen. Es ſey um ſo ſchwieriger geweſen, ein Urtheil zu erhalten, da die Schuldigen aus Mangel an Zeugen nicht überwieſen werden konnten, da der Fanatismus ſo weit gegangen ſey, daß es nicht nur unmöglich war Zeugen herbeizuſchaffen, ſondern daß ſich auch Niemand ein Gewiſſen daraus gemacht habe, zu Gunſten der Angeklagten falſche Eide zu ſchwören, wozu die Prieſter ausdrücklich ermächtigt hätten[1]).

Dagegen beklagt ſich d'Alton in ſeinen Briefen an den Kaiſer bitter über die Unentſchiedenheit, Schwäche und Nachgiebigkeit des Gouvernements, welches, indem es die anbefohlenen Maßregeln aus Furcht immer verzögere, dennoch

---

[1]) On a souvent reproché au Gouvernement de n'avoir pas statué d'exemple, de n'avoir pas puni. Mais le pouvoit il sans juges et temoins? Les tribunaux envisageoient la chose sous un point de vue bien différent de celui où elle l'eut été par des juges impartiaux. Il etoit outre cela d'autant plus difficile d'obtenir une sentence, que les délits ne pouvoient se prouver faute de temoins, le fanatisme allant si loin, quil étoit non seulement impossible de s'en procurer mais qu'autorisé par les prêtres, personne ne faisoit difficulté de preter de faux sermens ce qui difficultoit aussi les punitions qu'on eut pu infliger sans juge ni sentence en flagrant délit. Si tout le monde eut fait son devoir, comme il a été dit plus haut, et qu'on eut pu obtenir du Conseil de Brabant ce qu'on pouvoit en exiger avec justice, il y auroit certainement eu de quoi statuer des exemples et punir, mais la conduite criminelle de ce tribunal tenoit alors a d'autres causes! Causes auxquelles on pourroit attribuer tout le mal qui s'est fait? (*Trautmannsdorf* fragmens p. 80.)

weder die Prieſterſchaft noch das Volk gewinne, ſondern nur des Kaiſers Abſichten vereitle. Seine Beſchuldigungen erſchienen in dieſer Beziehung um ſo gerechter, da Trautmannsdorf ſelbſt eingeſteht, wie die Vernünftigſten der Meinung waren, es ſey weit rathſamer, die Stände und die ganze ſo verſchiedener Auslegung fähige Conſtitution abzuſchaffen, als die Mißverſtändniſſe zwiſchen Volk und Regierung noch länger zu unterhalten. War es aber wohl etwas Anders, das dieſe Mißverſtändniſſe unterhielt, als das Syſtem der Beſchwichtigung gleichbedeutend mit Täuſchung, welches dem Volk immer verſprach, was der Kaiſer nie zu gewähren entſchloſſen war, und den Kaiſer immer glauben machte, das Volk werde endlich, durch Güte bewogen, den Widerſtand gegen Maßregeln aufgeben, welche die Anführer des Volks niemals zu geſtatten Willens waren. Trautmannsdorf verſichert, er allein habe wenigſtens das bewirkt, daß der unglückliche Ausgang der belgiſchen Empörung um zwei Jahre verzögert worden ſey, allein wer ſollte ihm dafür danken: das Volk, welches in ewiger Ungewißheit in dieſen zwei Jahren von allen Qualen bürgerlicher Unruhen gemartert worden iſt, oder der Kaiſer, der nach zweijährigem Verdruß, nach den größten Opfern und einer weſentlichen Abnahme ſeiner moraliſchen Macht am Ende ſeiner Tage doch eine Provinz verlieren mußte, deren Beſitz in dem Zeitraume der künſtlich unterhaltenen Unruhe nur ein Hinderniß ſeiner Thätigkeit und ein Uebel war.

Hingegen ſcheint d'Alton durch gehäſſiges und despotiſches Auftreten, den Krieg gegen ein unglückliches Volk mehr als eine Ehrenſache, denn als eine unglückliche Nothwendigkeit betrachtet, bei aller Gerechtigkeit ſeiner Klagen, des Volkes

Unwillen gegen ſich provozirt zu haben. Nach übereinſtimmendem Urtheile war er indeß ein gutes Schwerdt in der Hand ſeines Souverains, und ſeine Willkürlichkeit hat mehr ihm ſelbſt, als dieſem geſchadet. Nach ſeinen Briefen habe das Gouvernement die weſentlichſten Aufſtände ignorirt und ihre Urheber immer durchſchlüpfen laſſen. Der Auflauf vom 22ten Jänner erſcheint nach ſeinen Angaben ſehr ernſtlich und bedeutend [1]), und die Wirkung ſeiner Maßregeln auf die öffentliche Stimmung keineswegs ungünſtig, da das Volk angefangen habe einzuſehen, wie ſehr man es täuſche und welchen Unglücksfällen man es zu Gunſten einiger Kirchendogmen ausſetze. Allein der wirkſame Eindruck des ernſtlichen Verfahrens ſey unmittelbar ſtets durch die Nachſicht der Regierung verwiſcht worden, welche ſich ſtets beeilt habe, d'Altons Maßregeln zu mißbilligen und dem Volk neue Freiheiten zu neuen Ausſchweifungen zu geſtatten. Bei 1500 Flinten ſeyen während der Unruhen unter das Volk von Brüſſel vertheilt worden, ohne daß die Regierung jemals darüber Rechenſchaft gefordert hätte. Die Häupter der Empörung hätten ſich dem Volke mit beiſpielloſer Unverſchämtheit angekündigt, und die Regierung habe die ſtrafbarſten Perſonen, deren er ſich

[1]) Mon pressentiment avoit été juste, & le peuple s'étoit ameuté sur la grande Place de l'Hotel-de-Ville; l'enseigne Wuchetich de Ligne à peine arrivé fut assailli par une foule de 2 à 3000 personnes; on commença à lever le pavé, et à lapider: sur cela ne voyant point d'autre moyen de conserver sa troupe, et de se tirer des mains de ces furieux, il fit tirer une quinzaine des coups de fusils qui selon les raports ont blessé plusieurs personnes, mais surtout deux grièvement.

Lettres du général d'Alton p. 2.

bemächtigt, wieder ohne Unterſuchung freigelaſſen. Die Nachſicht gegen den Klerus ſey am allerverderblichſten geweſen, denn dieſer betrieb die Aufwieglung mit einer Kühnheit ohne Grenzen. Prieſter miſchten ſich öffentlich unter den Pöbel zu Gewaltthaten, alarmirten das Volk durch Sturmläuten und Predigen. Das verderbliche Syſtem des Generalgouverneurs habe nothwendig das Schlimmſte herbeiführen müſſen [1]).

Man ſieht ſomit am Anfang des Jahres 1788 eine rebelliſche Prieſterſchaft, die ihr eigenes und des römiſchen Hofes Intereſſe und ſeine Orthodoxie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen und deren Verluſt zu rächen entſchloſſen war, mit ihr vereinigt eine Ariſtokratie, welche für gegenſeitigen Schutz ihre Unternehmungen begünſtigte, ein leichtgläubiges fanatiſches Volk, ein Gouvernement, das zu aller Strenge unfähig war, einen Miniſter, der einerſeits das Volk, andererſeits ſeinen Souverain zu beſchwichtigen ſuchte und keinem von Beiden mißfallen wollte, einen General, der zur Strenge angewieſen und geneigt, an ihrer Anwendung gehindert wurde, endlich einwirkend auf alle dieſe Elemente den eiſernen Willen eines Monarchen, der im Bewußtſeyn redlicher Abſichten der Politik weniger Gehör gab, als es die Lage der Dinge erforderte, und feſt entſchloſſen war, niemals das, was er für Recht und Pflicht hielt, den Rückſichten einer ſolchen aufzuopfern — endlich den wirkſamen Einfluß fremder Mächte,

[1]) 1. Lettres du général d'Alton à l'empereur Jos. II. relativément aux Affaires de Pays bas — an 1788 — 1789. Avec des notes de l'éditeur de l'imprimerie du Comité patriotique à Bruxelles chez Torez. 2. Memoires pour servir à la justification du général d'Alton et à l'histoire secrette de la revolution belgique 1721. B. I. S. 172. — 302.

welche die Gelegenheit, Josephs II. Macht zu brechen mit Freuden ergriffen.

Vierzehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. 1788 — 1789. Vorfälle in Löwen.

Unter so veränderten Verhältnissen näherte sich der 15te Jänner, an welchem die Eröffnung des Generalseminariums zu Löwen vor sich gehen sollte, und Alles war dazu vorbereitet. Die angestellten Lehrer hatten bereits ihr Amt angetreten, allein Niemand fand sich bei ihren Vorlesungen ein, und die jungen Theologen, welchen von dem hohen Rath von Brabant bei Strafe des Ungehorsams wohl nicht mit ernstlichem Nachdruck geboten wurde, sich in das Seminarium zu Löwen zu begeben, erklärten, sie wollten lieber unter den Händen des Henkers sterben, als Gehorsam leisten und die ketzerischen Lehren der kaiserlichen Lehrer anhören. Die hohe Geistlichkeit, welche diesen Wahn sehr leicht hätte beseitigen können, billigte stillschweigend den Fanatismus der Studenten, der durch ihre Werkzeuge entflammt worden war.

Gleichzeitig erhob die Universität Löwen mit vieler Anmaßung den Anspruch auf die Rechte eines brabantischen Landstandes und ließ desfalls unterm 18. Jänner eine Vorstellung an die Statthalterei gelangen, welche diese uneröffnet zurückschickte. In Folge einer Wiederholung dieses Schrittes erklärte Trautmannsdorf am 19ten Jänner: »Daß »sich die Universität in 24 Stunden bequemen sollte, von »ihrer Anmaßung abzustehen, und über diese Sache keine »weiteren Vorstellungen mehr einzureichen [1]). Die versam-

[1]) Nouvelles ecclesiastiques pour l'année du 25 Jun. p. 191.

melten Fakultäten antworteten auf dieſe Erklärung: »Sie »wären im Gewiſſen verbunden, dieſen Befehlen nicht zu »gehorchen, indem ſie überzeugt wären, daß die Univerſität »ein brabantiſcher Landſtand ſey, und ihr Eid verbinde ſie, »die Rechte und Privilegien derſelben vor allen Verletzungen »zu ſchützen.« Auf dieſe Antwort fertigte der Miniſter unterm 21ten Jänner eine Depeſche ab, worin der Univerſität unter Strafe des Ungehorſams verboten wird, ſich ferner einen Landſtand zu nennen. »Es ſeye,« heißt es in dieſer Depeſche [2]), »bekannt genug, daß dieſe grundloſe Anmaßung von einigen verächtlichen Empörern herrühre, die bei den unzähligen Mißbräuchen, welche S. Majeſtät abſchaffen wollen, ihren Vortheil zu finden glauben.«

Dieſer Erlaß ſollte auf ausdrücklichen Befehl des Miniſters in das Protokoll der Univerſitätsſeſſionen eingetragen werden, allein die Fakultäten fanden für gut, hierüber ſich erſt zu berathſchlagen und den beharrlichſten Ungehorſam zu beſchließen. Als endlich ein kaiſerlicher Kommiſſär die Einregiſtrirung ſelbſt beſorgen ließ, ſchrieb man an den Rand eine Art Rechtsverwahrung dagegen. Zu dieſem widerſpenſtigen Betragen hatte die Univerſität weder Grund noch Recht, wie denn auch aus einer Sammlung von Memoiren welche die Univerſität in den Jahren 1749, 1758 und 1784 der Statthalterei eingereicht hatte, unumſtößlich bewieſen wurde. Die Regierung, um der Nation zu zeigen, wie gehaltlos die Vorwände ſeyen, unter welchen ihre Verführer den Gehorſam verweigerten, bewerkſtelligte

[2]) Ibid l. c. pag. cit.

die Herausgabe dieſer Memoiren, worin die Univerſität dem hohen Rath von Brabant mit unumſtößlichen Beweisgründen darthat, »daß ſie kein brabantiſcher, ſondern ein ſeparirter Landſtand ſeyn, der nur allein vom Souverain regiert werde.« In den Jahren 1749 und 1784 erklärte dieſelbe Univerſität die Nothwendigkeit der Errichtung eines Generalſeminariums und bat den Monarchen, für den régulären ſowohl, als für den weltlichen Klerus Generalſeminarien zu errichten, um der belgiſchen Kirche eine beſſere Geiſtlichkeit zu verſchaffen. »Ein ſolches Inſtitut, ſagte ſie damals, ſey das beſte Mittel dem Mißbrauch des Winkelunterrichts in biſchöflichen Seminarien zu ſteuern.« Sowohl hinſichtlich der Unfähigkeit der Biſchöfe, als auch der von ſolchen Anſtalten zu hegenden Erwartungen, offenbarte die Univerſität damals eine vollkommene Uebereinſtimmung mit den durch ſolche Vorſtellungen motivirten Anſichten der Regierung. Gegen alle dieſe Nachweiſungen war es ein matter Behelf der Nothwehr, als die Univerſität am 18ten Hornung in Folge einer gehaltenen Synode erklärte [1]), daß ſie ſich vorbehalte, über den Antheil, den ſie an dem Inhalte der genannten Memoiren genommen habe, ſeiner Zeit die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben; daß ſie aber für jezt nicht umhin könne, die dem dritten Memoire, über die ſchlechte Einrichtung biſchöflicher Seminarien, beigefügten Noten und Erläuterungen für Stellen zu erklären, die ihr nicht zugeſchrieben werden dürfen, weil die Verfaſſer jenes Memoire der Regierung im Namen der Univerſität überreicht hätten, ohne es zuvor derſelben zur Gutheißung vorgelegt zu haben.

[1]) Wolf Geſch. der k. B. S. 602.

Dieſe Erklärung der Univerſität wurde trotz der Gegenbefehle des Miniſters in Druck gelegt, und in ganz Löwen verbreitet, welches Benehmen den Grafen Trautmannsdorf zwang, den Rektor Clavers ſeiner Stelle zu entſetzen und an ſeiner Statt Lemport zum Rektor der widerſpenſtigen Univerſität zu ernennen. Allein dieſe wollte den Rektor nicht anerkennen, und als er gegen die Ungehorſamen nach den akademiſchen Geſetzen verfuhr, flüchteten ſich die Ruheſtörer nach Lüttich, um der Strafe zu entgehen [1]). Die Stände nahmen ſich in Folge dieſer Ereigniſſe der aufrühriſchen Mitglieder der verrufenen Univerſität an, und machten zu ihren Gunſten dem Monarchen geeignete Vorſtellungen, allein dieſer, von der Fruchtloſigkeit aller Güte überzeugt, beſchloß unterm 17ten Heumon. einen Theil der Univerſität nach Brüſſel zu verlegen und in Löwen künftig nur die theologiſche Fakultät ſammt dem Generalſeminarium beſtehen zu laſſen. Dem ungeachtet währten die Streitigkeiten zwiſchen der Regierung und der Geiſtlichkeit, der Univerſität, und ſelbſt den Ständen, im Monat April, noch immer fort, und man ſah davon kein Ende ab. Die Univerſität war zur Einöde geworden: die widerſpenſtigen Profeſſoren, welche die größte Zahl ausmachten, waren im Verhaft; die Zuhörer hatten ſie verlaſſen, und man wußte nicht, wann und wie die Vorleſungen wieder anfangen würden. Mit dem Generalſeminarium blieb ebenfalls Alles unentſchieden, obſchon der Erzbiſchof von Mecheln einen deßwegen anhängig gemachten Proceß verloren hatte. Das Gouvernement ſchien die Gährung wenig zu achten, und ging

[1]) Nouvelles ecclesiastiques pour l'année 1788. d. 3ten Dez. p. 193. Wiener Kirchenzeitung Jahrg. 1789. S. 192.

von dem angenommenen Syſteme der Nachſicht nicht ab. Dieſes Syſtem belohnte diejenigen mit Auszeichnung, die dem Sturme entgegen arbeiteten, und beſtrafte diejenigen nicht, die ihn anfachten. Dieſe Regierung verſuchte auch andere Mittel der Belehrung und Ueberzeugung, und ließ nachſtehenden Artikel aus Mailand in die niederländer Zeitung einſchalten: »Sehr angenehm lauten die Berichte aus Mailand, wo die weiſen und wohlthätigen Abſichten der Regierung nicht verkannt werden, und man davon zu ſeiner Zeit reife Früchte hoffen kann. Auf die den dortigen Biſchöfen bezeigte höchſte Zufriedenheit Sr. Majeſtät über die beträchtliche Anzahl geiſtlicher Zöglinge, welche ſich in dem Generalſeminar zu Pavia befinden, und über derſelben gute Aufführung, Fleiß und Fortgang in den Wiſſenſchaften, hat der Erzbiſchof dem Generalgouvernement Lombardei vor Kurzem ſeine Dankſagung abgeſtattet. Dieſer würdige Prälat drückt in ſeinem Schreiben die troſtreichen Gefühle der Freude aus, womit er vernimmt, daß ſeine Majeſtät noch immer an dieſer Anſtalt Antheil nehmen, und ſchmeichelt ſich, wie er ſich äußert, daß unter Höchſtdero hohem und unmittelbarem Schutze das Seminar bald zu derjenigen Anzahl tauglicher Zöglinge anwachſen wird, die zur Seelſorge für die Lombardei erforderlich iſt [1].« Um endlich den Folgen des Mißtrauens gegen die Religionslehren zu ſteuern, erklärte Joſeph II. in ſeiner ſtrengen ſarkaſtiſchen Weiſe: Daß, indem er einerſeits für eine ſo weſentliche Sache, wie die Reinigkeit der Lehre iſt, ſorgen zu müſſen, ſich allerdings

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4ter Bd.

verpflichtet halten, anderſeits aber dießfalls gerade zu durch Biſchöfe vorſorgen wollte — ſein Wille ſey, daß der Erzbiſchof von Mecheln, der Biſchof von Antwerpen, und alle dem Generalſeminarium ſich widerſetzende Biſchöfe ſich nach Löwen begeben und dort den theologiſchen Vorleſungen beiwohnen ſollen, damit ſie ſich dadurch in den Stand ſetzen, entweder ſich von der Rechtgläubigkeit der Lehrer ſelbſt zu überzeugen, oder aber, wenn dieſe etwa Irrlehren vorbrächten, ſie zu bekehren und zu recht zu weiſen. »Se. Majeſtät heißt es »ferner, ſeyen der Meinung, ſie könnten den Biſchöfen ihr »Zutrauen nicht beſſer beweiſen, als wenn Höchſtdieſelben ſie »zu Richtern über das, was dort gelehret wird, aufforderen, »und von ihrer Einſicht die Berichtigung alles deſſen erwar»teten, was etwa den ächten Grundſätzen der Kirche zuwider »gelehret werden könnte. Nach dieſem halten ſich aber auch »Höchſtdieſelben für berechtiget, ihnen, wenn ſie ferner Reli»gionsgefahren gegen das Seminarium auszuposaunen ſuchen »würden, ein ewiges Stillſchweigen zu gebieten. Uebrigens »ſey die Entſchließung unwandelbar, kein anders theologiſches »Studium, als nur allein im Generalſeminarium zu dulden.«

Die Widerlegungskraft dieſes Befehls gegen alle falſchen Anſchuldigungen einer Anſtalt, die bereits in mehreren Theilen der Monarchie ihren Nutzen bewährte, war eben ſo groß, als ſeine Strenge gerecht, aber Beides war auf den erbosten Starrſinn der Geiſtlichkeit übel berechnet. Nach Entfernung der Hauptunruhſtifter gewann es nun wirklich den Anſchein, als ob die Anſtalten des Kaiſers endlich einen ruhigen Fortgang haben würden, allein der Kardinal Frankenberg beharrte dabei, die Lehren der kaiſerlichen Profeſſ

er gar nicht kannte, zu verketzern. Die Regierung versäumte indessen nichts, was zur Beseitigung des durch ihn ausgebreiteten Irrthums und zur Ueberzeugung des Publikums dienen konnte, allein alle ihre Bemühungen waren fruchtlos. Das Gouvernement sah sich endlich genöthigt, den kaiserlichen Befehl auf Frankenberg anzuwenden und ihn zur Prüfung der Orthodoxie der Löwener Lehrer zu verhalten, der Bischof weigerte sich jedoch auf eine Weise, welche seinen festen Entschluß, sich nicht überzeugen zu lassen, sehr offenherzig erklärte: »Die beständigen Geschäfte meines Kirchensprengels, schrieb er den 4ten März 1789 an den Minister [1]), »erlauben mir nicht, den Vorlesungen in Löwen beizuwohnen, »und ich kann die von mir verlangte Erklärung über derselben Orthodoxie nicht geben, ohne zuvor wenigstens ein ganzes Jahr jene Vorlesungen angehört zu haben. Es wäre »vielmehr nothwendig, daß sämmtliche Lehrbücher durch erfahrene Theologen geprüft würden. Und dann getraute ich »mir noch nicht, ein Urtheil zu fällen, sondern ich bitte Se. »Majestät, hierüber eine Provinzialsynode sämmtlicher niederländischer Bischöfe zu versammeln. Sollte jedoch auch die »Orthodoxie der Lehre vollkommen sich bewähren, so würde »ich doch nie einwilligen, daß eine einzige theologische Schule »bestehe, deren Unterricht unter weltlicher Aufsicht sey, und »die Bischöfe eines solchen ihnen zustehenden Rechtes beraubet »werden. Aus diesen Gründen wird es mir überhaupt unmöglich, dem allerhöchsten Befehle Gehorsam zu leisten, und

[1]) Wiener Kirchenzeitung Jhr. 1789. S. 441. — Wolf Gesch. S. 605.

»ich kann weder mich ſelbſt nach Löwen begeben, noch die »theologiſchen Zöglinge dahin ſenden. Ich bin übrigens »überzeugt, Allerhöchſtdieſelben werden es, wenn ich blos darin »der innern Ueberzeugung meines Gewiſſens folge, als »keine Widerſpenſtigkeit anſehen, und glauben, daß die »Drohung, meine Temporalien zu ſperren, eine ſolche Ueber»zeugung nicht ändern werde.«

Trautmannsdorf beantwortete dieſes Schreiben unterm 7ten März, wie folgt [1]): »Weil das Gewiſſen, welches Ew. Eminenz ſeit 1787 unaufhörlich vorſchützen, Ihnen Muth genug einflößt, Ihrem Landesherrn auf die hartnäckigſte und ausgezeichnetſte Art ungehorſam zu ſeyn; ſo wird es Ihnen ohne Zweifel nicht weniger Muth geben, die Würden in Se. Majeſtät Händen niederzulegen, welche ſie in die grauſame Nothwendigkeit ſetzen, entweder Ihrem Landesherrn, oder dieſem Gewiſſen, wovon Sie ſich ſo blindlings leiten laſſen, ungetreu zu werden. Eben dieſer Schritt ſoll den Kaiſer ſowohl, als dem ganzen Lande, welches man von dem, was Sie in dieſem Stücke thun oder unterlaſſen, zu unterrichten nicht ermangeln wird, zum Beweiſe dienen, in wieferne Ihr Gewiſſen an Ihrem Betragen wirklich Theil hat, oder Ihnen nur zum Deckmantel dienet. In eben dieſem Schritte liegt das einzige Mittel, dem Aergerniſſe auszuweichen, welches Ew. Eminenz geben werden, wenn Sie mich dadurch, daß Sie Sich nicht gutwillig an dem beſtimmten Tag nach Löwen begeben, in die Nothwendigkeit verſetzen, die Befehle Se. Majeſtät ſogleich zu vollziehen; fürchterliche Befehle, welche das nämliche mit mehrerem Aufſehen

[1]) Daſelbſt ꝛc. ꝛc. a. a. O. S. 444.

ausrichten werden, und deren Umstände eben so ohne Beispiel sind, als es der Ungehorsam ist, wodurch Ew. Eminenz zum Schlachtopfer, das dem gerechten Unwillen des Kaisers gebracht werden muß, sich selbst bestimmen.«

Diese Drohung allein war im Stande das zärtliche Gewissen des Kardinals zu beschwichtigen und ihn zu bewegen, am folgenden Tage sich wirklich nach Löwen zu begeben. Allein anstatt die Prüfung der dortigen Lehrer im Sinne des Kaisers vorzunehmen, legte er ihnen zwei verfängliche Fragen vor, welche, sie mochten wie immer beantwortet werden, ein für seine üble Gesinnung sehr vortheilhaftes Dilemma enthielten. Sie lauteten *): »Ob die Bischöfe aus göttlichem Recht befugt seyen, zu allen Zeiten durch sich oder durch andere zu lehren und zu unterrichten, und zwar nicht durch Katechisieren und Predigen, sondern auch dadurch, daß sie denjenigen, welche in den Priesterstand treten wollen, die Theologie erklären? Ob sie in diesem Rechte durch die weltliche Macht gehindert oder beschränkt werden können?«

Eine Bejahung der ersten Frage würde des Kardinals Widerstand gerechtfertigt, eine Verneinung den Lehrern den Vorwurf der Ketzerei zugezogen haben. Prof. Dillen, dem diese Fragen zuerst vorgelegt worden, vermied die ihm gelegte Schlinge, und versprach schriftlich auf dieses seltene Probestück jesuitischer Verfänglichkeit zu antworten, allein der Minister legte sich ins Mittel und erklärte dem Kardinal, daß er dem Professor verboten habe, auf diese Fragen, welche mit dem Zweck seiner Sendung nach Löwen nichts gemein

*) Wolf Gesch. S. 607.

hätten, zu antworten, wodurch der Kardinal sich berechtigt glaubte zu erklären, daß er außer Stand sey, die Orthodoxie der Löwener Lehrer zu beurtheilen, da es ihm nicht vergönnt sey, ihre Meinung über diese beiden der Dogmatik angehörigen Fragen zu vernehmen. Inzwischen verfaßte dennoch die theologische Fakultät eine schriftliche Antwort auf die Fragen des Kardinals, worin erklärt ward, »daß sie dem Kaiser allerdings das Recht zugestehen müssen, die Theologen nicht vor genossenem Unterricht auf der hohen Schule zur Weihe zuzulassen, und daß die Bischöfe verpflichtet seyen, ihre Zöglinge in die Seminarien zu senden. Trautmannsdorf, der nie ermüdete, Mittel zur Ueberredung des Kardinals zu versuchen, sandte diese Antwort an den Kardinal mit der Bitte, die alleinige Absicht seiner Sendung nach Löwen im Auge zu behalten. Er benachrichtigte ihn zugleich [1]:

»Der Kaiser,« sagt er, »wolle dieses schlechterdings, um »einmal die beleidigenden Vorurtheile zu zerstreuen, womit »man seine Religionsgrundsätze in Zweifel gezogen und da»durch das Publikum beunruhigt hat. Der Herr Kardinal »könne demnach Löwen nicht eher verlassen, als bis die »Absichten Sr. Majestät durchaus erreicht wären, und er »möchte daher alles vermeiden, was gedachte Erklärung ver»zögern oder verhindern könnte, indem dieses nur den ge»rechten Unwillen des Monarchen vergrößern und ihn (Traut»mannsdorf) zwingen würde, die strengen Befehle, die er in »Ansehung Sr. Eminenz erhalten habe, zu vollziehen, um »so mehr, da es der Herr Kardinal leicht selbst wissen könne,

[1] Daselbst S. 611.

»daß sein Betragen die einzige Ursache sey, warum die Or»dens- und Weltgeistlichen sich den Befehlen des Monarchen »noch nicht unterwerfen wollen.«

Auf dieses neue Zeichen einer unbegreiflichen Langmuth [1] des Ministers, antwortete Frankenberg [2]:

»Ich habe geglaubt, daß man mir bei Untersuchung des »Unterrichts der theologischen Schule zu Löwen alle hiezu »nöthigen Freiheiten lassen würde, um entscheiden zu können, »ob derselbe der katholische Unterricht sey, welcher nicht bloß »gewisse Lehrpunkte, sondern den ganzen Umfang der ortho»doxen Lehre begreift. Alles was die Lehre betrifft, ist da»von unzertrennlich, so, daß derjenige, welcher in einem »Punkte nicht orthodox ist, es in allen übrigen zu seyn auf»höret. Ich kann folglich die verlangte Erklärung so lange »nicht geben, als den Professoren verboten ist, deutlich und »bestimmt auf alle Punkte der katholischen Lehre zu antwor»ten, worüber ich sie zu fragen für nöthig erachten werde. »Ich kann übrigens Ew. Exellenz die Schmerzen und das »Befremden nicht bergen, welches mir die Wiederholung der »in dem Schreiben vom 7ten März enthaltenen Drohungen »verursacht hat, die mich keineswegs bewogen haben, mich »nach Löwen zu begeben; und ich bitte Sie, sich von der »Unnützlichkeit solcher Mittel zu überzeugen, die mich niemals »verleiten werden, weder Gott in einer der wichtigsten meiner »Pflichten, noch meinen Souverain, der mir selbst befiehlt, »nihm die Wahrheit zu erklären, aus den Augen zu lassen.«

[1] Wolf. S. 611.
[2] Daselbst. S. 612.

Dieſer höchſt unnütze Streit wurde in gleicher Weiſe noch geraume Zeit fortgeführt, ohne daß der Kardinal, der in der That keine Irrlehren auswittern konnte, zu einer beſtimmteren Antwort hätte vermocht werden können. Er beſchränkte ſich auf ungegründete Beſchuldigungen gegen die Profeſſoren Stöger, Marant, Wauters und die Schriften Laubers, Schanzas und Pehems, welche er bei den Profeſſoren angetroffen haben wollte. Der Kaiſer ſelbſt mengte ſich unmittelbar in den Streit und erklärte dem Kardinal mit ungewöhnlicher Sanftmuth [1]): »Sie ſind,« ſchließt der Monarch dieſe Depeſche, »ohne Rückſicht auf das »was ich Ihnen hier ſagte, bevollmächtiget, ja, ich fordere »Sie ſogar dazu auf, über alle zum Unterrichte dienende »Bücher Ihre Meinung zu offenbaren und ſie dürfen nicht »daran zweifeln, daß ich ernſtlich geſinnet ſey, alles, was »darin Tadelhaftes gefunden werden möchte, verbeſſern zu »laſſen. Ich werde zu keinen Zeiten geſtatten, daß man in »dieſem Lande etwas einführe oder dulde, was dem Geſetze »des Stillſchweigens, über Sachen, die Ew. Eminenz beun»ruhigen, zuwider wäre. Meine beſtändige und unverbrüch»liche Liebe zu unſerer heiligen katholiſchen Religion, deren »Beſchützer und Vertheidiger ich von Standes wegen bin, »muß Ihnen ſowohl, als allen meinen Unterthanen in An»ſehung deſſen, was wahrhaft zum Glauben und zur Glau»benslehre gehört, dafür bürgen, daß ich mich je eben ſo »ſehr beſtreben werde, den reinen und apoſtoliſchen Trieb »der Biſchöfe durch Wegräumung alles deſſen, was ihn nur

[1]) Daſelbſt 614.

»im geringsten hemmen könnte, zu unterstützen, als ich da»rauf bedacht bin, alles zu unterdrücken, was sie sich unter »dem Vorwande der Religion wider meine Gerechtsame, »Hoheiten, Landesherrlichkeit, und wider die Wohlfahrt »und Ruhe des Staates herausnehmen möchten [1]).«

Der Kardinal, durch diese Depesche aufgefordert, die ihm verdächtigen Bücher und Lehrer namhaft zu machen, nannte er Marant und Wauters und die erwähnten Schriften; da aber seine Beschuldigungen bei näherer Untersuchung grundlos befunden worden waren, so ward der Kardinal nach Brüssel berufen und aufgefordert, binnen 24 Stunden eine bestimmte Erklärung zu geben. Der Kardinal gehorchte endlich, indem er erklärte: »Da man im Namen »Sr. Kais. Königl. Majestät uns ersuchet, und in uns ge»drungen hat, an diesem Tage zu erklären, wie wir die »vor uns untersuchte Lehre zu Löwen überhaupt befunden »hätten, so erklären wir, daß, nachdem wir, so wohl die »uns von den dortigen Lehrern auf die an sie gestellten Fra»gen gegebene Antworten, auch die Vorlesebücher derselben, »in genaue Ueberlegung genommen, wir eines wie das andere »in mehreren Stücken ziemlich ahndungswürdig befunden ha»ben, so zwar, daß wir uns bemüßiget sehen, die Lehran»stalt dieser Schule für nicht orthodox anzusehen, wie wir »solches nächstens mit ausführlichern Beweisen belegen werden.«

Es zeigte sich bald, daß der Kardinal Zeit gewinnen wollte, um in seinen »Gewissensängsten« von Lüttich Beistand zu fordern. Alle dortigen und in Brüssel befindlichen

[1]) Wolf. S. 616.

geistlichen Konspiranten waren ihm behilflich zur Abfassung jener versprochenen »Beweise,« welche endlich mit Spitzfindigkeiten und Mißbilligung der Grundsätze der Regierung und neuem Zündstoff für die bewegten Gemüther trefflich ausgestattet, wider Willen der Regierung gedruckt und im ganzen Lande verbreitet wurden [1].

Fünfzehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. 1788 — 1789.

(Fortsetzung.)

Während in diesen Streitigkeiten das bewegende Prinzip der belgischen Empörung in unbesiegter Kraft blieb, konnte auch die bewegte Masse nicht beruhigt werden. Schon den 22. Jänner entstand zu Brüssel ein Tumult, der den General d'Alton zwang, auf einen Haufen von 3000 Menschen Feuer geben zu lassen. Die Amnestie, welche das Gouvernement hinsichtlich alles Geschehenen verkündigte, verfehlte

[1] (Wolf S. 617.) „Sr. Eminenz des Hrn. Kardinals Erzbischof zu Mecheln Erklärung über die Lehre des Generalseminariums zu Löwen, sammt ausführlicher Beurtheilung der Meinungen der Professoren an dieser neuen Lehranstalt und ihrer Schulbücher.“ Der Hauptplan dieser Schrift war, die Widersetzlichkeit der belgischen Bischöfe gegen ihren Landesherrn zu rechtfertigen und anderseits die römischen Hoflehren, welche der Kaiser aus seinen Staaten entfernen wollte, besonders über die Untrüglichkeit des Papstes, die unbeschränkte Alleinherrschaft desselben über die gesammte Kirche geltend zu machen. Der Kardinal hatte bereits, ehe er sie dem Minister überreichte, vorläufig jenen Druck veranstaltet und die Exjesuiten in Lüttich machten es sich zum besondern Geschäfte, dieses verderbliche Produkt auf alle mögliche Weise nach den Niederlanden einzuschwärzen.

ihren Zweck, und bewirkte nur, daß die Unzufriedenen, welche ſich nun vorzugsweiſe »Patrioten« nannten, um ſich von den Royaliſten oder Anhängern der Regierung zu unterſcheiden, welche mit Eifer verfolgt und mißhandelt wurden. Immer bedenklicher wurde die Stimmung des Volkes und der Stände, welche ihre Prätenſionen ſteigerten. Das Volk beging die ſchändlichſten Exzeſſe und erlaubte ſich barbariſche Grauſamkeiten gegen die Opfer ſeiner Wuth. In Antwerpen wurden einem Patrioten beide Ohren ausgeriſſen [1]), und in Löwen erſtach ein Gaſſenjunge einen vom Rathhauſe kommenden Schöppen bloß deßhalb »weil er kaiſerlich geſinnt war.« In Mecheln entſtand ein Aufruhr durch die Weigerung der Zöglinge, das biſchöfliche Seminarium zu verlaſſen und den Zwang, welchen man ihnen zufügte. Der Pöbel nahm ihre Parthei, mißhandelte das Militär und konnte nur durch Flintenſchüſſe zerſtreut werden. Dem Herrn von Staſſart, der mit der Vollziehung der kaiſerlichen Befehle beauftragt war, wurden bei dieſer Gelegenheit die Fenſter eingeworfen. Der Biſchof von Antwerpen, welcher nach Wien berufen ward, weigerte den Gehorſam, und die Biſchöfe von Gent, Brügge und Namur proteſtirten lebhaft gegen die Einrichtung der Generalſeminarien. Die ganze Nation gerieth in Bewegung und ein wilder Trotz theilte ſich allen Gemüthern mit [2]).

Der Kaiſer fand es demnach für gut, mit größerer Strenge gegen das empörte Volk zu verfahren. Es ward Befehl gegeben, ſich derjenigen Perſonen zu Brüſſel,

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. III. Bd. S. 35.

[2]) Beitrag zu Bruchſtücken für Joſephs II. Lebensgeſchichte. Mainz, 1790. 2ten Bandes 3tes Heft. S. 194.

Antwerpen und Löwen zu verſichern, welche ſich ohne Scheu für die Häupter der aufrühreriſchen Parthei erklärt hatten. Allein dieſe Strenge war mehr ein Schein als eine Wirklichkeit, denn Trautmannsdorf ſezte zwar die Stände von der zu ergreifenden ſtrengen Maßregel in Kenntniß, allein ſie wurde ſo zögernd ins Werk geſezt, daß ſie ihren Zweck faſt gänzlich verfehlte [1]. Das Militär zwar zeigte großen Ernſt und der Kommandant von Antwerpen erklärte, in Folge des Tumults vom Auguſt 1787, daß er Ordre habe, jedes Haus in den Grund zu ſchießen, aus welchem auch nur ein Stein auf die Soldaten geworfen würde, aber die Nachgiebigkeit des Civilgouvernements kontraſtirte ſehr mit dieſen Drohungen. Sie entſchuldigte mehr den Kaiſer, gegenüber von widerſpenſtigen Ständen und Behörden, als ſie ſeine Autorität geltend machte. Die Verhaftung der Volksaufwiegler rechtfertigte es in einem Schreiben an die Stände von Brabant in folgender Weiſe [2]:

»Ungeachtet Se. Majeſtät, da Allerhöchſtdieſelben unabläßig den Eingebungen Ihrer Güte und Ihrer Neigung für Ihr Volk folgen, verfloſſenes Jahr dem Begehren der

---

[1]) La saisie, peut être necessaire, de quelques particuliers, que le Géneral-Commandant sollicitoit depuis long tems, acheva, par la façon dont on s'y prit, le mal que ces événemens avoient produit. Ce fut le 8 Août qu'on s'y decida; quinze cents hommes furent sous les armes pour prendre van der Noot, et le manquerent, on manqua également tous ceux qui étoient désignés, et on ne s'en attira pas moins de reproches. D'ailleurs, on agit tres illégalement pour leurs papiers et autres effets, et peu humainement envers ceux qui avoient été assez dupes, pour se laisser prendre, et qui étoient détenus au château d'Anvers.

[2]) Leben und Geſchichte Joſ. II. IV. Bd. S. 85.

Stände und der Nation in Betreff verschiedener Einrichtungen, wogegen sie reklamirten, nachgegeben, und Höchstdieselben die positivesten Versicherungen wegen Aufrechthaltung der Konstitution und Fundamental-Gesetze ertheilt und erneuert hatten; ungeachtet Dero Vertrauen in die Gesinnungen der Nation Höchdieselben vermochte, das Werk Ihrer Großmuth und Zärtlichkeit für ihre getreuen Unterthanen dadurch zu vollenden, daß Sie ihnen völligen Vergeß des Vergangenen und die völlige Rückkehr Ihrer Gnade und Ihres Wohlwollens angedeihen ließen. Endlich ungeachtet der Erkenntlichkeit, womit ihr, im Namen der Nation, Sr. Majestät für den Ihr gewährten Vergeß danktet, haben doch einige verkehrte, schädliche Partikuliers, die, nicht zufrieden, sich selbst der Wirkungen dieser Gnade unwürdig zu machen, die Nation entehren, bis diesen Tag nicht aufgehört, in ihren eben so gehässigen als sträflichen Schritten zu verharren, alle Rechte der Souverainität anzugreifen, alle Ressorts der höchsten Autorität zu verachten, die Verordnungen und die Konstitution selbst umzustoßen, und die Rechte der Organisation der Stände, welche die Nation repräsentiren, zu verdrehen, mit einem Worte, Unordnung und Anarchie einzuführen, und mit Hartnäckigkeit der Ausübung der unwidersprechlichsten Rechte und der souverainen Autorität, schändliche, und kaum in den Prozessen zwischen Partikuliers vorkommende Chikanen entgegen zu setzen, indem sie noch zum Ueberfluß auf alle Weise alle Arten den Souverain beschimpfende, das Volk beunruhigende und es aufzuhetzen, zum Ungehorsam und zum Aufruhr zu reizen, bestimmter Gerüchte ausstreuen, deren Wirkungen leider schon seit kurzem in einigen Gegenden sich erneuert,

und nach allen Nachrichten, noch in andern Theilen von Brabant ausbrechen wollten.«

Wie verkehrt die Wirkung dieſer gerechten Klagen auf die Stände geweſen ſeyn muß, läßt ſich ermeſſen, wenn man bedenkt, daß alle dieſe Vorwürfe ſie ſelbſt trafen. Auch die Folgen zeigten den Eindruck der Maßnehmungen des Gouvernements, denn am 21. Nov. verweigerte der dritte Stand — die Bürger der Hauptſtädte — dem Kaiſer die gewöhnlichen Subſidien, und alſo war nach der Brabanter Konſtitution die Bewilligung der höheren Stände fruchtlos. Auch Hennegau hielt ſeine Beiſteuer zurück, unter dem gemeinſchaftlichen Vorwand, daß noch nicht allen Beſchwerden der Nation abgeholfen ſey, eigentlich aber aus Verdruß, daß die Stelle eines Großbaillifs, der Grafſchaft Hennegau, dem Herzog von Ahremberg entzogen, und dem General Arberg ertheilt worden. Die Stände hatten ſomit ganz und gar den Inhalt ihrer Bitte: »Seine Majeſtät wolle das Geſchehene bloß dem Antriebe derjenigen zuſchreiben, welche zugleich Feinde des Vaterlandes, des Landesfürſten und der öffentlichen Ruhe ſind« — vergeſſen, und ſich ſelbſt als ſolche erwieſen, welchen es offenbar gleichgültig war, in welches Elend der böswillige Trotz der Repräſentanten des Volkes, dieſes durch Erregung des höchſten Zorns eines aufs Aeußerſte beleidigten Souveräns ſtürzen könne. Joſeph II. hingegen weit entfernt, die Sünden dieſer »Väter des Volks« an der Nation rächen zu wollen, richtete nun ſein Augenmerk ausſchließlich auf jene uralten Einrichtungen, welche ſeit ſo langer Zeit eine Quelle unaufhörlicher Unruhen geweſen ſind [1]). Damals ſchrieb

[1]) Kampens Geſch. der Niederlande, 2ter Bd. S. 506.

d'Alton an den Kaiſer: »Eine unerſchütterliche Feſtigkeit der Beſchlüſſe, und eine unnachſichtliche Strenge bei ihrer Vollziehung, iſt in dem Augenblick dringend erforderlich [1]). Wirklich hielt es auch der Monarch jezt, nachdem die Repräſentanten der Nation ihre Pflichten mit Füßen getreten, für angemeſſen, ohne Rückſicht auf die Landesverfaſſung mit gebieteriſchem Ernſt Umſtaltungen vorzunehmen, von welchen ſich, unter ſo traurigen Umſtänden, allein Herſtellung einer dauerhaften Ruhe verſprechen ließ. Dieſe lezten Mittel beſtanden nach übereinſtimmender Meinung der, mit der Lage der Dinge vertrauten Anhänger des Kaiſers, in einer völligen Umänderung der Landesverfaſſung, welche die Quelle ſo vieler Uebel war und noch viele erzeugen konnte.

Demgemäß wurde im Jänner 1789 zu Antwerpen bekannt gemacht, daß der Kaiſer, entrüſtet über die ſeit achtzehn Monaten in Brabant vorgefallenen Ereigniſſe und die Verweigerung der Subſidien, unter anderen Verfügungen die gegebene Amneſtie zurücknehme, dem Generalgouvernement auftrage, mit Hülfe des Militärs allen Schuldigen genau nachzuforſchen, und alle aufrühreriſchen Reden ſtreng zu ahnden. Wer ſich noch ferner wagen würde, Widerſtand zu leiſten, ſolle augenblicklich verhaftet werden. Nach einer Miſſive, welche der Penſionär von Brabant in die Verſammlung ſeiner Stände brachte, ſollte nach den neuen Anordnungen des Kaiſers erſtens: das Diplom vom 1. Jan. 1787, welches ſpäter widerrufen worden, wieder in völlige Kraft treten, zweitens die Ratifikation vom 2. Septbr. 1787 und die

[1]) Lettres du général *d'Alton* p. 16.

Amneſtie vom 27. Mai 1788 widerrufen, drittens keine Aebte und Aebtiſſin für Brabant und Hennegau wieder ernannt, viertens die Joyeuse Entrée für den Willen des Kaiſers nicht mehr bindend erachtet werden [1]). Der Graf von Trautmannsdorf brachte dieſe Befehle von Wien, und theilte ſie gleich nach ſeiner Zurückkunft den Ständen von Brabant und Hennegau mit. Dagegen wurden den Ständen von Flandern und dem Biſchof von Dornik in eigenhändigen Schreiben des Kaiſers gnädige Geſinnungen zu erkennen gegeben.

Nachdem das kaiſerliche Edikt den 19ten allgemein bekannt gemacht worden war, erklärten ſich die Stände von Brabant äußerſt willfährig „ſich über diejenigen Punkte ihrer Verfaſſung, die Seiner Majeſtät heilſamen Abſichten im Wege ſtehen dürften, gern zu allen Beweiſen der Bereitwilligkeit, Ergebenheit und des Eifers zu verſtehen“ — allein die Stände von Hennegau beharrten bei ihrem Trotz, und ſo wurde ihre Verſammlung zu Mons den 3. Jänner durch Kommiſſäre aufgehoben und ihre Privilegien vernichtet. Auf die Bitte der Brabantiſchen Stände vom 26. Jänner ward die Antwort des Kaiſers am 2. März ihnen eröffnet, zugleich aber Befehl gegeben, die gewöhnlichen Subſidien einzutreiben, weitere Verordnungen zur Verhütung der Erneuerung von Unruhen zu erwarten, und eine Aenderung der Verfaſſung angekündigt. »Nach der Art, wie ihr euch dabei benehmen werdet,« ſchrieb der Kaiſer, kann ich auf die Aufrichtigkeit

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4ter Bd. S. 196. — „weil die Provinzen Hennegau und Brabant den, in der Ratifikation vom 27. Sept. 1787 enthaltenen Präliminarien, nicht gehorcht hätten.“

eurer Gesinnungen schließen, dann, nicht eher aber werde ich eure Deputation »mit Vergnügen annehmen [1].«

Das Recht des Monarchen, zweckmäßige Abänderung der Verfassung vorzunehmen, damals von einem gelehrten Niederländer erwiesen, war in dem Augenblick, wo Empörung der Stände des Volks selbst das Recht der Gewalt provozirten um so mehr außer Zweifel gestellt, da der Kaiser keineswegs gesonnen, eine Willkürherrschaft einzuführen, nur solche Umstaltungen der Verfassungen projektirte, welche zum Wohle des Landes gereichen mußten. Der Plan der neuen Verfassung, welchen Joseph dem Herzogthume Brabant geben wollte, hatte diejenige zur Grundlage, welche in der Grafschaft Flandern seit dem Jahre 1754 in Kraft gesezt war. In dieser Provinz hatte der Adel den Versammlungen der Stände durch 150 Jahre nicht beigewohnt, so daß nur die Geistlichkeit und der Mittelstand, und von diesem nur die Städte Gent, Brügge und Ypern das Land repräsentirten. Im Jahre 1754 boten aber die übrigen Städte Flanderns 1,642,600 fl. jährliche Subsidien, für die Gewährung der Stimmfähigkeit an, welche ihnen Maria Theresia auch in demselben Jahre ertheilte. Hierauf stüzte Joseph seinen Reformplan, in der Voraussetzung, daß die Wünsche der Nation von damals unverändert dieselben geblieben seyen — eine Annahme, zu deren Bestreitung kein vernünftiger Grund vorhanden war. Der Kaiser machte, hierauf fußend, den 18. Brachmonat folgende Vorschläge: Erstens sollten nebst Löwen, Brüssel und Antwerpen, deren Interessen, jenen des

[1] Cornova, Jos. II. S. 486.

übrigen Landes oft nicht entſprachen, alle übrigen Städte von Brabant zur Landesrepräſentation zugelaſſen werden; zweitens ſollten zur Deckung der Staatsbedürfniſſe beſtändige Subſidien wie in Flandern eingeführt werden; drittens ſollte auf den Landtagen zwar jeder für ſich entſchließen, aber nur die Mehrheit der Stimmen entſcheiden; viertens ſollte der Rath von Brabant, als ein durch die Joyeuse Entrée ſelbſt zur Beſtätigung der Verordnungen berechtigter Gerichtshof, auch in der Folge alle landesfürſtlichen, jener Urkunde nicht widerſtreitenden Verordnungen, beſtätigen, wegen gegründeter Bedenklichkeiten aber der Statthalterei Vorſtellungen zu machen, angewieſen ſeyn.

Allein je deutlicher das Gepräge dieſer Vorſtellungen den Willen des Kaiſers verrieth, ſo lange als möglich die geſetzlichen Formen zu achten und ſich auf dem verfaſſungsmäßigen Wege mit den Landesrepräſentanten zu verſtändigen, je lebhafter regte ſich wieder der Geiſt des Widerſtandes unter den Ständen. Sie weigerten ſich aufs Beſtimmteſte, den Propoſitionen des Landesfürſten Gehör zu geben, und zwangen ſo deſſen Bevollmächtigten, die ihm für dieſen Fall anbefohlene Strenge in Anwendung zu bringen. Nachdem er Truppen hatte verſammeln und den Ständen hatte drohen laſſen, erklärten dieſe trotzig, man könne ſie kaſſiren, aber niemals würden ſie ſelbſt nachgeben — worauf ihre Berathſchlagung für geendigt, die Verfügungen der ſtändiſchen Willkür ſeit 1786 aus den Protokollen herausgeriſſen und die Joyeuse Entrée für aufgehoben erklärt wurde. Die Stände wollten nun feierlich proteſtiren, allein ſie fanden das dazu gewählte Hotel des Raths von Bra

Tags darauf wurde kund gemacht: »Die strengen Verfü»gungen, zu welchen uns das Betragen der Stände von »Brabant vermocht hatte, und welche wir ihnen durch »die Depesche vom 7. Jänner ankündigten, sind durch die »darauf folgende Depesche vom 15. Februar bloß in der Er»wartung aufgeschoben worden, daß die beiden ersten Stände »die in ihrer Depesche vom 26. Jänner bezeigte völlige Un»terwürfigkeit in jedem Betracht erfüllen würden. Allein, »anstatt unserem gnädigen Zutrauen zu entsprechen, anstatt »die in ihrer Bittschrift enthaltenen Versicherungen ins Werk »setzen, anstatt unsere Neigung zur Milde, und die ihnen »unsrer Seits vorgeschriebenen Mittel zu benützen, um sich »dadurch zugleich mit der vollkommenen Wiederherstellung »der Ordnung und öffentlichen Ruhe, die Aufrechthaltung der »Konstitution und den Privilegien zu erhalten, deren Verlust »sie schon verdient hatten, gaben sie dem Ungehorsam gegen »so heilsame Absichten den Vorzug. Ein solches Betragen, »welches unsern Unwillen immer mehr und mehr reizet, ge»stattet unserer Würde keineswegs, die unbeschränkte Wirk»samkeit unserer Depesche vom 7. Jänner länger aufzuschieben. »Dem zu Folge haben Wir folgende Punkte und Artikel ver»ordnet und festgesetzt. 1) Von diesem Tage an sollen alle »in unsrer Provinz Brabant bewilligte und bestätigte Begün»stigungen und Privilegien, so wie der ganze Inhalt der »Joyeuse Entrée widerrufen, und für nichtig erklärt seyn »und bleiben.

»2) Sollen von diesem Tag an die unter dem Namen »der Ständedeputation bekannte Interimskommission, wie auch »alle Einnehmer und übrigen Beamten der Stände, ohne

»Ausnahme entsezt seyn. 3) Demungeachtet erklären Wir, »daß diese Einnehmer und andere Beamten die Pflichten und »Verrichtungen ihrer Stellen wie vorhin fortsetzen, und den »nämlichen Gehalt, wie bisher genießen können; wenn sie »uns vorläufig den Amtseid ablegen, so wie sie ihn vor die»sem den Ständen von Brabant abgelegt haben, welcher in »jedem Betracht aufhören soll. 4) Wir werden ungesäumt »durch die Mittel, welche schicklich gefunden, und öffentlich »bekannt gemacht werden sollen, für die Einhebung der Auf»lagen und öffentlichen Lasten sorgen, man wird davon die »Zinsen der darauf fundirten Vorschüsse leisten und alles »genau quittiren. Mit gleicher Genauigkeit wird Auch für »die Abtragung der Kapitalien, nach den mit den Darlei»hern eingezogenen Verbindungen und den sich ergebenden »Ueberschüssen Sorge getragen werden. 5) Da der Rath »unserer Provinz Brabant zu den schändlichen Ausschweifungen, »so er sich im Jahre 1787 erlaubte, auch noch den ausge»zeichnetesten Ungehorsam hinzugefügt hat; so erklären Wir »denselben durch unser Diplom vom 6ten dieses Monats für »kassirt und aufgehoben, mit dem ausdrücklichen Verbot, an »jedes seiner Mitglieder nach Erhaltung dieses unsers Diploms »nicht die mindeste obrigkeitliche Gewalt, Gerichtsbarkeit, oder »irgend eine Verrichtung ihres vorigen Amts auszuüben, unter »Strafe der ewigen Verbannung aus dem Gebiete unserer »Niederlande. 6) Da die Aufhebung dieses Gerichtshofes es »nöthig macht, daß wir unsere Provinz Brabant mit einem »höhern Richter versehen, so weisen wir unsern, zu Mecheln »Sitzung haltenden, großen Rath an, so wie wir es durch »ein anders Diplom vom 6ten dieses angeord[illegible]n, in

»beſagter Provinz alle Gerichtsbarkeit auszuüben, wie ſolche »der nun aufgehobene Rath ausübte. 7) Wir verſichern »allen unſern getreuen Unterthanen jedes Sandes und jeder »Würde ihre alten Freiheits- und perſönlichen Eigenthums- »rechte, wie auch, daß ſie in Civil- ſowohl als Kriminalſachen »nicht anderſt als bei der ordentlichen Behörde durch Recht »und Urtheil, und vor ihrem gehörigen Richter behandelt »werden ſollen, welcher in der lezten Inſtanz und für alle »Perſonen, Fälle und privilegirte Sachen, ſo ehemals vor den »Rath von Brabant gehörten, der zu Mecheln ſitzende große »Rath ſeyn wird. Hievon ſind jedoch diejenigen ausgenommen, »welche ſich durch vergangene oder zukünftige Ereigniſſe gegen »uns ſchuldig gemacht haben. 8) Wir bedeuten Jedermann »zum voraus, es ſey unſer höchſter Wille, daß dieſe Schuldige, »nach dem Ausſchlage, der wider ſie angeſtellten oder noch »anzuſtellenden Unterſuchungen, zu Folge der in unſerer oben »erwähnten Depeſche vom 7ten Jänner enthaltenen Befehle »ſogleich, ohne weitere Rechtsvorſorge, angehalten werden ſollen, »um den Umſtänden gemäß, und durch einen von uns dazu »anzuweiſenden Richter verhört, und verurtheilt zu werden. »— — Gegenwärtige Verordnung ſoll zum Druck befördert, »verkündigt, und an den gewöhnlichen Orten angeſchlagen »werden, damit ſich Niemand mit der Unwiſſenheit entſchul- »digen könne.«

Andere Verordnungen regelten die künftige Verwaltung der Gerechtigkeit und die Erhebung der Steuern. Es folgte hierauf eine Erklärung des Gouvernements, worin die väterlichen Abſichten des Regenten erläutert, die Rechte der Perſonen ſicher geſtellt, und das Volk zur Ruhe ermahnt wurde.

Der Eindruck dieſer Maßregel, welche mit einem Male alle Aufwieglungskünſte und Machinationen niederſchlug, ſchien das Beſte zu verſprechen. Nur ein einziger Beamter weigerte ſich, dem Souverän den Eid zu leiſten, und das Volk war ſehr erfreut über die Aufhebung einiger läſtigen Steuern auf Lebensmittel. Luxemburg und Limburg bewilligten ſogleich die Subſidien auf immer, und erſteres machte überdieß dem Landesfürſten ein freiwilliges Geſchenk von 200,000 fl. Aber der Rath von Brabant verharrte in ſeinen üblen Geſinnungen, welche nicht aus den Intereſſen des Landes entſprangen[1]).

Trautmannsdorf, der zu dieſem lezten Mittel erſt in der äußerſten Noth geſchritten war, und es ſtets dem Kaiſer widerrathen hatte, da ihm die Militärmacht in den

---

[1]) Cornova (S. 499.) ſagt: Lag ihnen wirklich der frohe Willkomm ſo ſehr am Herzen? und hielten ſie eine vor 400 Jahren in einer ſo unverſtändlichen Sprache geſchriebene Urkunde, daß ſie eben darum mehrerer und widerſprechender Auslegung fähig iſt, wirklich für das Palladium ihrer Freiheit? Und daß ſie im Ernſte glaubten, die Religion ſey in Gefahr, daran wollten unbefangene Beobachter aus dem Grunde zweifeln, weil ſie bemerkt haben, daß der Wandel gewißer Belgiſcher Eiferer eben nicht beweiſe, daß ihnen die Religion ſehr am Herzen liege. Viel wahrſcheinlicher wirkten hier ganz andere Triebfedern: Und der Abfall der Niederlande ſollte Joſephen nur von der Verfolgung anderer großen Abſichten weglenken. Man darf kühn behaupten, daß, wenn es dieſem Monarchen, ſein immer reger Wunſch, Gutes zu wirken, auch erlaubt hätte, jene Vorurtheile der Nation ganz zu ſchonen, man immer einen andern Vorwand zur Widerſetzlichkeit gefunden haben würde. Unter dem Vorwand gekränkter Rechte lehnte man ſich wider Joſephen auf; und ohne irgend einen Vorwand zu haben, bezeigte man ſpäter [illegible] ig-
keit gegen Franzens II. väterliche Wünſche.
durch Beides das ſpätere, durch laute Klagen
geſtandene, Unglück der Niederlande vorbereitu

Niederlanden, zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung zu gering schien, mußte nachher selbst bekennen, daß der Erfolg die günstigsten Erwartungen übertroffen habe. Eine zahlreiche Parthei hatte diese Maßregel längst gewünscht, um endlich die ängstliche Zweifelhaftigkeit des damaligen Zustandes beendigt zu wissen, selbst ein Theil der Gegenparthei schien befriedigt, durch eine ernstliche Anordnung, deren Androhung er nicht ertragen konnte. Des anderen Tags erhielt der Minister unzählige Besuche von Royalisten, die ihm und dem Lande Glück wünschten, und eine so lebhafte Freude äußerten, daß es mühsam war, sie zu Gunsten der zu erhaltenden allgemeinen Gemüthsruhe zu mäßigen. Acht Tage lang wurde das Vorzimmer des Ministers nicht einen Augenblick leer von angesehenen Einwohnern, die ihm mit der größten Herzlichkeit für die wiederhergestellte Ruhe dankten, und sich in Aeußerungen ihrer Ergebenheit erschöpften. Dieß beruhigte endlich den etwas zaghaften Minister, und überzeugte ihn, daß nun wirklich Alles beendigt sey [1]).

Am meisten befriedigt war d'Alton, der bis dahin höchst unzufrieden, in seinen Briefen an den Souverain nicht müde ward, sich über die Regierung zu beklagen. Höchst mißvergnügt über die Weise, wie man seine Versuche, das platte Land, durch Schriften, welche das System von 1787 vertheidigten, »aufzuklären,« dem Kaiser dargestellt hatte, beschuldigte er den Rath des Gouvernements selbst, die herrschenden Unruhen veranlaßt zu haben. »Derselbe, schrieb er, wird ohne Zweifel stets einem System entgegenarbeiten,

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens S. 30.

welches die Macht und das Anſehen verringern würde, das er ſich angemaßt. Ich finde mich ſogar veranlaßt, und bin auch geneigt zu glauben, daß Alles, was geſchieht, der Gegenpartheil im Voraus angedeutet wird, und daß dieſe im Gegentheil die Gegenmaßregeln vorſchreibt. Die Abteien, gegen welche die meiſten Mitglieder der Regierung weſentliche Verbindlichkeiten haben, beſtehen und fahren fort, das Volk aufzuregen, der theologiſche Streit macht fortwährend ſchlimme Senſation, und der Miniſter wird, durch alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, irre geleitet [1]).« Dieſe übellaunigen Ergüſſe ſchienen ihm einzig durch die Lauheit und Zaghaftigkeit des Gouvernements hinlänglich gerechtfertigt. Als endlich den 18ten Juni das Gouvernement nothgedrungen einen entgegengeſezten Charakter annahm, war die Freude dieſes Generals unmäßig. »Der 18te Juni,« ließ er dem Grafen Trautmannsdorf durch den Rath Limpens ſagen, »ſey ein Tag des Glücks für Oeſterreich, denn er ſey der Tag, an welchem die Monarchie durch die Schlacht von Collin gerettet, und der Kaiſer unumſchränkter Herr der Niederlande wurde.« Allein Trautmannsdorf war damals noch weit entfernt, das Ereigniß ſo anzuſehen, und ſchrieb an den Kaiſer, »daß man ſehr viel Klugheit und Weisheit brauchen werde, und daß man vor Allem die Nation nicht zur Verzweiflung bringen müſſe [2]).« Demungeachtet war auch er — wie ſchon erzählt worden — bald beruhigt, wiewohl der Lezte, und von nun an glaubte Jedermann an die Erhaltung der Ruhe.

---

[1]) Memoire p. s. à la just. d'*Alton*. I. T. p. 183. lettr. F

[2]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 80.

Sechszehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande.
(Fortsetzung.)

Die Niederlande waren vollkommen beruhigt, allein Josephs Unstern ließ nicht zu, daß er irgendwo eine Frucht seiner Maßregeln einerndte. Aeußere Zufälle und die störende Einwirkung fremder Intriguen vernichteten fast immer seine Werke in dem Augenblick, da sie die Vollendung krönen sollte. Es näherte sich eine Epoche, welche in vielen Geschichtsbüchern als eine Folge seiner Despotie, seiner gewaltsamen Vernichtung der Landesfreiheit, als ein verdientes Strafgericht für tyrannische Willkürherrschaft, als eine hehre Großthat der Nation figurirt, aber in Wahrheit nichts von allem dem gewesen ist. Die öffentliche Meinung eines vielleicht jezt geschlossenen Zeitraumes, glaubte alle Verdienste des großen Monarchen aufgewogen, durch das einzige Vergehen gegen das niederländische Volk, gegen die Majestät einer Nationalfreiheit, durch die Willkür seiner Souveränität gegen die Willkür der Volkssouveränität. Dieses strenge und stolze Urtheil geht von dem Prinzip der Unfehlbarkeit und unumschränkten Berechtigung einer, in was immer für einem Kulturzustand befindlichen, Nation zu jedweder Willkür aus, der gegenüber dem Regenten allein gebunden seyn soll, durch das von dem Volk eines fernen Jahrhunderts gegebene Gesetz. Dieses Prinzip, welches gleich dem von der Unfehlbarkeit der Kirche ein bloßer Glaubensartikel ist, mag zu vertheidigen seyn, allein ihm entgegen steht ein anderes über alle Irrthümer und Stimmungen, Rechtsbegriffe und wandelbare Satzungen erhabenes, das uns vom geschriebenen deutbarem

Rechte abſehen und den Charakter der Streitenden — ſeyen es Völker einerſeits und Regenten andererſeits oder Völker und Völker, Könige und Könige — nach dem was ſie wollen und vollbringen, beurtheilen, und dem, der das gute wollte, die Krone des Verdienſtes zuerkennen läßt.

Die Gerechtigkeit der geſchichtlichen Kritik muß eben ſo oft den Geiſt eines Zeitalters und den Charakter eines Volks anklagen, als den Willen und den Charakter der Einzelnen. Die Urtheile einer demokratiſch geſinnten Zeit und der zeitweiligen ſtaatsrechtlichen Theorie, welche Joſephs Willkür gegen die Niederlande verdammen, dürften von den weltgeſchichtlichen der Nachzeit überlebt werden. Schon unter dem Zeitgenoſſen hat ſich ſtillſchweigend eine Meinung geſtaltet, welche die großen Abſichten des Kaiſers anerkannt und die große Blutſchuld der Staatsumwälzung von 1789 auf den Charakter der Nation wälzt. Und fürwahr — mag man Joſephs Eigenſchaften anſehen wie man will — wer möchte es nach neuerlichen Ereigniſſen wagen, die Niederländer von Nationalfehlern frei zu ſprechen, die in einer Reihe von Jahrhunderten ſich immer gleich geblieben ſind, und nur die traurigſten Wirkungen hervorgebracht haben? Jedes Blatt ihrer Nationalgeſchichte zeugt davon, daß ſie im Wohlſtand übermüthig, in allen Umſtänden dem niedrigſten Eigennutz ergeben, parthei- und ränkeſüchtig, käuflich, treulos, feig und undankbar geweſen ſind. Dieſe Vorwürfe zwar treffen mehr oder minder die Einzelnen eines jeden erregten Volkes, und nichts iſt gewiſſer, als daß ſie kaum irgendwo die Einzelnen weniger treffen, als in den Niederlanden, aber nirgends hat

ſich die Geſammtheit eines Volkes, oder der Gemeingeiſt deſſelben, dieſer Laſter ſchuldiger gemacht [1]).

Nur eine Rückerinnerung ſey hier geſtattet — an die Niederländer des ſechzehnten Jahrhunderts unter Philipp II. und Alba, zu vergleichen mit Jenen des 18ten und Joſeph und Trautmannsdorf! Wie verſchieden in ihren Wünſchen, wie ähnlich in ihrem Charakter ſind ſich die Niederländer dieſer Zeiten, wie wenig nahm ihre Stimmung Rückſicht auf die Verdienſte ihrer Oberherren! Wollüſtige Trunkenheit, Ueberfluß und Reichthum brachte ſie zu tollen Aufſtänden gegen Karl, der ſie mit Vorliebe behandelt, ſeine Strenge ſchlug ſie ſchnell nieder, ſie liebten am Ende den, der ſie züchtigte. Bald darauf ſchlug die Reformation Wurzel in ihren Gemüthern und ihre edelſten Männer — Egmont, Oranien, van Hoorn, Männer, welche Joſephs größte Stützen geweſen wären, verwahrten ſich gegen Inquiſition und Prieſterwillkür; aber als die Statthalterin Margarethe in Folge einer Milderung der ſtrengen Religionsedikte dem Volke faſt allgemeine Duldung faktiſch gewährte, bezahlten die niederländiſchen Proteſtanten dieſe willkürlich auf eigene Gefahr

[1]) Man wird mir wohl ſchwerlich den Unterſchied beſtreiten, welchen ich hier zwiſchen dem Charakter eines Volkes mache, und dem ſeiner einzelnen Mitglieder, welcher ganz entgegengeſezt ſeyn kann. Wie groß, gewandt, ſtolz, intelligent, energiſch, muthig, kraftvoll — aber knauſeriſch und proſaiſch iſt die engliſche Nation, wie plump, unbedeutend, phlegmatiſch, roh — aber edel und großmüthig und meiſt die Engländer — wie verſtändig, originell, geiſtreich, tief, forſchend und ſtark ſind die Teutſchen, wie träge, einfältig und äffiſch iſt mit Erlaubniß — das teutſche Volk? Vielleicht ſind die Franzoſen das einzige Volk, das im Einzelnen und im Ganzen ſich gleich bleibt, ſtets feurig, leichtſinnig, wetterwendiſch, ehrgeizig und — närriſch.

der Statthalterei ihnen gewährte Freiheit — so wie nachher Trautmannsdorfs nachsichtsvolle Güte — mit der Münze des Undanks, plünderten und zerstörten katholische Kirchen, schändeten heiliges Geräth und hörten nicht auf mit Unfug, bis König Philipp II. die Geißel des Bürgerkriegs über ihnen schwang und der Patriotismus feig in die Kniee sank. Alba — derselbe Alba, dessen Bild die Niederländer jezt auf eine Wolfshaut malen, mit Todtenschädeln und den schrecklichen Werkzeugen seiner Rache umgeben — Alba trat nun mit eisernem Fuß auf den Nacken des, der Beleidigung der Majestät schuldig erklärten Volkes, das nun in feiger Demuth sich unter seinen schrecklichen Schlägen krümmte. Egmont, van Hoorn und achtzehntausend Niederländer fielen nun durch Henkers Hand und Unzähligen wurden durch Folter und Marter die Glieder verstümmelt. Das Volk trug dieses schreckliche Gericht ohne Murren, mit friedlichem Muth wie die Liebkosung eines schmeichelnden Weibes. Die Religion mußte zum Vorwand der schimpflichsten Theilnahmslosigkeit dienen. Aber als Alba zuerst den 100sten, dann den 20sten und endlich den 10ten Pfenning von dem gesammten Vermögen der Einwohner eintrieb — da erst empörte sich das Volk — nicht um die blutige Unbill zu rächen, nur um den zehnten Pfennig zu ersparen [1])!

---

[1]) „Jezt schrieb Alba den hundertsten Pfenning vom gesammten Vermögen aller Einwohner, dann den 20sten und 10ten Pfenning von jeder Veräußerung unbeweglicher und beweglicher Gütern aus, und — was die Henkerbeile nicht vermocht hatten — die Steuereinnehmer erregten eine Empörung. Der zehnte Pfenn — es ist niederschlagend, es zu sagen — der zehnte Pfen

Daſſelbe Volk, welches im 18ten Jahrhundert Joſeph anfeindete, weil er ihm die Religionsfreiheit gab, welche ihm Philipp verweigerte, ein Theil derſelben Niederländer war es, welche ihren Wohlthäter mißhandelten. Es kann dem, der dieſe geſchichtlichen Wahrheiten nicht verleugnet, kein moraliſcher Zweifel über die Frage bleiben, ob die Niederländer aus beleidigtem Nationalſtolz, aus Patriotismus und Religioſität gegen Joſeph aufgeſtanden, oder ob ihre Rebellion nicht vielmehr das Reſultat hochverrätheriſcher Umtriebe ſeiner Behörden, fremder Anſtiftung und eigennütziger Projekte und fanatiſcher Thorheit geweſen.

Nicht bloß die Reflexion, auch die Kritik der Thatſachen erlaubt keinen Zweifel hierüber. Der Ausbruch der eigentlichen Empörung war von Umſtänden begleitet, welche die ſelbſtſtändige Unabhängigkeit derſelben von den vorhergegangenen Maßregeln der Regierung hinlänglich beweiſen. Ihre Haupturſache war, das benachbarte Beiſpiel Frankreichs, wo das Volk unter ganz anderen Verhältniſſen und aus ganz anderen, ja entgegengeſezten Gründen, mit ſeinem Fürſten in Streit gerathen war. Alles Unheil, welches die veralteten Satzungen der Civiliſation eines halben Jahrtauſends auf den Zeitraum ihres Endes abgelagert hatte, ward dort an dem Enkel von Fürſten gerächt, welche ſo laſterhaft geweſen ſind, wie ihre Zeiten. Damals kam die Meinung in Schwung, daß die Uebertragung der Souveränität an einen Einzelnen,

---

hat Holland frei gemacht. Gegen die dadurch Allen, ohne Ausnahme, zugehende Bedrückung erboten ſich auch alle, die Stände proteſtirten, mehrere Städte, ſelbſt Brüſſel, widerſtanden mit Gewalt. (Rottecks allgemeine Weltgeſchichte 4ter Bd.)

die Quelle alles Uebels ſey und dieſem Dadum vollſtändig abgeholfen werden könne, daß man ſie dem Volk zurückſtelle. In der Richtung bewegten ſich alle Gemüther ſo lange, bis blutige Erfahrungen einen Mehrtheil der Irrenden überzeugte, daß der Genius der Menſchheit, eben ſo oft, und meiſt gewaltiger in der Willkür des Einzelnen, als in der einer Geſellſchaft walte, und daß er ſich furchtbar rächt, wenn ein laſterhaftes oder verblendetes Volk ſeine koſtbarſten Gaben verſchmäht, weil es dieſelben nicht aus ſich ſelbſt empfangen.

Der Einfluß der damaligen Ereigniſſe in Frankreich, wo man anfing, die königliche Würde auf eine bisher beiſpiellose Weiſe zu mißhandeln, die Aufruhrſcenen in der Hauptſtadt, die ſchrecklichen Thaten der Volksjuſtiz, entzündeten in den Niederlanden die kaum beruhigten Gemüther und erfüllten die Erſchreckten, welche in ſolcher Nähe ein Beiſpiel furchtbarer Volksgewalt erblickten, mit neuer Zuverſicht. Gewiß war eine der verderblichſten Urſachen des nachherigen Ausbruchs der Empörung der Gedanke: konnte dieß geſchehen in dem Mittelpunkt eines Reiches, wo die ſtärkſten Kräfte der Regierung konzentrirt ſind, wer wollte da dem Volke einer entlegenen, nicht mit hinlänglich Militär verſehenen Provinz Widerſtand leiſten? Das Beiſpiel wirkte verführeriſch, der eigenthümliche Reitz der Anarchie, wo Jeder Einzelne etwas gilt, der fortwährend angefachte Fanatismus, die Verblendung des Volks, endlich die Gemüthsaufregung freiheitsſüchtiger Phantaſten brachten den leicht beweglichen Geiſt des Volks bald in Aufruhr. Die Regierung ward bald durch Vorzeichen deſſelben beängſtigt und verlangte Verſtärkung der Stärkraft. Allein d'Alton wollte ſich nicht dazu verſtehen

verlangte endlich vom Kaiſer nur ein einziges Regiment, »mehr um eine furchtſame Regierung zu beruhigen,« als weil er die Nothwendigkeit einer ſolchen Maßregel dem Miniſter eingeſtanden hätte [1]). Indeſſen wurde die Lage der Regierung immer ſchwieriger, denn zu den vorausſichtlichen Hinderniſſen ihres Beruhigungswerkes kamen noch viele andere, welche man unmöglich hatte vorausſehen können [2]). Täglich vermehrte ſich die Erhitzung der Gemüther durch wiederholte Neuigkeiten aus Paris; beſonders aufregend war die Ankunft mehrerer Prinzen von Geblüt und anderer Franzoſen, die ſich vor den Feinden der Regierung flüchteten. Man ſprach ſchon laut davon, daß man dem gegebenen Beiſpiele folgen und im Park, auf den Straßen und in den Kirchen fand man unzählige Zettel mit den Worten: Ici comme à Paris!

Unter ſo drohenden Umſtänden zeigte d'Alton den Charakter eines treuen Dieners, der ſich von ſeinem Eifer bis zu Ungerechtigkeiten gegen Andere hinreißen läßt. »Von dem Augenblick der Vernichtung der Konſtitution an,« erzählt Trautmannsdorf, »glaubte ſich d'Alton an keine Regel gebunden, als ob es kein Recht der Freiheit, des Eigenthums, der Sicherheit gäbe.« Seine Zuverſicht und Verachtung der

---

[1]) Trautmannsdorf in den fragmens p. 30. behauptet, er habe ſie nicht eingeſehen, allein d'Alton ſchreibt den 24ten Juli an den Kaiſer: Je sens à tout moment l'insuffisance d'un régiment de cavalerie, und den 1ſten Aug. Je suis infiniement embarrassé par mon manque de cavalerie.

[2]) Daſelbſt. Der Verfaſſer, ſonſt wie es ſcheint ein Gegner der Unternehmungen Joſeph II. in den Niederlanden, läßt ihm durch dieß Geſtändniß eben ſo wie ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren.

Volkskräfte war eben so thöricht, als seine ungemessene Strenge. Das Schicksal des unglücklichen Kaisers, überall durch die Unbesonnenheit seiner besten Diener leiden zu müssen, ging auch hier in Erfüllung. d'Altons, nach einem Gewaltstreich doppelt übel angebrachte Strenge, beschleunigte den Ausbruch der Unruhen. Schon gegen Ende Juli zeigte sich in Mons, Anvers, Louvain und Namur eine allgemeine Gährung und in Tirlemont kam es zum offenbaren Aufruhr. Die Verhaftung eines Unruhestifters, der sich auf Lüttichschen Boden geflüchtet hatte und nun wieder in Tirlemont erschien, brachte hier die ganze Stadt in Bewegung. Man läutete die Sturmglocke, befreite den Gefangenen und ein mit Flinten, Pistolen und Sensen bewaffneter Haufe, dem sich die benachbarten Dorfbewohner aus dem Gebiet von Lüttich anschloßen, zwang die schwache Besatzung sich zurückzuziehen, und plünderte die Provinzialkasse nebst 13 Häusern, von welchen zwei demolirt wurden [1]). An den Grenzen zeigte sich eine große Anzahl von brodlosem Gesindel, das in die Niederlande einzufallen drohte, um während der Wirren zu plündern. Im ganzen Lande bereitete sich ein allgemeiner Aufstand vor. Den 26ten verabredeten die Einwohner von Tirlemont, Hougarde und St. Trom mit dem Volke von Louvain für die Nacht eine Revolte, welche wirklich zum Ausbruch kam. Um 10 Uhr erschollen die Sturmglocken von drei Kirchen zu Louvain dessen Einwohner mit den Fremden vereinigt, die Patrouillen angriffen und sich mit dem Militär in einen Kampf einließen, der fünf Stunden

[1]) d'Alton, Lettre du 24 Juillet p. 189.

währte und vieles Blut koſtete [1]). In Namur wurde den 27ten ein Offizier öffentlich mißhandelt und nur mit Mühe durch Tödtung ſeines Angreifers gerettet. In Brüſſel war das Militär unaufhörlich Inſulten ausgeſezt. Die Prieſter und Mönche durchrannten das ganze Land, um die Gemüther ohne Unterlaß zu erhitzen, und in mehreren Abteien wurde ſogar die Sturmglocke geläutet. Vergeblich ſuchte d'Alton die Miniſter zur Beſtrafung dieſer Aufwiegler zu bewegen. »Der Miniſter,« ſchreibt er hierüber an den Kaiſer, »wird ſo ſchlecht unterſtüzt und das Gouvernement iſt ſo übel zuſammengeſezt, daß nichts zu hoffen iſt, wenn nicht eine Aenderung vorgenommen wird.« Während d'Alton ſtets zur äußerſten Strenge ſich geneigt zeigte, folgte Trautmannsdorf ſeinem Hang zur Güte und zum Vertrauen. d'Alton ließ einen Haufen von 23 jungen Leuten, welche ſeine Patrouillen inſultirten verhaften, um ſie zur ungariſchen Armee zu ſchicken, allein Trautmannsdorf widerſezte ſich ihrer Abführung und ließ ſie dem ordentlichen Gericht übergeben. Durch dieſes Gegenwirken erhielt die Regierung einen Charakter von Inconſequenz und Schwäche, der ſie der Geringſchäzung preis gab, ohne daß die Stimmung der Gemüther dadurch verbeſſert worden wäre [1]). Vielmehr organiſirte ſich der Aufſtand förmlich und die Revolutionirung des ganzen Landes ward mit der größten Regelmäßigkeit betrieben. Viele der reichſten Einwohner wanderten aus und die Regierung ſah ſich zu den ſtrengſten Maßregeln genöthigt um zu verhindern, daß dieſes Beiſpiel verderbliche

[1]) d'Alton, lettre du 27 Juillet p. 191.
[1]) d'Alton, lettre du 10 Aout p. 208.

Folgen habe. Zu Breda, wo sich schon früher ein »patriotisches« Comitè belgischer Ausgewanderter gebildet hatte, wurden Revolutionspläne geschmiedet, welche die holländische Republik in der Hoffnung zuließ, durch Steigerung der Verlegenheiten Josephs einen günstigen Frieden zu erlangen.

Alle Einflüsse von Außen und Innen vereinigten sich nun zur Aufregung des Sturmes, der Josephs lezte Tage trüben sollte. Die Einmischung schlimmer Nachbaren war bei weitem das Gefährlichste. Die Fortschritte der österreichischen Waffen in der Türkei, erregten die böswilligsten Unternehmungen eifersüchtiger Mächte, welche für Joseph um so gefährlicher waren, da er in dieser Hinsicht sehr sorglos war, obgleich die Ankunft preußischer Truppen in Lüttich unter dem nichtigen Vorwand, einer von der kaiserlichen Kammer zu Wetzlar dekretirten Exekution den gerechtesten Anlaß zu Mißtrauen gab. Die Vorstellungen, welche Trautmannsdorf über diesen Punkt dem Kaiser machte, wurden von diesem in einer Weise beantwortet, welche große Zweifel an dem Vorhandenseyn einer Gefahr von dieser Seite erregte. Er schrieb an den Minister: »Alles was Sie mir sagen von dem Beistand fremder Mächte, welche die sogenannten Patrioten erwarten, ist ganz und gar unwahrscheinlich, so lange die Monarchie nicht in offenem Krieg gegen Preußen oder die Seemächte steht [1]) — Diese Mährchen werden nur gemacht und verbreitet, um Sie zu mystificiren und zur Nachgiebigkeit zu bestimmen; es wäre höchst gefährlich jezt, im Geringsten zu weichen oder Neues zu fordern. Meine

[1]) Trautmannsdorf fragmens. p. 38. Lettre de S. M. du 22 Aout.

Absichten in Bezug auf die Konstitution sind Ihnen bekannt, doch ist jezt keine Zeit daran zu denken [1]) — Sie haben jezt nichts zu thun, als nicht nachzugeben und keine Neuerung zu unternehmen, — in dem Augenblick kann man Brabant keine Konstitution gewähren [2]).«

Ungeachtet der dringenden Bitten Trautmannsdorfs selbst auf die Gefahr hin die Früchte des Türkenkriegs zu verlieren, ernstliche Maßregeln zur Behauptung der Niederlande zu unternehmen, blieb Joseph in dem unglücklichen Wahn, der ihm die geeignetsten Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes erkennen ließ. Noch im September schrieb er an Trautmannsdorf, in Folge eines ihm vorgelegten Konstitutionsentwurfs für Brabant [3]): »Der anonyme Aufsatz, welchen Sie mir geschickt haben, ist eine Rapsodie der englischen Konstitution und der neufranzösischen, wobei Jedermann gewinnt, ausgenommen der Monarch und die gute Ordnung; sagen Sie diesem Mann, daß er augenscheinlich nichts im Sinn gehabt hat, als einen einfachen Herzog von Brabant, der wie der König von Frankreich vor Furcht sterbend, gezwungen werden könnte, Alles zu bewilligen, was die Nation vorschreibt, daß ich aber noch etwas Anderes sey, als ein Herzog von Brabant, und daß ein so kleiner Theil meiner Staaten mir keine Gesetze vorschreiben wird. Was den Brief des Grafen von Mercy, (welchem man das Anerbieten gemacht hat, gegen einen Preis von 1000 Louisdors den Plan einer Verschwörung zu entdecken,) so halte

[1]) Daselbst. Lettre du 25 Aout.
[2]) Daselbst. Lettre du 31 Aout.
[3]) Daselbst. S. 242. Lettre du 24 Sept.

ich nichts davon für so wahr, als den Wunsch des anonymen Freundes, die 1000 Louisdors zu erhalten, welche wir hergeben würden, um die Namen von zwei oder drei insolenten Thoren zu erfahren, welche nur den bösen Willen, aber nicht die geringsten Mittel, ihren Vorsatz auszuführen, besitzen.«

Indessen wurde sowohl die Größe der Gefahr, als die Theilnahme fremder Höfe an den Unternehmungen der Rebellen immer deutlicher. Man wußte, daß die benachbarten Höfe bereit seyen, thätigen Antheil an den niederländischen Angelegenheiten zu nehmen, sich aber nicht eher einmischen würden, als bis eine Wahrscheinlichkeit des Gelingens vorhanden wäre, um ihnen Vortheile und einen Vorwand zu gewähren. Van der Noot, das thätige Haupt der Unzufriedenen, der sich den Titel eines bevollmächtigten Agenten des Brabanter Volkes beilegte, erschien bald in Haag, wo er bei der Prinzessin von Oranien Gehör erhielt und dieser und ihrem Sekretär Motmann Vorschläge zur Begünstigung der »Patrioten« machte [1]), und in Berlin wo ihm Herzberg antwortete [2]), »daß die Mittel der Insurgenten noch zu unbedeutend seyen, als daß man sich in ihre Interessen mischen könnte; daß sie nur ihre Anstrengungen verdoppeln sollten, worauf man sich entschließen werde, was zu thun sey.« Van der Mersch erzählte später selbst einen Vorfall, der die Einmischung fremder Mächte beweist. Als nämlich das Comité von Breda die Nachricht von dem

[1]) Kampen Gesch. d. Niederl. 2ter Th. S. 507. — Dewez p. 265.

[2]) Trautmannsdorf fragmens. p. 42.

ſpäter abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand erhielt, riefen die verſammelten Patrioten aus: »Wir ſind verloren, was werden die drei Mächte dazu ſagen, welche uns unterſtützen [1]).«

Dreifach war jezt die Gefahr. Die Eiferſucht der fremden Mächte und ihre kräftige Unterſtützung der Feinde des Kaiſers und der Haß zweier Partheien, welche nun faſt die ganze Nation verſchlangen, bildeten die Elemente derſelben. Die zahlreichere beſtand aus der Geiſtlichkeit und den vielen Freunden und begünſtigten Schooßkindern der alten Mißbräuche, die zweite umfaßte die Freunde der Freiheit nach franzöſiſchen, damals ganz demokratiſchen Begriffen. Dieſe waren zwar nicht ſehr zahlreich, aber von jener furchtbaren Energie beſeelt, die man in den nachherigen Kriegen erſt hat fürchten gelernt, von einer ungeheueren intenſiven Kraft, deren wunderbare Wirkungen, die durch Prieſterintriguen herbeigeführten Erfolge um ſo viel übertrafen, wie dieſe ſie am materiellen Mittelreichthum. Sie hatte ihr eigenes Oberhaupt, Vonck [2]), nach welchem ſie ſich Vonckiſten nannten, und einen ausgezeichneten General, van der Merſch, zum Anführer. Dieſe kräftige Parthei ſchloß ſich den Feinden des Kaiſers in der Hoffnung an, es ſpäter mit der Geiſtlichkeit allein aufnehmen zu können, und die Urſache ihres Haſſes gegen den Kaiſer

[1]) Mémoire justicatif de v. d. Mersch. p. 58.

[2]) Derſelbe gab eine Schrift heraus, welche über die niederländiſchen Unruhen manchen wichtigen Aufſchluß gibt: Abrégé historique servant d'introduction aux considerations impartiales sur l'état actuel du Brabant par M. Vonck. Traduit du flamand et augmenté de plusieurs notes. A Lille chez Jacques imprimeur libraire sur la petite place. X.

war, die angebliche politiſche Despotie, deren er ſich, ihrer Meinung nach, gegen die Niederländer ſchuldig gemacht habe.

Siebzehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande.

(Fortſetzung.)

Während die Gefahren auf allen Seiten wuchſen, und die Unruhen in Tirlemont, Löwen, Dieſt, Antwerpen und Bergen nur durch Blutvergießen unterdrückt wurden, verhinderte der beklagenswerthe Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den Maßregeln Trautmannsdorfs und d'Altons jede kräftige Gegenunternehmung. d'Alton, der das Land vertheidigen ſollte, beging den großen Fehler, ſeine Kräfte in fliegenden Korps und Kordons zu zerſtreuen. Nach Trautmannsdorfs Verſicherung, wäre die Invaſion der Patrioten leicht zu verhindern geweſen durch beſſere militäriſche Dispoſitionen. Die Mittel der Verſchwörer ſeyen anfangs höchſt unbedeutend geweſen; ſie beſaßen nur 5000 fl. und waren erſt nach Verlauf einiger Monate im Stande, eine ſogenannte Armee zuſammenzubringen, welche eine regelmäßige gut geführte Truppe im Augenblick hätte zerſtreuen können. Van der Merſch würde ſeine Invaſion gar nicht unternommen haben, wenn er Truppen an den Grenzen angetroffen hätte. Wenige Tage vorher wäre ſeine Parthei geneigt geweſen, auf ihre Unternehmung Verzicht zu leiſten, denn es habe derſelben an Allem gefehlt. Van der Noot wäre beinahe von ſeiner Truppe ermordet worden, weil er ſie nicht bezahlen konnte. Man hätte bloß die Aufrührer an den Grenzen aufhalten

dürfen und die ganze Revolution wäre unterblieben; allein d'Alton wollte siegen und bestimmte dazu 7000 Mann gegen 2000 Vagabunden ohne Waffen, Offiziere und Artillerie [1]). Doch können die Kräfte der »Patrioten« nicht so unbedeutend gewesen seyn, da sie von Anderen auf 30,000 Mann geschäzt wurden [2]).

Die Schritte der Regierung waren in dieser Zeit nicht minder falsch und unzeitig, als die des Generals. Die Wiederherstellung der bischöflichen Seminarien (14. Aug.) gab ihr einen Charakter von Schwäche, ohne die Geistlichkeit besser zu stimmen; das Verbot der Auswanderung bei Lebens- und Konfiskationsstrafe kam zu spät, eben so die Maßregel, wodurch den Aebten die Verwaltung der Güter genommen wurde [3]), weil man in Erfahrung gebracht, daß die Kosten der patriotischen Armee von diesen bestritten würden. Die landesfürstlichen Kommissarien, welche die Schätze der Abteien in Beschlag nehmen sollten, fanden sie nicht mehr, denn sie waren längst über die Grenze, an den Heerd des Aufruhrs, geschafft worden [4]).

---

[1]) *Trautmannsdorf.* p. 49.

[2]) Kampen. S. 507. — Dewez. p. 254.

[3]) Ein Schritt der Karl V. Beispiel vom J. 1527 für sich hatte. (Cornova, S. 512.)

[4]) „Da die brabantischen Aebte seit einiger Zeit und bis zur „Stunde sich Streiche erlauben, die mit dem Geiste ihres klöster„lichen Berufes ebenso, wie mit der guten bürgerlichen Ordnung „und mit ihren Unterthanspflichten unvereinbarlich sind, indem sie „den Gesetzen und Verordnungen widerstehen, um das Volk wider „die rechtmäßige Obrigkeit zu verhetzen, allerlei Vorwände er„dichten; mit andern schon gerichtlich abgeurtheilten Volksverfüh„rern Einverständnisse und Briefwechsel unterhalten; an den Grenzen

Während dieſer Zeit war das Komité in Breda nicht unthätig. Aufrühreriſche Schriften überſchwemmten das Land und bald erſchien im Namen einiger aufgehobenen Stände von Brabant eine Remonſtranz, worin ſie ſich für einen geſetzgebenden Körper erklärten, und die Reſtauration mit der Drohung an den Himmel und ihre Waffen zu appelliren verlangten. An den Grenzen, im holländiſchen Brabant und im Stifte Lüttich ſammelten ſich immer ſtärkere Freikorps, welche anfangs, weil ihnen Waffen noch nicht erlaubt waren, mit Stöcken exerzierten. Verbeſſerung des Soldes ſezte die Rebellen bald in den Stand, nach vollendeten Waffenübungen zu Hoogſtraten gegen Thornhaut zu ziehen. Wirklich überſchritten ſie den 24. Oktbr. die Grenzen; aber der Geiſt, von welchem dieſe Truppen beſeelt waren, entſprach keineswegs dem Zweck ihrer Unternehmung. Jämmerlich war die Furcht dieſer Soldaten, welche ihren zaghaften Schritten ein hochtrabendes Manifeſt vorausſchickten, wodurch ſie alle Brabanter zum Abfall von dem Kaiſer einluden. Ein belgiſcher Schriftſteller ſelbſt hat die erbärmliche Feigheit dieſer Truppen geſchildert, welche zitternd mit den Fähnchen der aufgehobenen

„und im Auslande herumſtreifen, um die größten Unordnungen „zu unterhalten; und zur Begünſtigung einer dem Lande ſchädlichen, ihres Zweckes wegen aber laſterhaften Auswanderung die „Einkünfte ihrer Klöſter verſplittern; ſo haben Se. Kaiſ. Königl. „Majeſtät nach dem Beiſpiele Karls V. vom Jahre 1527 für „gut befunden, gedachten Aebten alle Verwaltung ihrer Güter zu „nehmen, und ſie eigenen Kommiſſarien zum Beſten der Klöſter „ſelbſt, und der benachbarten Armen anzuvertrauen.“ Als ſich gleich nach dieſer Verordnung die Kaiſ. Kommiſſäre in die Abteien begaben, fanden ſie dieſelben aller ihrer Schätze beraubt. Mit dieſen waren nämlich die Aebte theils zu den Rebellen, theils ins Ausland geflüchtet.

Brüderſchaften daher zogen und in der Angſt und Verwirrung beim Flintenſchuß eines Zollbedienten auf einander feuerten, die Waffen wegwarfen und flohen [1]). Nur mit unendlicher Mühe gelang es ihrem Obriſten van der Merſch, der die Dienſte des Kaiſers verlaſſend, ſich an ihre Spitze geſtellt, ſie zu vereinigen. General Schröder, von Verräthern irre geleitet, und über die Beſchaffenheit und Stärke der Feinde getäuſcht, ward nach Turnhout gelockt, wo er alsbald von dem, mit den Inſurgenten vereinigten Volke in den Straßen aus Kellerlöchern, Fenſtern und von den Dächern herab angegriffen und genöthigt wurde, ſich mit Verluſt einer Kanone zurückzuziehen (27. Okt. [2]). Zwei Tage vorher ſchon hatten ſich die Rebellen der Forts Lille und Liefkenshoek bemächtigt. Inzwiſchen war durch d'Altons Wachſamkeit in Brüſſel ſelbſt eine Verſchwörung entdeckt worden, welches eine allgemeine Entwaffnung der Stadt zur Folge hatte.

Der Eindruck der Vortheile, welche van der Merſch über die kaiſerlichen Truppen errungen hatte, zeigte ſich für die Stimmung der ganzen Niederlande äußerſt verderblich. Hatte ſchon die Schwäche der Regierung, welche bei der Entfernung des Kaiſers von den Umſtänden gedrängt, zu einem ſchwankenden zögernden Verhalten ſich veranlaßt fühlte, den Geiſt der Widerſpenſtigkeit ermuthigt, ſo mußte dieß noch in weit höherem Grade durch ſo auffallende Beweiſe von Unzulänglichkeit und ſchlechter Verwendung der phyſiſchen Mittel geſchehen. Die Unfälle, welche aus dieſem Uebelſtande erwuchſen,

---

[1]) *Dewez* p. 273 — 279.

[2]) Memoires *d'Alton*. T. I. p. 254.

vermehrten sich täglich; in der kaiserlichen Armee riß schlechte Gesinnung und Meuterei ein. Die Truppen, welche Hennegau besetzt hatten, verließen diese Provinz ohne Schwertstreich, bei der ersten Nachricht von der Ankunft einiger Hundert Insurgenten, welche niemals kamen, und man floh immer einige Meilen weit vor einem Feind, der zu schwach war, um Widerstand zu leisten. Eben so flohen in der Provinz Namur alle königlichen Offiziere, bei der bloßen Nachricht von der Nähe eines Korps von Patrioten, welches ebenfalls nicht kam. Im ganzen Heer zeigten sich Spuren von Verrath und Untreue, wodurch die ohnehin schwachen Kräfte der Regierung sich fast auf nichts reduzirten. Unter den steigenden Bedrängnissen der Umstände wuchs auch die Mißhelligkeit zwischen d'Alton und dem Minister. Dieser klagte über Langsamkeit der militärischen Operationen, Jener über Mangel an Unterstützung von der Regierung, durch welche sie veranlaßt wurde[1]).

Die Ereigniſſe, in dieſer Zeit der Verwirrung, beſtanden aus einem ſtufenweiſen Abfall der niederländiſchen Provinzen und den fruchtloſeſten Bemühungen des Gouvernements, ihn zu hindern. Der landesflüchtige van der Noot, nachdem er in London, im Haag und in Berlin fremden Beiſtand geſucht, erklärte nun in einem Manifeſt als »bevollmächtigter Miniſter des brabantiſchen Volkes,« den Kaiſer Joſeph aller Souveränitätsrechte auf dieſe Provinz verluſtig. »Möge »Uebertragung der Völker oder der Gottheit die Quelle der »Souveränität ſeyn,« heißt es in dieſem Manifeſte, »mögen

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 55. — *d'Alton* Memoires I. T. p. 265 — 283.

»Nationen ihr die größte Ausdehnung gegeben, oder ſie durch »ausdrückliche Geſetze eingeſchränkt haben; ſo bleibt immer »bei den Ständen der Nation ein höherer Wille, ein unaus»löſchlicher Charakter, ein unveräußerliches Recht. Die Be»wohner der öſterreichiſchen Niederlande haben ihren reſpek»tiven Oberherrn nur eine begränzte Gewalt übertragen und »bewilligt. Dieſes beweiſen die Konſtitutionen, deren Beob»achtung und Aufrechthaltung der Souverän beſchwören muß, »ehe er den Thron beſteigt, ehe die Nation ihn für ihren »Fürſten und geſetzmäßigen Oberherrn annimmt und erkennt. »Der lezte Souverän der Niederlande, Kaiſer Joſeph II., »verſprach den Ständen, daß er ſich vorzüglich werde ange»legen ſeyn laſſen, ſie im Genuß ihrer Rechte und Privilegien »zu ſchützen. Kaum hatte aber die Nation mit dem Fürſten »ihren Thronbeſteigungsvertrag errichtet, als ſchnell auf ein»ander folgende traurige Vorboten von dem Entſchluſſe er»ſchienen, dieſe Nationalgeſetze zu verletzen. Die Religions»toleranz wurde eingeführt, die ſo weit ging, daß ſie bald in »eine Art von Intoleranz gegen die römiſchapoſtoliſche Religion »ausartete, die doch die herrſchende, die einzig angenommene »Religion iſt. Bald darauf erſchien das Unterdrückungsedikt »mehrerer vorgeblich unnüzer Klöſter; man trieb Mönche »und Nonnen aus ihren Ruheſtätten, verſezte ſie in die Un»möglichkeit, ihre Gelübde zu erfüllen, nahm ihnen alles, und »raubte heilige Gefäſſe. Alles dieſes verſchlang ein Abgrund, »ſpöttiſch und heuchleriſch genannt die Religionskaſſe, in die »der Fürſt nach Gutdünken greifen kann. Ach! es war »ſchon längſt beſchloſſen, die Rechte der Abteien, der Stände »und der Nation zu vernichten. Man ſchritt zu Thätigkeiten

»und Gewalt gegen die Bürger. Die Erfahrung bewies der »Welt, daß es dem Fürſten ebenſo leicht fiel, ſein Wort zu »brechen, als es ihm leicht geweſen war, ſich über die einge»gangene Verbindung hinwegzuſetzen, und ſeinem Eide zu»wider zu handeln. Man bedrückte, quälte, tyranniſirte die »Bürger, um ſie zum Aufruhr zu bewegen, damit man einen »Vorwand zur Gewalt gegen ſie hätte, und die Nation als »erobert behandeln könnte. Man griff das Eigenthum, die »politiſche, bürgerliche und perſönliche Freiheit an; ſelbſt die »Religion blieb nicht ſicher. Um aller dieſer Urſachen willen »finden wir uns in die harte Nothwendigkeit verſetzt, uns »der Tyranney und Herrſchaft beſagten Kaiſers und Souve»räns zu entziehen, und thun alſo kund und zu wiſſen, daß »wir ihn ipso Jure der landesherrlichen Würde, Domänen, »Rechte und Prärogativen in beſagtem Herzogthum und in »den davon abhängigen Ländern verluſtig erklärt haben und »hiemit erklären, und daß wir ihn auf keine Art und Weiſe »für unſern Oberherrn mehr erkennen wollen u. ſ. w.«

Trautmannsdorf ließ dieſe Schrift durch Henkershand verbrennen und im ganzen Land dieſes Urtheil bekannt machen, welcher Anlaß noch einige Verſicherungen von der Treue wenigen Provinzen zur Folge hatte. Dagegen zeigten ſich deſto ſchlimmere Geſinnungen in den übrigen Provinzen. In Antwerpen mußte man durch die Drohung, glühende Kugeln aus der Citadelle in die Stadt werfen zu wollen, Ruhe erzwingen; in Mons wurden die Bürger nur durch das Militär gebändigt. Der Erzbiſchof von Mecheln und der Biſchof von Antwerpen verſchwanden; der Kanzler Crumpipen ward auf ſeinem Gute von den Inſurgenten

aufgehoben und fortgeführt. Die Züge des Generals Arberg mit 7000 Mann und seine Strenge gegen alle aufrührerischen Orte, verscheuchte die Insurgenten nur auf kurze Zeit. Bald brach auch in Flandern der Aufruhr aus, und seine Hauptstadt öffnete den Insurgenten die Thore. Nach einander fielen Gent, Brügge, Ostende, Antwerpen, Mons von der Sache des Kaisers ab, und verjagten entweder die schwachen Besatzungen, oder machten sie zu Kriegsgefangenen. Am 13ten Nov. rückten die Insurgenten in Gent ein, am 23ten Nov. erklärten die Stände von Flandern die Hoheitsrechte des Kaisers für verfallen, und beschloßen die Verbindung mit Brabant zu erneuern, allen niederländischen Provinzen eine Vereinigung vorzuschlagen, eine Armee von 20,000 Mann für Flandern zu errichten, den Rath dieser Provinz für ein souveränes Tribunal zu erklären, eine Kommission zum Ankauf der Kriegsbedürfnisse niederzusetzen und Deputirte zur immerwährenden Kommitive zu erwählen; zugleich drohten sie der Regierung zu Brüssel für die zu Gent von Arberg ausgeübten Gewaltthätigkeiten gegen Bürger mit Repressalien gegen Soldaten und Beamte der Regierung [1]. Nun verließen den 18ten Nov. der Statthalter und sein vornehmster Anhang die Hauptstadt Brüssel, wo jezt auf den Wällen Kanonen aufgepflanzt und ein Vertheidigungsstand hergestellt wurde. Inzwischen war van der Mersch den 20ten zu Lüttich, und obschon mittlerweile den Insurgenten, unter dem Abentheurer Rouvroy, ein Versuch auf Namur mißlungen war, so nahm doch van der Mersch selbst Diest und Tirlemont.

[1] Cornova S. 546.

Die Lage der Regierung war höchst mißlich. Flandern und Hennegau waren verloren, die Provinz Namur theilweise verlassen und den Einfällen der Insurgenten bloßgestellt, so daß selbst die Kommunikation mit Luxenburg anfing prekär zu werden. Limburg war bedroht, Brabant schlecht vertheidigt, d'Alton getraute sich nicht mehr zu versprechen als die Behauptung des Centralpunktes, Brüssel. Trautmannsdorf verlangte nun den 19ten November neue Truppen. Der Kaiser, welcher nun einsah, daß seine beiden Bevollmächtigten nicht mit Uebereinstimmung handelten und durch ihr Gegeneinanderwirken die unselige Verwirrung vermehrt hatten, schickt nun den Grafen Cobenzl mit unumschränkter Vollmacht zu allen militärischen und civilischen Maßregeln nach den Niederlanden. Allein dieser Abgesandte kam zu spät. Trautmannsdorf hatte schon auf rigorose Verantwortung sich eine Menge Zugeständnisse abnöthigen lassen, welche nun dazu dienten, die Regierung noch mehr herabzusetzen. Der Kaiser durch die ihm gemachten höchst verschiedenartigen und widersprechenden Berichte getäuscht, hatte keinen Begriff von dem wahren Umfang der Gefahr. Als ihm unerwartet endlich die Berichte von so namhaften Unglücksfällen zukamen, ward er davon höchlich überrascht und ergriffen. »Der Inhalt Ihrer Briefe,« schrieb er den 19ten Nov. an Trautmannsdorf, »überstreigt alle Vorstellungen von Unheil, welche man sich machen konnte, am wenigsten war eine vollständige Auflösung der Mittel zur Aufrechthaltung der Autorität zu erwarten. Tief ergriffen und betrübt über ein Ereigniß, welches das Gepräge der Schande trägt und für meinen Staat und meine Regierung

die übelsten Folgen haben kann, glaube ich das einzige Mittel zur Abwehrung des Uebels in der Absendung eines Kommissärs mit unbegrenzten Vollmachten zu finden, den ich Sie mit allem Eifer zu unterstützen bitte *).

Allein bei Ankunft des Grafen Cobenzl waren die Angelegenheiten schon so weit gediehen, daß ihm weder ein Mittel der Güte noch der Gewalt übrig blieb. Die Ersteren hatte Trautmannsdorf bereits erschöpft, indem er durch die Edikte vom 20ten, 21ten, 25ten und 26ten November die Wiederherstellung der Konstitution, die Abschaffung des Generalseminariums, eine allgemeine Amnestie und die Einstellung der militärischen Maßregeln versprach. Diesen Zugeständnissen, welche d'Alton als höchst übereilt bezeichnet, folgte der Antrag eines Waffenstillstandes durch van der Mersch auf 10 Tage. Er hatte den Wunsch der Regierung, das Blutvergießen zu hindern, aus aufgefangenen Depeschen entnommen und war d'Alton durch diesen Antrag entgegen gekommen. Die Stände sollten diese Waffenruhe auf 2 Monate verlängern, um während der Zeit mit der Regierung über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu unterhandeln. Allein weder dieser Waffenstillstand, welcher d'Altons Schwäche anzeigte, noch die Zugeständnisse der Regierung waren geeignet, die Empörung des ganzen Landes zu hindern und die schlechten Gesinnungen der Einwohner zu bessern. Auf beiden Seiten hatten die Leidenschaften bereits alle Mittel zur Verständigung vernichtet. Der Waffenstillstand gewährte nur den Empörern Vortheile und brachte den Zeitpunkt näher, wo auch die Einwohner von Brüssel ihre Maske

*) *Trautmannsdorf* fragmens p. 59.

obliegen ſollten. Am 10ten Dezember nach beendigter Meſſe wurde die Loſung zum allgemeinen Aufſtand gegeben, indem Einer aus der verſammelten Menge eine Kokarde aufſteckte, welchem Beiſpiel ſogleich alle Anweſenden folgten, indem ſie ausriefen: Es lebe van der Noot und die Patrioten! Die Wache an den Thoren, welche von den Rebellen erkauft war, ſo wie zwei Kompagnien vom Regiments Murray, die man mit Hülfe von Buhldirnen, — welche während der Unruhen überhaupt eine wichtige Rolle ſpielten — verlockt hatte, gingen zu den Aufrührern über. Graf Trautmannsdorf glaubte nun die Ruhe nur durch die Bürger wieder herzuſtellen zu können, weshalb er ihnen einen beiſpielloſen Beweis von Vertrauen gab, indem er ihnen die Waffen zurückſtellte, allein ſeine Berechnungen zeigten ſchon am folgenden Tage ein falſches Reſultat. Als nämlich ein Offizier einem Bürger auf der Straße die Kokarde zu entreißen verſuchte, entſtand ein Auflauf, der wieder 500 Mann vom Militär zu Ueberläufern machte. Alton gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, ließ auf die zuſammengerottete Menge feuern, worauf die Bürger ihre Waffen gegen ihn brauchten. Aus den Fenſtern wurde auf ſeine Mannſchaft geſchoſſen, um 11 Uhr ward der Marktplatz erobert und die Beſatzung gezwungen ſich in die obere Stadt zu ziehen. Am 12ten ward er auch hier angegriffen und trotz ſeines Kanonenfeuers gezwungen, zu kapitulieren und gegen Mittag die Stadt zu verlaſſen. Der Verluſt von Brüſſel, zog den von Löwen, Antwerpen, Mecheln und Namur unmittelbar nach ſich. Am 14ten zog van der Merſch in Brüſſel ein, am 17ten hielt van der Noot, mit den übrigen

Häuptern der Patrioten von Breda seinen feierlichen Einzug zu Brüssel [illegible]

Mit diesem Ereigniß war der Verlust der Niederlande entschieden. Die Archive und der öffentliche Schatz wurden eine Beute der Empörer, d'Alton und Trautmannsdorf fanden selbst keine persönliche Sicherheit mehr in den Niederlanden. Ersterer sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, um sich wegen seiner Preisgebung der Kriegskassen des öffentlichen Schatzes, seine willkürlichen Gewaltthaten gegen das Volk zu verantworten, allein er überlebte diese Demüthigung nicht. Lezterer ward von den Freunden d'Altons, und diesem selbst, in einem nachgelassenen Briefwechsel beschuldigt, dem Militär alle Unterstützung versagt zu haben, so daß es ihm nicht ein Mal möglich gewesen sey, Pferde zur Wegführung des öffentlichen Schatzes zu erhalten. Von Verrath umgeben, von der Regierung nicht unterstüzt, von dem Kaiser endlich öffentlich getadelt, war es d'Alton zulezt unmöglich durch sein geschwächtes Ansehen den Gehorsam der Truppen zu erhalten.

Am 13ten schon wurde die Unabhängigkeit der Niederlande erklärt, am 19ten legten sich die Stände in der ersten Staatenversammlung den Titel großmögender Staaten von Lothier (Niederlothringen)[1], Brabant und dem Marquisate von Antwerpen. Hierauf folgte die Unionsakte der belgischen Provinzen, welcher endlich auch Limburg beitrat (d. 28ten) und am lezten Tag des Jahres ward die neue Constitution beschworen. Luxemburg allein wurde noch von d'Alton behauptet, an dessen Stelle nun Feldzeugmeister Bender

[1]) Unter diesem Namen war Brabant im Mittelalter ein Theil von Teutschland.

ernannt wurde. Der General Ferraris wurde mit ſeinen Friedensanträgen abgewieſen. Die Stände glaubten ſich ſchon im Rechte, Bedingungen einer Ausſöhnung vorzuſchreiben, die jedoch nicht ernſtlich gemeint war. Man ſprach von Herſtellung der alten Verfaſſung unter der Gewährleiſtung fremder Mächte, von Freiheit der Subſidien, Beſatzung der Städte durch Nationalmilitär, das den Insurgenten ſo große Dienſte geleiſtet, und ſezte feſt, daß die Niederlande niemals ausgetauſcht werden ſollten [1]. In dieſen Forderungen zeigte ſich offenbar der fremde Einfluß, welcher überdieß durch die Zuſammenkünfte des brabantiſchen Geſchäftsträgers, mit den beiden Geſandten von England und Preußen, außer Zweifel geſezt wurde.

Das Jahr 1790 begann ſo, wie das vorhergehende geendigt. Van der Merſch griff am 1ſten Jenner die landesfürſtlichen Truppen bei Meſſanau, gab aber ſchlechte Proben von der Tapferkeit ſeiner elenden Truppen, die der erſte Kanonenſchuß aus einander ſprengte. Er floh nun nach Namur, wo er ſich bis auf eine Macht von 30,000 Mann verſtärkte. Bender konnte nur an die Behauptung von Luxemburg denken, denn ſeine ganze Streitkraft beſtand aus 10,000 Mann. Am 7ten Jenner wurde eine Generalverſammlung der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Antwerpen, Dornick, Geldern und Limburg eröffnet. Kardinal Frankenberg führte das Präſidium, van der Noot und van Eupen lenkten den ganzen geſetzgebenden Körper. Damit es offenbar werde, auf welchen Beiſtand dieſer Kongreß ſeine Souveränität erbaue, nannte man öffentlich England, Preußen und Holland als Garanten

[1] Cornova S. 550. u. f.

der neuen Republik. Seempöl, der Geſchäftsträger der abgefallenen Stände, im Hoag erklärte: die drei alliirten Mächte würden niemals zugeben, daß die jetzige Konſtitution der Belgier verändert werde. Bei ſo mächtigen Stützen der Revolution mußte die Vermittlungsmiſſion Cobenzls mißlingen.

Dieſe belgiſche Revolution, welche Joſephs Tod beſchleunigte, hat ſich ihr Urtheil ſelbſt geſprochen. Nur das Zuſammenwirken der widerwärtigſten Zufälle, Verrath und fremde Intriguen konnten Belgien der öſterreichiſchen Herrſchaft entreiſſen. Daß es nicht die Tapferkeit des glorreichen patriotiſchen Heeres geweſen iſt, welche über den Kaiſer geſiegt, davon geben Trautmannsdorf und Dewez Zeugniß. Nach dem lezteren flohen im Auguſt, bei einem Einfall in Limburg, tauſend Belgier vor neunzig Oeſterreichern. Daß nicht republikaniſche Tugend die Seele der Empörung geweſen iſt, davon zeugte die Undankbarkeit der Nation gegen diejenigen, welche ihr die Freiheit erkämpft hatten. Die beſten Männer, unter ihnen van der Merſch und ſeine Freunde, wurden mißhandelt und ins Gefängniß geworfen. Daß eine intriguante Parthei ſich der elendſten und laſterhafteſten Leidenſchaften bediente, um den Kaiſer zu ſchwächen, beweiſen die Plünderungen der Patrioten in Antwerpen, Mons, Löwen. Welcher Art aber das Chriſtenthum geweſen ſey, welches die Mönchsparthei im Lande verkündigte, das wurde klar, als der preiswürdige Anhang des hochmögenden van der Noot dem Unglücklichen van Kriken, der ſich vermeſſen hatte, bei einer Prozeſſion die Kapuziner auszulachen, den Kopf abſägten. Nicht minder bezeichnend in dieſer Hinſicht

iſt die Theilnahme der Mönche an den Aufruhrſcenen [1]). Man mag wie immer denken über die Rechte und Handlungen des Kaiſers, ſo muß man doch die Beweggründe dieſer Revolution und den Geiſt eines Volks verdammen, das ſeine Geſchichte ſchändet, indem es laſterhafte Menſchen, gemeine Intriguants und fanatiſche Thoren als ſeine einzigen Heroen preist.

Achtzehntes Kapitel.

Sieg der Reaktion.

Joſeph lag bereits auf dem Sterbebette als ſich von allen Seiten Wolken aufthürmten, um das Schauſpiel des Hinſcheidens eines großen Mannes zu verhüllen. Der Krieg

[1]) In dem Treffen bei Fallmogen, den 28ten Herbſtm. 1790 wurde ein Kapuziner gefangen, welcher ganz kurz geſtiefelt, vom Waden an bis über die Kniee nackt, nur um die Mitte ringsum geſchnürt, mit dem Kreuze an der Bruſt und ſeinem Barte und der Kapuze, ſchrecklich anzuſehen war. In der rechten Hand führte er den Säbel und in der linken ein Krucifix; ſeine Schulter war ebenfalls bekreuzet: ſeine ganze Uniform beſtund aus einer zwiſchen den Füßen zuſammen gehefteten Kutte. Nebſt dem Säbel ſah man rechts an ſeinem gelben Gürtel noch ein großes Meſſer herabhangen, und um den Leib hatte er nebſt ein paar Piſtolen den Roſenkranz. Die ſchwarze, ziemlich hohe Mütze die ſein Haupt bedeckte, zierte eine noch höhere Kokarde. — Ein anderer Prieſter las unter freiem Himmel an der Kirchthüre eine Meſſe und als er dieſe geendigt hatte, hielt er nach Art eines Generals eine Rede an das bewaffnete Volk, um es zur Erneuerung eines Treffens anzufeuern. In allen belgiſchen Städten wurden Meſſen zur Beglückung der bewaffneten Patrioten geleſen und in verſchiedenen hielt man für die in den Schlachten gebliebenen Inſurgenten Todtenämter. S. Neueſte Beiträge zur Religionslehre und Kirchengeſchichte. Jahrg. I. Heft. IV. S. 582 u. f. Jahrg. II. Heft II. S. 298 u. f.

mit dem Ausland ſchien unvermeidlich, Preuſſen war entſchieden feindſelig, Frankreich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, das übrige Europa nur den Glücklichen hold. Die Niederlande waren verloren, die Reſultate des Türkenkriegs unter der Erwartung, die Staatskaſſen erſchöpft, alle Verhältniſſe zerrüttet. Siech und todesmatt ſah Joſeph das Herannahen der äußerſten Gefahren, ſein ſtarker Geiſt begann unter der Allmacht der Zeitverhältniſſe zu erbeben und mit dem ſterbenden Körper zu erliegen. Alles ſtürmte nun auf den kranken Kaiſer ein; der höchſte Grad ſeines Unglücks vermehrte das Gewicht drückender Vorwürfe. Das Beiſpiel der Niederlande wirkte verderblich auf die ganze Monarchie, in deren wichtigen Provinzen ſofort der Geiſt des Widerſpruchs erwachte, um der Schwäche eines Sterbenden die Befriedigung lang gehegter Wünſche abzudringen. In Ungarn regte ſich der alte Unmuth mit erneuter Kraft. Die Forderungen für das Kriegsheer, die Befehle zur Getreidelieferung, die Einführung polizeilicher Ordnung fanden nichts als Weigerung, Tadel und Widerſtand. Die gewaltthätige Eröffnung verſchloſſener Speicher gab Anlaß zur Abſendung einer Deputation von geübten Rednern, welche dem Kaiſer mit ſtolzem Ernſt Vorwürfe machen und ihm die Gründe zur Beſchwerde vorlegen ſollten. Dieſe waren hauptſächlich der Verkauf der eingezogenen Kirchengütern und das Losſchlagen der königlichen Krongüter, wodurch alle Grundbeſitzer Ungarns in ihrem Eigenthume gekränkt würden, da dieſes täglich an Werth verliere; die verderbliche Wirkung der Steuerregulirung, welche durch die Verminderung des Grundwerthes die Einkünfte aller ſtändiſchen Gutsbeſitzer um neun Millionen und das Stammkapital um

224 Millionen beeinträchtige, die Koſten der Landesausmeſſung, welche nur den Grundherrn zur Laſt fielen — endlich die Begünſtigung der teutſchen Sprache, die fremden Geſetze und neuen Gerichte. Dieſe ſtürmiſchen Beſchwerden, wovon ein großer Theil gerecht war, weil nothwendig die neuen Einrichtungen zu Gunſten des Volkes die bevorrechteten Stände berauben mußte, kränkten Joſephs von dem Unglück in den Niederlanden und ſeiner Krankheit ergriffenes Gemüth aufs Aeußerſte, weil er kein mit ſeinem Plane verträgliches Mittel ſah, den Grund dieſer Klagen zu beſeitigen. Und in dem Augenblicke da ſo ungeheure Schwierigkeiten ſich der Vollendung ſeiner Werke aufthürmten, hatte er kein Leben mehr vor ſich, keinen Raum für ſeine erlöſchende Kraft. Das Beiſpiel der Niederlande drohte in Ungarn und anderen Provinzen Nachahmung zu finden und es war vorauszuſehen, daß der dort ſich erhebende Widerſtand nicht unterdrückt werden könne, wenn nicht durch Mittel der äußerſten Gewalt. Ein Reich in Aufruhr, der Staatsſchatz erſchöpft, alle Gemüther in Gährung, alle Verhälniſſe in Verwirrung — dieß wäre der Nachlaß geweſen, den Kaiſer Joſeph ſeinem Nachfolger hätte hinterlaſſen müſſen, ohne die eigene Geiſtesfähigkeit, die eigene Kraft, Umſicht, Ausdauer und unermüdliche Thätigkeit an ihn vererben zu können. Um zu verhüten, daß der ganze Staat unmittelbar nach ſeinem Ende ſich auflöſe, blieb ihm keine Auswahl von Mitteln, nur eines bot ſich ſeinen brechenden Augen dar — Reſignation, Widerruf. Für eine ſo ſtolze Seele eine traurige Auskunft! Die Welt weiß es nicht unter welchen ſchrecklichen Wehen, unter welchen Martern ſeine Seele den Entſchluß gebar, der nicht mehr

seinem Geiste, sondern seiner Empfindung angehört, einen Entschluß, der als isolirtes Gesetz betrachtet, mehr den Anfang der Regierung Leopolds, als das Ende Josephs bezeichnet. Eine Folge desselben war das nachstehende merkwürdige Aktenstück, worin ein Widerruf jener Anstalten ausgesprochen ist, welche den meisten Anstoß in Ungarn gefunden hatten. Diese Maßregel, durch welche jedoch viele segensreiche Anstalten in Vorbehalt genommen sind, scheint hauptsächlich den Zweck gehabt zu haben, die ungarische Nation, über die er seinem tugendhaften Willen eine zehnjährige wohlthätige Willkür angemaßt, vor der Eigenmacht solcher Nachfolger zu schützen, welche die dem Hause errungene Obergewalt bei minder eifriger Menschenliebe hätten mißbrauchen können. Eine solche Besorgniß war es gewiß, welche des sterbenden Kaisers lezte Befehle hervorrief. Die Verordnung für Ungarn lautete:

»Wir Joseph von Gottes Gnaden, u. s. f. da wir »den allgemeinen Reichstag, den auszuschreiben wir auch »unter der Bürgschaft unsers Königlichen Worts jüngst den »18ten Tag des Christmonats des izt verflossenen 1789ten »Jahrs versprochen haben, mit unsrer gesetzmäßigen Krönung, »und der Ausfertigung des Inauguraldiploms nach dem »Sinne des 2ten Artikels vom Jahr 1723 eröffnen, und also »demselben persönlich vorsitzen wollten; so geschah es, daß »wir die wirkliche Zusammenberufung des erwähnten Reichs»tags auf die Zeiten des Friedens zu verschieben für gut be»funden haben. Denn wir haben es bei uns selbst erwogen, »daß wir der Sorgen, die uns der Krieg verursacht, entledigt, »und nach völlig wiederhergestellten Kräften, welche die Krankheit

»geſchwächt hat, uns ganz den Geſchäften des Reichstags »werden widmen können. Um aber auch die Beſorgniſſe zu »benehmen, die euch die Erwartung, der noch nicht beſtimmten »Zeit des Reichstages erwecken muß, haben wir bei uns be»ſchloſſen, denſelben über das J. 1791 nicht zu verſchieben: »wir verſprechen euch alſo durch Gegenwärtiges bei unſerm »Königlichen Worte, daß im kommenden Jahre der allgemeine »Reichstag von uns gewiß ausgeſchrieben, und auf die in »den Geſetzen vorgeſchriebene Weiſe gehalten werden wird. »Doch auch hierauf wollen wir unſere väterliche Liebe gegen »die Ungariſche Nation nicht einſchränken: auch die kurze »Zwiſchenzeit bis zu dem Reichstage ſoll nicht ohne die gänz»liche Befriedigung eurer Wünſche verfließen. Wir haben aus »eigner Bewegung in Gnaden beſchloſſen, die öffentliche Ver»waltung des Königsreichs und die Rechtspflege von dem »erſten Tage des künftigen Monats Mai an, wieder ganz »auf den Fuß zu ſetzen, auf dem ſie waren, als wir im J. »1780 nach dem Hinſcheiden ihrer geheiligten Majeſtät der »verwittweten Kaiſerin und apoſtoliſchen Königin, unſrer ge»liebteſten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. »Wir hatten ſeit unſerm Regierungsantritte in der öffentlichen »Verwaltung Eines und das Andere, aus Eifer für das all»gemeine Beſte, und bloß in der Hoffnung abgeändert, daß »ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen »finden werdet. Jezt haben wir uns überzeugt, daß ihr der »alten Verwaltungsart den Vorzug gebet, und in ihr allein »eure Glückſeligkeit ſuchet und findet; wir wollen alſo nicht »anſtehen euere Wünſche auch hierin zu erfüllen. Denn ſo »wie wir nichts eifriger wünſchen, als die Wohlfahrt der

»unſerer Regierung anvertrauten Völker; ſo wird jener Weg »zu dieſem Ziele uns der angenehmſte ſeyn, den die Ueber»einſtimmung der Nation als den ſicherſten anpreiſet. Wir »räumen alſo allen Geſpanſchaften des Königreichs, ſowohl »was die Behandlung der Geſchäfte auf allgemeinen und be»ſondern Verſammlungen, als die nach den Geſetzen vorzu»nehmenden Wahlen ihrer Beamten betrifft, ihr altes und »rechtmäßiges Anſehen wieder ein; ſetzen die Königlichen Frei»ſtädte und Freibezirke ebenfalls in ihre alte und geſetzmäßige »Thätigkeit; und erklären auch alle übrige, ſeit dem Antritt »unſerer Regierung erlaſſenen Verordnungen, die nach der »gemeinen Meinung den Rechtsgeſetzen zu widerſtreben ſcheinen, »für aufgehoben, und außer Wirkung geſezt. Um aber aller »Unordnung in der öffentlichen Verwaltung vorzubeugen, »wollen wir nicht, daß etwas eigenmächtig abgeändert »werde, bis wegen der Entlaſſung der Individuen unſere »weitern Verfügungen an euch gelangen werden, wozu wir »bereits die nöthigen Befehle gegeben haben; ſo habt ihr »auch bis der Obergeſpann, den wir hievon zu unterrichten »zu gleicher Zeit befohlen haben, ſeine Amtsverrichtungen »wieder vornehmen, und ſeine geſetzmäßige Gewalt wieder »wird ausüben können, euch noch immer der Leitung des »itzigen amtsführenden Obergeſpanns zu überlaſſen. Sonſt »iſt es unſer Wille, daß unſer Toleranzedikt, denn die An»ordnungen über die Einrichtungen der Pfarren, ſo wie die »wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr »Verhältniß mit den Grundherrn betreffend, in ihrer Kraft »verbleiben. Denn dieſe Anordnungen vertragen ſich mit den »Geſetzen gar wohl, und gründen ſich auf die natürliche

»Billigkeit. Die Pfarreinrichtung macht uns das Amt eines »oberſten Patrons der Kirchen zur Pflicht; und wir ſind auch »überzeugt, daß ihr zu billig denket, um dieſen unſern Ver»fügungen nicht euren ganzen Beifall zu ſchenken. Endlich »haben wir, um keinen eurer Wünſche unerfüllt zu laſſen, »beſchloſſen, die heilige Krone des Reichs, und die übrigen »Kleinodien, die nur auf einige Zeit in unſere Schatzkammer »gebracht worden ſind, eheſtens nach Ofen in unſer Königl. »Schloß übertragen, und dort nach der Vorſchrift der Geſetze »aufbewahren zu laſſen: wir haben auch bereits befohlen, daß »hiezu ein ſchicklicher Ort bereitet werde. Dieſe unſere Ent»ſchließung ganz nach Ausweis der Geſetze müſſen euch neue »Denkmäler der väterlichen Liebe ſeyn, mit der wir die Un»gariſche Nation umfaſſen. Auch werden ſie euch für eine »unbeſtreitbare, und für alle Folgezeiten geltende Urkunde »dienen, daß, ſo wie nach den Grundgeſetzen des König»reichs an der geſetzgebenden Gewalt, der Landesfürſt und »alle Stände des Reichs gleichen Antheil haben, wir dieſes »Recht der Stände aufrecht erhalten, und es eben ſo unge»ſchmälert, als es von unſern verewigten Vorfahren an uns »gekommen iſt, unſern Nachfolgern überliefern wollen. Um »ſo mehr hoffen wir, daß ihr dem Vaterlande in ſeinen Be»dürfniſſen beiſpringen, das zu deſſen Schutz wachende Heer, »mit den nöthigen Mundvorräthen verſehen, und zur Ergän»zung deſſelben für den künftigen Feldzug des laufenden Jahres »die erforderliche Mannſchaft, ſo wie es euch am zweckmäßig»ſten ſcheinen wird, ſtellen werdet.«

Dieſe Verordnung wurde in Ungarn mit lautem Jubel verkündet und aufgenommen. Die Aeußerungen der Nationalfreude

waren ſo barbariſch als die Beweggründe derſelben. Die Pläne, welche durch das ſo koſtbare Ausmeſſungsgeſchäft nach mehrjähriger Mühe entſtanden waren, wurden mit vandaliſcher Zerſtörungsluſt vernichtet, die Nummern der Häuſer ausgelöſcht, das Schreiben und Lernen der teutſchen Sprache wurde verboten, alle alten Mißbräuche mit großer Haſt wiederhergeſtellt. Eine eigene Deputation empfing die Krone des Reichs an der Grenze und brachte ſie im Triumph nach Ofen. Alle Städte, durch welche ſie geführt wurde, ſchmückten ſich feſtlich, und in Peſth empfing man ſie mit einem donnernden Vivat, beim Schalle aller Glocken. An die Kronhüter ergingen nun feierliche Aufrufe, der Kardinalerzbiſchof hielt ein feierliches Tedeum. In den Straßen ließ man für das Volk Wein rinnen, und von den Höhen von Ofen donnerten fünfhundert Kanonenſchüſſe. Es miſchte ſich in die barbariſche Freude der adeligen Zwingherrn ein heiliger Enthuſiasmus des Nationalgeiſtes, der in keinem öſterreichiſchen Staate ſo ſchön, ſo lebendig und edel waltet wie in Ungarn. Der ganze Adel gerieth in eine ſchöne Begeiſterung, ſeine Frauen warfen den ausländiſchen Putz von ſich, und kleideten ſich in die herrliche Nationaltracht. Die Prieſter dispenſirten von den eintretenden Faſten, die jungen Edelleute prunkten mit neuem Waffenſchmuck. Aber dieſer bedeutſame Ausbruch der Freude, welcher die denkenden Zeitgenoſſen mit Rührung, mit Wehmuth erfüllte, verlor alles Edle ſeines Charakters, und wurde bis zur Strafwürdigkeit unanſtändig in ſeiner Fortdauer nach der Nachricht vom Tode Joſephs II.

Schon früher war in Tyrol und in der Grafſchaft Falkenſtein die eingeführte Konſcription, welche Mißfallen erregt

hatte, abgeschafft worden; nun wurden auch, da sich der Volksunwille stärker zu regen begann, die Neuerungen in Kirchensachen auf ausdrückliches Geheiß Josephs II. eingestellt. Zulezt, als ihm die Kräfte noch mehr zu schwinden begannen, stellte er die schon unter Maria Theresia außer Wirksamkeit gesezte Ministerkonferenz ein, zu deren Mitgliedern Kaunitz, Stahremberg, Lacy und Rosenberg ernannt wurden. So begab er sich auch seiner Selbstständigkeit, theils weil er sterbend nicht mehr den Staatsgeschäften vorstehen konnte, theils vielleicht um seinem Nachfolger eine Anstalt zu hinterlassen, welche allein einem Regenten von seinem Eifer und seiner Thätigkeit entbehrlich seyn konnte.

Diese lezten Maßregeln trugen mehr den Anschein des Widerrufs, als sie in Wirklichkeit die segensreichen Werke Josephs vernichtet hätten. Wir werden in der Darstellung der Resultate seiner Regierung sehen, daß das Wesentliche aller seiner Anstalten geblieben ist. Daher glichen diese lezten Anordnungen des sterbenden Kaisers in vieler Hinsicht dem Unternehmen eines Künstlers, der die Form, in welche er Kunstwerke gegossen, mit der lezten Kraft seines sterbenden Arms zerschlägt, um der Nachwelt den herrlichen Kern zu enthüllen, abweichend von der, manche Aehnlichkeitserinnerung weckenden Weise des griechischen Malers, der als höchste Leistung seines Kunstverstandes einen Vorhang malte, und so die Verhüllung zum Werk machte, neben welchem er lebte um sich an der Täuschung der Neugierigen zu ergötzen, die das Werk hinter dem Vorhang suchten.

Der Sieg der Reaction war daher nur ein formeller, was jedoch um so weniger bemerkt wurde, da die Reaction

ſelbſt im Kampf ihr ganzes Urſprungsweſen verloren hatte. Um dieſes in ſeiner Wahrheit zu ergründen, muß man in die Zeiten Marie Thereſens und Karls VI. zurückblicken, und den fanatiſchen Geiſt der Nacht in ſeinem ſchrecklichen Walten mit Schwert und Rad, Folter- und Marterwerkzeugen, mit Bann und Verfolgung gegen Unglückliche, Verirrte, Hexen, Proteſtanten und Juden erblicken. Dieſer Geiſt, beim Anfang Joſephs noch gewaltig, war bei ſeinem Ende todt. Die Reaction ging ſchon von anderem Geiſte aus, und die Verwandlung, welche ſie erlebt hatte, war ſelbſt ein Sieg ihres Feindes über ſie ſelbſt, denn wie ſie nun lebte und waltete, war ſie ſchon vom Geiſte des großen Reformators durchdrungen.

Drittes Buch.

Geſchichte der Politik

Joſephs des Zweiten

oder

öſterreichiſche Staatsgeſchichte von 1780—1790.

Dritte Abtheilung.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Zweck der Politik. — Innere Politik Joſephs II. — Die Politik Oeſterreichs in den Zeiten Joſephs noch nicht gegeben.

Wie kunſtreich und gelehrt auch die verſchiedenen politiſchen Syſteme ſeyn mögen, ſo iſt und bleibt doch in allen, ſelbſt den verworrenſten Zeiten, das Weſen der Politik ein höchſt einfaches. So wie der Zweck aller Politik nur ein einziger ſeyn kann, nämlich Erhaltung und Vermehrung der Macht und des Beſitzes, ſo gibt es auch nur ein einziges Mittel, ihn zu erreichen, die allergewöhnlichſte Menſchenklugheit zur Staatskunſt erhoben: oder Politik. Die Politik der Staaten hat genau dieſelben Tendenzen wie die Politik der Individuen, der Familien- und Geſellſchaftshäupter, ſie bewegt ſich mit dieſer auf derſelben Regelbahn der Ordnung, des Haushalts, der Steigerung von Intelligenz und Thätigkeit — mit Maß und Ziel, daß jene nicht in gefährliche Genialität, dieſe nicht in ſelbſtzerſtörende Haſt ausarte — der Zucht und Mäßigkeit, Nachbarfreundſchaft und Nachgiebigkeit gegen Stärkere und gleichartigen Vorſchriften. Je weniger die Politik mit Moral und Philoſophie, mit Künſtelei und Spekulation

zuſammengeſezt iſt, je ſicherer und beſtimmter ſind ihre Reſultate. Dieſe Theorie von Machiavell verbürgt, durch Montesquieu wiewohl aus anderem Geſichtspunkt erläutert, von Rouſſeau[1]) trotz aller Spitzfindigkeit nicht widerlegt, von tauſend großen Erfolgen in der Weltgeſchichte gekrönt, wird durch Joſephs politiſche Unglücksgeſchichte vor dem Verſtande gerechtfertigt, aber vor dem Herzen zu Schanden, und ihre Analyſe muß nothwendig dieſelbe bevorworten. Vom Standpunkt ihrer Prinzipe aus, kann Joſephs ganze Regierung mit Gerechtigkeit getadelt werden — nicht als eine Reihe moraliſch verwerflicher Handlungen, ſondern als eine Kette von Fehlern.

Die Politik, jederzeit von den Verhältniſſen im Voraus gegeben, fand einen unfruchtbaren Boden in der Seele Joſephs, und ihr Saame konnte um ſo weniger Wurzel darin faſſen, da er zur Zeit unter den Verhältniſſen noch nicht gereift war. Oeſterreich, als eine Geſammtheit von Staaten, jüngſt verbunden und ſchwankend im Zuſammenhange, als ein weltgeſchichtliches Erzeugniß außerordentlicher Fügungen und Umwälzungen, Oeſterreich hatte zur Zeit noch kein gegebenes politiſches Syſtem, ſondern alles was man von ihren Repräſentanten erwarten konnte, war Politik in der allgemeinſten Bedeutung — Klugheit ohne Regel. Locker und zum Theil zerfallen in ſeinen innerſten Beſtandtheilen, voll uneiniger Nationalgemüther, umlauert von Nebenbuhlern, die jede Gelegenheit zum Raube benüzten, fehlte es Oeſterreich noch an einer feſten Stellung, war es noch den heilloſeſten

1) Im Contrat social.

Zufällen ausgeſezt, ein auf unſicheren Wogen treibendes Schiff ohne Anker und Steuer. Der nächſte Zufall konnte Ungarn trennen und zur Barbarenprovinz machen, Galizien war damals noch kein ſicherer Beſitz, Schleſien ſelbſt ſchien eine lockende Beute für Friedrich, die Niederlande konnten am leichteſten verloren gehen. Kaum konnte der Kern dieſes großen, aber unorganiſchen Staats, Innerösterreich, als ſicheres unbeſtreitbares Stammland ſich politiſche Dauer verſprechen, ſo unvollkommen war der Staatenbund, ſo aller Einheit des Weſens und der Kraft ermangelnd. Zudem ſtörte die Organiſation dieſes Staatenbundes die doppelte Eigenſchaft des Kaiſers als Herr einer Völkergeſellſchaft und Schutzherr einer anderen, deren Intereſſe oft genau dem der erſteren entgegengeſezt war! Die Beſchaffenheit des teutſchen Reichskörpers war es vornehmlich, welche Oeſterreichs Politik in damaliger Zeit verhinderte, ſich auf einen feſten Standpunkt zu erheben, was ſie in der That erſt ſechzehn Jahre nach dem Tode Joſephs vermochte. Joſephs abſtrakte Politik — inſoferne bei ſeinen Reformen eine ſolche möglich war — konnte nichts anders ſeyn, als das, was ſie wirklich war, ein unaufhörliches Ringen mit den gegebenen Mißverhältniſſen und feſtes Trachten nach Herſtellung eines ſelbſtſtändigen, einigen Staatsindividuums. Dieſem Trachten eröffnete ſich die doppelte Ausſicht auf ein römiſch-teutſches Reich mit intenſiver Machtvollkommenheit und auf ein erbländiſches, wie es die jüngſten Zeiten hervorgebracht hatten. Das Schwanken zwiſchen dieſen beiden Aufgaben war eben ſo kritiſch, als die Wahl der einen oder der anderen; denn der erſteren widerſezten ſich zahlloſe Rechte, die andere machte die ſcheinbare Naturwidri[illegible] ver-

ſchiedenen Erbſtaatenvereins bedenklich, wo nicht gefährlich. Auf allen Seiten ſtellten ſich große Zwecke dar, aber auch allſeits drohten große Gefahren. Menſchenkraft und Menſchenweisheit ſchien überall unzulänglich — in einer ſo gewaltigen Umwälzung ungeheurer Stoffe, die kein menſchlicher Geiſt bewältigen konnte, konnte nur die Zeit eine neue Geſtaltung vollbringen, die von der Politik vielleicht vorausgeſehen, aber unmöglich bewirkt werden konnte.

Dieſe Erörterung führt weniger zur Beurtheilung Joſephs II., als zur Würdigung ſeiner höheren Beſtimmung. Sie hindert nicht die politiſche Kritik, welche nach dem Produkte allein auf die Richtigkeit der Berechnung ſchließt. Hier gilt nur die grauſamſte Zergliederung der Urſachen und Folgen in ihrer allmählichen Verkettung, ohne Rückſicht auf Geſinnung und Beweggründe und das Reſultat derſelben iſt die Entdeckung einer, alle Begebenheiten durchſpinnende Unklugheit, die, wie ein giftiges Kontagium, die günſtigſten politiſchen Verhältniſſe zerfraß und überall krankhafte Erſcheinungen hervorbrachte. Hier geſtaltet ſich dem nüchternen Verſtand jede Betrachtung zum Tadel, aber ſtets unbeſchadet der Größe ſeines Talents, welche nur darum hier verderblich für das Eigene wirkte, weil ſie unzertrennlich war von dem Adel ſeines Willens, der nur das Allgemeine im Auge behielt.

Zuerſt zeigt die Geſchichte der inneren Politik einen fehlerhaften Grundplan und eine fehlerhafte politiſche Methode. Sie iſt in der Geſchichte der Reaction, welche im vorigen Abſchnitt beendigt worden, vollkommen enthalten. Der Gedanke, einer Aſſimilirung aller Erbſtaaten, durch die einzige

Kraft improviſirter Geſetze und allgemeiner Einrichtungen, durch Beeinträchtigung der Nationalſprachen und Verletzung der hergebrachten Gewohnheiten und Freiheiten, ohne Rückſicht auf die verſchiedenen Grade des gewiſſen Widerſtandes, war höchſt unpolitiſch, denn mit Vernichtung der Nationalitäten iſt auch eine Vernichtung gewaltiger Kräfte ausgeſprochen, die das ungewiſſe Aufkeimen neugearteter nicht erſetzen konnte. Es war dieß eine Selchſtſchwächung der gefährlichſten Art, denn nicht nur mußte ſie den innern Staatenbund auflockern, ſondern auch äußern Neid und Nebenbuhlerſchaft einladen, die Selbſtentwaffnung des Reformators zu Angriffen zu nützen, welche nur Joſephs Ende verhütet hat. Die Einführung einer neuen Art der Geſittung, die Verhöhnung des kräftigſten Vorurtheils, das, zum Enthuſiasmus geſteigert oft größere Wunder wirkt, als die Tugend ſelbſt, die Beleidigung der Prieſter, welche die Gemüther beherrſchten und die Verbreitung des enttäuſchenden Vernunftlichts, — alle dieſe unglücklichen Unternehmungen waren eine politiſche Vergeudung der gewaltigſten Kräfte, zu Gunſten einer menſchenfreundlichen Neuerungsidee, deren kindliche Kraft der Wehrloſigkeit gleich kam.

Es iſt eben ſo wenig unzweifelhaft, daß die tadelnswürdigſten ſeiner unpolitiſchen Handlungen in anderem Betracht ſeine rühmlichſten geweſen ſind, als es geleugnet werden kann, daß ſie ſein ganzes Schickſal entſchieden haben. Zuerſt war es die Herabſetzung des eigenen Anſehens, welches ihm verderblich wurde.

Dieſe Minderung der autokratiſchen [illegible] ab im Allgemeinen durch Beförderung der A[illegible] m

Nimbus der Kronen entfernt, im Besonderen durch die herablassende Leutseligkeit, welche die Menschlichkeit desjenigen im Alltagskleide zeigte, dem man sich nur knieend sonst zu nähern wagte, durch Entfernung des Prunkes der Majestät, der sonst die Augen blendete, in dessen Purpur sich so leicht die menschlichen Schwächen verbergen lassen. Der Kaiser im grauen Ueberrock mit seinen Unterthanen im Kontrolargange der Burg sprechend, fand nicht so viel Ehrfurcht, als er auf der Höhe des Thrones, in erhabener Entfernung, angethan mit Hermelin und Krone einzuflößen gewiß war. Die Popularität Josephs gereichte ihm bei dem phantastischen, glänzende Spektakel so liebenden Volk, zum größten Nachtheil.

So wie diesem Abbruch an äußerer Würde, so lagen allen übrigen politischen Fehlern seine größten Tugenden zu Grunde. Seine Menschenliebe, die sich am eifrigsten der Schwachen annahm, deren Dankbarkeit seine Macht nicht vermehren konnte, seine strenge Gerechtigkeit, die oft Jene am übelsten empfanden, welche seinen Thron stützten, sein reiner Eifer wahrer Frömmigkeit, welche nur dem Wesen der Religion, nicht ihrem sinnerregenden Kultus huldigte, sein Fleiß, der die Trägen empörte, seine aufopfernde Liebe des Gemeinwesens, die alle Eigennützigen beeinträchtigte; — alle diese Tugenden mischten ihm den bitteren Leidenskelch, dessen Leerung ihm das Herz brach und den Hohn der Mitwelt einbrachten. Seine ganze innere Politik ist mit dem Satze charakterisirt: Josephs Tugend hat sich niemals der stärksten aller Kräfte, der Leidenschaften versichern wollen, wie jeder muß, der, auf einem Thron geboren, nicht das

eigene Glück in dem Gemeinwohl findet. Ihm diente weder der Eigennutz, noch der Ehrgeitz, weder der Adelstolz, noch die Habsucht, weder die Trägheit, noch das Vorurtheil, weder der Fanatismus, noch die verwandte ebenbürtige Dummheit. Alle diese mächtigen Kräfte kehrten sich gegen ihn und selbst der treue Knecht der Größe, der Sklavensinn fiel von ihm ab, der nicht mehr als ein Mensch seyn wollte und sich den ersten Diener des Gemeinwohls nannte.

Zweites Kapitel.

Gebote der äußeren Politik, von Joseph mißachtet. — Großer Entwurf.

Der natürlichste Gedanke, welcher sich bei Erwägung der großen Reformen Josephs aufdringt, ist, daß er sich vor allen Dingen, Friede und Ruhe hätte sichern, die Eintracht mit allen Nachbarn hätte befestigen sollen. Mit diesem gerechten Gedanken, beginnt Coxes politisches Tadelsystem, dessen Schlußpunkt allemal mit dem Unglück des Kaisers zusammen trifft. So prosaisch diese Idee des gewöhnlichsten Krämergeistes ist, so wahr und lehrreich ist sie, so wichtig für die Geschichte. Nach ihm mußte Joseph die Gewässer der äußeren Zeit — wenn wir so sagen dürfen, um das Weltleben von dem Leben der Monarchie zu unterscheiden — abdämmen, um den isolirten Bau zu vollenden, dessen naturwilde Gestaltung durch Anschwemmung er nicht gestatten wollte. Er mußte die Freundschaft der Nachbarn gewinnen, damit der Widerstand in seinem Hause nicht bei ihnen Hülfe suche und er das Schwert ablegen könne, um die Werkzeuge des Friedens mit freien Händen gebrauchen zu können. Allein so wahr diese Behauptung Coxes und anderer

Geſchichtſchreiber iſt, ſo falſch iſt deren, aus der Luft gegriffene, grämliche Schlußfolge: daß Joſeph durch eine Reihe ehrgeitziger Entwürfe, all' ſein Unglück verſchuldet habe [1]). Der Entwurf der die ganze Politik Joſephs beſtimmte, war nur ein einziger und an dieſem hatte der Ehrgeitz keinen Antheil, oder doch nur einen ſo geringen, wie er jedem gemeinnützigen Plan ohne Tadel zukommt.

Es war eine unpolitiſche aber unſterbliche Idee des Kaiſers, die öſterreichiſchen Erbländer zu einem einzigen mächtigen Staat zu organiſiren, deſſen gewaltige innere Mittel in ſich und nach Außen zu koncentriren — die Kraft und den Reichthum ſomit zu verzehnfachen. Dieſen Plan faßte er in dem Augenblicke, da der Gedanke an Herſtellung eines römiſch-teutſchen Reiches, mit Einheit der Souveränität, in der Geburt erſtickte. Dieſe Idee beſtimmte ſeine innere und äußere Politik und ſo wie die Herſtellung eines organiſchen Kreislaufes der Säfte, Beleidigung und Verletzung der alten Nationalitäten und Verfaſſungen heiſchte, ſo gebot der neue Organismus in ſeiner europäiſchen Exiſtenz, die Befreiung von äußeren Nahrungswegen und Ausflüſſen für den inneren Ueberfluß, welche die Intereſſen der Nachbarn berührten. Joſephs ganze äußere Politik geſtaltete ſich nach der commerciellen Bedeutung der Monarchie. Dieſe war in hohem Grade verwahrlost und wie in der Wildniß des Urwalds häufte ſich der organiſche Reichthum auf dem heimiſchen Boden nur um ihn zu düngen. Bis auf Maria Thereſia lebten die Erbſtaaten in einer einſamen Nomadenexiſtenz, außerhalb der europäiſchen Staatengeſellſchaft, oder

[1]) Coxe Geſch. d. H. Oeſt. 4ter B. S. 435.

doch nur im Briefwechsel mit derselben, nicht in lebendigem Verkehr. Und doch besaß es die Mittel zu solchen und die Vortheile der geographischen Lage in einem seltenen Maße. Die fruchtbare Provinz Oestreich und Mähren, reich an Holz Frucht, Wein, Salz, die Steiermark mit ihren an Erz reichen Bergen, die ungarischen Länder mit den Schätzen des Süden und Norden mit unzähligen Seen, Strömen, Böhmen, die kostbarste Perle in der Krone Oesterreichs, die Seeküste, die Niederlande, Galizien — welchen ungeheuren Fond an Mitteln, welche Unzahl von Handlungswegen bieten sie dar. Der wichtigste unter den lezteren schien Joseph mit Recht die Donau, der größte Strom Europas, dessen Mitte sie durchströmt, dessen fruchtbarste, reichste Länder sie bespült, die Donau, welche in ihrer Richtung nach der Barbarei den günstigsten Ausfluß für die Erzeugnisse mitteleuropäischer Kultur bietet und in ihrer Mündung ins schwarze Meer eine Weltbedeutung gewinnt. Josephs ganze Politik ging darauf aus, alle verschlossene Handelswege der Monarchie zu befreien und diejenigen in ihrer ganzen Ausdehnung zu gewinnen, welche er nur stückweise besaß. Besonders wichtig für den Kreislauf des Handels schien ihm mit Recht Ungarns Wasserstraße.

»Hier [1]), wo die Schifffahrt die Schätze und Produkte so ausgedehnter und gesegneter Erdstriche zusammenhäuft, wo man sie mit geringem Zeitunterschied nach Wien und Constantinopel führen kann, während ein kurzer Landweg die Verbindung mit dem adriatischen Meere erleichtern könnte, ist

---

1) Aus handschriftlichen Quellen.

es nicht hier, wo die Natur ſelbſt die Menſchen einzuladen ſcheint, einen großen Centralpunkt ihres Verkehrs und ihres Treibens, einen großen Stützpunkt ihrer Macht und ihrer Sicherheit aufzuſtellen? Warum iſt der Königſitz der Hunia-des und Corvinus verſchwunden? Warum iſt Belgrad das ſchmutzige Raubneſt einer barbariſchen Horde und nicht die Hauptniederlaſſung eines gebildeten und thätigen Volkes? Aber können dieſe abgeriſſenen Betrachtungen den Strom ſchon intereſſant und verehrungswürdig machen, ſo überblicke man nun ſeinen Lauf im Ganzen und ſeinen Zuſammenhang mit den teutſchen Flüſſen, berechne die Folgen, welche aus dieſer phyſiſchen Verwicklung der Intereſſen entſtehen und welche ſchon Carl der Große erkannte, als er den Main und folglich den Rhein durch einen Kanal mit der Donau verbinden wollte, bemerke, daß dieſer Waſſerzug, der von dem teutſchen in das ſchwarze Meer führen würde, zugleich in ſeiner Mitte von einer andern Verkehrsſtraße, die vom adriatiſchen an das baltiſche Meer reicht, durchſchnitten wird, ſuche den Mittelpunkt dieſes wahrhaften Weltverkehres auf und dann wird es endlich deutlich werden, was Wien iſt und was es ſeyn könnte.«

Dieſe Betrachtungen von der Nachwelt angeſtellt, haben unſtreitig auch Joſephs Seele bewegt.

»Joſephs großer Geiſt erkannte das Intereſſe ſeiner Völker im Oſten, es wäre lächerlich zu glauben, daß er den koſtſpieligen Türkenkrieg bloß der ruſſiſchen Kaiſerin zu gefallen unternommen habe, aber ſein widriges Schickſal begleitete ihn auch hier, und geſtehen wir es nur, ſein Feldherrntalent war nicht hinreichend, die Entwürfe ſeines thätigen

und philoſophiſchen Geiſtes zu unterſtützen. Seinem Scharfblicke entging es nicht, wie wichtig die Ausgangspunkte der Flüſſe ſind, wo ſich die Maſſe der Nationalthätigkeit an den Weltverkehr anſchließt, er verkannte nicht, daß ſeinen Ländern und ſeiner Hauptſtadt die Wirkung des Blutumlaufes fehle, welcher bei dem langen Laufe der Donau vorzüglich darin beſteht, daß das Herz, der Centralpunkt, wo die meiſten Intereſſen ſich kreuzen, das Produkt der Nationalthätigkeit an ſich ziehe und mit gleicher Kraft wieder gegen die Endpunkte zum Weltverkehr fortſtoße; er verkannte nicht, daß Oeſterreich die herrſchende Macht an der Donau iſt und die übrigen Theile dieſes Flußgebietes in politiſcher und geographiſcher Hinſicht nach ihren Verhältniſſen zu Oeſterreich beurtheilt werden müſſen. Was ſind jezt die Donaumündungen? Was könnten ſie ſeyn, mit ihrem Centrum vereinigt und auf den gehörigen Culturgrad gebracht — ſie, welche den einzigen geraden, zu einem Weltverkehr hinleitenden Ausweg eines großen und reichen Flußgebietes enthalten, einen Ausweg, gegen welchen alle übrigen nur als Seitenwege erſcheinen?«

Allein wie groß und herrlich auch die Wünſche und Entwürfe ſeyn mochten, welche aus dieſen Betrachtungen reſultirten, ſo wird doch nimmer dadurch das Unpolitiſche derſelben entſchuldigt. Der ganze koloſſale Plan war auf Vorausſetzung eines Zuſtandes gebaut, den Joſephs Talent erſt erſchaffen ſollte. Es kann nimmer bezweifelt werden, daß dieſes zu ſeinen politiſchen Entwürfen ſowohl, als zu ſeinen inneren Reformen ausreichte, aber nicht zu beiden gleichzeitig. Die politiſche Erſchaffung eines öſterreichiſchen Staates konnte nur durch innere Ruhe und Zuſammenwirken

aller vorhandenen Kräfte vollbracht werden, die Reform des Geſetzes und der inneren Verfaſſung konnte nicht unbeeinträchtigt, neben ſo rieſenhaften politiſchen Vorſätzen, beſtehen. In ſo fern war der Grundgedanke der Politik Joſephs ein rein verfehlter, aber nichts deſto weniger war ſein Wollen in der Geſammtheit und ſeine Entwürfe im Einzelnen ſo groß, edel und kühn, wie ſein ganzes Trachten und Thun. Integrität und Gleichförmigkeit des Staatenbundes, Handelsverbindung mit drei Meeren, Bündniß mit dem ganzen Norden und Weſten, verbunden mit ſeinen Reformationsplänen — dieß waren Zwecke, wodurch Joſeph ſein Jahrhundert in die Schranken rief. Mag immer die Arithmetik der Politik ſie verdammen, göttlich bleibt doch immer dieſes gigantiſche Ringen mit Maſſen von Blei, welche nur durch ihre Trägheit ſiegten.

Allein nicht bloß ſein Plan war der Mitwelt anſtößig — auch die Geſinnung, mit welcher er an deſſen Ausführung ſchritt, die philoſophiſche Grundſätze, durch welche er ſein Werk verkündigte. Sie waren eben ſo unpolitiſch als die begeiſterte Willkür, welche er für innere Politik charakteriſirte, weil ſie dem hergebrachten Völkerrecht zuwider lauteten und Jenen zum Vorwande dienten, welche lieber durch Verdrehung alter Verträge und unterſchobene Rechtstitel ihr Intereſſe vertheidigten als durch ihre geheim gehaltene Philoſophie, welche ihnen Alles erlaubte. Joſeph, großer und edler Zwecke ſich bewußt, glaubte kein Hehl machen zu dürfen, aus dem Grundſatz, der ihn beſtimmte: daß dem Machthaber Alles erlaubt ſeyn müſſe, was zum Guten führe und widerſinnige hergebrachte Rechte, die meiſt ſelbſt erzwungen und immer das

Werk des Augenblicks geweſen ſind, ihn nicht hindern und beſchädigen könnten in ſeinem höheren philoſophiſchen Rechtsvermögen. Allein mit je edlerem Freimuth der Kaiſer ſich zu ſolchen Prinzipen bekannte, je einſeitiger wurden ſie aufgefaßt, gedeutet, und den Völkern als Eingriffe in die Rechte der Menſchheit verkündigt. Der milde Johannes von Müller [1]) faßt ſie in der Art zuſammen, wie des Kaiſers edlere Gegner ſie betrachteten, und wie ſie zur Rechtfertigung der Handlungen Friedrichs des Großen dienen konnten, indem er Joſephs Diener beſchuldigte, daß ſie folgende Grundſätze zu erkennen gegeben hätten: »Man müſſe Verträge halten ſo lange die Machtverhältniſſe dieſelben bleiben; wenn ſich dieſe ändern, (wenn ein Staat im Vertrauen auf Traktaten, kriegeriſche Maßregeln verſäumte, wenn die Bundesfreunde in der Meinung, er ſey gedeckt, ſich ſeiner nicht lebhaft annehmen, und was Glück und Gewalt ſonſt vermögen) wenn einer der contrahirenden Theile ſchwach geworden, ſo ſey der andere zu nichts mehr verbunden [2]). Als wollte man ſagen, Traktaten ſeyen gut, um Einfältige einzuſchläfern, bis der Mächtige ſeine Kräfte hergeſtellt habe. Die Praxis dieſer Grundſätze iſt nicht unerhört, ihre öffentliche Bekenntniß gehört unter die Vortheile, welche unſer Jahrhundert ſeiner ungezwungenen Philoſophie ſchuldig iſt.

---

[1]) Joh. von Müllers ſämmtliche Werke. Neunter Theil. Tübingen. Cotta 1811. S. 132 u. f.

[2]) Manifeſt und Schreiben an verſchiedene Höfe bei Anlaß der Streitigkeit um Eröffnung der Schelde. (S. die neueſten Staatskunde von Holland, des Herrn Prof. Hanſens.) Linguats considerations.

»Jene ſclaviſche Anhänglichkeit unwiſſender Väter (die die Staatswiſſenſchaft nicht kannten) an abgezwungene Traktaten, die ein Prieſtertand heiligte, iſt, wie jene Anhänglichkeit denkender Menſchen an veraltete, mangelhafte Landesverfaſſungen, und wie das kleinſtädtiſche Vorurtheil für den Ort, wo man geboren iſt, unſerer höhern Begriffe nicht würdig. Patriotismus iſt Selbſtſucht. Es falle der Staat, welcher ſich nicht zu erhalten weiß; ein aufgeklärter Mann iſt Cosmopolite. Es iſt eine Verbrüderung der Guten und Edlen, die unſichtbar und wirkſam, gleich der electriſchen Materie, die Maſſe der Nationen durchdringt; es iſt eine Regierung der Meiſter des Wiſſens, die alles leiten und unzugänglich wie die olympiſchen Götter, Senaten und Fürſten, die nicht ſelbſt Weiſe werden, das Gegengewicht hält. Hier iſt Freiheit, in Republiken mäſten ſich ſtatt Eines Herrn zweihundert. Kleine Fürſten haben eine erkünſtelte, unnatürliche, ängſtliche Macht. Beſſer, wo, von Weiſen umringt, Einer herrſcht; er wird Freiheit geſtatten; wen ſollte er fürchten? und Menſchenglückſeligkeit ſchaffen, weil er es kann. Die Friedensſchlüſſe ſind das Werk augenblicklicher Noth. Nur das Geſetz des Wohls vom Ganzen iſt ewig, unveränderlich, impräſkriptibel. Sollte die Schwäche der Vorfahrer binden? Die Auslegung und Anwendung iſt deſſen, dem Gott gab, der Gewaltigſte zu ſeyn [1]).«

---

[1]) „Nur die Worte ſind mein, die Ideen ſind von wichtigen Männern unterſtüzt, um dieſelbe Zeit ausgebreitet worden, da ſich in Staatshandlungen obgedachte Grundſätze zeigten.“ Joh. von Müller.

»In dieſem Geiſt ſind keine barrières mehr, der Kaiſer will nichts mehr hören [1]; die Verträge ſind nichts mehr.« Wenn man von dieſer angeblichen Aeußerung hinwegdenkt, was der Partheigeiſt offenbar hinzugefügt, ſo zeigt ſich ein großer, verſtümmelter Gedanke in ſeiner Reinheit, der gewiß dem Geiſte Joſephs angehört. Die Verwerfung aller Vertragsrechte kann aber unmöglich von einem Miniſter ausgeſprochen worden ſeyn, der neue Zuſtände und Verhältniſſe, auf den Grund neuer Verträge, erſchaffen ſollte. Die Entſtellung iſt hier offenbar und die ſanfte Art der Entſchuldigung des Kaiſers durch Joh. von Müller erſcheint überflüſſig unaufrichtig.

»Wer von dem unermeßlichen Detail der Umbildung einer Monarchie Begriffe hat, wird nicht erwarten, daß der Kaiſer alle Ausdrücke in den Staatsſchriften und noch weniger die ſich ſonſt fortpflanzenden Grundſätze genau unterſuche. Dem ſcheuen Publikum ſchienen ſie die Auflöſung des Völkerrechtes; Joſephs oft bezeugte Liebe der Gerechtigkeit und die charakteriſtiſche Offenheit ſeines Kaunitz hinderte ihn einzuſehen, welcher Mißbrauch davon gemacht werden könnte. So ſind immer die Edelſten am wenigſten mißtrauiſch. Die Höfe und Kanzleien aber ſind voll von Menſchen ohne fürſtliche Seelen; dieſe verwechſeln Stolz und Würde, und machen ihren Herrn verhaßt, indem ſie ihn groß zeigen wollen. Der Miniſter, durch hundert Sorgen getheilt, lieſt ihre Arbeit mit Rückſicht aufs augenblicklich Weſentliche. Ihm ſelbſt

---

[1]) „Ausdrücke des Fürſten von Kaunitz, in der Conversation ministerielle avec le Comte de Wassenaer, 1782. Vielleicht kann dieſe (nie widerſprochene) Schrift nicht für die Worte bürgen; ihr Inhalt aber iſt vollzogen worden (?)."

kann begegnen, daß er im Feuer einer Unterredung, warm vom bezweckten Guten, und im Gefühl ſeiner Macht, Hinderniſſe zertrümmern möchte. Aber ſolche Züge werden Vorbild und Syſtem ſolcher, die einem großen Mann gleich zu ſeyn glauben, wenn ſie das an ihm auffallende überſpannen. Sie ſind beſonders zu fürchten im Anfang einer neuen Dynaſtie, deren Stammfolger nicht alle Joſephs Macht mit ſeiner nachgebenden Klugheit vereinigen und Miniſter von der Erfahrung des Fürſten von Kaunitz haben werden.«

Dieſer ſcheinbar ſehr gemilderte Vorwurf wird um ſo verdächtiger, da er zu dem Schluſſe führen ſollte: »Es iſt immer patriotiſch, wider Ideen, die ſich gegen die Geſetze erheben, mißbilligend zuſammenzutreten, hiedurch bleiben große Alarmen, argwöhniſche Entfernung, oft Revolutionen vermieden. Dieſe Maßregel der Vorſicht iſt ein Geiſt unſerer Verfaſſung. Das Haus Oeſterreich hat ſich derſelben mehrmals bedient.«

Der unpartheiſchen Prüfung entgeht trotz dieſer durch die beſten, aber häufig einſeitig geſinnten, Schriftſteller verbreiteten, etwas ſpitzfindigen Argumentation, weder der Geiſt noch die materielle Beſchaffenheit des öſterreichiſchen Planes. Allein ſchon die Veranlaſſung ſolcher Redekünſte mit den täuſchenden Schatten anerkannter Rechtstheorien, bezeichnet die Aeußerung philoſophiſcher Lichtgedanken in politiſchen Händeln, ſey es in der Aufregung des Augenblicks, durch Vertheidigung oder durch unmotivirte Handlung, als heillose Fehler gegen alle Staatskunſt. Dieſe Fehler bewirkten, daß Joſeph, der ſo redlich und menſchenfreundlich geſinnte Fürſt, in den Geruch verhaßgefährlicher Meinungen und Grundſätze kam, die ihn

aller ſchlimmen Willkür fähig mache, während ſeine Gegner im geheimſten Seelengrund allen Glauben, alle Sitten- und Rechtslehre des Zeitalters verſpottend, mit ſchicklichen, von geübten Rechtskünſtlern verfertigten Rechtstiteln, den Beiſtand aller Rechtlichen und Dupes, die Federn aller Publiziſten, das Lob des Frömmſten unter ihnen und ſelbſt die Billigung des heiligen Vaters, überdem allen Ruhm für ſich gewannen.

I.

Die teutſchen Händel.

Erſtes Kapitel.

Verfaſſung des teutſchen Reichs. Reichspolitik.

Die erſte politiſche Wirkſamkeit Joſephs erſtreckte ſich auf das teutſche Reich, denn ehe ihm noch Maria Thereſia einen weſentlichen Antheil an den erbländiſchen Regierungsgeſchäften geſtattete, war er zum römiſchen König und Nachfolger Franz des Erſten erwählt worden [1]). Dieſe Würde war ſo ſehr in ihrer Bedeutung geſunken, daß man ſie, wie einen Hausorden, den Prinzen der mächtigſten Häuſer zum Angebinde machte; denn darüber war man einig, daß weder Unreife des Verſtandes noch böſer Wille den Gliedern des Reiches ſchaden bringen könne, wohl aber das Gegentheil und der Einfluß eines mächtigen Fürſtenhauſes weſentlichen Nutzen. Allein Joſeph nahm dieſes Geſchenk vielleicht nicht mit der beſcheidenen Ehrfurcht und Reſignation hin, die einem teutſchen oder römiſchen König geziemen mochte, und entthuſiaſtiſche Gedanken, von Erhebung der teutſchen Nation, ſchienen ſeinem Haupte nicht fern geblieben zu ſeyn. Seine jugendliche Phantaſie riß ihn ſogar zu teutſchem Patriotismus hin,

[1]) Vergleiche des Verfaſſers Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II. erſten Band.

der an die Ehre und Kraft des teutſchen Volkes glaubte, und Beides zu fördern entſchloſſen war. Seine Vaterlandsliebe umfaßte alle Zweige des teutſchen Stammes, hob teutſche Sprache und Sitte ſelbſt in ſlaviſchen Provinzen, und verbannte von ſeinem Hofe faſt in derſelben Zeit die franzöſiſche Converſation, welche ſich hier eingebürgert hatte, in welcher Friedrich, ſeiner Sprache unmächtig, aus Kabinet und vom Tiſch, ja ſogar aus ſeiner Bibliothek die teutſchen Wortlaute verwies.

Welch' ein Uebel dieſer teutſche Sinn für Joſeph ſey, war aus der Beſchaffenheit der teutſchen Verfaſſung erſichtlich. Das teutſche Reich, ein zunftmäßiger Verein, ohne Geiſt und höheren Zweck, verband gegen 300 größere und kleinere Gebiete, deren einige von erblichen, andere von gewählten Fürſten, noch andere republikaniſch mit Hoheitsrechten unabhängiger Staaten regiert wurden. Es gab daher 300 verſchiedene Einzelintereſſen, aber kein Intereſſe der Geſammtheit, eben ſo wenig als eine Souverainität der Geſammtheit [1]). Jeder einzelne Reichsſtand war ein ſouverainer Herr, nur

---

[1]) J. v. Müller deklamirt: „Wenn die Souveränität eine urſprüngliche Gewalt iſt, ſo iſt in dem Reiche niemand ſouverän als das Reich ſelber. Ein Kaiſer iſt Kaiſer nach den Geſetzen, in dem Augenblick da er ſie übertritt, verſchwindet der Kaiſer. Dem Deſpoten iſt keiner verbunden, ſondern jeder wider ihn. Wenn Souveränität höchſte Gewaltübung iſt, ſo gebührt ſie weder dem Kaiſer noch dem Reich, ſondern dem Geſetz." (9ter Bd. S. 113.) In ſolchen Gemeinplätzen fährt er fort über das teutſche Reich zu phantaſiren, aber nirgends gibt er uns eine klare Schilderung der Reichsverfaſſung. Der Zweck ſeiner abſichtlichen Verworrenheit und träumeriſchen Phraſeologie iſt zwar deutlich, nicht ſo die ungekünſtelte Wahrheit.

das gemeinſame Oberhaupt, dem Range nach der erſte weltliche Souverain, dem nur der Papſt und der türkiſche Kaiſer gleich waren, war ohne Souverainität, ein Automat, das die Willkür und Laune der Reichsſtände in Bewegung ſezte. Die Reichsverſammlung, welche Alles entſchied, beſtand aus drei Kollegien oder Bänken, der Kurfürſten-, Fürſten- und Städte-Bank. Die mittlere Bank theilte ſich wieder in Fürſten und Grafen und dieſe wurden wieder unterſchieden von den Reichsrittern. Außerdem waren die Bänke der Fürſten in geiſtliche und weltliche abgetheilt und wiederum zerfiel die ganze Reichsverſammlung nach der Glaubenstrennung in zwei Theile, das corpus Catholicorum und das corpus Evangelicorum. Alles hing von dem Willen der größeren Fürſten ab, die ſchon durch ihre Souverainitätsintereſſen zu einer, gegen einander wirkenden Politik angewieſen, den Rittern und Städten durch ihre Privatmacht, dem Kaiſer aber durch ihre Vereinigung überlegen waren. »Die mächtigen Fürſten thaten was ſie wollten, und der Kaiſer mußte nur der Form wegen ihre Landesgeſetze und Verfügungen beſtätigen, ohne ſie ändern zu können [1]). Kein Fleck teutſchen Bodens war der unmittelbaren Regierung des Reichsoberhauptes übrig gelaſſen, keine Einkünfte waren ihm angewieſen und er mußte, wie der Bürgermeiſter irgend einer irregulären unbedeutenden Gemeinde, die Koſten der Regierung und ſelbſt ſeinen Hofſtaat aus eigenen Mitteln

---

[1]) Menzels Geſchichte der Teutſchen bis auf die neueſten Tage. 2te Aufl. Stuttgart, Cotta 1834. S. 564.

beſtreiten [1]). Kaum überließ man ihm Ehrenhalber einige unbedeutende Vorrechte, deren Wirkungen ſich über ganz Teutſchland erſtreckten, als gewiße Standeserhöhungen und einige Privilegien, die man überdieß noch nach Möglichkeit beſchränkte. Was dagegen die allgemeine Geſetzgebung, die Polizei, Frieden und Krieg, kurz alle weſentlichen Geſchäfte der Souveränität betraf, ſo konnte der Kaiſer nur gemeinſam mit den Reichsſtänden Schlüſſe faſſen, und kam man wirklich auf ſolchem Weg zum Beſchluß des Krieges, ſo hatte ihm der Kaiſer mit eigenen Truppen und auf eigene Koſten zu führen, und konnte von ſeinen Ständen nur mühſam durch Unterhandlungen und Bitten unbedeutende Beiſteuern erhalten. Zur Betreibung der wichtigſten Reichsgeſchäfte beſtanden ſeit 1663 ordentliche Reichstage, wo mit der möglichſten Langſamkeit und in der allerbeſchwerlichſten Form alle wichtigen Angelegenheiten in Berathung gezogen wurden. Das Hauptaugenmerk der Reichsſtände war aber auf einen Lieblingszweck, die Einſchränkung der Macht des Kaiſers gerichtet. Unter dem Vorwand der Verhinderung übler Anwendung ſeiner Macht ward ihm kaum der Schatten einer ſolchen gelaſſen, ſo daß er auch nichts Erſprießliches unternehmen konnte. Sogar die Wahl der Männer, durch welche er die

---

[1]) Die aus älteren Zeiten noch übrig gebliebenen kaiſerlichen Einkünfte, deren einige Joſeph II. erſt wieder in Gang brachte, wurden aus einigen Reichsſtädten, aus Urbarien, Judenzoll u. ſ. w. bezogen. Man berechnet ſie zu 13,000 Gulden. Was bei Reichsbelehnung bezahlt wurde, war der Reichskanzlei und dem Reichshofrath als Theil ihrer Beſoldung angewieſen.
(Dohms Denkw. 3ter Bd. S. 5.)

Reichsgeschäfte betrieb, ward ihm zuweilen ganz bestimmt vorgeschrieben. Der Reichsvicekanzler [1]) und alle Offizianten der Reichskanzlei wurden von dem Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler des Reichs nach eigenem Gefallen angestellt, und lezterem so gut wie dem Kaiser verpflichtet [2]). Das einzige wichtige Recht, welches dem Kaiser gelassen wurde, war die Oberaufsicht über die Justiz im Reiche.

Da es der einzige Gemeinzweck der Reichsstände war, des Kaisers Macht Abbruch zu thun, so konnten die Kaiser keinen gemeinnüzigeren Zweck haben, als ihnen entgegenzuwirken. Sie waren darauf, wie Johannes Müller sagte [3]) »durch die Natur,« das ist die Natur der Verfassung angewiesen, und nuzten, »wie in ihrer Stelle die meisten gethan haben würden, alle Umstände zur Erhöhung ihres Ansehens. Ihre Jahrbücher enthalten die Geschichte unausgesezter Bemühungen um Alleinherrschaft.« Nach solchem Geständniß erscheint es als seltsamer Widerspruch, wenn man behaupten will »die Reichsverfassung ist geflissentlich verläumdet

---

[1]) Der einzige Reichs-Minister des Kaisers, ohne dessen Vortrag und Mitwirkung Reichssachen zu betreiben ihm in der Wahl-Kapitulation ausdrücklich untersagt war.

[2]) D. 6. Oft wurde bei dieser Anstellung nicht einmal auf die Wünsche des Kaisers Rücksicht genommen. Dem Kaiser Leopold I. wurde wirklich ein Reichsvicekanzler aufgedrungen, den er ausdrücklich verbeten hatte. Auf die Vorstellung, daß der Ernannte zu jung für ein so wichtiges Amt sey, erwiederte der Kurfürst von Mainz: dieses sey zwar gegründet, aber der junge Mann habe viel Fähigkeiten und der Kaiser werde ihn bald zu den Geschäften gut abrichten, und dann lange Dienste von ihm haben können.

[3]) Joh. Müllers sämtl. Werke 9ter Bd. S. 115.

worden [1]).« Es ist gewiß unmöglich, eine Verfassung zu verleumden, welche die Regenten und Stände zu einem ewigen Kampf um die Macht anweist, wobei um das Gemeinwohl keine Frage entsteht. Man sah nur Fürsten und Fürsten im ewigen Streit, aber vom Volke, von seinem Wohlstand, seinem Kulturzustande, von großen Nationalzwecken war auf den Reichstagen keine Rede, und wenn auch dieß zuweilen geschah, so konnte man sich doch niemals darüber vereinigen, da es an aller Einheit des Willens gebrach. Diese Verfassung nennt Johannes Müller eine Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder und republikanisch, allein er vergißt den traurigen Unterschied, daß hier statt Repräsentanten der Volksgemeinden, gleichwie in Ungarn, anstatt freigewählter Deputirten, erbliche Herren die Stände bildeten, die das Interesse des Volkes, der Nation, des Kaisers vertraten. Demnach war jene monströse Reichskonstitution nicht mehr als eine Art Zunft von Mitgliedern, die einander befehdeten und beneideten, der nichts am Gemeinwohl, Alles an ihren Gerechtsamen lag, und die nur darin einig war, diese gemeinschaftlich wahrzunehmen. Der Geist dieser Versammlung war ächt zunftmäßig — gegen Alles erbittert, was patriotisch, groß, Reform und Aufschwung war.

Hätte Kaiser Joseph gegenüber vom teutschen Reichskörper gleich seinen Vorgängern nur nach Ausdehnung seiner Macht gestrebt, so würde man das »natürlich« gefunden und in nicht mehr als gewöhnlicher Weise entgegengestrebt haben,

---

[1]) Daselbst S. 109. Solche hingeworfene Aeußerungen sind die Athemzüge des Müllerschen Geistes, ob [illegible] unsicher und beweisen nichts.

allein er kündigt sich demselben höchst unpolitisch als Reformator, als Weltbürger, als Freund des Aufschwungs, der Neuerung an, in dem für einen solchen Körper verhaßtesten Charakter. Anfangs belebte ihn ein heftiger Eifer für Teutschlands große Gemeininteressen, und sein heißer Wunsch ging dahin, dieser trägen Reichsmaschine eine Seele einzuhauchen. Seine Thätigkeit begann, wie schon erzählt worden [1]), in einer Sphäre, wo ihm von der Verfassung ein beschränkter Wirkungskreis gestattet war — in Bezug auf die beiden höchsten Gerichtshöfe des Reichshofraths und Reichskammergerichts. Sein Zweck war Herstellung eines schnelleren, besser organisirten Geschäftsganges und einer durchaus unpartheiischen Rechtspflege. Allein diese Aufgabe ward ihm gar bald verleidet. Die Mißbräuche waren tief eingewurzelt und durch langjährige Dauer sanktionirt, so zwar, daß die angestellten Reichshofrathsbeamten Bestechung und die lästigsten Sporteln für rechtmäßige Einkünfte zu erklären in dem Herkommen Grund fanden [2]). Eine Grundreform war aber unmöglich, da diese nicht von dem Kaiser eigenmächtig unternommen werden konnte. Nicht minder schwierig war die Umstaltung des Reichskammergerichts, welches vom Kaiser und den Ständen des Reichs gemeinsam besezt und unterhalten wurde. Seiner ursprünglichen Einrichtung nach, war

---

[1]) S. d. Verf. Lebens- und Reg.-Gesch. Jos. II. 1r B. S. 80 und folg.

[2]) Merkwürdige Nachrichten hierüber in von Mosers des jüngern, der zu jener Zeit selbst Reichshofrath war, patriotischen Archiv Bd. 8 u. 10, und in Groß-Hoffingers Archiv der Urkunden.

es einer regelmäßigen Kontrolle, durch jährliche Visitationen von Seiten kaiserlicher Kommissäre, mit Bevollmächtigten der Stände, unterworfen, und das heilsame dieser Einrichtung zeigte sich in einer schleunigen und unpartheiischen Rechtspflege, allein seit dem Jahre 1588 hatten diese Visitationen aufgehört, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde die Thätigkeit des Reichskammergerichtes durch inneren Zwist gänzlich unterbrochen. 1713 wurde sie zwar durch Visitation wieder hergestellt, aber nur unvollkommen. Nach dem siebenjährigen Krieg wurde der Mangel guter Rechtspflege so fühlbar, daß endlich ungesäumte Abhülfe vom Kaiser und Reich einmüthig beschlossen wurde. Nach seinem Regierungsantritt betrieb Joseph dieses Geschäft mit dem ihm eigenen Feuereifer, der bisher in Reichsangelegenheiten ganz ohne Beispiel war. Sein Beispiel belebte wirklich auch andere Reichsglieder zur Hülfleistung. Sofort sollten durch eine außerordentliche Visitation alle in die Verfassung des Reichskammergerichts eingeschlichenen Gebrechen abgestellt, und eine neue Gerichtsordnung, wozu bereits seit 100 Jahren ein Entwurf vorlag, abgefaßt, und die ordentlichen jährlichen Visitationen wieder in Gang gebracht werden. Die jezt zunächst eintretende außerordentliche sollte neben einer kaiserlichen Kommission aus Bevollmächtigten von vierundzwanzig Ständen bestehen. So groß war die Hast, mit welcher man diese Beschlüsse auszuführen trachtete, daß man den wirklichen Anfang ihrer Ausführung nicht genug beschleunigen zu können glaubte. Der Kaiser und die Stände ernannten gelehrte und wohlgesinnte Männer zu Visitatoren, und alle teutschen Höfe wetteiferten hierin. Von Joseph ernannt waren Fürst Carl Egon

von Fürſtenberg, u. Baron v. Stangenberg[1]). 1765 wurde das Geſchäft wirklich angefangen, allein bald geriethen die ſtändiſchen Bevollmächtigten mit den kaiſerlichen Kommiſſären in Streit, deſſen Entſcheidung an den Reichstag verwieſen wurde. Neun Jahre vergingen unter den fruchtloſeſten Zwiſtigkeiten und endlich ſtieg die Erbitterung auf allen Seiten ſo hoch, daß die Viſitation aufgelöst werden mußte, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Nicht eine von den der Kommiſſion vorgelegten Rechtsſachen wurde erledigt. Das ganze großartig gedachte Werk ſcheiterte an den nichtswürdigſten Förmlichkeiten, und der lezte Stein des Anſtoßes, der die Auflöſung bewirkte, war die Frage: ob die Kollegialſtimmen der weſtphäliſchen und fränkiſchen Grafen zu dem katholiſchen oder proteſtantiſchen Reichstheil gezählt werden ſollten. Außer der Vermehrung der Zahl der Gerichtsbeiſitzer geſchah nur wenig Erhebliches[2]). Der leztere Streit wurde auf dem Reichstage fortgeführt, und bewirkte unter den Geſchäften

---

[1]) Dohm S. 11 (3r B.). Der Kurbrandenburg. Bevollmächtigte war Geheimerath Reuter, ein Mann von großem Verdienſt, den man in Berlin, wo er beim auswärtigen Departement angeſtellt war, ungern auf ſo lange Zeit entbehrte. Er iſt in Wetzlar während der Viſitation geſtorben, und wurde durch den Geheimerath von Böhmer, und den Kleveſchen Direktorialgeſandten von Emminghaus erſezt; beide Männer von großen Einſichten. Von Hannover war der Bevollmächtigte, der Geh. Juſtizrath Falke, ein ungemein gründlicher und thätiger Rechtsgelehrter, der ſich um die Viſitation große Verdienſte erwarb.

[2]) Daſ. S. 13. Es iſt zuſammengefaßt in den „Viſitationsſchlüſſen, die Verbeſſerung des Kaiſerl. Reichskammergerichtlichen Juſtizweſens betreffend. 2 Theile. Lemgo, 1779, 1780.“ Der Herausgeber Bademann, war Subdelegirter bei der Viſitation, nachher in Sachſen-Koburgiſchen Dienſten.

deſſelben eine ſolche Stockung, daß man eine gewaltſame Zerreißung fürchtete, was mit Mühe durch einen gütlichen Vergleich 1785 verhindert wurde. Die weiſeſten Vorſchläge und wohlgemeinteſten Verfügungen des Kaiſers fanden an verfaſſungsmäßigen Kapricen unüberwindliche Hinderniſſe.

Allein nicht nur die, auf Verbeſſerung der teutſchen Gerichtsverfaſſungen abzielenden Einleitungen Joſephs blieben ohne Erfolg, auch jene Schritte, welche er zu Gunſten teutſcher Humanität unternahm, trafen in der teutſchen Reichsverfaſſung auf unbeſiegbaren Widerſtand. So brachte ihm ſeine Beſchützung der Proteſtanten im teutſchen Reich [1]) nur Vorwürfe von den Katholiken und Undank von den Schützlingen.

Solche Schickſale ſeiner beſten Abſichten änderte zwar nichts in ſeiner Geſinnung gegen das teutſche Vaterland, das er als ſolches wiederholt anerkannte, allein ſie mußten ihm nothwendig eine Verfaſſung und die mit ihr zuſammenhängenden Reichsangelegenheiten verhaßt machen, welche nicht nur ſeine Würde herabſezten, ſondern auch ſeine ſchönſten Entwürfe zu vereiteln drohten. Sein Widerwille wurde allmählig ſo ſtark, daß er ihn nicht ſelten äußerte [2]). Zuweilen

---

[1]) Vergl. des Verf. Lebens- und Reg.-Geſch. 1r Bd. S. 88 und folg.

[2]) Flaſſan erzählt einen Bericht Breteuils über eine ſolche Aeußerung: „L'empereur m'a répondu qu'il ne pouvait dire qu'à moi combien il méprisait les espéces d'affaires que lui donnait sa qualité d'empereur; que je devais savoir combien peu il était attaché et occupé de cette dégoûtante besogne; que je devais le connaitre assez pour ne pas douter qu'il voyait de l'oeil de la raison les tracasseries toujours renaissantes entre les différentes religions de l'empire; que cependant, ces animosités produisant sans cesse des disputes qui revenaient à son tribunal, il éprouvait le

machte er auch ſeine kaiſerliche Unmacht, die Langſamkeit und ſteife Formalität der Verfaſſung, die Berathungen des Reichstages über Kleinigkeiten, die lächerlichen Ceremoniell- und Präzedenzanſprüche zu Zielſcheiben ſeiner witzigen Laune. Dieſer Ueberdruß führte ihn mehr und mehr zu der politiſchen Anſicht des Fürſten Kaunitz, alle Kraft und Aufmerkſamkeit der Organiſation eines erbländiſchen Staates zuzuwenden, und alle anderen politiſchen Entwürfe dieſem großen Plane aufzuopfern. Es gab nichts Gerechteres als dieſe Stimmung, nichts Größeres als dieſen Plan, der die Eiferſucht Preußens in einem ſo hohen Grade erregte, daß es ganz Teutſchland mit den Fäden ſeiner Intriguen umſpann, damit er dadurch vereitelt werde. Mit einer lauernden Aufmerkſamkeit ergriff dieſe Macht, welche ſich nur durch eine höchſt feindſelige und erkünſtelte Politik Einfluß und Erhaltung ſichern konnte, den kleinſten Anlaß zur Verdächtigung der Abſichten Joſephs auf das teutſche Reich und eine große Anzahl von Schriftſtellern, woran es damals den größten Reichthum beſaß, ließen ihre Federn in Bewegung ſetzen, um offenbare Verleumdung, oder doch Argwohn auszuſtreuen.

---

malheur que lorsqu'il prononçait en faveur des capucins dont il ne se souciait en aucune manière, mais qui lui paraissaient avoir raison, les protestans criaient que l'empereur ne songeait qu'à les écraser; qu'au contraire, quand il trouvait les reclamations des protestans fondées contre les entreprises des catholiques, alors les prêtres et les moines criaient partout, que le chef de l'empire abandonnait la religion, et serait volontiers prêt à en changer. — J'ai dit à lempereur que ce malheur de l'injustice publique était souvent un malheur de la toute-puissance, mais qu'elle avait aussi ses dédommagements dans les applaudissemens universels que lui assurait l'éclat de son impartialité dans tous ses prononcés."

Sie verſicherten ohne allen Grund, der Kaiſer ſchätze ſeine Würde nur deßhalb, weil ſie dem öſterreichiſchen Hauſe einen bedeutenden Einfluß gewährte, und habe unmittelbar vor ſeiner Erwählung von einem gelehrten öſterreichiſchen Staatsbedienten Unterricht über die Wahlkapitulation erhalten, worin gezeigt worden, wie alle in jener auferlegten Pflichten nicht hindern könnten Alles zu thun, was das Beſte des öſterreichiſchen Hauſes und Erbſtaates erfordere. Dieß ſey die Anſicht aller öſterreichiſchen Staatsbeamten und insbeſondere die des Fürſten Kaunitz, der eben ſo wie ſein Monarch nach Erwerbung der Alleinherrſchaft des öſterreichiſchen Hauſes in Teutſchland, und Umſturz der teutſchen Verfaſſung ſtrebe[1]). Anfangs fanden dieſe Sagen kein Gehör, denn man fand es natürlich, daß der Kaiſer eine Verfaſſung verachte, welche ſo viele Verachtung verdiente, fand aber in des Kaiſers Benehmen durchaus keine Rechtfertigung jener Erdichtungen — allein die unermüdete Wiederholung ſolcher Anſchuldigungen machte die leichtgläubigen Gemüther der Betheiligten für den Glauben immer empfänglicher. Obgleich nun Friedrichs II. großes Talent zur Politik ganz Europa gegen ſeine Feinde und Nebenbuhler in Bewegung zu ſetzen ſuchte, obgleich ſein Einfluß in Teutſchland durch die Popularität und den Ruhm

---

[1]) Solche Gerüchte wurden ſelbſt von ſonſt achtungswerthen Schriftſtellern ausgeſtreut. Dohm erzählt ſelbſt „er habe gehört“ Joſeph II. habe unmittelbar vor ſeiner Wahl zum römiſchen König von einem gelehrten öſterreichiſchen Staatsbedienten einen Unterricht über die Wahlkapitulation erhalten, worin gezeigt worden, wie alle in jener auferlegten Pflichten nicht hindern könnten, Alles zu thun, was das Beſte des öſterreichiſchen Hauſes und Erbſtaats erfordere.

ſeines Namens ſehr zu fürchten war, ſo würde doch Joſephs und Kaunitzens vereintes Wirken, ſeine Schlauheit überwunden haben, hätte Joſeph ſeine politiſche Größe nach Kaunitzens Plan, zur Haupt- und einzigen Aufgabe ſeines Lebens gemacht; allein er beharrte auf ſeiner unpolitiſchen Idee, ſeinen Reformationsplan gleichzeitig mit ſeinen politiſchen Entwürfen zur Ausführung zu bringen. Dadurch theilte und ſchwächte er ſeine Macht und ließ ſeinen Gegner in den Vortheilen, welche aus des bairiſchen Erbfolgeſtreits Ausgang für denſelben erwachſen waren. Friedrich II., welcher voraus ſah, welche Feſſeln die Reformation Joſephs ſeinem Gegner anlegen würde, rüſtete ſich mit allen Kabinets- und publiciſtiſchen Künſten, ſeinen, durch übermäßige Regierungslaſten wehrloſen Gegner, in den Augenblicken der Erſchöpfung anzugreifen und jedem ſeiner Schritte in Teutſchland Fallen zu legen. Friedrich II. in banger Beſorgniß über die wachſende Größe Oeſterreichs unter einem ſo großen Monarchen, hielt es immer für die größte Aufgabe ſeiner Regierung, allen Unternehmungen dieſer Macht entgegenzuwirken. Daher geſtaltet ſich die ganze Staatsgeſchichte Oeſterreichs in dieſem Zeitraum zu einem Rivalitätskampf, zwiſchen Joſeph und Friedrich und dieß iſt der einzige Geſichtspunkt, unter welchem insbeſondere die teutſchen Händel richtig betrachtet werden können.

Zweites Kapitel.

Vorwände des Fürstenbundes.

Friedrich II. und seine Anhänger trugen sich seit lange mit dem Gedanken an einen Bund der Fürsten gegen den Kaiser, welcher den Zweck habe, aufs Wirksamste der Macht des Kaisers entgegenzuwirken und den Einfluß Oesterreichs auf Teutschland in demselben Grade zu schwächen, in welchem dadurch der Einfluß Preußens Zuwachs erhalten möchte. Da jedoch ein solcher Bund in Teutschland augenscheinlich verfassungswidrig war, als ein Bund im Bund gegen das Reichsoberhaupt, so gab es kein schicklicheres Mittel diesen bösen Schein zu entfernen, als die Beschützung der Reichsverfassung gegen das Oberhaupt zum Vorwand zu nehmen. Um diesen Vorwand einigermaßen zu rechtfertigen, legte man auf die unbedeutendsten Aeußerungen der kaiserlichen Autorität ein übermäßiges Gewicht und stellte sie als grobe Anmaßungen dar, wodurch die Reichsverfassung, somit die Rechte und Interessen aller teutschen Fürsten gefährdet würden [1]). Um dieß

[1]) Dohm selbst bekennt im 3ten Bd. der Denkwürd. S. 18: „Wir glauben wirklich nicht, daß er Josephs II. solche Absicht gehabt habe; aber wir müssen erzählen, daß viele Nachdenkende zu jener Zeit in allen teutschen Landen diese Besorgniß wirklich hatten. Sie sahen in dem einzelnen, und in dem an sich und außer seiner Verbindung klein Scheinenden das Größere und immer weiter Schreitende. Bei solchen Betrachtungen, welche die Gemüther Vieler bewegten, machten Dinge von anscheinend mindrer Wichtigkeit damals ein Aufsehen, das später Lebenden übertrieben scheinen mag, weil ihnen vorbehalten gewesen ist, noch ungleich Gewaltsameres und Kühneres zu sehen. Wir erzählen, was geschehen ist, in dem Geist der Zeit, worin es geschah."

Wie deutlich spricht sich hier die gerechte Besorgniß aus, daß die leidenschaftlose Nachwelt die kleinlichen Anläße jenes Streits

zu bewerkſtelligen, mußte man ſich vorzüglich bemühen, auch die kleinſten Vorrechte des Kaiſers in Zweifel zu ziehen oder ihre Geltendmachung in einem gehäſſigen Lichte darzuſtellen.

Die Panisbriefe.

Ein ſolches Vorrecht waren die Panisbriefe, nach welchem die teutſchen Kaiſer von jeher befugt waren, in jedem teutſchen Stift einem Laien Unterhalt anzuweiſen. Dieſes Vorrecht Laienpfründen an verdiente Veteranen oder ſonſtige Begünſtigte zu verleihen, welches ſeit Carl IV. nur in Vergeſſenheit gerathen war, machte Joſeph 1783 wieder zu Gunſten alter Soldaten oder Staatsbedienten geltend, und vertheilte Panisbriefe auf die meiſten Stifte Teutſchlands. Zugleich wurde einigen reichsunmittelbaren Stiftern in Schwaben aufgegeben, an die kaiſerliche Kaſſe eine mäßige Entſchädigung, für die bisherige Nichtanwendung dieſes Rechts, zu bezahlen und ſich für die Naturalverpflegung mit Geld abzufinden, wo erſtere wegen Entfernung des Paniſten nicht thunlich war. Da die Verleihung dieſer Panisbriefe ein altes, verfaſſungsmäßiges Vorrecht der Kaiſer war, ſo war der Kaiſer nicht verpflichtet der Reichsverſammlung deßfalls ein Anſuchen zu ſtellen, ein Unterlaſſen, das ihm jedoch ſehr zum Vorwurf gemacht wurde. Als nun auch ſolche Verleihungen auf Stifter in preußiſchen Provinzen, nach Magdeburg, Halberſtadt u. ſ. w. gelangten, fragten dieſe bei ihrem König an, ob ſie den an ſie gemachten Zumuthungen Folge leiſten ſollten. Friedrich II.

---

gerecht würdigen werde! Ich wüßte nicht, daß irgend ein Zeitgeiſt es rechtfertigen könne, wenn man unbedeutende Handlungen, welche nur zur Vermuthung ſchlimmer Abſichten Anlaß geben, Feindſeligkeiten zu Grunde legt, die nur durch offenbare Laſtung des Völkerrechts gerechtfertigt würden.

ergriff den Anlaß zur Kränkung des kaiſerlichen Anſehens mit Eifer und befahl nicht nur die Rückſendung der kaiſerlichen Panisbriefe mit dem Bemerken, daß dieſes kaiſerliche Recht bei den preußiſchen Stiftern nicht hergebracht geweſen ſey, und daß ihr Souverän ihnen ausdrücklich unterſagt habe, daſſelbe anzuerkennen, ſondern brachte es auch dahin, daß Churhannover und viele andere proteſtantiſche und katholiſche Reichsſtände ſein Beiſpiel nachahmten, ſämmtlich das Herkommen zum Vorwand gegen des Kaiſers Recht nehmend. Alle preußiſch geſinnten oder im Solde Preußens ſtehenden Publiziſten ſezten zugleich ihre Federn in Bewegung, um dieß falſche Argument noch weiter auszuſpinnen. Um nicht einem unnützen Streit aus Anlaß eines ſo unbedeutenden Gegenſtandes Nahrung zu geben, ließ der Kaiſer die Sache fallen, allein als er Verſuche machte, anderweitige Anſprüche auf Landeshoheit und Beſteurung, im ſchwäbiſchen Kreiſe und in anderen Gebieten, wider das Herkommen, geltend zu machen, wurde auch der ohnehin ſchon mißgünſtige, durch Joſephs Eifer gegen Mißbräuche gekränkte Reichshofrath in den Streit gezogen und veranlaßt, dem Kaiſer Vorſtellungen zu machen, worauf dieſer ihm verbot, ſich in die Sache zu miſchen [1]).

[1]) Ich folge bei dieſer Darſtellung abſichtlich einem preußiſchen Schriftſteller, Dohm, und abſtrahire bloß von der Geſinnung, mit welcher er dieſe Ereigniſſe erzählt, glücklicher Weiſe ohne die Thatſachen zu leugnen. Wer dieſe Darſtellung mit Aufmerkſamkeit lieſt, muß nothwendig zur Erkenntniß kommen, wie einſeitig die Geſchichte jenes Zeitraums geſchrieben wurde. Johannes v. Müllers hiſtoriſche Darſtellungen über dieſe Gegenſtände können nicht ausſchließlich und ſelbſt einſeitig nur mit der äußerſten Vorſicht als Quellen benüzt werden, denn ſie verſchweigen die wichtigſten Thatſachen, legen auf Unbedeutendes großes Gewicht, und ſind daher trotz ihrer Gründlichkeit und

Friedrichs II. Gegenwirken beſchränkte ſich in allen dieſen Händeln nicht darauf, das Intereſſe ſeiner Provinzen gegen veraltete Kaiſerrechte wahrzunehmen, ſondern bemühte ſich, wie aus dem folgenden noch deutlicher wird, des Kaiſers Macht zu ſchwächen und ſein Anſehen zu untergraben [1]).

Händel mit Paſſau.

„Als die Avaren um das Jahr 1737 weiter vordrangen — ſo hob die hiſtoriſche Gelehrſamkeit der geiſtlichen Hochſtiftsfreunde ihre Erzählung von den kläglichen Händeln Joſephs mit Paſſau an — über die Enns ſezten und den uralten erzbiſchöflichen Sitz in Norico rispensi Lorch, Loureacum zerſtörten [2]), begab ſich der Erzbiſchof Wiwilo mit

---

Gelehrſamkeit nur als ein rhetoriſches Kunſtſtück über die Behauptung: Teutſchlands Verfaſſung war in Gefahr und der Fürſtenbund gerecht und nothwendig — zu betrachten.

[1]) Fünf Schriften über das kaiſerliche Recht, Panisbriefe zu ertheilen, hat Dohm beurtheilt in der allgem. teutſchen Betracht. Berlin 12r Bd. 1ſtes Stück, 1785. S. 312 — 337.

[2]) Wer Geſchmack an ledloſen hiſtoriſchen Deduktionen findet, kann ſich des Näheren belehren aus der unendlichen „Kurzen Geſchichte des Hochſtiftes Paſſau zur Erläuterung der gegenwärtigen Streitigkeiten mit dem Erzhauſe Oeſterreich“ im hiſtoriſchen Portefeuille vom J. 1784. 4tes Stück. S. 498 u. f. Ferner ſind für Quellenforſcher zu vergleichen: Pfeffinger in vitriar. illustr. T. I. — Lupi. Arnulfi imp. — Gregor III. P. R. Epist. ad S. Bonif. apud Othlon in Vita S. Bonif. — Abrege chronolog. de l'hist. et du droit public d'Allemagne. — Necker Kalbal. in Vita Car. M. — Lambecii: Hannib: Arentini historiae Germ.; — Genebl.; — Regin de subvers. armat. — Frankenberg Schriften vom erdichteten Herzogthum des uralten teutſchen Reichs. — Petri Diaconi Lud. pii Gesta vom Baiern; Mederdruck über Frisingens. — Ferd. Schmid der Abhandlung aus dem ehem. Staatsrecht; — Meiern acroamat. Staatsrecht. — Ludewig in Germania princip. X. —

ſeiner Kleriſei nach Paſſau, errichtete dort, unter Einwilligung des Herzogs Odilo von Baiern, der ihn mit vielen Gütern und mit dem Marktrecht, deßgleichen mit allem was er in und bei Paſſau beſaß, beſchenkte. Der heilige Bonifaz theilte nachher Baiern in vier Kirchſprengel: Salzburg, Freiſing, Regensburg und Paſſau. Damals hieß das Land Hunnia und Avaria..... Kaiſer Arnulf befreite, auf Anſuchen des Biſchofs Wiching, im Jahr 898 das Stift Paſſau von aller weltlichen Gewalt und allen bürgerlichen Laſten und Abgaben, und verbot den Staatsbedienten und jeder obrigkeitlichen Perſon irgend eine Gerichtshandlung oder ſonſt eine Amtsverrichtung, weder über die Miniſterialien, noch über die Bürger und Unterthanen des Stiftes auszuüben, ſeine Güter nicht mit Abgaben, Dienſten, Pfändungen ꝛc. zu beläſtigen.« Aus dieſen grauen Zeiten, da noch kein öſterreichiſcher Fürſt war[1]), ſchrieben ſich die Diöceſanrechte des Hochſtiftes Paſſau, ein Staat, der in 11 Jahrhunderten, durch eine lange Reihe gottſeliger und weltkluger Biſchöfe, aus milden Gaben und durch baaren Kauf, gebildet wurde. Der Sprengel dieſes Hochſtiftes erſtreckte ſich bis auf neuere Zeiten über einen großen Theil des Erzherzogthums Oeſterreich. Die gewaltigen Staatenveränderungen, welche nach den Zeiten Arnulfs in Avaria und Hunnia ſtatt fanden, ſollen,

---

[1]) Joh. Müller 9ter Bd. S. 136. Allerdings war damals noch kein öſterr. Fürſt, kein öſterr. Staat und keine Städte vorhanden, und es war billig, daß ſich die Diöceſe damals bis an den Kalenberg erſtreckte, auf welchem Raum damals wenig Wohnſtätten waren.

nach Verſicherung der urkundlichen Schriftſteller, unbeſchadet der Diöceſanrechte des Hochſtifts Paſſau, vor ſich gegangen ſeyn. Demnach hätten die blutigſten Umwälzungen, welches dieſe Länder erfuhren, Umwälzungen, welche die Spuren vorhergegangener Einrichtungen bis auf den Namen vertilgen, die Rechtsanſprüche Paſſaus, welche ſich auf Oeſterreich erſtrecken, nicht vernichten können. Es enſtanden ſeitdem große Städte in dem Sprengel dieſes Bisthums und die Herzoge von Oeſterreich fanden in verſchiedenen Zeiten jene Freiheiten und Anſprüche Paſſaus unbequem und ſuchten ſich deren zu entledigen, doch die Kaiſer kamen Paſſau wiederholt zu Hülfe und beſtätigten ſeine Rechte. Allein Karl V. räumte dem Erzhauſe Oeſterreich das landesherrliche Vogteirecht über alle Stiftsgüter zwiſchen den Grenzen ſeiner Erbländer ein [1]), welches jedoch vielfältig wieder beſtritten worden. Der Zwiſt ſpann ſich durch alle Jahrhunderte fort. Als Karl VI. das Bisthum Wien zum Erzbisthum erheben ließ, trat er mit dem Biſchof von Paſſau in Unterhandlungen, in deren Folge der leztere ihm das ganze Viertel unter dem Wiener-Walde mit 69 Pfarreien, 2 Abteien und 1 Probſtei an den Kaiſer abtrat, jedoch mit Vorbehalt ſeiner Eigenthums- und Hoheitsrechte über die Lehen des Patronat- und Ernennungsrecht aller Pfarreien, biſchöflichen Tafelgütern in der abgetretenen Provinz. Dagegen garantirte Karl VI. die Integrität des Hochſtiftes Paſſau durch ſein kaiſerliches Wort für

[1]) „Die Fürſten von Oeſterreich ſollen auch haben alle Vogteyen und Vogtrecht in Bisthumen, Abteyen, Probſteyen, Klöſtern, Gotteshäuſern und Kirchen an Leuten und Gütern, die in ihren Herrſchaften und Landen, oder anderswo gelegen ſeyn, davon Erbvögte ſie ſeyn, und zu Recht ſollen ſeyn.“

ſich und ſeine Nachfolger. Außerdem exiſtirte eine große Menge urkundlicher Nachweiſungen, woraus Paſſau verſchiedene Rechte ſchöpfte, mit welchen wieder andere Urkunden in Widerſpruch ſtanden [1]).

Kaiſer Joſeph, der keinen fremden Einfluß in ſeinen Staaten geſtattete und deßhalb den Orden ihre Verbindungen mit auswärtigen Oberen und dem Papſte unterſagt hatte, machte dieſen Streitigkeiten ein Ende, indem er den 13ten März 1783 nach dem Ableben des Kardinalbiſchofs von Paſſau vom Hauſe Firmian durch den Landeshauptmann dem Ordinariat verkündete: »es bleibe nun das ganze Land Oeſterreich ob der Enns, wie auch das Innviertel, von der paſſauiſchen Diöceſe getrennt und würden die dortigen Güter demnächſt in Beſitz genommen werden? Dem zu Folge wurde der ganze, in Oeſterreich gelegene Theil des Paſſauer Sprengels, theils dem Erzbisthume Wien, theils dem neuen Bisthume zu Linz zugetheilt und die Güter des Hochſtiftes

[1]) S. Urk. K. Karls V. vom 8. Sept. 1530 und das Privilegium dieſes Kaiſers im Cuſpinian, das aber kein Datum hat, und folgendes enthält: „Die Bisthum und Stift Salzburg und Paſſau mit all ihren Gütern gehören unter die Kaſtenvogtei des Landes Oeſterreich.“ In einer Beſtätigung Kaiſer Rudolphs II. vom 31. Juli 1599 jener Karlingiſchen Acte 1530 ſtehen die Worte: „Darum, daß auch der Fürſt von Oeſterreich alſo verdient und würdig iſt, daß ihme das H. R. R. behülflich ſeyn ſoll, dann er iſt gelegen und geſezt an einem und der Chriſtenheit und zu aller Zeit ermahnt, ehret und übet die Werke unſers Herrn Jeſu Chriſti, darum ſeyn ihme vom Reich zum Hülf und Beiſtand gegeben und verliehen die Bisthum Salzburg und Paſſau mit allen ihren Gütern, die vor langer Zeit genannt worden ſeyn, Invavia et Laureacensis, alſo daß der Fürſt von Oeſterreich und ſeine Nachkommen und das Land Oeſterreich über die bemeldete Stift Vögte und Herren ſeyn ſollen.“

einstweilen verwaltet, bis hinsichtlich derselben mit dem Hochstifte ein Abkommen getroffen seyn würde [1]). Die aus diesem Verfahren entstehende Streitfrage war rein kirchenrechtlich und jenes stand im Einklang mit der Reformation der Seelsorge, welche Joseph bewerkstelligte. Nur der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche Joseph von der erbländischen Kirche bestellt wissen wollte, galt diese Maßregel, über welche das Passauer Domkapitel demungeachtet Klage erhob. Es schützte dabei den westphälischen Frieden und die Wahlkapitulation vor, durch welche der Kaiser die Erhaltung und Schützung der Reichsstände zugesichert habe, allein der Kaiser erklärte, er sey weit entfernt, den reichständischen Gerechtsamen des Hochstiftes nahe treten zu wollen, und es sey ihm unerwartet, daß man die neue Einrichtung der Diöcesen aus einem Gesichtspunkt betrachte, der mit seinen Beweggründen keineswegs vereinbarlich sey. Von seinen Souveränitätsrechten und Pflichten für das Wohl der Unterthanen und das Beste der Seelsorge könne er nicht abstehen. Zugleich erklärte Kaunitz aufs Bestimmteste: »daß keine Rücksicht den Kaiser von seinem, auf das Beste der Religion und die erbländische Seelsorge abzielenden Endzweck ableiten werde; in Absicht der eingezogenen Güter aber, sey man bereit, sich in gütliches Einverständniß einzulassen und eine billige und großmüthige Uebereinkunft, von Sei-

[1]) Es geschah die einstweilige Beschlagnahme ordnungsmäßig durch den mit der Reform der Klöster und der äußerlichen Kirchendisziplin beauftragten Landrath Eibel, der freilich wegen der Strenge, mit welcher er gegen Widerspenstige verfuhr, und seiner Schriften: „Was ist der Papst und was ist der Bischof?“ bei der Klerisei nicht im besten Geruche stand.

ten des Kaiſers, werde bloß von des Domkapitels Betragen abhängen.«

Allein dieſem war die durch Preußen vorbereitete Stimmung der Reichsſtände, und die Bereitwilligkeit, jeder Feindſeligkeit gegen den Kaiſer Vorſchub zu leiſten, nicht unbekannt. Es wandte ſich daher getroſt an die Mitglieder des Reichstages, an welche es ſeine Beſchwerden dergeſtalt abfaßte, daß dadurch vornehmlich gezeigt wurde, welche traurige Folgen für andere Stände, aus jenen vorgeblichen Souveränitätsrechten, erwachſen müßten. Dieſer beleidigende Schritt des Domkapitels hatte die Androhung von Maßregeln zu Folge, »welche das Domkapitel und das ganze Reich erſchüttern würden«, wenn jene Klage nicht zurückgenommen werde. In der That konnte nur dieſer Ernſt ein Aergerniß ohne Beiſpiel auf dem Reichstag verhindern, allein wurden dadurch auch die öffentlichen Schritte des Hochſtiftes unterdrückt, ſo konnte doch nicht verhindert werden, daß es ſich heimlich bei jenen Fürſten, die dem Kaiſer abhold waren, für ſeine Intereſſen verwendete. Dem Könige von Preußen, deſſen Geſinnungen gegen das Haus Oeſterreich weltkundig waren, ward ganz unbefangen zugemuthet, er ſolle die Beſitzungen und Einkünfte öſterreichiſcher Unterthanen in Schleſien in Beſchlag nehmen und dem Wiener Hofe ankündigen laſſen, daß dieſelben nicht eher herausgegeben werden ſollten, bis dem Paſſauer Domkapitel Gerechtigkeit widerfahren ſey. Allein Friedrich zu weiſe, um durch unmittelbare Theilnahme an einem Streit, bei welchem er als proteſtantiſcher Fürſt kein Intereſſe hatte, ſeine politiſche Eiferſucht zu kompromittiren, verſprach nur ſeine kräftigſte Verwendung

endlich 1785 ein Vergleich zu Stande, wonach die Diöcesengerechtsame des Hochstifts Passau in Oesterreich aufgegeben, und von dem Kaiser für die Rückgabe der Güter 400,000 fl. genehmigt wurden. Obgleich nun durch Abschluß dieser Uebereinkunft, welche freilich nicht von allen Domherrn gut geheißen wurde, alle Beschwerden Passaus beseitigt wurden, so mußten doch diese Irrungen später zur Rechtfertigung des Fürstenbundes dienen.

Weitere Aufhebung fremder Diöcesanrechte. — Wahrnehmung kaiserlicher Rechte im teutschen Reich.

Dasselbe System des Kaisers, das Personale und die Realitäten der katholischen Hierarchie in allen österreichischen Staaten von dem Landesherrn abhängig zu machen — ein System, völlig begründet in den Souveränitätsrechten des österreichischen Kaisers — welches die Passauischen Streitigkeiten veranlaßt, wurde gleichmäßig noch auf andern Seiten ausgeübt. So wurde von Salzburg die Abtretung seiner Diöcesanrechte, über den Grätzer und Marburgerkreis, verlangt, obgleich es dieselben seit 1000 Jahren her ausgeübt, und die Trennung der vier österreichischen Bisthümer, Gurk, Lavant, Seckau und Leoben, von der Metropolitandiöcese zu Salzburg, deren Bischöfe zum Theil von Salzburg ernannt wurden. Der Erzbischof von Salzburg, sonst ein eifriger Beförderer der Reformen Josephs, leistete doch hinsichtlich dieses Begehrens in einigen Punkten Widerstand, und es wurden nur diesen zu beilegen, die salzburgischen Güter auf eine Zeitlang

Hierarchie. 3. Eine ganze Darstellung des Fürstenbundes ist noch weit einseitiger als seine Dolmetsch, bei dem hier und dort sich das Gewissen regt.

eingezogen, doch kam es endlich zu einem Vergleich, wonach Salzburg die erzbiſchöflichen Rechte zu Lavant, Seckau und Gurk belaſſen wurden. Im Einklang mit den kaiſerlichen Verfügungen gegen Paſſau und Salzburg, ſtanden jene, durch welche der Biſchof von Lüttich ſeiner Diöceſanrechte in den öſterreichiſchen Niederlanden, der von Regensburg jener in Böhmen (Egerkreis) verluſtig wurden. Alle dieſe Unternehmungen lagen ſo ſehr außer aller Beziehung mit dem teutſchen Reich, daß ſich Niemand darin von ſelbſt darum bekümmerte, und die öffentliche Meinung, beſonders auf Seiten der Proteſtanten ſich günſtig dafür ausſprach, allein es fehlte nicht an geſchickten Schriftſtellern, welche die Sache mit Kunſt ſo zu drehen wußten, daß dieſe rein kirchlichen Händel als weſentliche Verletzungen der Reichsverfaſſung erſcheinen mußten. Mit welcher beſchwerlichen Anſtrengung dieß geſchah, davon gibt Johannes Müller ein Probeſtück: »Die Frage von Befugniß der Einſchränkung oder Tilgung eines Diöceſanrechts intereſſirt erſtlich die ganze katholiſche Kirche, die Würde ihrer Freiheit; ſie intereſſirt beſonders das Reich wegen ſechsundſiebenzig Prälaten, Fürſten und Churfürſten, deren Eigenthum und Reichsſtandſchaft von ihren Diöceſanrechten ausgegangen (!) und mit ihnen endlich aufhören würden [1]). Die Antwort iſt nicht ſchwer, ſie iſt längſt beſtimmt. In den Geſetzen der katholiſchen Kirche, nach welchen jene auf das ewige und innere zielende Macht, von der ſo viele Staaten

[1]) „Daher es — der Pflicht keine Erwähnung zu thun — eine fehlerhafte Politik iſt, gegen Zuſicherung der Weltlichkeiten die Diöceſanrechte aufzugeben, die die Quellen und Urkunden verſiegen ſind.„ Hinc illae lacrimae!

manches alte Recht gekränkt worden, kann man doch nirgends die ihm untergeſchobene Tendenz aller ſeiner Unternehmungen im Teutſchen ſo vollſtändig gerechtfertigt finden, wie die preußiſchen Scribenten [1]), weder in den Diöceſanſtreitigkeiten noch in den Burgauiſchen Inſaſſengeſchäften ꝛc. Hierbei waren die Landeshoheitsrechte ſeit zweihundert Jahren ſtreitig, und daß Joſeph, am Ende der Tage Maria Thereſias, 1779 auf ſeine Privilegien verwies, ward übel aufgenommen. Fernere Beſchwerden waren, daß beim Durchmarſch der wider Holland beſtimmten Truppen, beſonders in Rückſicht auf die Verpflegung, die wahlkapitulationsmäßigen Nachſuchungsformen nicht beachtet wurden (weil man unmäßig hohe Preiſe für die Pferderationen gefordert hatte) wodurch mehrere Kreiſe ſich berechtigt glaubten, dagegen zu proteſtiren [2]); daß wider das Herkommen ein Lehensnexus mit Böhmen zu dem Ende hergeſtellt wurde, unter pfalzbairiſcher Landeshoheit öſterreichiſche Werbung zu veranſtalten; daß die Auslieferung der Verhandlungen und Senatsprotokolle begehrt wurde, und andere höchſt unbedeutende Klagen, wie ſie häufiger unter allen Vorgängern Joſephs in der Kaiſerwürde ſtatt gefunden haben.

---

[1]) Joh. v. Müller geht in ſeiner Darſtellung gar ſyſtematiſch zu Werk. Nach ſeiner Deduktion gab es eine lange Reihe von Anläſſen zum Fürſtenbund: erſtens der Uebergang der Macht v. Habsburg auf Lothringen (!); zweitens die neuen Grundſätze (die auch Friedrich zeigte); die Paſſauiſchen Irrungen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Von Friedrichs II. Intereſſe, dem einzigen Anlaß, iſt aber keine Rede.

[2]) Dohms Denkw. S. 185.

Drittes Kapitel.

Projekt des Austauſches von Baiern gegen die Niederlande.

Dieſes war jedoch das Hauptbeſchwerniß. Welch' ein ſchwieriger Beſitz die Niederlande für Oeſterreich von jeher waren, davon ſprechen traurige Thatſachen. Weder die geographiſche Lage, noch die Landesverfaſſung, weder der Charakter des Volks noch irgend ein moraliſches, phyſiſches, ſtaatswirthſchaftliches Verhältniß der Niederlande paßte zu der politiſchen Exiſtenz Oeſterreich, das durchaus fremdartig in ſeinem Weſen, mit dieſem Beſitz niemals zufrieden war. So unbequem dieſer Beſitz war, ſo erſtrebenswerth, ſo vortheilhaft und einladend war jener von Baiern für Oeſterreich. Sowohl die Nationalität des Volks, als auch die geographiſche Lage, die Handels- und ökonomiſchen Verhältniſſe, endlich die politiſche Bedeutung dieſes Landes, gaben ihm faſt den Charakter eines getrennten urſprünglichen Beſtandtheils, der erſt dann, wenn er mit dem mütterlichen Ganzen wieder vereinigt, den vollen Umfang ſeines politiſchen Lebens, zu dem es beſtimmt ſchien, entwickeln könne. Mit Oeſterreich vereinigt, würde es den ganzen Staatenbund nach Oſten beſſer arrondirt und — den ganzen Lauf der Donau, ſo weit ſie ſchiffbar iſt, Oeſterreich erworben und dadurch eine höchſt vortheilhafte Verbindung mit dem europäiſchen Weſten gewonnen haben. Daher denn auch die Idee der Erwerbung Baierns leichten Eingang in der entwurfreichen Seele Joſephs fand und dort mächtige Projekte erzeugte. Das Projekt eines Ländertauſches war überdem nicht neu, denn ſchon

hundert Jahre früher geſchah an dem Hofe zu Madrid, durch das Miniſterium Kaiſer Leopolds, der erſte Vorſchlag eines Tauſches der bairiſchen Lande gegen die Niederlande, wurde aber von Spanien nicht genehmigt und von Frankreich durch Drohungen hintertrieben. Dieſes Beiſpiel war lehrreich und führte zur Erkenntniß der Nothwendigkeit, ſich bei Erneuerung eines ſolchen Projektes des Beiſtandes auswärtiger Mächte zu verſichern. Kaunitz, welchem von Vielen der ganze Entwurf zugeſchrieben wird, ſuchte daher, vereint mit ſeinem Monarchen, vorher die Höfe von Rußland und Frankreich für den Plan günſtig zu ſtimmen. War dieſes gelungen, ſo gab es wahrſcheinlich kein Hinderniß der Ausführung des Tauſches mehr, wenn Baiern einwilligte, denn im teutſchen Reich hingen doch die meiſten geiſtlichen Stände an Oeſterreich, und unter den weltlichen war von dem, bei ſolchem Tauſch vorzüglich betheiligten, auf die Stimme des ſüdlichen Teutſchlands einen großen Einfluß ausübenden Würtemberg kein Widerſpruch zu beſorgen, und die anderen bedeutenden Stände, vereinzelt oder ohne geſetzlichen oder konventionellen Vereinigungspunkt, war man gewiß, entweder zu gewinnen oder zu paralyſiren. Die Möglichkeit des Gelingens war um ſo mehr ausgeſprochen, da dem freiwilligen Austauſch Baierns gegen die Niederlande kein völkerrechtlicher Vertrag entgegen ſtand, denn ſchon durch den 18ten Artikel des Badener Friedens (v. 7. Sept. 1714) ward die Möglichkeit eines Tauſches vorhergeſehen, und Frankreich hatte ſich jedes Widerſpruchs begeben. Der Teſchener Friede ſelbſt konnte kein Hinderniß ſeyn, denn wenn Oeſterreich darin auf alle Anſprüche an Baiern verzichtete, ſo war dieſe

Verzichtleistung nicht auf die Erwerbung Baierns durch freundschaftliches Einverständniß oder Tausch auszudehnen, weil weder der Kaiser noch der Kurfürst in dieser Hinsicht ihre Freiheit beschränken ließen. Zwar sichern die pfalzbairischen Hausverträge diesem Hause seine sämmtlichen Besitzungen, allein sie behalten dem jeweiligen Regenten die Veräußerung in Nothfällen oder zur Verschaffung besseren Nutzens vor. Auch konnten die Völker der auszutauschenden Länder billigerweise keine Klage führen, da es sich ja nur um Herstellung eines naturgemäßen Verhältnisses handelte und einerseits zwei Völker gleichen Stammes mit einander vereinigt, andererseits, ein fremdartiges aus unangemessenem nationalwidrigem Verbande gerissen und selbstständig werden sollte. Nur der Nachfolger des Kurfürsten mochte berechtigt seyn, gegen das Projekt Einsprache zu thun, der Herzog von Zweibrücken, der freilich in Verbindungen stand, welche dem Projekte nicht günstig waren [1]). Doch hoffte man seine Einwilligung zu erlangen. Unter solchen Umständen wurde dem Kurfürsten Karl Theodor durch den kaiserlichen Gesandten Grafen Lehrbach der Antrag zum Austausch gemacht und die Einwilligung desselben erhalten [2]).

---

[1]) Hist. polit. Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz, Stuttg., Cotta 1827. S. 271. Ueber die verschiedenen älteren Traktate, welche Bezug auf das Tauschprojekt haben, sind zu vergleichen: 1) Müllers Darst. des Fürstenb. S. 226. Historische Erinnerungen bei Gelegenheit des Tauschprojekts mit Baiern 1786. (nach Terre, Torcy, Noailles, Lamberti, Faber, Ludewig ꝛc.)

[2]) Dohms Denkw. 3r Bd. S. 32. Später läugnete der Kurfürst.

Allein eben das Vortheilhafte des Planes für Oesterreich war seinen Feinden höchst anstößig. Unter ihnen hatte der König von Preußen das meiste Interesse jede politische Entwickelung des österreichischen Staates in demselben Grade zu verhindern, in dem es seine eigene beförderte. Er sah mit Besorgniß voraus, daß Preußen in seine vorige Unbedeutenheit zurücksinken müsse, wenn andere teutsche Mächte eben so auf ihre Vermehrung bedacht seyn wollten, wie diese neue künstliche Monarchie, welche sich auf die Schultern seiner Nachbarn stützt und auf den Krücken seines politischen Systems einherschreitet. Friedrich II., wachsam alle teutschen Angelegenheiten verfolgend und sich zu dem Behufe der nöthigen Verbindungen sichernd, erfuhr schon Anfangs Jänner 1785, durch den ihm ergebenen Herzog von Zweibrücken, daß der k. k. Hof diesem Fürsten durch den Grafen v. Romanzow den russischen Gesandten den Antrag habe machen lassen, daß das Haus Pfalzbaiern dem Hause Oesterreich ganz Ober- und Niederbaiern, die obere Pfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg, und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach abtreten sollte, wogegen der Kaiser dem Hause Pfalz unter dem Titel eines Reiches von Burgund, die österreichischen Niederlande mit den Vortheilen, welche man sich von Seiten der Republik Holland verspräche, mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur überlassen, außerdem dem Kurfürsten von Baiern und dem Herzog von Zweibrücken, die Summe von drei Millionen Gulden zu gefälliger, nützlicher oder vergnüglicher Anwendung bezahlen würde, (sich aber alle Artillerie und andere Nationaltruppen, sowohl von den Niederlanden, als von Baiern, und zugleich

das Recht in den Niederlanden nach Gutbefinden regieren zu können, vorbehalten wollte und ſollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen [1]; der Tauſch ſollte aber geſchloſſen werden unter der Garantie von Frankreich und Rußland, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen [2].«

Dieſer Antrag wurde jedoch nur mündlich gemacht und iſt wahrſcheinlich erſt durch Preußen in der ſonderbaren Art abgefaßt worden, um das Widerliche eines Länderverkaufs hervortreten zu laſſen. Zwar verſichern die preußiſchen Schriftſteller, der König von Preußen habe, in Folge dieſer Mittheilung, gegen Oeſterreich mit der größten Mäßigung gehandelt, allein die damals erfolgten Thatſachen beweiſen das Gegentheil. Es wurde nicht nur ein höchſt unanſtändiger Lärm, über dieſen freundſchaftlichen Vorſchlag, erhoben, ſondern auch die abentheuerlichſten Mährchen, über die Art, wie Oeſterreich Frankreichs Beiſtand gewann, ausgeſtreut. So entblödet ſich Dohm nicht mit einem Schein von Glaubwürdigkeit zu erzählen [3]:

Einige wollten zu jener Zeit ſogar wiſſen, der franzöſiſche Hof ſey nicht nur durch das Anerbieten eines Stücks der Niederlande, ſondern auch durch die geöffnete Ausſicht in Verſuchung geführt, ihn an dem der Pforte abzujagenden Raube Theil nehmen zu laſſen. Einige Inſeln des Archipelagus und ſogar Aegypten, behauptete man, ſeye Frankreich

1) Die eingeklammerte Stelle findet ſich in Preuß. Lebensgeſch. Friedrichs des Großen. Berlin 1834. 4ter B. S. 161.

2) Flassan histoire, d. l. dipl. fran. Vol. VI. p. 376.

3) Denkw. 3ter B. S. 35. Flaſſan, der nichts von alle dem weiß, wird deßhalb ſehr getadelt.

verſprochen, doch etwas beſtimmtes hat man hierüber nie erfahren und wahrſcheinlich bleibt immer, daß Vergennes weniger durch anerbotene politiſche Vortheile, als durch die Beſorgniß, der Königin zu mißfallen und ſeine Stelle zu verlieren, zu dem Verſprechen bewogen ſey, Oeſterreichs Abſichten ſich nicht zu widerſetzen, ſondern ſich bei dem Tauſchantrage leidend zu verhalten.«

Während man, durch ſolche widerſprechende Erfindungen, die öffentliche Meinung dem Projekt mißgünſtig zu ſtimmen ſuchte, ſchickte Herzberg den Legationsſekretär Ganz nach München, um durch die Herzogin Marianne Näheres ausforſchen zu laſſen. Ueberhaupt war man damals, ſelbſt in Berlin, der Meinung, daß dieſer Miniſter und Hofenfels Vieles an der Sache erfunden und übertrieben hätten, um den König von Preußen aufs Neue gegen Oeſterreich aufzureizen [1]). Sie legten ein großes Gewicht auf den Ton, welchen Graf Romanzow, gegenüber von dem Herzog von Zweibrücken, angenommen und auf deſſen Drohung, welche er ausgeſprochen, »daß, wenn der Herzog ſeine Einwilligung nicht binnen acht Tagen gebe, dieſe Weigerung die Ausführung nicht hindern werde [2]).«

War es des Herzogs Abſicht, den König aufzureizen, ſo muß man geſtehen, daß dieſes ihm ſehr bald und vollkommen gelungen iſt. Seine Schritte in dieſer Angelegenheit ſind auf eine

[1]) Görz S. 272. 1ter B.

[2]) Dohms Denkw. 3ter B. S. 41. Da alle dieſe Mittheilungen nur mündlich gemacht wurden, ſo ſind ſie höchſtens als eine erlaubte Kriegsliſt — die Romanzow auf eigene Fauſt ſich erlaubt haben konnte — zu betrachten.

Weiſe auffallend, die in gar keinem Verhältniß zu der Sache ſteht. Katharina II., wurde von ihm mit den dringendſten Vorſtellungen beläſtigt, worin er und der Herzog von Zweibrücken die Größe der Gefahren ſchilderten, welche das Tauſchprojekt für Teutſchlands, Preußens und ſelbſt Rußlands Intereſſen mit ſich bringe und die Kaiſerin beſchwor, einen Plan nicht gut zu heißen, welcher den von ihr ſo glorreich vermittelten Teſchener Frieden zerſtören würde. Allein Katharina ließ ſich hiedurch nicht bewegen und zeigte das größte Mißfallen an den Eröffnungen des preußiſchen Geſandten über dieſen Gegenſtand. Er wurde von dem Vicekanzler mit der äußerſten Kälte aufgenommen und ihm bedeutet, »es ſey nicht einzuſehen, warum der Herzog von Zweibrücken, über eine bloße Propoſition, die er annehmen und zurückweiſen könne, ſo beunruhigt ſeyn möchte; der Teſchener Friede werde keineswegs gebrochen werden, noch könnten die Garanten deſſelben eine Einwendung machen, wenn durch ein freundſchaftliches Einverſtändniß ein Tauſch zwiſchen Oeſterreich und Baiern ſtatt finde.« Auf die Entgegnungen des Grafen von Görz wiederhalte man ihm, »der Herzog habe die ganze Sache zu ernſt genommen und ſich zur Unzeit darüber beunruhigt gefunden, es ſey ſchwer zu begreifen, wie man dem bloßen Vorſchlag eines Tauſches eine ſo große Wichtigkeit beilegen könne, man dürfe ja nur ſagen, man wolle nicht tauſchen und dann ſey Alles vorüber: man habe den Herzog übel berathen, ſo großen Lärm zu ſchlagen und dadurch ſich und Anderen Unruhe und Mühe zu verurſachen.« Bezberodko äußerte überdieß, man habe das ganze Projekt bloß unter dem Geſichtspunkte betrachtet,

daß solches sämmtlichen Betheiligten angenehm sey; — wäre dieß nicht, so ändere sich Alles und wenn der Tausch allen Beifall finde, so müsse man ihn als nicht vorgeschlagen betrachten. Zugleich ward das Benehmen Romanzows mißbilligt. In diesem Sinne wurden auch durch Bolgoruky in Berlin dem König Eröffnungen gemacht. Der Hof von Frankreich, welcher ebenfalls von Preußen angegangen worden, verwies einfach auf den Entschluß des Kaisers, von seinem Vorhaben abzustehen. Jedermann sah die Sache so an, wie diese beiden Höfe, allein den preußischen Publicisten war diese Ansicht zu natürlich für ihre kunstreichen Deduktionen, daher sie von ihnen völlig verworfen wurde [1]).

Inzwischen hatte man auch in Baiern das Projekt dem Volke in dem gehässigsten Licht erscheinen lassen. Es ist bereits erwähnt worden, wie es Preußen dort nicht an Hülfsverbindungen fehlte [2]). Die Stände verlangten vom Hofe eine Erklärung in einem ziemlich drohenden Tone. In München versammelten sich Bürgermeister und Räthe und richteten folgende Vorstellung an den Churfürsten, über dessen aufrichtige Meinung verschiedene Urtheile gefällt werden: »Wer immer das mindeste Gefühl einiger Vaterlandsliebe

[1]) J. v. Müller hat über das Tauschprojekt sich am meisten bemüht, die natürliche Ansicht der Sache durch gelehrte Nachweisungen zu entstellen, allein man kann dadurch nicht leicht irre geleitet werden, da er die Thatsachen nur als Nebensachen erscheinen läßt und immer nur von dem Buchstaben der Verträge künstelt.

[2]) S. des Verf. Lebens- und Regierungs-Geschichte Jos. II. 1ten B. Die Darstellung des Erbfolgestreits.

im Herzen habe, könne dieſe Gerüchte unmöglich ohne Schmerz vernehmen. Dieſes ehemalige Königreich, für deſſen Ruhm und Erhaltung des jetzt regierenden Herren alle große Voreltern Jahrhunderte hindurch gewacht, geſorgt, gekämpft, ſo oft geblutet, ſollte von der alt hergebrachten Selbſtſtändigkeit herabſinken zu der jüngſten Provinz eines mächtigen Nachbars, der Schweiß der Väter, ihre erworbenen Rechte, die Freiheit Baierns — verloren gehen, auf einmal! Auch fließen bereits die Thränen des Volks; ſchon bedaure der Vater nebſt ſeinem das künftige Elend der Enkel und es erkalte der Eifer der Geſchäfte, es keime Mißtrauen auf, der Bürger verliere den Muth; es erſterbe jeder Beweggrund gemeinnütziger Thätigkeit [1]).«

Auf dieſe Vorſtellung erklärte der Hof, das Gerücht ſey falſch, die unterſchriebene Convention betreffe Grenzirrungen [2]). Oeſterreich, welches keinen Gewaltſtreich beabſichtigte, ließ ebenfalls von ſeinem Vorhaben ab, obgleich die damaligen politiſchen Verhältniſſe die Durchführung des Projekts begünſtigt haben würden. Görz verſichert ſelbſt: hätte Kaiſer Joſeph, die unfreundliche Stimmung Katharinens gegen Preußen benützend, ohne ſich durch des Königs Widerſpruch und deſſen bei mehrern teutſchen Höfen bewirkte Bewegungen zurückhalten zu laſſen, ſein Vorhaben verfolgt, ſo würde Katharina, nachdem ſie ſich nicht nur für daſſelbe erklärt, ſondern es auch bereits öffentlich unterſtützt hatte, in

[1]) Vorſtellung der Landſtände. 11 Febr. 1785. München, in Reußens Staatskanzlei Thl. IX. Eine ſolche Convention wurde damals auch wirklich abgeſchloſſen.

[2]) Churfürſtl. Reſolution v. 13ten Febr. 1785.

den Fall gekommen seyn, mit Oesterreich gemeinschaftlich gegen Preußen zu handeln und die ohnehin mehr dem Schein, als der Wirklichkeit nach, bestehende Allianz, zwischen Preußen und Rußland, wäre dadurch ganz aufgelöst worden [1]).

Somit wäre Joseph abermals auf einem politischen Fehler betreten, gegen welchen sein Rechtsgefühl sich sträubte. Ein Rücktritt beendigte die Angelegenheit, und Niemand war berechtigt, dem österreichischen Hofe die bloße Aeußerung eines Wunsches zum Vorwurf zu machen, der in Oesterreichs politischer Lage so natürlich als gerecht war. Allein Friedrich hatte besondere Gründe, den Streit länger fortzuspinnen, als die Natur der Sache erheischte, Gründe, welche ihm von seinem eigenen Projekt eines Fürstenbundes, im Interesse Preußens gegen den Kaiser, an die Hand gegeben wurden. Als das Projekt des Austausches schon aufgegeben war, fuhren daher die preußischen Staatsschriftsteller fort, unter dem Vorwande, daß es ja wieder aufgenommen werden könnte, den Gegenstand von allen seinen gehässigen Seiten zu beleuchten. Erstens

[1]) Görz Denkwürdigkeiten 1ter B. S. 279. „Ein neuer Schriftsteller, Graf Segur, indessen bezweifelt in seinen Memoiren, daß es Katharina wirklich Ernst gewesen sey, den Kaiser Joseph in seinem Tauschplan zu unterstützen, weil sie besorgen mußte, die Ausführung desselben werde Oesterreichs Uebergewicht im deutschen Reich vergrößern und Rußland verhindern, den gewünschten Einfluß zu behandelt.“ — Flassan behauptet diesen Gegenstand kürzer und oberflächlicher, als es seine Gewohnheit ist und führt an, daß der Tausch vom Kabinet zu Versailles eben so sehr den Interessen Frankreichs als jenen Teutschlands und Italiens entgegengesezt erachtet worden. Dieß war aber wenigstens Anfangs nicht die Meinung Vergennes. — Dohm in seinen Denkw. bezweifelt die Angabe Flassans und behauptet dagegen, der französische Hof habe nie seine, dem Tausch ertheilte Zustimmung in Abrede gestellt, sondern nur seine Gesinnungen darüber geändert.

ſchien ihnen der Tauſch ganz und gar ungleich und Baiern ungünſtig, was vielleicht der Fall geweſen iſt [1]). Zweitens und hauptſächlich wurde behauptet, widerſtreite des Kaiſers Ruhm der Sicherheit und dem Intereſſe der teutſchen Fürſten, welche dieſe zu wahren ſich daher vereinigen müßten. Darüber entſpann ſich ein Federkrieg, deſſen Darſtellung von ſeinem Anhang noch während der Tauſchverhandlungen, bis zu ſeinem Ende, lange nach dem Ende derſelben, den beſten Aufſchluß über die beiderſeitigen Rechte und Abſichten gibt.

Viertes Kapitel.

Der Fürſtenbund und die Staatsſchriften über denſelben.

Schon im Jahre 1784 hatte der König von Preußen ſeinem Kabinetsminiſterium den Entwurf eines Fürſtenbundes

*) Vergleichung der Niederlande mit Baiern: mit Einſchluß der Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach . . / Rheinpfalz . . . . . / Jülich und Berg . . .

	Einkommen. Gulden.	Menſchenzahl.	Flächeninhalt. Quadratmeilen.
	6,000,000	1,180,000	729
	1,700,000	280,700	240
	1,500,000	260,000	
	9,200,000	1,720,000	969
Niederlande	7,000,000	1,800,000	500

In den Oeſterreichiſchen Niederlanden wohnten damals auf einer Quadratmeile noch einmal ſo viel Menſchen, als in den Pfalzbairiſchen Landen, der Ertrag iſt aufs höchſte getrieben.

Von den Pfalzbairiſchen Landen liegt ein anſehnlicher Theil ſeit den ehemaligen Kriegen wüſte, und durch eine gute Adminiſtration konnten in wenigen Jahren, in Baiern wenigſtens die Volksmenge verdoppelt und ein dreifacher Ertrag herausgebracht werden; wie dann auch die Rheinlande zwar nicht immer ſo wichtiger, aber doch ſehr großer Verbeſſerung fähig waren. (Hiſtor. Portef.)

mitgetheilt [1]), Frankreichs Beitritt zu gewinnen gesucht, und den Herrn v. Herzberg aufgetragen, den Gegenstand vollständiger zu entwickeln, und den Nutzen einer solchen Anstalt auseinander zu setzen, aber schon damals von Seiten seines eigenen Kabinetsministers, des Grafen Finkenstein Mißbilligung gefunden [2]). Im Entwurfe war die den wahren Zweck einhüllende Absicht ausgesprochen, die Verfassung des Reichs gegen widerrechtliche Gewalt zu schützen. Der wesentlichste Sinn desselben aber war in folgender Stelle ausgesprochen, welche auf ganz spezielle Zwecke hindeutet:

»Wenn Jemand, wer es auch sey, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andere Mitglied des Reichs, von welcher Religion es sey, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Secularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlicher Stifte, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die

---

[1]) Projet de ligue entre les Princes d'Allemagne calquée sur le modèle de celle de Smalcalde, dressé par le Roi Frederic II. de Sa propre main, à Potsdam le 24. Octobre 1784, in de Hertzberg Recueil T. 2, 1789, p. 364 und ebendaselbst p. 397 des Königs Brief vom 1. November 1784 als Antwort auf die Erwiederung seiner Kabinetsminister.

[2]) Der erste Kabinetsminister Graf Finkenstein war dieser Idee nicht besonders zugethan, was auch folgendes Billet des Königs an denselben vom 28. Mai 1785 zu bezeugen scheint: „Je Vous prie de Me mander ce que vous pensez sur ce sujet et n'oubliez pas que Nous pouvons être bons amis et envisager différement la même chose. Adieu Mon cher Comte. Frederic.“ Klaproth und Cosmar, Staatsrath S. 430.

vereinigten Fürſten, daß ſie alle reichsgeſetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um ſolchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden. In jedem beſondern Falle wollen die verbündeten Fürſten ſich, über die alsdann erforderlichen Mittel, auf das ſchleunigſte berathſchlagen, entſchließen und vereinigen, auch ſich dazu im Voraus, ein jeder nach ſeinen Kräften und Umſtänden, ſo viel als möglich vorbereiten und einrichten.«

Die Mittheilung dieſes Entwurfs an die Reichsſtände bewirkte um ſo leichter den Beitritt einer gewiſſen Anzahl, da die preußiſche Regierung das Gerücht hatte ausſtreuen laſſen, daß der Kaiſer geſonnen ſey, alle ſeine Projekte mit Gewalt ins Werk zu ſetzen, eine Unwahrheit, wozu nur Romanzows unbeſonnene Aeußerungen Anlaß gegeben hatten. Der Kaiſerliche Hof, hierüber mit Recht entrüſtet, erließ nun ein Rundſchreiben an alle Kaiſerlichen Geſandtſchaften, worin dieſen falſchen Gerüchten nicht nur widerſprochen, ſondern dieſelben widerlegt wurden[1]).

»Durch mein unter dem 13. April erlaſſenes Schreiben ſind Euer ꝛc. bereits von den Bearbeitungen des Königlich Preußiſchen Hofes benachrichtigt worden, durch welche derſelbe ſich bemüht, unter den gehäſſigſten Vorſpiegelungen eine förmliche Ligue mit den meiſten deutſchen Reichsſtänden zwar nicht namentlich, gleichwol aber bloß gegen Se. Kaiſerliche Majeſtät zu Stande zu bringen.

---

[1]) d. d. 1ten Mai 1785. Zu finden in Herzberg Recueil und hiſtor. Porteſeuille. 1785. Reuß teutſche Staatskanzlei. 10ten B. S. 398.

»In dem nämlichen Schreiben ſind zugleich die Urſachen enthalten, die uns anfänglich ganz unglaublich machten, daß dieſe Bearbeitung irgendwo einen günſtigen Eingang finden ſollte.

»Zu unſerm wahren Erſtaunen iſt inzwiſchen gleichwohl das Widerſpiel erfolget, und wiederholte Nachrichten beſtätigen uns ganz zuverläſſig, daß bereits einige der anſehnlichſten Reichsſtände ſich bereitwillig erklärt haben ſollen, der von Berlin in Antrag gebrachten Conföderation beizutreten. Wir können uns die Wirklichkeit eines ſolchen Erfolges nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß die ausgeſtreuten Verläumdungen Glauben gefunden und verſchiedene Reichsſtände in die wahre Beſorgniß verſezt haben müſſen: der hieſige Hof dürfte in der That Willens und im Begriffe ſeyn, die ihm angedichtete gewaltſame Austauſch-Theilungs-Seculariſations- und mehrere andere der Aufrechthaltung der Stände gefährliche, die deutſche Grundverfaſſung zerſtörende Projekte zu bewerkſtelligen [1]).

»Es ergeht demnach an Euer ꝛc. hiemit der Auftrag an jene Höfe, an welche dieſelben accreditiret ſind, im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät die ungeſäumte Eröffnung gelangen zu laſſen, Kraft welcher alle vorerwähnte Ausſtreuungen ſomit und ſonders für das, was ſie wirklich ſind, nämlich für offenbare Verläumdungen und überhaupt für ſolche Abſichten erkläret werden, die der Kaiſerl. Königl. Hof nie gehabt, noch dermalen hat, noch jemals haben wird, bei deren

[1]) Dieſe Stelle gibt J. Müller Anlaß, den Kaiſ. Hof zu beſchuldigen, daß er ſeine Projekte geläugnet habe. Es iſt aber nur von gewaltſamen Projekten die Rede.

Erdichtung und Verbreitung kein anderer Endzweck ſeyn kann, als das allerhöchſte Oberhaupt zum Gegenſtand des allgemeinen Mißtrauens aufzuſtellen, dabei aber zugleich die ſelbſt eigenen gefährdenvollen Anſchläge vorzubereiten und durchzuſehen.

»Um jedoch die ſämmtlichen hohen Stände des Reichs nicht bloß durch Worte allein, ſondern auf die werkthätigſte Art zu überzeugen, wie weit Se. Kaiſerliche Majeſtät von den Ihnen ſo unverſchämt angedichteten Abſichten nicht nur entfernt, wie feſt ſie entſchloſſen ſeyen, die geſetzmäßige Reichsverfaſſung im Ganzen und einzeln genommen, unverrückt aufrecht zu erhalten, wollten Allerhöchſtdieſelben gedachten hohen Ständen, welche die allfällige Bewerkſtelligung der bisher ausgeſtreuten, oder was immer für ſonſtige gefährliche Abſichten von irgend einer Seite wirklich beſorgten, und durch eine engere Vereinigung ſich gezogen, ſolche ſich zu ſtellen für nöthig erſehen durften, eine förmliche und feierliche Verbindung unmittelbar mit dem Reichsoberhaupte ſelbſt anbieten, und ſich gegen Sie hiezu bereitwillig erklären. Einen auffallendern, thätigern Beweis wüßten Se. Kaiſerliche Majeſtät von Dero wahren Geſinnungen und Vorſorge für die Aufrechthaltung der geſetzmäßigen Reichs-Grundverfaſſung nicht zu geben, ſo wie im Gegentheil jene Stände, die ſich dieſem ungeachtet gegen alle beſſere Vermuthung zu nebenſeitigen Verbindungen einlaſſen dürften, bei der ganzen unpartheiiſchen Welt außer Zweifel ſetzen würden, daß hierunter ganz andere Beweggründe und Abſichten, als die bloß äußerlich vorgegebenen, obwalten.«

Allein da das Mißtrauen, welches Friedrich II. geſäet hatte, ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen, und da ſein Anhang nun die Beſchuldigung gewaltſamer Tauſchprojekte nicht mehr aufrecht,

mitgetheilt [1]), Frankreichs Beitritt zu gewinnen geſucht, und den Herrn v. Herzberg aufgetragen, den Gegenſtand vollſtändiger zu entwickeln, und den Nutzen einer ſolchen Anſtalt auseinander zu ſetzen, aber ſchon damals von Seiten ſeines eigenen Kabinetsminiſters, des Grafen Finkenſtein Mißbilligung gefunden [2]). Im Entwurfe war die den wahren Zweck einhüllende Abſicht ausgeſprochen, die Verfaſſung des Reichs gegen widerrechtliche Gewalt zu ſchützen. Der weſentlichſte Sinn deſſelben aber war in folgender Stelle ausgeſprochen, welche auf ganz ſpezielle Zwecke hindeutet:

»Wenn Jemand, wer es auch ſey, die verbündeten Fürſten, oder auch jedes andere Mitglied des Reichs, von welcher Religion es ſey, geiſtlichen oder weltlichen Standes, in ſeinem wirklichen Beſitzſtande mit eigenmächtigen Anſprüchen, mit Seculariſationen und Entgliederung hoher und niederer geiſtlicher Stifte, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauſchungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, ſo verbinden ſich die

---

[1]) Projet de ligue entre les Princes d'Allemagne calquée sur le modèle de celle de Smalcalde, dressé par le Roi Frederic II. de Sa propre main, à Potsdam le 24. Octobre 1784, in de Hertzberg Recueil T. 2, 1789, p. 364 und ebendaſelbſt p. 397 des Königs Brief vom 1. November 1784 als Antwort auf die Erwiederung ſeiner Kabinetsminiſter.

[2]) Der erſte Kabinetsminiſter Graf Finkenſtein war dieſer Idee nicht beſonders zugethan, was auch folgendes Billet des Königs an denſelben vom 28. Mai 1785 zu bezeugen ſcheint: „Je Vous prie de Me mander ce que vous pensez sur ce sujet et n'oubliez pas que Nous pouvons être bons amis et envisager différement la même chose. Adieu Mon cher Comte. Frederic.“ Klaproth und Cosmar, Staatsrath S. 430.

vereinigten Fürſten, daß ſie alle reichsgeſetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um ſolchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden. In jedem beſondern Falle wollen die verbündeten Fürſten ſich, über die alsdann erforderlichen Mittel, auf das ſchleunigſte berathſchlagen, entſchließen und vereinigen, auch ſich dazu im Voraus, ein jeder nach ſeinen Kräften und Umſtänden, ſo viel als möglich vorbereiten und einrichten.«

Die Mittheilung dieſes Entwurfs an die Reichsſtände bewirkte um ſo leichter den Beitritt einer gewiſſen Anzahl, da die preußiſche Regierung das Gerücht hatte ausſtreuen laſſen, daß der Kaiſer geſonnen ſey, alle ſeine Projekte mit Gewalt ins Werk zu ſetzen, eine Unwahrheit, wozu nur Romanzows unbeſonnene Aeußerungen Anlaß gegeben hatten. Der Kaiſerliche Hof, hierüber mit Recht entrüſtet, erließ nun ein Rundſchreiben an alle Kaiſerlichen Geſandtſchaften, worin dieſen falſchen Gerüchten nicht nur widerſprochen, ſondern dieſelben widerlegt wurden[1]).

»Durch mein unter dem 13. April erlaſſenes Schreiben ſind Euer ꝛc. bereits von den Bearbeitungen des Königlich Preußiſchen Hofes benachrichtigt worden, durch welche derſelbe ſich bemüht, unter den gehäſſigſten Vorſpiegelungen eine förmliche Ligue mit den meiſten deutſchen Reichsſtänden zwar nicht namentlich, gleichwol aber bloß gegen Se. Kaiſerliche Majeſtät zu Stande zu bringen.

---

[1]) d. d. 1ten Mai 1785. Zu finden in Herzberg Requell und hiſtor. Portefeuille. 1785. Reuß teutſche Staatskanzlei. 10ten B. S. 398.

»In dem nämlichen Schreiben ſind zugleich die Urſachen enthalten, die uns anfänglich ganz unglaublich machten, daß dieſe Bearbeitung irgendwo einen günſtigen Eingang finden ſollte.

»Zu unſerm wahren Erſtaunen iſt inzwiſchen gleichwohl das Widerſpiel erfolget, und wiederholte Nachrichten beſtätigen uns ganz zuverläſſig, daß bereits einige der anſehnlichſten Reichsſtände ſich bereitwillig erklärt haben ſollen, der von Berlin in Antrag gebrachten Conföderation beizutreten. Wir können uns die Wirklichkeit eines ſolchen Erfolges nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß die ausgeſtreuten Verläumdungen Glauben gefunden und verſchiedene Reichsſtände in die wahre Beſorgniß verſezt haben müſſen: der hieſige Hof dürfte in der That Willens und im Begriffe ſeyn, die ihm angedichtete gewaltſame Austauſch-Theilungs-Secularisations- und mehrere andere der Aufrechthaltung der Stände gefährliche, die deutſche Grundverfaſſung zerſtörende Projekte zu bewerkſtelligen [1]).

»Es ergeht demnach an Euer ꝛc. hiemit der Auftrag an jene Höfe, an welche dieſelben accreditiret ſind, im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät die ungeſäumte Eröffnung gelangen zu laſſen, Kraft welcher alle vorerwähnte Ausſtreuungen ſomit und ſonders für das, was ſie wirklich ſind, nämlich für offenbare Verläumdungen und überhaupt für ſolche Abſichten erkläret werden, die der Kaiſerl. Königl. Hof nie gehabt, noch dermalen hat, noch jemals haben wird, bei deren

[1]) Dieſe Stelle gibt F. Müller Anlaß, den Kaiſ. Hof zu beſchuldigen, daß er ſeine Projekte geläugnet habe. Es iſt aber nur von gewaltſamen Projekten die Rede.

Erdichtung und Verbreitung kein anderer Endzweck seyn kann, als das allerhöchste Oberhaupt zum Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens aufzustellen, dabei aber zugleich die selbst eigenen gefährdenvollen Anschläge vorzubereiten und durchzusehen.

»Um jedoch die sämmtlichen hohen Stände des Reichs nicht bloß durch Worte allein, sondern auf die werkthätigste Art zu überzeugen, wie weit Se. Kaiserliche Majestät von den Ihnen so unverschämt angedichteten Absichten nicht nur entfernt, wie fest sie entschlossen seyen, die gesetzmäßige Reichsverfassung im Ganzen und einzeln genommen, unverrückt aufrecht zu erhalten, wollten Allerhöchstdieselben gedachten hohen Ständen, welche die allfällige Bewerkstelligung der bisher ausgestreuten, oder was immer für sonstige gefährliche Absichten von irgend einer Seite wirklich besorgten, und durch eine engere Vereinigung sich gezogen, solche sich zu stellen für nöthig ersehen durften, eine förmliche und feierliche Verbindung unmittelbar mit dem Reichsoberhaupte selbst anbieten, und sich gegen Sie hiezu bereitwillig erklären. Einen auffallendern, thätigern Beweis wüßten Se. Kaiserliche Majestät von Dero wahren Gesinnungen und Vorsorge für die Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Reichs-Grundverfassung nicht zu geben, so wie im Gegentheil jene Stände, die sich diesem ungeachtet gegen alle bessere Vermuthung zu nebenseitigen Verbindungen einlassen dürften, bei der ganzen unpartheiischen Welt außer Zweifel setzen würden, daß hierunter ganz andere Beweggründe und Absichten, als die bloß äußerlich vorgegebenen, obwalten.«

Allein da das Mißtrauen, welches Friedrich II. gesäet hatte, schon tiefe Wurzeln geschlagen, und da sein Anhang nun die Beschuldigung gewaltsamer Tauschprojekte nicht mehr aufrecht,

Erfolg war es keine ſchwierige Aufgabe, den gethanen Schritt vor Teutſchland zu rechtfertigen. Es fehlte Friedrich nicht an Leuten, welche dieß aus dem Grunde verſtanden haben, und mit den gewöhnlichen Behelfen von alten Urkunden, verdrehten Vertragsartikeln u. dergl. mit Leichtigkeit Alles bewieſen, was der große König eben bewieſen haben wollte. So erſchien nun auch bald eine »Erklärung der Urſachen, welche Se. Majeſtät bewogen hätten, zur Aufrechthaltung des Reichsſyſtems den Fürſtenbund zu ſchließen [1]). Man beklagte darin den bittern (aber gerechten) Ton der kaiſerlichen Rundſchreiben, behauptete, im Teſchener Frieden habe Oeſterreich allen Abſichten auf Baiern entſagt und verwies auf die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Projekts, ja es wurde

---

Lebrecht von Anhalt-Köthen folgten nach; ſo Landgraf Wilhelm der IX. von Heſſen-Kaſſel, Markgraf Karl Alexander von Anſpach-Baireuth; Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha, Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, Friedrich Franz von Schwerin, und Adolph Friedrich von Strelitz, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Herzog Friedrich von York als Fürſtbiſchof von Osnabrück. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wechſelte im Hochſtift Osnabrück, deſſen Einwohner gemiſchter Religion waren, immer ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Biſchof, beide vom Domkapitel gewählt. Der proteſtantiſche mußte allemal ein Prinz aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg ſeyn. 1764 wurde Prinz Friedrich, Herzog von York, ſechs Monate alt, gewählt.“ (Preuß S. 168.)

[1]) Daß es nicht der Zweck deſſelben geweſen, der ihn weſentlich intereſſirte, verräth Herzberg ſelbſt in einem Brief an Görz. Er erzählt, daß als er ihm den Entwurf des Bundes vorlegte, der König ſehr kalt geäußert hätte, „der Entwurf ſey ganz gut, man könne ihn hinſchicken wohin man wolle, aber man müſſe auf den bald möglichſten Abſchluß des Bündniſſes dringen.“ Görz S. 288.

behauptet, das Projekt sey wider die goldene Bulle, wider den westphälischen Frieden und den ganzen Reichsverband, die Niederlande wären kein Aequivalent, da sie dreimal kleiner und weniger einträglich wären, und des Kaisers Macht würde durch diesen Tausch solchlich so sehr gewinnen, daß das Gleichgewicht Teutschlands darunter leiden müsse. Der österreichische Hofrath A. v. Spielmann widerlegte diese Anschuldigungen vollkommen [1]). Er bewies, daß von der Unzuläßigkeit eines Tausches niemals die Rede gewesen, und daß ein Tausch kein Anspruch sey, wie denn auch der Antrag Friedrichs zum Eintausch der Lausitz kein Anspruch genannt werden könne, daß der 14te Artikel des Hausvertrags vom 26ten Hornung 1771 den Prinzen des pfalzbairischen Hauses das Tauschrecht nicht nur in Nothfällen, sondern auch besserm Nutzens wegen gestatte, daß im Jahr 1778 nur einem einzelnen Prinzen die Befugnisse zu tauschen abgesprochen worden sey, daß Gewährleistungen anderer Mächte nur gegen gewaltsame Zumuthungen schützen, daß Kaiser und Reich den Badener Frieden ratifizirt haben, daß die Anschläge des Werthes der auszutauschenden Länder so unrichtig seyen, daß Oesterreich bei dem Tausch nichts weniger als gewinne. Auch ließ der

[1]) *Herzberg* Recueil T. 2. 1789. p. 272.

[2]) Als der Wiener Hof dieser Erklärung eine (von dem Hofrath bei der Staats-Kanzlei Anton von Spielmann im September verfaßte Prüfung der Ursachen einer Association zur Erhaltung des Reichssystems, welche von Sr. K. Maj. v. Pr. vorgelegt sind, entgegen stellte, so schrieb von Herzberg, im Namen seines Herrn die Reponse à l'Imprimé qui a paru à Vienne, sous le titre: Examen des motifs d'une Association etc."

Kaiſer auf dem Reichstag feierlich erklären, »die Unterhandlung wegen Baiern ſey aufgehoben, der Kaiſer wolle das Reichsſyſtem in allen ſeinen Theilen erhalten und nichts geſchehen laſſen, was den Reichsgrundgeſetzen entgegen ſeyn könne [1]).« Der Reichsfreiherr von Gemmingen gab überdieß eine Schrift über die königl. preußiſche Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems heraus, worin er nachwies, wie das ganze Geſchrei von der Gefahr der teutſchen Reichsverfaſſung grundlos und von dem Berliner Hofe künſtlich angeregt ſey. Bald geſtaltete ſich auch die öffentliche Meinung, nach bekanntwerdender Wahrheit, in ihrem ganzen Umfange zu Gunſten des Kaiſers, und ſelbſt in Berlin fing man an Friedrichs Benehmen zu tadeln. Im ganzen übrigen Teutſchland gab es aber hinfort unter allen Partheien nur zwei Meinungen, wovon die eine geheime Zwecke des Fürſtenbunds vermuthete, die andere aber den ganzen Verein als einen politiſchen Fehler darſtellte. Ja es gab Viele, welche ſich über dieſes auffallende Schutz- und Trutzbündniß, gegen eine Chimäre, luſtig machten und es ein ungeladenes Gewehr nannten [2]). In der Folgezeit erwies ſich der Fürſtenbund als Zweck- und Folgenlos, aber wohl eher weil Friedrich vom Schauplatze der Welt abgetreten, als weil Joſeph ihm bald in das Schattenreich nachgefolgt war [3]).

---

[1]) Cornova Leben Joſ. S. 265.

[2]) Dohm: das Gleichniß hinkt übrigens ein wenig.

[3]) Vergl. Preuß S. 170. — „Ueber die K. Pr. Aſſociation zu Erhaltung des Reichsſyſtems von Otto von Gemmingen, Reichsfreiherrn. Teutſchland (Wien) 1785 (im Juli) die bekannteſte, gegen welche der K. von Pr. durch den Geheimen-Rath (v.) Dohm im December 1785 die Schrift über den teutſchen Fürſtenbund

abfaſſen ließ, welche der Verfaſſer in ſeine Denkwürdigkeiten (Bd. 3. S. 220 — 364) ſammt der von Gemming'ſchen Schrift wieder aufgenommen. Auch die kleine Schrift „Deutſchlands Erwartungen vom Fürſtenbunde 1788." 61 S. 8. (ohne Namen des Verf. und ohne Druckort) iſt, wie man aus dem 1ten Bande der Schweizergeſchichte, Leipzig 1806, Vorrede S. L. I. erſieht, von Joh. von Müller. Es enthält hier die Klage, daß der Fürſtenbund, zufrieden: „den bairiſchen Ländertauſch gehindert und Frankreichs Anſehen in Holland vernichtet zu haben," die weſentlichere Verbeſſerung in der Konſtitution des Reichs nicht bewirkt und alle gräulichen Gebrechen fortbeſtehen laſſen. — In des Grafen von Görz hiſtoriſch politiſchen Denkwürdigkeiten zu Ende des 2ten Bd. lieſt man, daß jener Diplomat als Kurbrandenburgiſcher Geſandter auf dem teutſchen Reichstage im Jahr 1788 die Idee des Fürſtenbundes „gegen Kaiſer Joſeph erneuerte Anmaßungen und Vergrößerungsverſuche" zur weitern Reife zu bringen trachtete, und daß ſelbſt die Schweiz, ja der Hof von Turin demſelben ſich zugeneigt habe; am eifrigſten bewieſen ſich Mainz und Weimar, die Gebrechen in der Reichsverfaſſung zu theilen; andere Städte aber, beſonders Kurſachſen und Hanover waren dagegen. Auch trat bald, mit Kaiſer Joſephs Tode, eine ganz neue Ordnung der Dinge ein.

II.

Der Streit mit Holland.

Erſtes Kapitel.

Der Barrierevertrag.

Während Joſeph im Innern der Erbſtaaten, im teutſchen Reich, mit dem römiſchen Hof und auf vielen anderen Seiten in Händel verwickelt war, verführte ihn eine, menſchliche Kraft überſteigende Kühnheit noch weiteren Streit anzufangen. Man kann ihn nicht frei ſprechen von dem Wahne einer damals herrſchenden Theorie — die ſtets den Redlichſten am meiſten zuſagte, weil ſie nur das Recht und niemals die Verhältniſſe ſahen — vermöge welcher ein jedes, vor der damaligen Philoſophie gerechtfertigtes Syſtem, im ganzen Umfang, der zu beherrſchenden Verhältniſſe und zu jeder Zeit, ausgeführt werden müſſe. Dieſer Irrthum iſt es hauptſächlich, der Joſephs Ruhm ſchmälerte; denn während jede einzelne ſeiner Unternehmungen für ſich unſere Bewunderung verdient, und durch Umſtände und das philoſophiſche Recht vorwurfsfrei gemacht wird, ſehen wir in der Geſammtheit ſeiner Unternehmungen und in ihrer Zeiteintheilung jenen Mangel an der gemeinſten Politik, die ſelbſt im Guten Maß hält und jedem Ding ſeine Weile läßt, eine Politik, durch welche von jeher die Einzel-

reich und mächtig geworden ſind, der aber die Menſchheit

nur oft kolossale politische Schöpfungen, aber niemals einen namhaften Zuwachs von Glückseligkeit zu danken hatte.

Jener selbstverderbliche Irrthum verursachte auch den Streit mit Holland, denn da Joseph die Handelsbedeutsamkeit der österreichischen Monarchie erheben, und ihre Fesseln lösen und alle, seinen Entwürfen und der freien Ausbreitung seiner Macht entgegenstehenden, politischen Schranken beseitigen wollte, so konnte seiner Aufmerksamkeit weder der Barriere-vertrag, noch die beschränkte Scheldeschifffahrt entgehen.

Nach dem Frieden von Münster hatte die Republik der vereinigten Niederlande, die Nothwendigkeit erkannt, eine Vormauer gegen Frankreich zu erhalten, die im Stande wäre, sie gegen die ehrgeitzigen Absichten dieser Krone zu schützen. Dieses System wurde allmählig eine Grundmaxime ihrer Politik, die sich endlich nach Karls II. Tode in allen ihren Richtungen entwickelte [1]). Daher traten sie auch 1701 der großen Allianz bei, weil sie sich der Vormauer beraubt sahen, die sie zwischen sich und Frankreich an den spanischen Niederlanden an der sogenannten Barriere hatten. Der Kaiser machte sich jedoch damals nicht anheischig, den Holländern das Recht einer Privatbesatzung in den Plätzen der österreichischen Niederlande zu bewilligen, noch weniger aber ihnen Subsidien zu bewilligen, die diesen Ländern zur Last fielen. Erst 1707 fingen die Holländer an sich über diese beiden Punkte mit England ins Einverständniß zu setzen, zum größten Mißfallen des Kaisers. Die Folge davon war, daß im Frieden von Utrecht ausgemacht wurde, daß

[1]) Memoires historiques et politiques des Pays-bas autrichiens. Neuchâtel. 1784.

Michel und Stowenſchwert und ſo viel Land ab, als zur Erwartung ihrer Feſtungswerke dieſſeits der Maas, nöthig iſt.... Auch tritt der Kaiſer den Generalſtaaten die ganze Landſchaft Montfoort ab, mit Ausnahme der Dörfer, Swalcet und Eliot, die ſich derſelbe reſervirt. Die Generalſtaaten ſollen die Gewohnheiten und Privilegien der Einwohner dieſer Diſtrikte, ſie ſeyen bürgerliche oder geiſtliche, erhalten, ingleichen das Diözesrecht des Biſchofs von Rüremonde.... Die Zölle auf der Maas ſollen, ohne gemeinſchaftliche Verabredung, weder erhöhet noch vermindert werden können. Der Kaiſer ſoll diejenigen einziehen, welche zu Rüremonde und zu Nowagne fallen, die Generalſtaaten aber diejenigen, welche zu Venloo entrichtet werden... XIX. Der Kaiſer bewilligt den Generalſtaaten eine jährliche Subſidie von 500,000 Thalern.... XXVI. In Anſehung der Handlung ſollen die Zölle in den Niederlanden von den eingehenden engliſchen und holländiſchen Waaren auf dem nämlichen Fuß bleiben, auf welchem ſie gegenwärtig ſtehen. Uebrigens ſoll die Handlung der öſterreichiſchen Niederlande und der vereinigten Provinzen auf dem Fuß des Münſterſchen Friedenſchluſſes bleiben.

Man ſieht auf den erſten Blick wie demüthigend und nachtheilig dieſer Vertrag nicht nur für die öſterreichiſche Macht, ſondern auch für das Volk der öſterreichiſchen Niederlande werden mußte. Auch äuſſerte dieſes zuerſt ſeinen Unwillen über einen Vertrag, der es den alten Bedrückungen wieder ausſetze, und die Stände von Flandern und Brabant ſtellten dem Kaiſer nachdrücklich vor, daß ſolche Bedingungen ſeiner Würde zuwider wären, daß er unter denſelben nicht mehr Souverän in ſeinen Landen, und die Wohlfahrt ſeiner

Gouverneurs und Staabsoffiziere nach ihrem Gefallen ſetzen, doch unter der Bedingniß, daß es keine ſolche Perſonen ſeyn ſollen, welche dem Kaiſer, aus beſonders anzuführenden Urſachen, unangenehm oder verdächtig ſeyn möchten. VII. Dieſe Staabsofffziere ſollen ganz allein, in allem, was die Bewahrung, die Sicherheit und andere Kriegsdienſte in ihren Plätzen betrifft, von den Generalſtaaten abhängen, doch ſollen ſie verbunden ſeyn, dem Kaiſer nach einem, dem Friedenſchluß beigefügten Formular, zu ſchwören, gedachte Plätze unter der Souveränität des Hauſes Oeſterreich zu erhalten, und ſich in keine andere Angelegenheiten zu miſchen. VIII. Der Generalgouverneur der Niederlande ſoll ſogar berechtigt ſeyn, in den Barriere-Plätzen die Parole auszutheilen ... IX. Die Truppen der Generalſtaaten ſollen die freie Uebung ihrer Religion haben. Was die Religion, in Rückſicht der Einwohner der öſterreichiſchen Niederlande, betrifft, ſo ſollen die Sachen in dem nämlichen Zuſtand bleiben, in welchem ſie unter der Regierung Karls II. geweſen ſind. X. Alle Kriegsmunition, Artillerie, Waffen, Materialien zum Feſtungbau, das Getreide, wenn daran Mangel iſt ꝛc., ſollen frei und ohne Zoll, auf vorzuzeigende Päſſe, durchgeführet werden ..... XI. Die Generalſtaaten können ihre Beſatzungen nach Gutdünken verändern ..... XIII. Die Generalſtaaten können die Plätze auf ihre Koſten befeſtigen ..... XIV. Die Briefe und Boten, ſowohl ordentliche als außerordentliche, ſollen aus den vereinigten Provinzen in die Barriere-Städte, und aus dieſen in jene frei paſſiren .... XVIII. Der Kaiſer tritt den Generalſtaaten, in dem Oberquartier von Geldern, die Stadt Venloo, mit ihrem Gebiete, die Forts St.

Karl VI. konnte in der Convention 1718 nur unwesentliche Milderungen des Vertrags, aber keinen Antheil am Welthandel erlangen, und mußte sogar 1722 die Handelsgesellschaft von Ostende aufheben, und versprechen, daß den Niederländern die Schifffahrt nach beiden Indien für immer untersagt, und die Mündungen der Schelde durch Holland geschlossen bleiben sollten (1731). Der versprochene Handelstraktat kam nicht zu Stande, und somit blieb eine der wesentlichsten Bedingungen des Barrierevertrags unerfüllt, weil Karl VI., um seine pragmatische Sanktion durchzusetzen, sich zu nachgiebig gezeigt hatte. Daher wurden die Beschwerden der Niederländer immer lauter und dringender. Inzwischen verfiel die Barriere im Kriege immer mehr und mehr, und die Bedingungen des Vertrags, welche auf deren Existenz und Unterhaltung berechnet waren, blieben großen Theils ohne Erfüllung. Holland, das sich verpflichtet hatte, 14,000 Mann Besatzung zu unterhalten, hatte nicht nur diese Verpflichtung unerfüllt gelassen, sondern ließ auch alle Festungswerke in Verfall gerathen. Dennoch kostete diese Barriere, welche in Wirklichkeit fast nicht mehr vorhanden war, jährlich eine halbe Million Thaler, die dem Lande schwer zur Last fielen. Bei so großen, durch den Barriere-Vertrag verursachten Uebeln war schon Maria Theresia

---

Strom wurde von ihr entweder ganz gehemmt, oder lästigen Abgaben unterworfen. Um dieses zu behaupten, wurden von Holland einige Forts am Ufer der Schelde, und besondere Wachtschiffe unterhalten, welche auch den Theil des Stroms befuhren, über den die Hoheit von Spanien und nachher von Oesterreich in Anspruch genommen wurde. (W. Dohm's Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 165.)

Unterthanen durch eifersüchtige Nachbarn gewaltsam unterdrückt. Dieß veranlaßte neue Unterhandlungen, besonders in Bezug auf die in dem Traktate enthaltene Beziehung auf einen neu zu schließenden Handelstraktat, bis wohin die Bestimmungen des Münsterschen Friedens [1]) in Kraft bleiben sollten. Nach demselben hatte sich König Philipp IV. 1648 verpflichtet, die ihm bleibenden zehn Provinzen der Niederlande für immer des Rechts zu berauben, Seehandel zu führen, zu welchem die Lage des Landes so vortheilhafte Gelegenheiten bot. Der schöne Scheldestrom sollte von den Anwohnern desselben nie benuzt werden, und andere in die See gehende Kanäle für immer geschlossen bleiben [2]). Allein

[1]) Dieser Friede wurde zwischen Spanien und der neuen Republik der vereinigten Niederlande am 30. Januar 1648 geschlossen, und ist nicht zu verwechseln mit dem westphälischen Frieden, welcher in eben dem Jahr am 24. Oktober auch zu Münster und zu Osnabrück zwischen dem Kaiser und der katholischen Reichstheile an einer Frankreich, Schweden und den protestantischen Reichstheil an der andern Seite geschlossen ist, und eigentlich aus zwei Traktaten, dem zu Münster und zu Osnabrück geschlossenen, besteht. Dieser westphälische Friede war der Republik der vereinigten Niederlande fremd. Den zwischen Spanien und der lezteren geschlossenen münsterschen Traktat siehe in Schmauß Corpus jur. gent. pag. 614. von Dohms Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 163.

[2]) Dieß ist die wörtliche Bestimmung des münsterschen Traktats Artik. 14.: les rivières de l'Escaut, comme aussi les canaux de Sas, de Swyn et autres bouches de mer y aboutissantes seront tenues closes du côté des dits Seigneurs-Etats. Es war dieß eigentlich Bestätigung des uralten Stapelrechts, nach welchem in die Mündungen der Schelde fremde Schiffe zwar einlaufen konnten, aber ihre Waaren in seeländische Schiffe umladen mußten. Die Republik dehnte dieses Recht aber dahin aus, daß gar keine fremden Schiffe einlaufen durften. Auch die Fahrt auf dem innern

Karl VI. konnte in der Convention 1718 nur unwesentliche Milderungen des Vertrags, aber keinen Antheil am Welthandel erlangen, und mußte sogar 1722 die Handelsgesellschaft von Ostende aufheben, und versprechen, daß den Niederländern die Schifffahrt nach beiden Indien für immer untersagt, und die Mündungen der Schelde durch Holland geschlossen bleiben sollten (1731). Der versprochene Handelstraktat kam nicht zu Stande, und somit blieb eine der wesentlichsten Bedingungen des Barrierevertrags unerfüllt, weil Karl VI., um seine pragmatische Sanktion durchzusetzen, sich zu nachgiebig gezeigt hatte. Daher wurden die Beschwerden der Niederländer immer lauter und dringender. Inzwischen verfiel die Barriere im Kriege immer mehr und mehr, und die Bedingungen des Vertrags, welche auf deren Existenz und Unterhaltung berechnet waren, blieben großen Theils ohne Erfüllung. Holland, das sich verpflichtet hatte, 14,000 Mann Besatzung zu unterhalten, hatte nicht nur diese Verpflichtung unerfüllt gelassen, sondern ließ auch alle Festungswerke in Verfall gerathen. Dennoch kostete diese Barriere, welche in Wirklichkeit fast nicht mehr vorhanden war, jährlich eine halbe Million Thaler, die dem Lande schwer zur Last fielen. Bei so großen, durch den Barriere-Vertrag verursachten Uebeln war schon Maria Theresia

---

Strom wurde von ihr entweder ganz gehemmt, oder lästigen Abgaben unterworfen. Um dieses zu behaupten, wurden von Holland einige Forts am Ufer der Schelde, und besondere Wachtschiffe unterhalten, welche auch den Theil des Stroms befuhren, über den die Hoheit von Spanien und nachher von Oesterreich in Anspruch genommen wurde. (W. Dohm's Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 165.)

bemüht, ſich der ungerechten Beſtimmungen deſſelben zu entledigen. Kaunitz bewirkte auch, daß dieſe Urkunde in dem Achener Frieden nicht beſtätigt wurde, allein Maria Thereſia zögerte mit einer urkundlichen Auflöſung des Barrierevertrags, obgleich ſie Joſeph wiederholt darum erſucht hatte, und beſchränkte ſich darauf, der Republik die Subſidien zu verweigern, bis die Feſtungswerke wieder hergeſtellt, und ein den gänzlich veränderten Umſtänden angemeſſene Abrede genommen werden würde, wozu ein unbeſtreitbares Recht befugt, da Holland in der Erfüllung der ihm läſtigen Bedingungen ſich ſo läſſig gezeigt hatte, während es die ihm vortheilhaften ſo weit ausdehnte, daß ſie die der Beſatzung gewährte Zoll- und Poſtfreiheit zu einem ausgedehnten, den öſterreichiſchen Niederlanden ſehr ſchädlichen Schleichhandel benützt hatten. Da ferner der verabredete Handelstraktat nicht zu Stande gekommen war, ſo wurde der Handel mit Holland und England mit neuen Abgaben belegt. Unterhandlungen, welche 1751 desfalls angeknüpft wurden, blieben erfolglos. Mittlerweile geſtalteten ſich alle politiſchen Verhältniſſe Oeſterreichs anders. Die Seemächte entfernten ſich von ihm in demſelben Maße, in welchem deſſen Beziehungen zu Frankreich freundſchaftlicher wurden. England verbündete ſich mit Preußen (1756), und die öſterreichiſchen Niederlande wurden von der Neutralität, welche in Bezug auf das teutſche Reich verabredet worden, ausdrücklich ausgenommen. Der ſiebenjährige Krieg bewirkte vollends eine Umwälzung des politiſchen Syſtems, und die wichtigſten Seeplätze der Niederlande wurden nun, um ſie gegen die Britten zu ſchützen, franzöſiſchen Truppen überlaſſen. 1763 rückten endlich die ſchwachen

holländischen Besatzungen in die immer mehr verfallenen Barrierepläze wieder ein, aber die Streitigkeiten wegen Nichterfüllung des Barrieretraktats erneuerten sich nun mit großer Heftigkeit. Oesterreich weigerte die Herausgabe der, gemäß des Traktats von 1718, abzutretender Distrikte, da diese Verträge aus eben erwähnten Gründen ungültig, und daher nur des Grenztraktats Bestimmungen von 1664 aufrecht zu erhalten seyen. Doch kam es zu keiner Endschlichtung dieses Streites, bis zum Regierungsantritt Josephs II., denn Maria Theresia hatte nicht den Muth zu entschlossenen Maßregeln, und die Streitsache war auf dem Punkt angelangt, wo die Rechtsbehelfe auf beiden Seiten unzulänglich zu werden anfingen. Der Stand der Sache war: die Barrieren existirten nicht mehr. Ihr Zweck war ebenfalls aufgehoben, da von Frankreich nichts zu besorgen war — somit nur eine neue Veränderung der politischen Verhältnisse ihn wieder aufrichten konnte. Die Bedingungen des Vertrags waren nicht alle erfüllt worden. Das Fortbestehen einzelner Vertragsbestimmungen war verderblich für den Wohlstand des niederländischen Volks und die Interessen seines Fürsten, und brachte nur Holland Nutzen. Die Rechte auf beiden Seiten waren streitig aus Mangelhaftigkeit ihrer Begründung, folglich hörte die Sache auf, eine Frage des historischen Rechts zu seyn, und wurde eine allgemeine des Völker- und Naturrechts, welche nur durch zwei Mittel, gütliche Uebereinkunft oder Krieg entschieden werden konnte, da es uns an einem allgemeinen Welttribunal für Entscheidung solcher Fragen durch Sentenzen zur Zeit noch mangelt. Die Wahl der Mittel war hingegen eine Frage der Politik. Als solche

isolirt betrachtet, konnte sie in dem Zeitpunkt für Oesterreich günstig erscheinen werden, denn war auch von dem Willen und der eigennützigen Politik der Republik nichts zu erwarten, so konnte doch von deren Schwäche Nachgiebigkeit gehofft werden. Ihre Landarmee war nur 40,000 Mann stark und wenig kriegserfahren, und der Beistand Englands konnte nicht erwartet werden, da die Republik an dem amerikanischen Krieg Antheil nahm.

Unter solchen Umständen beschloß Joseph persönlich von den Verhältnissen der Niederlande Einsicht zu nehmen. Die Belgier kamen ihm vertrauungsvoll entgegen, und brachten alle ihre Beschwerden vor, welche langjährige Abwesenheit der Regenten gehäuft hatte. Aus der Prüfung ihres Wohlstandes ergab sich, daß er zwar durch Fleiß wohlgediehen sey, aber von der benachbarten Republik großartigem Reichthum sehr in Schatten gestellt werde. Die Gewerbe und der Handel Belgiens waren tief gesunken, und nur der Ackerbau erhielt die Nation, die Landeskultur war aufs höchste gestiegen, und wie nachmals die Gegner Josephs beim Tauschprojekt selbst gestanden, keiner Fortschritte fähig. Daher war der gegenwärtige Zustand der Provinz noch blühend, aber mit tiefer Bekümmerniß sah Joseph den Stillstand die Wohlhabenheit, welche, wenn durch die wachsende Bevölkerung die Bedürfnisse der Nation vermehrt würden, nothwendig zum Mangel herabsinken mußte. Und doch war die Lage des Landes zur Erhöhung der Nationalthätigkeit äußerst günstig, aber die schönsten Gelegenheiten ohne Nutzen. Antwerpen, eine prächtige Stadt an einem herrlichen Strom, war menschenleer, der Hafen ohne Schiffe. Wie verschieden war dagegen

die äußere Physiognomie Hollands von der seiner Schwesterprovinzen! Joseph sah hier einen wuchernden Reichthum, eine rastlose Thätigkeit und einen üppigen Handel, der sich auf Kosten der österreichischen Niederlande ernährte!

Zweites Kapitel.

Aufhebung der Barriere.

Was hier der Kaiser mit eigenen Augen sah, war seinem patriotischen Minister Kaunitz längst bekannt [1]). Er stimmte darin mit dem Kaiser vollkommen überein, daß der österreichische Hof die belgischen Provinzen aus ihrer Abhängigkeit befreien, und den lezten Rest einer Anstalt vertilgen müsse, die sich so verderblich für dieselben erwiesen hatte. In Folge dieses Entschlusses wurde unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers dem holländischen Gesandten in Brüssel bekannt gemacht [2]), »der Kaiser habe bei neulicher Anwesenheit in den Niederlanden bemerkt, daß es aus vielen Gründen nicht zuträglich sey, alle Vestungen in selbigen beizubehalten, er habe deshalb die Schleifung des größten Theils derselben beschlossen, und befohlen den Generalstaaten hiervon Nachricht zu geben, damit sie den, ihre Truppen in den Niederlanden kommandirenden, Generalen die deshalb nöthige Weisung geben möchten.« — Die holländische Regierung ließ auf diese sehr unerwartete, zugleich aber sehr unbestimmte Anzeige erwiedern: »wie sie, mit ihren Truppen angemessene

[1]) Er hatte als Minister, dem Generalgouverneur zugeordnet, von 1745—1747 in den Niederlanden gelebt.

[2]) Dohms Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 180.

Weisung ertheilen zu können, zuvörderst wissen müsse, welche von den Barrierepläzen unter den Vestungen begriffen wären, die schleifen zu lassen der Kaiser beschlossen habe. Das Generalgouvernement gab unverzüglich die Antwort: »keiner der Plätze, in denen holländische Garnisonen sich befänden, sey von des Kaisers Entschluß ausgenommen, und da dieser Monarch die Schleifung beschleunigt wissen wollte, so erwarte man, daß die Generalstaaten die nöthigen Befehle zur Räumung an alle ihre in den Niederlanden befindlichen Truppen ungesäumt ertheilen würden.«

Vergebens bemühte sich die Republik den festen Entschluß des Kabinets zu erschüttern. Der Graf von Wassenaar, holländischer Gesandter am Wiener Hofe, ließ später den Inhalt einer Unterredung mit Kaunitz bekannt werden, welche den Eifer charakterisirt, mit welchem die Republik die Sache des Barrierevertrags vertheidigte, und zugleich über die Gesinnungen dieses Staatsmanns Aufschluß gibt [1]: »Ich will,« sagte Kaunitz, »mit Ihnen ganz offen und freimüthig reden. Der Kaiser will nichts mehr von den Barrieren hören. Sie existiren nicht mehr. Jeder Traktat hört von selbst auf, sobald die Umstände, die ihn hervorbrachten, aufgehört haben. Der Barriere-Traktat war gegen Frankreich gemacht, jezt aber sind unsere Verbindungen mit Frankreich von der Art, daß er dadurch gänzlich unnüz wird, und durch diese Verbindung haben wir Ihnen eine viel bessere und ungleich sicherere Barriere gegeben, als jene chimärische

[1] Réflexion sur une Conversation ministerielle entre le Prince de Kaunitz et le Comte de *Wassenaar*. 1782.

nicht in dieſem Bezuge geſchehen, ſondern nur in Rückſicht auf ihren Zuſammenhang mit den übrigen großen Anſtalten ſeines Geiſtes.

Drittes Kapitel.

Weitere Forderungen an die Republik.

Durch die Aufhebung der Barriere wurde jedoch noch nichts Weſentliches für das Wohl der Nation gewonnen, ſie war nur eine Einleitung zu weit wichtigeren Anordnungen, deren Ausführung vorläufig aufgeſchoben wurde, aus Gründen, welche wohl nur in den anderweitigen und gleichzeitigen politiſchen Entwürfen Joſephs zu ſuchen ſind [1]). Durch die Aufhebung der Barriere und des darauf haftenden Vertrags, ſuchte der Wiener Hof ſich vorzüglich der Hinderniſſe anderer Projekte, welche in den Vertragsartikeln enthalten waren, und namentlich auf den Austauſch Baiern bezogen werde konnten, wie nach der Hand wirklich geſchah, zu entledigen, um freieren Spielraum für ein größeres Wirken zu gewinnen.

Gemäß alten Vergleichsverträgen hatte Oeſterreich noch einige Ausdehnung ſeiner Grenzen gegen Holland anzuſprechen, und dieß in den verſchiedenen Zeitperioden zu thun

[1]) Linguet gibt in den Annales du XVII. siécle T. XII. einen Grund des Aufſchubs an der dem Charakter Joſephs ſehr entſprechend, aber nicht hiſtoriſch iſt. Er ſagt, der Kaiſer habe ſeine wichtigeren Forderungen nicht in einem Augenblick an Holland ſtellen wollen, da dieſes wegen des Krieges mit England bedrängt geweſen ſey.

verſäumt. Demungeachtet waren dieſe Rechte niemals förmlich aufgegeben worden und auf folgende Art entſtanden [1]). Im Jahre 1672 wurde die wehrloſe Republik Holland von Frankreich durch ein Heer von 130,000 Mann angegriffen, und großentheils erobert. Die Republik war verloren, wenn nicht der ſpaniſche Statthalter ihr 10,000 Mann zu Hülfe ſchickte, welche den Feind ſo lange aufhielten, bis er durch die Bewegungen Kaiſer Leopolds und des Kurfürſten von Brandenburg gezwungen ward, ſeine Macht gegen die teutſchen Heere zu ſtellen. Um ſich noch mehr zu ſichern, ſchloßen die Holländer mit Karl II. von Spanien 1673 ein engeres Bündniß, worin ſie ihre Dankbarkeit für den geleiſteten Beiſtand ausdrückten und den ferneren Schutz des Königs zugeſichert erhielten. Im dieſem Vertrag waren folgende Artikel enthalten: »Die Generalſtaaten machen ſich aus Dankbarkeit für dieſe königliche Gnade und für den mächtigen Beiſtand, der ihnen in ihrer dringenden Noth bereits iſt geleiſtet worden, und in dieſem Krieg noch geleiſtet wird, anheiſchig, ſobald Se. Majeſtät zugleich mit ihnen Theil an dem Bruch wird genommen haben, keinen Frieden, ohne Bewilligung Sr. katholiſchen Majeſtät mit dem allerchriſtlichen König zu ſchließen, woferne dieſelbe nicht werde zuvor in den Beſitz aller Städte, Plätze und Länder geſezt worden ſeyn, welche ihnen der allerchriſtliche König, nach dem zwiſchen beiden Kronen im Jahr 1659 geſchloſſenen Pyrenäiſchen Frieden

---

[1]) Dieſe Rechte wurden Joſeph nachgewieſen durch den Präſidenten des geheimen Raths Nenny in den Memoires des pays bas autr., die zu ſeinem Unterricht verfaßt worden.

gegen die man nichts einzuwenden hatte, als den ſtreitigen Barrierevertrag, welchen Holland als eine Aufhebung ſeiner Pflicht zur Rückgabe betrachtete, ließ Joſeph im Novbr. 1783 einige Forts beſetzen und an die Republik durch den Grafen Belgiojoſo, bevollmächtigten Miniſter in Brüſſel, den holländiſchen Kommiſſären folgende Forderungen vorlegen: 1) So wie Maria Thereſia bereits erklärt hatte, keinen andern Gränzvertrag anzuerkennen, als den von 1664, und alle ſpäter, beſonders durch die Traktaten von 1715 und 1718, vorgenommenen Gränzen als nicht gültig zu betrachten, ſo beſtehe auch Joſeph II. darauf, daß überall alles auf den Fuß geſetzt werde, wie es der Convention vom 1664 gemäß ſey, und verlange, daß Holland, was es in Kraft ſpäterer Verträge in Beſitz habe, herausgebe. 2) Die holländiſchen Forts Kreuzhang und Friedrich-Heinrich ſollen geräumt und geſchleift, von den Werken der Forts Lieſkenshoek und Lillo aber, ſollen der Theil, der die ehemals beſtimmten Gränzen überſchreite, geſchleift werden. 3) Das Wachtſchiff, welches Holland bey dem Fort Lillo hatte, ſoll für immer zurückgezogen, und des Kaiſers Hoheit über den Theil der Schelde in dieſer Gegend anerkannt werden. 4) Die Stadt und Feſtung Maſtricht ſollen abgetreten werden, weil die Republik dieſes in einem mit Spanien am 30. Auguſt 1673 abgeſchloſſenen Traktat verſprochen habe. 5) Alles Land über der Maas, als zu Maſtricht gehörig, ſolle aus gleichem Grunde abgetreten werden. 6) Noch mehrere andere Diſtrikte und Orte werden aus verſchiedenen Gründen zurückgefordert. 7) Die aus den jetzt abzutretenden Landen von Holland, während es ſie beſeſſen, bezogenen Einkünfte ſollen erſetzt

werden. 8) Von dem Antheil der Niederlande, welchen Holland nach alten Traktaten beſaß, werden die an Spanien ehemals rückſtändig gebliebenen Abgaben gefordert. 9) Es verlangt der Kaiſer Entſchädigung ſeiner Unterthanen für die Zölle und Abgaben, welche dieſe vielleicht nicht würden haben bezahlen müſſen, wenn der ſeit ſo vielen Jahren verabredete Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre. 10) Die in den Kriegen mit Frankreich verloren gegangene Artillerie, der von Holländern beſezt geweſenen Barrierepläze, ſolle nach ihrem jezt auszumittelnden Werth erſezt werden. 11) Endlich werde Befriedigung mehrerer Corporationen und Familien verlangt, welche für die in ältern Kriegen an die holländiſche Armee geleiſteten Lieferungen noch Forderungen machten.

Dieſe Forderungen [1]) bargen jedoch nur des Kaiſers Hauptzweck, die Freiheit der Scheldeſchifffahrt zu erlangen, und Antwerpen zum Freihafen zu erklären. Dieſe Abſicht gab er auch in Folge der Unterhandlungen auf eine Weiſe kund, welche zwar ſeine wohlwollende Geſinnung gegen ſeine Völker, aber höchſt unklug einige Geringachtung alter Verträge

[1]) Wer von denſelben ſich noch genauer unterrichten will, den verweiſe ich auf Hr. v. Martens Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuen europäiſchen Völkerrechts, Göttingen 1800. I. Bd. p. 30, wo man alle von beiden Seiten gewechſelten Schriften chronologiſch geſammelt mit zweckmäßigen hiſtoriſchen Erläuterungen findet. Schon früher und gleichzeitig mit dieſen Irrungen erſchien eine Sammlung von Hauſen unter dem Titel: Allerneueſte Staatskunde von Holland, d. i. Erläuterungen der Streitigkeiten zwiſchen Kaiſer Joſeph II. und den vereinigten Niederlanden. Berlin 1785. 4tes Stück.

verrieth. Schon früher hatte man gegen alle seine Rechtsansprüche, vielleicht nicht ohne Grund eingewendet: das Haus Oesterreich habe die Niederlande von den Seemächten nur so erhalten, wie sie Karl II. besessen und nicht anders, und nun erhob sich große Entrüstung über die kathegorische Anmuthung, welche der Kaiser plötzlich (23. Aug. 1784) an die Republik machte: »Das Verlangen, der Republik seine Freundschaft zu beweisen, und mit ihr in gutem Verständniß zu leben, habe auf ein Auskunftsmittel geführt, das, wie der Kaiser hoffe, mit Dankbarkeit angenommen werde. Er sey bereit, auf alle seine gemachten Forderungen zu verzichten, wenn die Republik sich dagegen erkläre, die Schelde zu öffnen und die Schifffahrt auf derselben frei zu lassen, auch den niederländischen Unterthanen nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schifffahrt und Handel zu treiben. Werde dieses bewilliget, dann bedürfe es nichts weiter, als die Räumung und Schleifung einiger, alsdann unnütz gewordener Forts, und die Regulirung der Grenzen nach dem ältern Vertrage von 1664, um den Kaiser zu bewegen, allen und jeden übrigen Forderungen an Land- oder Geldentschädigungen für immer zu entsagen.« Graf Belgiojoso fügte dem gemachten Ansinnen noch die bestimmte Erklärung hinzu: »der Kaiser stelle die verlangte Freiheit der Schelde nicht als einen Gegenstand neuer Unterhandlungen auf, sondern von izt an betrachte er sie als bereits entschieden, und jedes Hinderniß, das man der Schifffahrt seiner Unterthanen auf diesem Strom entgegensetzen würde, werde er von diesem Tage an als wirkliche Feindseligkeit, als förmliche Kriegserklärung ansehen und ahnden.«

In Folge dieſer drohenden Erklärung des Wiener Hofes, welche die unpartheiiſche Geſchichte als ein gewaltſames Verfahren gegen anerkannte Rechte niemals gutheißen wird, wurde der Schelbeſtreit eine europäiſche Angelegenheit, über welche die verſchiedenſten Meinungen herrſchten. Das Begehren Joſephs war ſo natürlich, menſchenfreundlich und abſolut gerecht, daß viele Schriftſteller und Politiker, welche, wo ihn die Menſchenliebe begeiſterte, ihn mit Eifer vertheidigten, aber das Begehren in ſeiner einzigen Beziehung auf Holland und die beſtehenden Friedensverträge betrachtet, erſchien gleichzeitig allem Völkerrecht zuwider, folglich ungerecht, gewaltſam und die Geſinnung des Kaiſers, welche ſich darin ausſprach, für die Ruhe Europas höchſt gefährlich. Die ausgezeichnetſten Schriftſteller machten die Sache zum Gegenſtand eines intereſſanten Federkriegs, der das lebhafteſte Intereſſe erregte. Zu Gunſten Joſephs ſprachen Schlettwein, Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften in Gießen und begeiſterter Freund des phyſiokratiſchen Syſtems, der zu beweiſen ſuchte, wie bei dem Gelingen der Befreiung der Scheldeſchifffahrt die ganze Menſchheit betheiligt ſey [1]); Linguet, ein durch ſeine Beredtſamkeit berühmter franzöſiſcher Parlamentsadvokat, deſſen Ruhm aber größtentheils durch Vertheidigung paradoxer

[1]) In einer Schrift: „Die Gerechtigkeit und das allgemeine europäiſche Staats-Intereſſe bei dem Streit über die Oeffnung der Schelde, und die oſtindiſche Handelsfreiheit für die öſterreichiſchen Niederlande, aus dringenden Wünſchen für das Glück der Völker, dargeſtellt von Schlettwein. Gießen 1785." — Auch noch in mehrern Aufſätzen ſeines Staats-Kabinets. (Dohm Denkwürdigkeiten S. 202.)

Sätze befördert worden war [1]), welcher Umſtand eben nicht der Sache, die er nun vertheidigte, zum Vortheil gereichte. Er entwickelte die Anſprüche des Kaiſers mit vielem Scharfſinn und gewann dem Kaiſer und ſeinen Abſichten viele Freunde [2]); allein ſeine Uebertreibungen und ein barocker Styl beeinträchtigten die Kraft ſeiner Beredtſamkeit gegenüber derjenigen, die ſich dadurch nicht verblenden ließen [3]). Dagegen fand Joſeph II. einen furchtbaren Gegner an dem Grafen von Mirabeau, der in der nachherigen Revolution ſo gewaltig auf die Stimmung der Nation wirkte, und nun den vielen zu Gunſten Joſephs erſchienenen polemiſchen Schriften, eine Broſchüre entgegenſtellte, in der er das Unrecht des Kaiſers mit all der erfinderiſchen Gewandtheit ſeines Geiſtes darſtellte [4]). Er bewies mit kräftigen Argumenten, daß der Kaiſer durchaus nicht befugt ſey, die Handelsfreiheit ſeiner Niederlande, der ſeine Vorfahren feierlich entſagt,

[1]) Linguet erklärte den aſiatiſchen Despotismus für die beſte aller Regierungsformen, er redete dem Tiberius und andern römiſchen Kaiſern vom ſchlimmſten Ruf, das Wort; er behauptete, das Brod ſey ein ſehr ungeſundes Nahrungsmittel und der Kornbau dem Staat ſchädlich. S. ebendaſelbſt.

[2]) In einem Journal, das damals, wenn auch nicht mit Beſtimmung, doch mit Aufmerkſamkeit geleſen wurde, den Annales politiques, civiles et literaires du XVIIIme Siècle.

[3]) Der ſchöne Scheldeſtrom iſt nach Linguets Terminologie bald mit einem Verhaftsbefehl betroffen, bald in der Baſtille gefangen, bald zum Tode verurtheilt, ohnmächtig, verſtümmelt, endlich gar tod, ein Leichnam und Skelett, doch plötzlich wieder aufgeſtanden wird er ein Vulkan, der ſeine Flammen über Europa ſpeit.

[4]) Doutes sur la liberté de l'Escaut, reclamée par l'empereur. à Londres 1785.

gemalsam zu fordern; daß einmal abgeschlossene Traktaten unter allen Umständen beobachtet werden müßten. Hierauf zu bestehen, sey das Wichtigste von allem. Den Mächtigen das Gegentheil zu erlauben, sey Gefahr für alle europäischen Staaten. Auch wollte Mirabeau beweisen, daß die durch die Traktaten festgesezten Beschränkungen bei weitem nicht so vortheilhaft für die Holländer, nicht so nachtheilig für Niederländer wären, als es geglaubt wurde. Der Holländer Wohlstand, behauptete er, beruhe nicht sowohl darauf, daß ihren nächsten Nachbarn untersagt sey, mit ihnen im Welthandel zu wetteifern, als vielmehr auf ihrer lang angewöhnten Industrie und Thätigkeit, ihrer politischen und religiösen Freiheit, auf ihren Kolonien und Fischereien; die österreichischen Niederländer aber könnten bei ihrem, zu so großer Vollkommenheit gebrachten Landbau, ihren noch immer bestehenden und sehr leicht noch weiter zu bringenden Manufakturen, des Handels nach fremden Welttheilen sehr gut entbehren, sie sehen vielmehr glücklich zu preisen, diesen Handel und seine Nachtheile nicht zu kennen. Doch, behauptete Mirabeau, andere Mächte, vorzüglich Frankreich und England, hätten ein hohes Interesse, den jetzigen Zustand, wie Traktaten ihn festgesezt, zu vertheidigen, und durchaus nicht zuzugeben, daß Holland durch Uebermacht gezwungen werde, seinen erworbenen Rechten zu entsagen.

Diese Schrift Mirabeaus machte großes Aufsehen, um so mehr, da man glaubte, er sey von Frankreichs Hofe dazu beauftragt worden. Allein der Ton, in welchem er schrieb, war durchaus nicht im Sinne der Regierung, denn es war derselbe, welcher nachher jenen Sturm der Gemüther erregte, der bald

darauf über die ganze Menschheit Greuel ausspie. Derselbe wilde Geist der Freiheit athmete aus dieser Schrift, der Mirabeaus ganzes Leben und Wirken charakterisirt, und durch ihn flegte er über die Gemüther und entfremdete dem Kaiser auch solche, welche den Streit als eine Humanitätsfrage betrachteten. Er überwand den natürlichen Widerwillen, den Jedermann gegen ein knauserisches Handelsvolk fühlte, das einem Strom Fessel anlegte, um ein Nachbarvolk zu beeinträchtigen, und erfüllte Alle mit dem Glauben an die Heiligkeit der Verträge, zu was immer für, selbst den heillosesten, Zwecken. Zwar sah sich der französische Hof genöthigt, diese Schrift wegen der darin enthaltenen exzessiven Beleidigungen eines Souveräns zu verbieten, allein der Eindruck, den sie bereits gemacht hatte, konnte nicht wieder verwischt werden.

Am gefährlichsten für Josephs Pläne war die Mißbilligung vieler Staatsmänner und der interessirten Höfe Europas, welche ihn traf. Vor diesen Richtern galt nur die Kraft der Verträge von Münster, und vom Jahre 1731 zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion, worin Oesterreich für immer auf Handel und Schifffahrt seiner Niederlande nach Ostindien verzichtet hatte. Die Generalstaaten konnten daher auf Unterstützung rechnen, als sie sich auf diese völkerrechtlichen Bestimmungen beriefen und fest erklärten, sie könnten keine Zugeständnisse einräumen, welche die Unabhängigkeit, Sicherheit und den Wohlstand der Republik gefährden würden, als sie ferner Anstalten machten, um die Schelde wie bisher den Oesterreichern zu verschließen. Die Gewißheit fremden Beistandes gab den Maßregeln der Republik eine Sicherheit und

einen so feindselig herausfordernden Charakter, daß der Streit, welcher von Seiten Josephs keineswegs in der Absicht Krieg hervorzurufen, begonnen wurde, gleich anfangs friedensgefährlich wurde. Sie rief sogleich die Hülfe Frankreichs an und ließ Mastricht und Breda militärisch besetzen, ehe noch Oesterreich Miene machte, Gewalt anzuwenden. Der beleidigte Eigennutz der Republik zeigte sich in auffallenden und lächerlichen Unternehmungen. Die furchtbarsten Anstalten der Gegenwehr wurden getroffen, ehe noch ein Feind vorhanden war, und die Besatzung Sas van Gent feuerte mit Flinten und Kanonen auf eine Heerde Schaafe, die sie für anrückende Oesterreicher hielt. Dieß geschah zu einer Zeit, da eine höchst unbedeutende Truppenzahl in den österreichischen Niederlanden vorhanden war. In ihren diplomatischen Vertheidigungsanstalten waren die Holländer nicht minder voreilig und gehässig; sie sprachen von Undank, da sie doch die Vortheile Oesterreichs seit dem Nimweger Frieden mit Füßen getreten hatten, sie nannten Friedensbruch, was in der That nur ein Antrag und eine diplomatische Drohung war. Mit Mühe vermochte es Frankreich über die Generalstaaten, daß sie nach beschlossenem Widerstand den Weg der Unterhandlungen wieder einschlugen, von welchem Joseph noch nicht abgewichen war. Er hatte sogar sich bereitwillig erklärt, von der Schifffahrt nach Indien abzustehen, wenn nur die Freiheit der Schelde gewährt würde. Allein diese friedliche Stimmung des Kaisers wurde bald durch einen Vorfall gestört, der ihm höchst unvermuthet kam und daher doppelt aufregte. Wider den Rath seines Ministers Kaunitz hatte nämlich Joseph einen Versuch der Scheldefahrt angeordnet und mit Zuversicht

erwartet, daß die Holländer kein gewaltsames Hinderniß wagen und nicht schießen würden. Alle Vorstellungen des Fürsten Kaunitz, wodurch er verhindern wollte, daß die kaiserliche Flagge kompromittirt werde, waren fruchtlos. Der Kaiser bestand auf seinem Willen, alle Einwendungen damit beantwortend: die Holländer würden es nicht wagen zu schießen. Den 8ten Oktober 1784 fuhr wirklich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Ysebhem von Antwerpen die Schelde hinab, wurde aber von Sänftingen aus mit Kanonenschüssen empfangen. Man ließ zwar Tags darauf das Schiff nach Antwerpen zurückkehren, aber die Generalstaaten beklagten sich nun bei allen Höfen über die verfluchte Scheldefahrt. Ein anderes Schiff von Ostende, welches die Schelde hinauf nach Antwerpen fahren wollte, wurde durch viel Schaluppen von den Holländern aufgebracht.

In Folge dieser Ereignisse wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Der Kaiser, im höchsten Grade aufgebracht, folgte weniger den Eingebungen der Staatsklugheit, — welche ihm einen Krieg zu vermeiden befahl, der Interessen betraf, — die keinen Bezug auf das Wohl der ganzen Monarchie hatten, — als jenen seines ungestümen Ehrgefühls. Die Beschimpfung der kaiserlichen Flagge schien ihm ein unerhörter, strafwürdiger Frevel, ob sie gleich von Seiten eines Volkes erwartet werden konnte, das sich wenig um die Ehre anderer Nation, ja kaum um die eigene zu bekümmern gewohnt war.

Sogleich verließ der kaiserliche Gesandte, Freiherr von Reischach den Haag, und Belgiojoso erklärte der holländischen Gesandtschaft zu Brüssel, daß dieß aus Anlaß der

Beſchimpfung kaiſerlicher Flagge geſchehen, und jede Unterhandlung abgebrochen ſey. Auch die Holländiſchen Miniſter verließen Brüſſel und Graf Waſſenaar kehrte ebenfalls nach Holland zurück, als ihm Kaunitz erklärte, der Kaiſer werde von der freien Scheldefahrt nicht abſtehen, und hätte bereits 40,000 Mann nach den Niederlanden befehligt [1].

Viertes Kapitel.

Fortſetzung des Scheldeſtreits.

Es ſchien nun unvermeidlich, daß Oeſterreich werde einen Krieg unternehmen müſſen, der in ſo großer Entfernung geführt, bei weitem mehr das Wohl der Monarchie gefährdete, als die Eröffnung der Schelde es gefördert haben würde. Der Bericht von den Vorfällen auf der Schelde war dem Kaiſer von Kaunitz mit Beifügung der wenigen Worte: „ſie haben doch geſchoſſen,“ überſandt worden [2]. Die erſten Feldherrn, mit Ausnahme Laudons, widerriethen eine Kriegsunternehmung; allein der Kaiſer glaubte dieſe Ehrenkränkung nicht ungeſtraft laſſen zu dürfen, und rüſtete ſich zum Angriff der Republik. Es wurden ſelbſt Anſtalten zur Abreiſe des Kaiſers nach dem Kriegsſchauplatz gemacht. Auch die Holländer ſezten alle ihre Kräfte gegen den Kaiſer in Bewegung. Schon den 6ten Nov., alſo ehe noch ein Angriff Oeſterreichs zu beſorgen war, ſezten ſie Lillo und andere Forts unter Waſſer. Zugleich beſtürmten ſie alle

[1] Carnova, Leben Joſ. S. 211.

[2] Dohms Denkw. 2r Bd. S. 217.

fremden Höfe mit Vorstellungen über das Unrecht des Kaisers, und insbesondere die teutschen Fürsten mit der Zumuthung, daß sie ihnen Truppen in Sold geben sollten. Als jedoch diesem Verlangen wenig Folge gegeben wurde, machten die holländischen Patrioten den Antrag, die ganze männliche Bevölkerung vom 18ten bis zum 60ten Jahr unter die Waffen zu rufen, und ehe noch der Kaiser sich selbst gerüstet habe, seine wehrlosen Niederlande zu überfallen. Indessen war dieser heroische Entschluß so wenig der den Holländern inwohnenden Streitkraft gemäß, daß sie ihn weder zu fassen den Muth hatten, noch, wenn sie ihn wirklich gefaßt hätten, der schwachen Besatzung hätten den mindesten Schrecken dadurch erregen können. Als die Holländer ihre Forts unter Wasser setzten, und dadurch auch auf österreichischem Boden großen Schaden anrichteten, sah sich der Kommandant von Antwerpen, Fürst de Ligny, genöthigt, die Holländer an ihren Ueberschwemmungen durch Waffengewalt zu hindern, und wollte mit Freude die Gelegenheit zur Eröffnung des Krieges ergreifen [1]). Er bat das Gouvernement um Erlaubniß, die vier Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruitschanz und Fort-Heinrich den Holländern abzunehmen, allein die Regierung von Brüssel hielt sich hierzu nicht ermächtigt.

---

[1]) Der Prinz von Ligne selbst hat uns eine Nachricht hinterlassen von den Begebenheiten eines Krieges von sieben Tagen, wie er denselben, im Gegensatz jener von sieben Monaten (baiersche Erbfolgekrieg), und sieben Jahre scherzhaft nennt; s. Nachrichten in den Memoires militaires, literaires et sentimentales Tom. XVII., wo mit der Laune, welche der geistvolle Mann über alles verbreitet, auch dieser Gegenstand behandelt ist.

Preußen, Oesterreich immer abgeneigt, versäumte auch dießmal nicht, sich insgeheim bei den großen Höfen auf eine mißbilligende Art zu äußern. Zwar erklärte Friedrich II. öffentlich, er würde den Absichten des Kaisers kein Hinderniß in den Weg legen, und schlug der Republik die Bitte ab, ihnen den General Möllendorf zum Oberfeldherrn zu geben, (welche Abweisung er mit dem Rath begleitete, die Republik solle den Franzosen Maillebois an die Spitze ihrer Kriegsmacht stellen), allein er gab doch den Generalstaaten Erlaubniß, die Kriegsbedürfnisse in den preußischen Ländern anzukaufen, und hielt mit größeren Dienstleistungen wohl nur darum zurück, weil er einsah, daß die politische Existenz Oesterreichs selbst durch Eröffnung der Schelde — die übrigens für Teutschland und insbesondere für das Clevische vortheilhaft gewesen wäre — nicht bedeutend an Macht gewonnen haben würde, weil die Entfernung der Niederlande keinen wesentlichen Einfluß des niederländischen Handels auf die übrige Monarchie zuließ [1]). Indessen wurde im November der Graf von Görz beauftragt, dem russischen Kabinet zu erkennen zu geben: »wie sehr das Benehmen des Kaisers gegen Holland ganz Europa in Erstaunen sezte, da solches offenbar eine Verletzung des Friedens von Münster sey; daß dadurch insbesondere die teutschen Fürsten beunruhigt werden, weil jener Frieden die Unabhängigkeit Hollands begründe, und sie sich daher nicht für sicher halten, daß der Kaiser nicht ebenso den Osnabrücker Frieden zu brechen, die Grundlage der teutschen Freiheit und Verfassung, bei der ersten Veranlassung Willens seyn könnte; der König wünsche daher die

[1]) Cornova, S. 211.

Gesinnungen der Kaiserin, seiner großen Alliirten, über diesen wichtigen und folgereichen Gegenstand zu erfahren.«

Allein die russische Kaiserin war wenig geneigt, den Feindseligkeiten Preußens gegen Oesterreich Unterstützung zu leisten. Sie erklärte unumwunden, sowohl dem Grafen Görz, als den Bevollmächtigten Hollands, wie sehr sie die übereilten ungemäßigten Schritte dieser Republik mißbillige und dafür halte, daß die Sache ohne Gewalt hätte beigelegt werden können, denn durch das Vorbeifahren einiger Schiffe würde Holland wenig Schaden gelitten haben, und der Weg gütlicher Unterhandlung wäre dann für dasselbe nicht verschlossen gewesen. Sie, welche aufrichtig den Frieden Europas wünsche, habe nur mit dem äußersten Bedauern vernommen, »daß die Sache aufs Aeußerste gekommen sey.« Auf noch dringendere Erklärung drückte Ostermann diesem eifrigen Diplomaten in manchen Anspielungen sein Befremden darüber aus, daß Preußen sich so sehr der Sache Hollands annehme, da es doch mit diesem in keinem Bündniß stehe und ruhig die Vermittlung Frankreichs abwarten könne [1].

Der König von Preußen ließ es indessen bei dieser Feindseligkeit nicht bewenden. Obgleich durch die offenbare Freundschaft, welche Rußland gegen Joseph, und die Gleichgültigkeit, welche andere Höfe (England ꝛc.) gegen Holland zeigten, gewarnt, die so ungünstige Sache wesentlich zu unterstützen, ohne Aussicht auf Gewinn für sich, legte er doch seine unfreundlichen Gesinnungen durch sarkastische Ausfälle und eine Neckerei an den Tag, die selbst seine Lobredner seiner unwürdig

[1] Görz, Denkw. S. 335 u. f.

finden [1]). Als Joseph den Durchmarsch seiner Truppen nach den Niederlanden, wie durch andere Kreise des teutschen Reiches, so auch durch den westphälischen begehrte, dessen Mitdirektorium bei dem Könige war, ließ dieser erklären: »Wie er durch seine eigenen Lande, weil dieselben nach schlechter Erndte den Truppen keinen Unterhalt zu liefern vermöchten, den Durchmarsch nicht gestatten könne, was andere Kreisstände zu thun gut fänden, überlasse er ihnen, doch halte er sich nicht verpflichtet, sie als Kreisausschreibender Fürst aufzufordern, indem im jetzigen Falle die österreichischen Truppen nicht als kaiserliche betrachtet werden könnten, und sie nicht für das Interesse des Reichs gebraucht werden sollten.« —

Wirklich wurden die sonst üblichen Requisitionsschreiben des Kreisdirektoriums nicht erlassen. Demungeachtet zogen die österreichischen Heere durch des Kreises Landes nur die preußischen wurden nicht berührt.

Die teutschen Reichsfürsten selbst zeigten in Folge solchen Beispiels dem Kaiser wenig Willfährigkeit in Bezug auf die holländische Sache. Sein eigener Bruder, Maximilian, Kürfürst von Kölln, hielt sich bloß streng neutral, und blieb bei seinem Bündniß mit Holland, wobei er sich bloß ausbedung, daß seine Hülfstruppen niemals gegen den Kaiser verwendet würden, und versprach, nie mit einer Macht, die gegen Holland Krieg führe, sich zu verbinden, noch derselben Absichten zu befördern. Andere teutsche Fürsten folgten solchem

1) Dahms Denkw. S. 222.

Beiſpiel, vermehrten die ſchon in Sold gegebenen Truppen, oder ſchloßen neue Traktate.

Inzwiſchen war das öſterreichiſche Kabinet nicht unthätig geweſen, und hatte ſich, wie oben gezeigt worden, des Beiſtandes von Rußland verſichert. Bald nach der, ſeiner Flagge widerfahrenen Beleidigung, machte es allen auswärtigen Höfen bekannt: daß es dieß als eine Kriegserklärung anſehe, und achtzigtauſend Mann in die Niederlande marſchieren laſſe. Dieſe Nachricht wurde von den neutralen Höfen verſchieden aufgenommen, aber von Frankreich mit entſchiedener Beſtürzung. Dieſe Macht unterhandelte eben ein Bündniß mit den Generalſtaaten, und konnte daher eine Schmälerung dieſer Macht nicht zugeben, wollte aber zugleich die Freundſchaft des Kaiſers erhalten, da ſie nicht in der Lage war, bei dem ſchlechten Zuſtand der Finanzen und der Unzufriedenheit des Volks, dieſem neuerdings die Laſten eines Kriegs aufzuerlegen. In dieſer Lage der Dinge baten die Generalſtaaten um die Vermittlung Frankreichs, welches eben wegen ſeiner zweifachen Gebundenheit Allen, die den Frieden wünſchten, zu dieſem Geſchäfte am tauglichſten war. Der Herzog von Vauguyon, Geſandter Frankreichs in Haag erklärte auch die Bereitwilligkeit ſeines Hofes zu Gunſten der Generalſtaaten, ſich mit allem ſeinem Anſehn beim Kaiſer zu verwenden. Herr von Vergennes rieth jedoch ſeinem Hofe zur äußerſten Vorſicht, und machte dem König den Vorſchlag zu einem direkten Briefwechſel über dieſe Sache mit dem Kaiſer, ſeinem Schwager, ein Mittel, den Streit beizulegen, das den Kaiſer einigermaßen aufreizte, da ſein Charakter ſich dagegen ſträubte, durch ein Verwandtſchaftsverhältniß auf ſich

einwirken zu laſſen [1]). Während Frankreich ſich, um ſeinen Vorſtellungen Nachdruck zu geben, zur Unterſtützung Hollands rüſtete und ſeinen General Maillebois zur Uebernahme des Oberbefehls nach Holland abſchickte, ſchrieb Ludwig XVI. an den Kaiſer unterm 17ten Nov. nachſtehende Erklärung: »Die aufrichtige Freundſchaft des Königs für den Kaiſer und die Wünſche deſſelben für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, machen es ihm zur Pflicht, ſich ohne Rückhalt über die Mißhelligkeiten auszuſprechen, welche zwiſchen Sr. Majeſtät dem Kaiſer und der Republik Holland entſtanden ſind. Der König zaudert um ſo weniger, ſeine Meinung über dieſen wichtigen Gegenſtand auszudrücken, da die Reinheit ſeiner Grundſätze und Abſichten keinem Zweifel unterliegen können. Indem Se. Majeſtät der König auf das Verlangen beider Theile ſeine Vermittlung angetragen, hat er ſich enthalten, irgend eine Meinung über den Grund der erſten Forderungen des Kaiſers zu äußern. Der König ſchreibt ſich noch daſſelbe Stillſchweigen vor, allein der Antheil, welchen er an dem Ruhme des Kaiſers nimmt, berechtigen ihn zu der Bemerkung, daß die erſteren Anſprüche des Kaiſers und ſein Verlangen der Scheldeöffnung nicht unter demſelben Geſichtspunkt betrachtet werden können. Indem die Holländer über dieſen lezten Gegenſtand ſich unnachgiebig gezeigt, haben ſie nur ein Recht aufrecht erhalten, welches ſie ſeit anderthalb

[1]) Cette correspondance eut lieu en effet, et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif, que l'avis de son conseil. (Flassan p. 382)

Jahrhunderten genießen, welches ihnen durch einen feierlichen Vertrag verbürgt iſt, und das ſie als den Grund ihres Wohlſtandes und ſelbſt ihrer Exiſtenz betrachten; woraus hervorzugehen ſcheint, daß die abſchlägige Antwort der Generalſtaaten keine andere Wirkung haben könne, als die Zurückführung der Unterhandlungen auf die früheren Anſprüche. Der König wünſcht um ſo mehr, daß dieſer Weg eingeſchlagen werde, da er zu einer billigen Ausgleichung führen könnte. Ein entgegengeſeztes Verfahren von Seiten des Kaiſers würde — ſo wäre zu fürchten — eine allgemeine Unruhe erzeugen, und wahrſcheinlich die meiſten Mächte veranlaſſen, jene Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, welche die Ereigniſſe erfordern könnten. Der König ſelbſt könnte nicht umhin, Truppen an ſeinen Grenzen zu verſammeln. Wenn ſo wichtige Betrachtungen den Kaiſer beſtimmen könnten, alle feindſeligen Maßregeln einzuſtellen, um nur die Stimme der Mäßigung und Humanität zu vernehmen, ſo erneuert der König ſeinen Antrag einer Vermittlung. Se. Majeſtät würden ſich dazu mit um ſo größerem Eifer anſchicken, da ſeine perſönlichen Geſinnungen für den Kaiſer ihn wünſchen laſſen, daß das Feuer eines Krieges gelöſcht werde, deſſen Folgen unberechenbar wären [1]).«

Zugleich verwendete ſich Frankreich in Holland für eine friedliche Wendung des Streits, und machte die Generalſtaaten, welche durch die ruſſiſchen Erklärungen nachgiebig geſtimmt waren, nachgiebiger. Der Kaiſer, welchem nicht entging, daß ſein Verſuch, die Scheldeſchifffahrt durch Unterhandlungen zu

[1]) Flassan hist. d. l. d. f. p. 365—367.

befreien, weiter geführt habe, als es dem politiſchen Intereſſe Oeſterreichs angemeſſen ſey, zeigte ſich nun, um einen ſo unpolitiſchen Krieg zu vermeiden, bereitwillig zu Unterhandlungen, und erklärte: »daß, wenn vorläufig der Beleidigung der kaiſerlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, ſein Monarch nicht abgeneigt ſey, wegen aller ſeiner Forderungen ſich mit einigen kleinen Grenzberichtigungen und einer Entſchädigung in Gelde zu begnügen.«

Nun war ein Mittel der Verſtändigung gegeben, und Frankreich erklärte nun unumwunden, daß, nachdem die wichtigſte Forderung des Kaiſers beſeitigt, kein Grund für ſeinen König vorhanden ſey, mit ſeinem Bundesgenoſſen und Schwager einen Krieg anzufangen. Die Generalſtaaten, welche wegen der geforderten Genugthuung eben keine Schwierigkeiten machten, fingen jezt mit dem Kaiſer über die Größe der Entſchädigungsſumme zu markten an. Der Kaiſer verlangte fünfzehn Millionen Gulden; allein die Holländer verſicherten ſo viel nicht geben zu können. Der Kaiſer ermäßigte hierauf ſeine Forderung auf neun und eine halbe Million und außerdem noch eine halbe Million Entſchädigung für die niederländiſchen Unterthanen, welche durch die holländiſche Ueberſchwemmung gelitten hätten. Wenn am 22. September, ſagte Graf Merci, die Generalſtaaten ſich nicht erklärt hätten, die Summe entrichten zu wollen, ſo ſehe der Kaiſer die Unterhandlung als abgebrochen an, und werde ſofort den Krieg anfangen.

Allein auch dieß war den Holländern zu viel. Ihre Bevollmächtigten vertrauten endlich dem Vermittler, daß ihre

Instruktionen ihnen schlechterdings nicht erlaubten, die Summe von fünf Millionen zu überschreiten. Keine Drohung, keine Vorstellung konnte sie bewegen, hiervon abzugehen, der französische Hof mußte, um sein Vermittlungsgeschäft nicht an dem Geize der Republik scheitern zu sehen, des Kaisers Forderungen aus der eigenen Staatskasse voll machen. So endigte dieser Streit für den kaiserlichen Hof unvortheilhaft, denn die Entschädigungssumme, welche er erhielt, war nur ein Ersatz der Kriegskosten [1]). Wie sehr auch des Kaisers Freunde die Erfolglosigkeit dieses Streits zu bemänteln suchten, so konnte sie doch Niemanden verborgen bleiben, der die Ereignisse in ihrem Zusammenhange verfolgt.

Im Juli 1785 erschienen der Graf v. Wassenaar und Baron v. Lynden in Wien, um dem Kaiser die genugthuende Erklärung zu machen: »daß bei den Maßregeln, welche ihre Hochmögenden zu Behauptung unläugbarer Rechte zu nehmen sich genöthigt sehen, durchaus nicht ihre Absicht gewesen sey, Seine Majestät zu beleidigen, mit welcher sie

[1]) Man behauptete damals in Wien, noch nie habe das Haus Österreich einen so kostbaren Krieg geführt, und es läßt sich dieses begreifen, wenn man erwägt, daß in ältern Zeiten verhältnißmäßig immer weit mehr Truppen und Artillerie in den Niederlanden waren, auch dieselben vorzüglich von England und Holland vertheidigt wurden, also nicht dorthin so viele österreichische Truppen aus weiter Ferne gesandt werden durften. Der Marsch jedes Regiments aus Ungarn oder Böhmen nach den Niederlanden soll, den gewöhnlichen Sold ungerechnet, 570,000 Gulden, und der Transport jeder einzelnen Kanone 542 Gulden gekostet haben (?) die sämmtlichen Kosten des Marsches der Truppen und Transport der Artillerie wurden auf fünf Millionen Gulden geschäzt (?) (Dohms Denkwürdigkeiten S. 240.)

vielmehr das gute Vernehmen bald möglichſt herzuſtellen und unwandelbar zu befeſtigen ſehnlichſt wünſchten.

In Folge deſſen wurden die Präliminarien geſchloſſen, und der ganze Streit bald darauf durch einen Definitivtraktat beigelegt, welcher folgende weſentliche Punkte enthielt [1]: 1) Der Münſterſche Friede vom 30. Januar 1648 wird beſtätigt, mit der Beſtimmung, daß ein kleiner Theil des Schelde-Stroms, von Antwerpen bis Säftingen, der bisher ſtreitig war, dem Kaiſer zugeſtanden wird; der übrige Theil aber, bis zum Ausfluß in das Meer, verbleibt der Republik. 2) Mit den eigenen Worten des Münſterſchen Traktats wird das Recht der Republik anerkannt, dieſen Theil des Stroms, der unter ihrer Hoheit iſt, ſo wie die Kanäle von Sas, Sluys und andern, ferner wie bisher verſchloſſen zu halten [2]. Die Grenzen zwiſchen beiden Staaten ſollten ſo bleiben, wie es in der Convention von 1664 ausgemacht worden, und wo es nöthig, ſollten ſie hiernach regulirt werden. 4) Die Republik verſpricht, die Forts Lillo und Liefkenshoek mit den Feſtungswerken in dem Stande, worin ſie ſind, die Forts Friedrich, Heinrich und Kruitsſchanz, aber geſchleift, dem Kaiſer abzutreten. 5) Der Kaiſer entſagt allen und jeden

[1] Groß-Hoffinger's Archiv der Urkunden, Geſch. Joſ. II.

[2] Dieß war der Hauptpunkt, um den geſtritten worden. Zwar war Anfangs auch die Freiheit der Niederländer, aus den flandriſchen Häfen nach beiden Indien zu fahren, von Oeſterreich in Anſpruch genommen, da aber dieſes Punkts in den fernern Unterhandlungen nicht weiter erwähnt worden, ſo bewog Graf Vergennes die holländiſchen Bevollmächtigten, nicht darauf zu beſtehen, daß der Kaiſer auch dieſen Anſprüchen förmlich entſagte, ſondern ſich mit der ſtillſchweigenden Aufgebung derſelben begnügen.

Ansprüchen, die er auf die Stadt und Festung Maſtricht, so wie auf andere Diſtrikte gemacht hat. 6) Die Republik zahlt dagegen neun und eine halbe Millionen holländiſcher Gulden, und außerdem noch zur Entſchädigung der Unterthanen, welche durch Ueberſchwemmung gelitten, eine halbe Million. Dieſe Zahlung von zuſammen zehn Millionen Gulden wird in ſechsmonatlichen Terminen berichtigt, und drei Monate nach Ratifikation dieſes Traktats ſoll damit angefangen werden.

Dieſes Ende der holländiſchen Streitigkeiten ſchadete der Autorität Oeſterreichs in Europa ſehr. Friedrich II hörte nie auf darüber zu ſpotten. Schon im Laufe der Unterhandlungen hatte er zu dem Marquis v. Bouillé geſagt: »Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigſte Republik, ſich mit einem Trinkgeld abzufinden.«

III.

Der Krieg gegen die Pforte.

Erſtes Kapitel.

Verhältniß und Bund mit Rußland.

Das gröſste Gebrechen aller politiſchen Entwürfe Joſephs II. war, daſs ſie rein human waren, und ausſchlieſslich den Zweck der Beförderung des Wohlſtands ſeiner Erbſtaaten hatten. Der Ehrgeiz hatte geringen Antheil an ihnen, und ſo fehlte den Unternehmungen des Kaiſers jener liſtige kräftige Geiſt, welche jene Leidenſchaft den Günſtlingen des Glückes einzugeben pflegt. Zu dieſen Betrachtungen führt die Geſchichte der holländiſchen Streitigkeiten — deren einziger Zweck die Erlangung von Handelsvortheilen ſowohl für ein ihm unterthäniges Volk war — als auch die genauere Kenntniſs der Verhältniſſe Joſephs zu Rußland, und der Veranlaſſungen des Türkenkrieges, deſſen Zweck ganz ähnlicher war.

Coxe gibt hierüber aus »beſonderen Mittheilungen« folgende Nachricht, deren Zuverläſſigkeit indeſſen nicht verbürgt werden kann: Kaum hatte Joſeph II. Maria Thereſiens Thron beſtiegen, als er ſein Uebergewicht am petersburger Hof noch

zu erhöhen ſuchte. Die Ungnade des Grafen Panin vernichtete Preußens Anſehen in Rußland gänzlich, und die Vereinigung beider Kaiſerhöfe ward inniger. Man ſchloß keinen förmlichen Vertrag, weil Katharina II. die Unterzeichnung beider Urkunden verlangte, wie zwiſchen Fürſten gleichen Ranges. Joſeph II., der einen der Kaiſerwürde ſo zuwiderlaufenden Punkt nicht bewilligen konnte, wendete ein, er habe ſein Recht von den Kurfürſten, ſey ihnen dafür Rechenſchaft ſchuldig, und bisher habe noch kein Machthaber Europa's dem teutſchen Kaiſer den Vorſitz verweigert. Die Kaiſerin beharrte lang auf ihrem Geſuch; endlich ward auf ihren Vorſchlag feſtgeſezt, daß, ſtatt einer förmlichen Urkunde, die Artikel, worüber man ſich vergleiche, in einen brieflich abgefaßten Vertrag aufgenommen werden ſollten, welche beide Monarchen gegenſeitig unterzeichneten und an einander richteten. So ſchloßen ſie ein Schutzbündniß, und gewährleiſteten einander gegenſeitig ihre Staaten. Die Zahl der Hülfsſchaaren und die Dauer des Bündniſſes ward nicht beſtimmt.«

Die Freundſchaft Rußlands, welche Joſeph ſchon als Mitregent zu gewinnen wußte, hatte bei den eigennützigen Abſichten der ſtets auf Vermehrung bedachten preußiſchen Macht, den Wünſchen Friedrichs in Beziehung auf die Herrſchaft in Teutſchland und der geographiſchen Lage der Erbſtaaten, eine doppelt wichtige Bedeutung. Sie gewährte einerſeits ein mächtiges Gegengewicht gegen die Gefahren der preußiſchen Eiferſucht, die ſie mäßigen konnte, andererſeits Handelsvortheile, welche von unberechenbarem Gewichte waren. Und dieß war auch der einzige Zweck dieſes

Freundschaftsbundes, der wohl auf Seiten Rußlands mit geheimer Nebenabsicht geschlossen wurde, aber dem Kaiser nur in den angedeuteten Beziehungen wichtig war. Die allgemeinste, in damaliger Zeit herrliche Vermuthung, daß die Artikel eines 1780 wahrscheinlich nur in handschriftlichen Versicherungen bestehenden Allianz-Vertrages hauptsächlich den Handel auf der Donau nach dem schwarzen Meere betroffen habe, ist wohl auch die richtigste, denn sie ist es allein, welche durch alle nachfolgenden Ereignisse gerechtfertigt wird. Offenbar hat auch Katharina in ihrer Politik gegen Oesterreich die Freundschaft desselben an diesem Ring zu befestigen gesucht, denn schon bei der ersten Anwesenheit des Kaisers in Rußland ließ sie seine Aufmerksamkeit in dieser Richtung hin mehrfach Auffallen erregen. So las in Gegenwart Josephs II. der Professor Güldenstädt, wahrscheinlich im Auftrage der Kaiserin, eine Abhandlung über die Einleitung des Handels zwischen den österreichischen Staaten und den russischen Häfen im schwarzen Meere vor. Er sagte bei dieser Gelegenheit unter Anderem die folgenden merkwürdigen Worte: »Der für Katharina so glorreiche Friede bei Kainardgy kann nicht allein für Rußland, sondern auch für Teutschland, und besonders für die an der Donau gelegenen österreichischen Staaten höchst vortheilhaft werden; sobald außer der von den Russen auf dem schwarzen Meer eröffneten Schifffahrt noch auf der Donau durch das türkische Gebiet russische und österreichische Unterthanen mit einander handeln wollen. Die ihnen von der Pforte durch die lezten Friedensschlüsse zugestandenen Freiheiten, die Bequemlichkeiten der kürzern Wasserkommunikationen, und die gegenseitigen

Nationalbedürfnisse laden zu diesem Kommerze ein, auf welches schon ehemals der immer mit allen Völkern wetteifernde Handlungsgeist der Engländer und Franzosen sehr aufmerksam war.«

Der Graf von Cobenzl, welcher als Gesandter nach Petersburg geschickt wurde, unterhielt die freundschaftliche Verbindung zwischen beiden Höfen durch ununterbrochene Unterhandlungen, welche wenigstens in ihren Wirkungen an den Tag kamen. Als solche hat man Grund, die wirklich angefangene Schifffahrt auf der Donau, die Ausfuhr österreichischer Fabrikate nach Cherson und Konstantinopel, und ein besonderes Etablissement zu Kilia, an dem Ausfluß der Donau in das schwarze Meer, zu bezeichnen. Das erste Schiff dieser Gesellschaft ging am 1. Jun. 1782 nach seinem Bestimmungsort ab. Wäre aber hierdurch des Kaisers Entferntheit von allen ehrgeitzigen und kriegerischen Entwürfen nicht vollkommen außer Zweifel gesetzt, so widerspricht sein Betragen gegen die kriegführenden Mächte, England und Frankreich, solchem Argwohn. Allein außerdem gibt die Art und Weise, wie sich Joseph der Kriegsunternehmung Rußlands anschloß, nicht nur Belege für die Reinheit seiner Absichten, sondern vollständige Beweise. Es wird darum vollkommen klar, Joseph hatte bei seinen Bestrebungen keine andere Triebfeder, als die reinste Humanität und den großmüthigen Enthusiasmus eines Menschenfreundes, der seinen Ehrgeiz und seine Habgier in der Ehre und dem Wohlstand der Seinigen befriedigt findet [1].

---

[1] Cornova, S. 116.

Anders dachte und fühlte Katharina II., die aus niederem Haus entsprossen, durch ein außerordentliches Schicksal sich auf einen der größten Throne der Welt erhoben sah. Ihre Seele lernte durch so umfassendes Glück die größten Entwürfe mit einer Leichtigkeit fassen, die jenen Gemüthern nicht eigen ist, die in gewohnter Höhe den Umfang des Welthorizonts von Kindheit an überschauen, und schon durch den angewohnten Glauben an die Sicherheit ihres Wirkungskreises auch zu dem an dessen Begrenztheit angewiesen werden, weil nothwendig das Eingreifen in fremde Sphären die Gefährdung der eigenen vermuthen läßt. An große Schritte gewohnt, und durch solche auf ihrer Stufe angelangt, fand Katharina dagegen das Ziel ihrer Wünsche und ehrgeizigen Bestrebungen stets in großen Fernen, wo geheimnißvolle Dämmerung ein Feenreich von erfüllten Wünschen umfloß.

Als sie sich auf dem Throne der Czaren sah, umgeben von dem Glanz einer neuen Civilisation, die sie selbst erschaffen, mit Gesetzen herrschend, die sie selbst erfunden, von Günstlingen ihrer Wahl umgeben, geachtet und gefürchtet von Europa, mit Vorbeeren aus Asien begränzt, ein Gegenstand abgöttischer Verehrung für ihre Unterthanen, geschmeichelt von dienstfertiger Galanterie gekrönter Verehrer, hatte sie zunächst nichts Großes mehr zu thun, denn die Ausführung großartiger Anstalten im Innern ihres ungeheuern Reiches überließ sie gerne kleineren Geistern. Ihr neue Aussichten erstrebender Blick fiel auf den Orient. Ein der damaligen Aufklärungsepoche nahe liegender Gedanke war es, die ungläubigen Barbaren aus der europäischen Christenwelt

hinauszuwerfen, die Idee der Gründung eines griechisch-östlichen Kaiserreichs knüpfte ihre fruchtbare Phantasie an den frommen profaischen Wunsch der Christenheit. Diese entflammte Katharinen's Unternehmungslust, und setzte ihren Geist in solche Bewegung, daß ihr nichts beschwichtigen konnte, als der Beschluß, sie zu verwirklichen. Dieser Traum beschäftigte sie fortwährend, und verrieth sich furchtlos durch mehrere Handlungen der Czarin. Sie ließ ihrem Enkel die bedeutungsvollen Namen Konstantin und Alexander beilegen, um frühzeitig ihre Phantasie mit großartigen Erinnerungen zu nähren. Den ältern von beiden sollte dereinst das nordische Reich erben, der jüngere dagegen das neue eroberte Ostland. Dem gemäß wurde der jüngere Prinz nach dem Ritus der orientalisch-griechischen Kirche getauft, und von griechischen Ammen und Wärterinnen aus dem Archipelagus gepflegt. Noch als Kind empfing Konstantin schon die Huldigungen der Griechen, und wunkte der Stern des Morgenlandes gehissen. Ganz Europa pflichtete ihren Absichten gegen die Türken bei, und der welthistorische Autor Voltaire forderte feierlich dazu auf, die Osmannen aus der gesitteten Welt zu verdrängen, damit ganz Europa dann um so leichter französirt und alle Nationalität gewässert werde [1]).

[1]) „Es ist klar," sagte er, „daß Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die Weiber einschließen, ausgerottet zu werden verdienen, und daß es einer Heldin gebühre, sie wegen der wenigen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher den Damen bewiesen haben." — „Dieser Krieg," sagte er zu einer andern Zeit, „muß nicht durch einen Frieden gewöhnlicher Art geendigt werden, es ist nicht genug, die Türken zu demüthigen,

In der Regierungsperiode Josephs II. ließ Katharina diesen Zweck niemals aus dem Auge, und es ist wahrscheinlich, daß sie auf den Beistand des Kaisers gerechnet habe. Die Gelegenheiten zur Ausführung ihres Projekts schienen sich bald zu finden. Nach dem Frieden von Kainardgy blieben zwischen Rußland und der Pforte zwei Punkte streitig: die Unabhängigkeit der Krimm und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen. Die leztere, im Frieden zugestanden, wurde doch von der Pforte auf alle Weise erschwert, und in der ersteren Provinz suchte die Pforte das Volk in seiner Widerspenstigkeit gegen den, Rußland ergebenen Chan, zu erhalten. Dieser hatte die Unzufriedenheit freilich dadurch erregt, daß er die europäische Civilisation unter den Tartaren einzuführen sich bestrebte, und die herkömmlichen Gebräuche verlezte, allein es wurde behauptet, daß, ohne der Pforte geheime Aufhetzung, der Aufstand nicht ausgebrochen seyn würde. Ein anderer Prinz des tartarischen Stammes warf sich zum Chan auf, stellte sich an die Spitze der Rebellen, und die Pforte schickte ihm Truppen zu Hülfe nach Taman. Rußland, hierdurch beleidigt, unterdrückte nun mit Gewaltmitteln [1]) den Aufstand, und nahm die freiwillige Unterwerfung

---

nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet, und sie müssen auf ewig nach Asien verbannt werden."

[1]) „Man erzählt, ein General, Knees Prosorowsky mit Namen, habe sich durchaus geweigert, die widerspenstigen Tartaren niederhauen zu lassen, mit der ihm Ehre bringenden Erklärung, „weil er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, der statt seiner den Auftrag erhielt, ließ sofort 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermezeln. So wurde bald allem Widerspruche ein Ende gemacht. Der Chan und noch

einiger Stammfürſten, die um ſeinen Schutz baten, an. Der Tartarchan trat ſeine Souveränitätsrechte an Rußland förmlich ab, und Katharina erklärte in einem Manifeſte [1]):

»Da die Tartaren das ihnen durch den lezten Frieden verſchaffte Glück, eines unabhängigen Staats, zu genießen nicht fähig ſeyen, ſo finde die Kaiſerin, zu Herſtellung der Ruhe in der Krimm, und zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, auch zu einigem Erſatz der bereits für das Wohl der Tartaren aufgewandten über 12 Millionen Rubel betragenden Koſten, ſich bewogen, die krimmiſche Halbinſel, Ruban und die Inſel Taman unter ihre Herrſchaft zu nehmen. Die Unterthanen wurden ermahnt, durch Treue und Gehorſam ſich der kaiſerlichen Huld und Gnade würdig zu machen.«

Nach dieſer Demüthigung der Pforte drang Rußland auf den Abſchluß eines Handelstraktats, der in dem Frieden

einige Prinzen ſeines Hauſes erhielten Penſionen, und wurden angewieſen, ſich in's Innere des ruſſiſchen Reichs zu begeben. Schahin Gherns ging nach Kaluga. Da aber die zugeſicherte Penſion nach einigen Jahren nicht mehr ausgezahlt wurde, flohe er, voll Reue und Schaam über die an ſeinem Volk begangene Untreue, zu der er ſich verleiten laſſen, nach der Türkei zurück, wurde aber auf der Inſel Rhodus hingerichtet." Dieſe Nachrichten ſcheinen höchſt fabelhaft, da Potemkin nur 12,000 Mann zu dieſen Unternehmungen verwendete, und damit ſchwerlich 30,000 „einfangen" konnte. Eben ſo unrichtig ſcheint das zu ſeyn, was dieſer Schriftſteller von dem Zuſtande der tauriſchen Provinz erzählt, welche von Segur blühend gefunden wurde, und deſſen Bevölkerung mehr als verdreifacht war. Herr Dohm, ſcheint es, hat ſich, wie ſo manches Mal, in ſeinen einſeitigen Darſtellungen vom preußiſchen Patriotismus zum Mährchenglauben verleiten laſſen.

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten IV. Bd. S. 59.

vorbehalten war, und erwarb durch denſelben bedeutende Handelsvortheile. Hierauf verlangte Rußland unbedingte Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft über die Krimm, von Seiten der Pforte, welche jedoch zu dem äußerſten Widerſtand ſich anſchickte. Indeß beharrte Katharina auf dieſem gewaltigen Fortſchritt ihrer Pläne. Ihr Ehrgeiz fand ſich durch den Gewinn einer wichtigen Eroberung ſehr geſchmeichelt.

Oeſterreich, das man, als in einer Offenſivallianz mit Rußland ſtehend, betrachtete, und ſein Bündniß bei drohender Gefahr für ſeinen Bundesgenoſſen inniger machte, ſuchte gleichwohl Katharinas ausſchweifende Unternehmungsluſt herabzuſtimmen, und den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, wozu es die Türken an aufreizenden Handlungen nicht fehlen ließen. Nicht nur ward dem Belgrader Frieden entgegen die Befeſtigung Belgrads verſtärkt, nicht nur wurden die kroatiſchen Grenzwachen mit bewaffneter Hand angefallen, ſondern man inſultirte auch kaiſerliche Schiffe von Belgrad aus durch Kanonenſchüſſe. Trotz dieſer ſchweren Beleidigungen und eines mit Rußland geſchloſſenen Defenſivtraktats verharrte Joſeph auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen, in der Hoffnung, die Sicherheit ſeiner Grenzen feſtzuſtellen, wobei er ſich jedoch rüſtete, um ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben, und Rußland, deſſen Freundſchaft für den öſterreichiſchen Handel ſo wichtig war, zufrieden zu ſtellen. Hierdurch wurden Frankreichs Beſorgniſſe rege; es machte Vorſtellungen gegen einen Türkenkrieg, welche der Kaiſer mit Offenheit beantwortete: »An einem offenſiven Kriege Rußlands würde er keinen Theil nehmen; aber wenn die Ruſſen

Nationalbedürfnisse laden zu diesem Kommerze ein, auf welches schon ehemals der immer mit allen Völkern wetteifernde Handlungsgeist der Engländer und Franzosen sehr aufmerksam war.«

Der Graf von Cobenzl, welcher als Gesandter nach Petersburg geschickt wurde, unterhielt die freundschaftliche Verbindung zwischen beiden Höfen durch ununterbrochene Unterhandlungen, welche wenigstens in ihren Wirkungen an den Tag kamen. Als solche hat man Grund, die wirklich angefangene Schifffahrt auf der Donau, die Ausfuhr österreichischer Fabrikate nach Cherson und Konstantinopel, und ein besonderes Etablissement zu Kilia, an dem Ausfluß der Donau in das schwarze Meer, zu bezeichnen. Das erste Schiff dieser Gesellschaft ging am 1. Jun. 1782 nach seinem Bestimmungsort ab. Wäre aber hierdurch des Kaisers Entfernheit von allen ehrgeizigen und kriegerischen Entwürfen nicht vollkommen außer Zweifel gesetzt, so widerspricht sein Betragen gegen die kriegführenden Mächte, England und Frankreich, solchem Argwohn. Allein außerdem gibt die Art und Weise, wie sich Joseph der Kriegsunternehmung Rußlands anschloß, nicht nur Belege für die Reinheit seiner Absichten, sondern vollständige Beweise. Es wird darum vollkommen klar: Joseph hatte bei seinen Bestrebungen keine andere Triebfeder, als die reinste Humanität und den großmüthigen Enthusiasmus eines Menschenfreundes, der seinen Ehrgeiz und seine Habgier in der Ehre und dem Wohlstand der Seinigen befriedigt findet [1]).

[1]) Cornova, S. 116.

Anders dachte und fühlte Katharina II., die aus niederem Haus entsprossen, durch ein außerordentliches Schicksal sich auf einen der größten Throne der Welt erhoben sah. Ihre Seele lernte durch so umfassendes Glück die größten Entwürfe mit einer Leichtigkeit fassen, die jenen Gemüthern nicht eigen ist, die in gewohnter Höhe den Umfang des Welthorizonts von Kindheit an überschauen, und schon durch den angewohnten Glauben an die Sicherheit ihres Wirkungskreises auch zu dem an dessen Begrenztheit angewiesen werden, weil nothwendig das Eingreifen in fremde Sphären die Gefährdung der eigenen vermuthen läßt. An große Schritte gewohnt, und durch solche auf ihrer Stufe angelangt, fand Katharina dagegen das Ziel ihrer Wünsche und ehrgeizigen Bestrebungen stets in großen Fernen, wo geheimnißvolle Dämmerung ein Feenreich vom erfüllten Wünschen umfloß.

Als sie sich auf dem Throne der Czaren sah, umgeben von dem Glanz einer neuen Civilisation, die sie selbst erschaffen, mit Gesetzen herrschend, die sie selbst erfunden, von Günstlingen ihrer Wahl umgeben, geachtet und gefürchtet von Europa, mit Vorbeeren aus Asien begränzt, ein Gegenstand abgöttischer Verehrung für ihre Unterthanen, geschmeichelt von dienstfertiger Galanterie gekrönter Verehrer, hatte sie zunächst nichts Großes mehr zu thun, denn die Ausführung großartiger Anstalten im Innern ihres ungeheuern Reiches überließ sie gerne kleineren Geistern. Ihr neue Aussichten erstrebender Blick fiel auf den Orient. Ein der damaligen Aufklärungsepoche nahe liegender Gedanke war es, die ungläubigen Barbaren aus der europäischen Christenwelt

hinauszuwerfen, die Idee der Gründung eines griechisch-östlichen Kaiserreichs knüpfte ihre fruchtbare Phantasie an den frommen profaischen Wunsch der Christenheit. Diese entflammte Katharinen's Unternehmungslust, und setzte ihren Geist in solche Bewegung, daß ihn nichts beschwichtigen konnte, als der Beschluß, sie zu verwirklichen. Dieser Traum beschäftigte sie fortwährend, und verrieth sich furchtlos durch mehrere Handlungen der Czarin. So ließ sie ihrem Enkeln die bedeutungsvollen Namen Konstantin und Alexander beilegen, um frühzeitig ihre Phantasie mit großartigen Erinnerungen zu nähren. Dem ältern von beiden sollte dereinst das nordische Reich, der jüngere dagegen das neu eroberte Ostland. Dem gemäß wurde der jüngere Prinz nach dem Ritus der orientalisch-griechischen Kirche getauft, und von griechischen Ammen und Wärterinnen aus dem Archipelagus gepflegt. Noch als Kind empfing Konstantin schon die Huldigungen der Griechen, und sowohl der Stern des Morgenlandes gepriesen. Ganz Europa pflichtete ihren Absichten gegen die Türken bei, und der welthistorische Autor Voltaire forderte feierlich dazu auf, die Osmannen aus der gesitteten Welt zu verdrängen, damit ganz Europa dann um so leichter französirt und alle Nationalität gemässert werde [1]).

[1]) „Es ist klar," sagte er, „daß Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die Weiber einschließen, ausgerottet zu werden verdienen, und daß es einer Heldin gebühre, sie wegen der wenigen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher den Damen bewiesen haben." — „Dieser Krieg," sagte er zu einer andern Zeit, „muß nicht durch einen Frieden gewöhnlicher Art geendigt werden, es ist nicht genug, die Türken zu demüthigen,

In der Regierungsperiode Josephs II. ließ Katharina diesen Zweck niemals aus dem Auge, und es ist wahrscheinlich, daß sie auf den Beistand des Kaisers gerechnet habe. Die Gelegenheiten zur Ausführung ihres Projekts schienen sich bald zu finden. Nach dem Frieden von Kainardgy blieben zwischen Rußland und der Pforte zwei Punkte streitig: die Unabhängigkeit der Krimm und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen. Die lezere, im Frieden zugestanden, wurde doch von der Pforte auf alle Weise erschwert, und in der ersteren Provinz suchte die Pforte das Volk in seiner Widerspenstigkeit gegen den, Rußland ergebenen Chan, zu erhalten. Dieser hatte die Unzufriedenheit freilich dadurch erregt, daß er die europäische Civilisation unter den Tartaren einzuführen sich bestrebte, und die herkömmlichen Gebräuche verlezte, allein es wurde behauptet, daß, ohne der Pforte geheime Aufhetzung, der Aufstand nicht ausgebrochen seyn würde. Ein anderer Prinz des tartarischen Stammes warf sich zum Chan auf, stellte sich an die Spitze der Rebellen, und die Pforte schickte ihm Truppen zu Hülfe nach Taman. Rußland, hierdurch beleidigt, unterdrückte nun mit Gewaltmitteln [1]) den Aufstand, und nahm die freiwillige Unterwerfung

---

nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet, und sie müssen auf ewig nach Asien verbannt werden."

[1]) „Man erzählt, ein General, Knees Prosorowsky mit Namen, habe sich durchaus geweigert, die widerspenstigen Tartaren niederhauen zu lassen, mit der ihm Ehre bringenden Erklärung, „weil er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, der statt seiner den Auftrag erhielt, ließ sofort 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. So wurde bald allem Widerspruche ein Ende gemacht. Der Chan und noch

einiger Stammfürſten, die um ſeinen Schutz baten, an. Der Tartarchan trat ſeine Souveränitätsrechte an Rußland förmlich ab, und Katharina erklärte in einem Manifeſte [1]):

»Da die Tartaren das ihnen durch den lezten Frieden verſchaffte Glück, eines unabhängigen Staats, zu genießen nicht fähig ſeyen, ſo finde die Kaiſerin, zu Herſtellung der Ruhe in der Krimm, und zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, auch zu einigem Erſatz der bereits für das Wohl der Tartaren aufgewandten über 12 Millionen Rubel betragenden Koſten, ſich bewogen, die krimmiſche Halbinſel, Ruban und die Inſel Taman unter ihre Herrſchaft zu nehmen. Die Unterthanen wurden ermahnt, durch Treue und Gehorſam ſich der kaiſerlichen Huld und Gnade würdig zu machen.«

Nach dieſer Demüthigung der Pforte drang Rußland auf den Abſchluß eines Handelstraktats, der in dem Frieden

einige Prinzen ſeines Hauſes erhielten Penſionen, und wurden angewieſen, ſich in's Innere des ruſſiſchen Reichs zu begeben. Schahin Gherns ging nach Kaluga. Da aber die zugeſicherte Penſion nach einigen Jahren nicht mehr ausgezahlt wurde, flohe er, voll Reue und Schaam über die an ſeinem Volk begangene Untreue, zu der er ſich verleiten laſſen, nach der Türkei zurück, wurde aber auf der Inſel Rhodus hingerichtet." Dieſe Nachrichten ſcheinen höchſt fabelhaft, da Potemkin nur 12,000 Mann zu dieſen Unternehmungen verwendete, und damit ſchwerlich 30,000 „einfangen" konnte. Eben ſo unrichtig ſcheint das zu ſeyn, was dieſer Schriftſteller von dem Zuſtande der tauriſchen Provinz erzählt, welche von Segur blühend gefunden wurde, und deſſen Bevölkerung mehr als verdreifacht war. Herr Dohm, ſcheint es, hat ſich, wie ſo manches Mal, in ſeinen einſeitigen Darſtellungen vom preußiſchen Patriotismus zum Mährchenglauben verleiten laſſen.

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten IV. Bd. S. 59.

vorbehalten war, und erwarb durch denselben bedeutende Handelsvortheile. Hierauf verlangte Rußland unbedingte Anerkennung seiner Oberherrschaft über die Krimm, von Seiten der Pforte, welche jedoch zu dem äußersten Widerstand sich anschickte. Indeß beharrte Katharina auf diesem gewaltigen Fortschritt ihrer Pläne. Ihr Ehrgeiz fand sich durch den Gewinn einer wichtigen Eroberung sehr geschmeichelt.

Oesterreich, das man, als in einer Offensivallianz mit Rußland stehend, betrachtete, und sein Bündniß bei drohender Gefahr für seinen Bundesgenossen inniger machte, suchte gleichwohl Katharinas ausschweifende Unternehmungslust herabzustimmen, und den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, wozu es die Türken an aufreizenden Handlungen nicht fehlen ließen. Nicht nur ward dem Belgrader Frieden entgegen die Befestigung Belgrads verstärkt, nicht nur wurden die kroatischen Grenzwachen mit bewaffneter Hand angefallen, sondern man insultirte auch kaiserliche Schiffe von Belgrad aus durch Kanonenschüsse. Trotz dieser schweren Beleidigungen und eines mit Rußland geschlossenen Defensivtraktats verharrte Joseph auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen, in der Hoffnung, die Sicherheit seiner Grenzen festzustellen, wobei er sich jedoch rüstete, um seinen Forderungen Nachdruck zu geben, und Rußland, dessen Freundschaft für den österreichischen Handel so wichtig war, zufrieden zu stellen. Hierdurch wurden Frankreichs Besorgnisse rege; es machte Vorstellungen gegen einen Türkenkrieg, welche der Kaiser mit Offenheit beantwortete: »An einem offensiven Kriege Rußlands würde er keinen Theil nehmen; aber wenn die Russen

angegriffen würden, ſo fordre die Defenſivallianz die Theilnahme, und darum müſſe man ſich rüſten.«

Inzwiſchen nahmen die Mißhelligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei ihren Fortgang, denn auf beiden Seiten herrſchte herausfordernde Feindſeligkeit. Da die Beſitznahme der Krimm den oberherrlichen Rechten der Pforte widerſtreitend befunden wurde, ſo bot Frankreich ſchon bei dieſer Gelegenheit an Rußland ſeine Vermittlung, welche von dieſem jedoch nur für den Fall eines wirklichen Kriegsausbruchs angenommen wurde. Gemeinſchaftlich mit Rußland ſcheint Joſeph damals nur in ſo weit Maßregeln der Politik verabredet zu haben, als es zur Behauptung alter Rechte und Erreichung von Handelsvortheilen nöthig war. Auch Rußland ſchien den Ermahnungen Oeſterreichs zur Mäßigung Gehör gegeben zu haben, denn es erklärte gegen England, das ebenfalls vermitteln wollte: es würde ſich mit dem Beſitz der Krimm und mit der freien Schifffahrt durch die Dardanellen begnügen, aber alle Forderungen Oeſterreichs mit ganzer Macht unterſtützen.

Inzwiſchen verſäumte Joſeph keine Maßregel der Vorſicht, und unternahm im April 1783 eine Reiſe in die ungariſchen Länder, wobei er bis Belgrad kam, das er aus einem kleinen Fahrzeug von der Donau aus beſichtigte. Seine Erſcheinung an der türkiſchen Grenze flößte den Moslims große Beſorgniſſe ein. Sie trafen Vertheidigungsanſtalten der ernſthafteſten Art. Als man ihnen hierüber Befremden zu erkennen gab, da der Kaiſer ohne alles Kriegsvolk in ihre Nähe gekommen ſey, zeigten ſie eine abergläubiſche Furcht vor dem großen Fürſten, von welchem ſie behaupteten, »ſeine

Abſichten wären unergründlich, und er könne Kriegerſchaaren mit dem Fuße aus dem Boden ſtampfen.«

Inzwiſchen genoßen die Erbſtaaten ſchon weſentliche Vortheile von der, durch Rußlands Freundſchaft begünſtigten Donauſchifffahrt, welche mehr noch verſprach, als ſie wirklich ſchon an Nutzen für den erbländiſchen Handel gewährte. Die Zollfreiheit, welche Joſeph allen, auf dieſem Fluß auszuführenden erbländiſchen Produkten geſtattete, und die Ermunterung öſterreichiſcher Handelsleute durch die Kaiſerin von Rußland, vermittelſt weſentlicher Begünſtigungen des Verkehrs mit den ruſſiſchen Häfen und der Herabſetzung aller, auf öſterreichiſche Waaren geſezten Zölle und Abgaben, belebte die träge Donauſchifffahrt, und äußerte wichtigen Einfluß auf das öſterreichiſche Gewerbsweſen. Dieſe Vortheile dauerhaft zu ſichern und zu vermehren, war der einzige Zweck Joſephs, welcher die Freundſchaft der Pforte nicht geringſchäzte. Inzwiſchen gewährte dieſe Macht, wegen der Treuloſigkeit ihres Charakters und ihrer zunehmenden Schwäche keine Garantie ſo wichtiger Vortheile, und es war daher ſehr natürlich, daß ſich der Kaiſer an Rußland anſchloß, ſich zu gegenſeitigem Beiſtand verpflichtete, und ſich mit allem ſeinem Anſehen für ſeine Intereſſen verwendete. Es war hauptſächlich die Erklärung des kaiſerlichen Geſandten in Konſtantinopel, »daß ſein Souverän die Forderungen Rußlands unterſtützen werde,« welche den Divan beſtimmte, Rußlands Erwerbung der Krimm anzuerkennen. Alles ſchien ſich nun zum Beſſeren zu wenden: Rußland blieb im Beſitz der Krimm, und Oeſterreichs gerechten Forderungen wurde zum Theil, inſofern ſie die Sicherſtellung des Handels betrafen, durch einen Senes

oder Handelsvertrag abgeholfen. Derſelbe wurde den 24ten Hornung ausgefertigt, und erneuerte nachſtehende weſentliche Beſtimmungen des Paſſarowitzer Friedens: 1) Werden die Oeſterreichiſchen Handelsleute, außer einem Zoll von drei vom Hundert, frei von allen Laſten erklärt, und es wird ihnen wider eingeriſſene Mißbräuche, beſonders in der Wallachei und Moldau, Schutz verſprochen. 2) Wird dieſen Kaufleuten ſowohl, als Allen, die mit ihnen handeln, Sicherheit von allen Kränkungen verheißen, die auch den türkiſchen Beamten durch Fermans eingeſchärft werden ſoll, von welchen der Kaiſerliche Hof Abſchriften bekommen wird. 3) Wird allen, mit Kaiſerlichen Päſſen verſehenen Kaufleuten, Freiheit der See und der Flüſſe im türkiſchen Gebiet zugeſtanden. 4) Wird ihnen das, ohnehin auf Traktaten gegründete Recht eingeräumt, alle Handelsvortheile der Franzoſen, Engländer, Holländer und Ruſſen, als der begünſtigten Nation zu fordern. 5) Wird der Kaiſerlichen Flagge auf eigenen Schiffen und mit eigener Mannſchaft die freie Fahrt auf Flüſſen in die See und umgekehrt geſtattet; ſo, daß die ſich hierauf beziehende Ausnahme im Paſſarowitzer Friedensſchluſſe wegfällt. Dürfen die Kaiſerlichen Schiffe, die doch nicht größer ſeyn ſollen als die Ruſſiſchen, an den Küſten und namentlich durch den Kanal des ſchwarzen Meeres frei durchfahren: auch das Ueberladen von Flußfahrzeugen auf größere Schiffe, zur Befahrung der See, wird man ohne Neckerei geſchehen laſſen; ſo wie man bei ihrem Aufenthalte überhaupt das freundſchaftlichſte Betragen gegen ſie beobachten wird. 6) Sollen alle Anſtände, die ſich etwa ereignen könnten, freundſchaftlich beigelegt werden.

Unmittelbar nach Ausfertigung dieſer Urkunde, wurde an der türkiſchen Grenze zuſammengezogene Kriegsmacht

wieder aufgelöst. Der Frieden schien auf lange um so mehr gesichert, da im Fall eines Angriffs der Türkei, eine Allianz zwischen Frankreich, Preußen und England zu befürchten war. Gewiß würde auch Josephs ehrgeizlose Politik den Frieden länger erhalten haben, wäre dieser nicht durch Katharinas abweichende Gesinnungen und die Pforte selbst gestört worden.

Zweites Kapitel.

Reise des Kaisers nach Cherson.

Bis zum Jahre 1786 währte die trügerische Ruhe, welche Alle, die Katharinas ungemessenen Ehrgeiz kannten, bloß als einen provisorischen Zustand betrachteten. Im diesem Jahre aber häuften sich die Klagen Oesterreichs gegen die Pforte immer mehr, und obgleich die Langmuth des Kaisers unerschöpflich schien, so war doch Alles zu besorgen, denn Rußland schien begierig jeden Anlaß zur Eröffnung des Krieges zu ergreifen, und erbot sich dem Kaiser, ihm mit aller Macht gegen die Pforte beizustehen. Joseph wies diese Hülfe zurück, und ertrug die Weigerungen, welche der Divan seinen billigen Forderungen wegen Sicherheit der Grenzen entgegenstellte, mit unbesiegbarer Gelassenheit. Selbst die Feindseligkeiten, welche von Belgrad aus ununterbrochen auf seinem Gebiete ausgeübt wurden, machten seinen Entschluß nicht wankend, so lange als möglich einen Krieg zu vermeiden, der seine Unterthanen ungewohnten Lasten preis geben könnte. So wenig gab er damals Plänen auf Vergrößerung Raum, daß er der Pforte erklärte, er wolle

gegen Einräumung der freien Donauſchifffahrt auf alle weitren Forderungen willig Verzicht leiſten.

Ganz entgegengeſezt war das Streben Rußlands. Unverholen äußerte Katharina ihren Wunſch, Konſtantinopel zu erobern und die Türkei zu theilen. Die Erwerbung dieſer neuen Provinz hatte ſie mehr zu neuen Eroberungen aufgemuntert als befriedigt. Die großartigen Anſtalten, welche ſie in der Krimm hervorrief, wieſen deutlich auf einen größeren Zweck, als die Kultur eines barbariſchen Landes zu erheben. In kurzer Zeit wurde die ganze Phiſiognomie des Landes verändert und an der Mündung des Dnieper eine neue Stadt Cherſon erbaut, über deren Thoren die prophetiſche Inſchrift: »Weg nach Konſtantinopel« geſezt wurde. Kaufleute wurden nun hieher gezogen, um die Handelsentwürfe des Hofes ins Werk zu ſetzen, und die neu erworbenen Lande wurden in ein Gouvernement, Tauris, vereinigt. Auch über Georgien breitete ſich die Macht Rußlands aus.

Im Jahre 1787 war die neue Provinz Rußlands durch Katharinas und Potemkins Sorgfalt ſchon ſo umgeſtaltet, daß Segur, der ſie mit der Kaiſerin bereiſte, davon eine ſehr reizende Schilderung entwerfen konnte. Die Bevölkerung war vervielfacht, neu entſtandene Städte zierten das Land, neue Kultur vermehrte ſeine natürlichen Reichthümer. Die pomphafte Reiſe der Kaiſerin Katharina in dieſe Provinz im Frühling dieſes Jahres, in Geſellſchaft faſt aller Geſandten am ruſſiſchen Hofe und des Königs von Polen, Stanislaus Auguſtus, erregte damals die Aufmerkſamkeit Europas um ſo mehr, da Joſeph II. — wahrſcheinlich durch eine Einladung veranlaßt — mit der großen Czarin

zuſammentraf, und man allgemein glaubte, es würde zwiſchen den beiden Monarchen eine große Unternehmung gegen die Türkei verabredet werden. Dieß war um ſo wahrſcheinlicher, da die Kaiſerin aus ihrem ehrgeizigen Projekt wenig Geheimniß machte, und der Geſandte Oeſterreichs bei der Pforte, Baron Herbert, bei dieſer Zuſammenkunft zugegen war. Wie wenig aber noch damals Joſeph II. ſich empfänglich zeigte, für die ehrgeizige Idee ſeiner Bundesfreundin, davon gibt Segur, welcher damals als franzöſiſcher Geſandter das Vertrauen Katharinas und Joſephs II. und die Freundſchaft des Fürſten de Ligne genoß, ein merkwürdiges Zeugniß in ſeiner heiteren Erzählung aller, in Cherſon, vorgefallenen Begebenheiten.

Seine Nachrichten gewähren einen tiefen Blick in den Charakter und die Politik Joſephs II., und verdienen um ſo mehr Glauben, da Segur ſeiner Stellung nach ein natürlicher Gegner der Entwürfe Katharinas war. Seine Erzählung iſt darum ohne alle Zuthat, welche die Authentizität der Unpartheilichkeit beeinträchtigen könnte, durch wahre Darſtellung der Verhältniſſe Rußlands und Charakteriſirung der Geſinnungen des Kaiſers, eine wichtige Epiſode der Geſchichte deſſelben.

Segurs Nachrichten über die Zuſammenkunft Joſeph II. mit Katharina II. zu Cherſon.

Der Plan dieſes Monarchen war geweſen, die Kaiſerin auf ihrer Galeere zu beſuchen; allein der Fürſt Potemkin, der nach Kaydak vorausgegangen war, benachrichtigte ſeine Gebieterin bei Zeiten. Sie ließ ſich ans Land ſetzen, ließ uns faſt

alle auf der Flotte, ſtieg geſchwind in den Wagen und fuhr dem Kaiſer entgegen, dem ſie bei dem einſam ſtehenden Hauſe eines Koſaken begegnete, wo ſie ſich wenige Stunden aufhielten und darauf zuſammen nach Kaydak fuhren, wo wir am andern Morgen, den 19. Mai wieder zu ihnen trafen.

Zu Kamirz hatte ich einen König geſehen, ohne Macht und Anſehen, aber mit dem Glanz und der Pracht des größten Monarchen umgeben; zu Cherſon ſah ich (ein merkwürdiger Contraſt!) einen mächtigen Kaiſer, der einfach in ſeinem Aeußern, beſcheiden in ſeinen Manieren, vertraulich im Umgang, jedem Zwange feind war, über alle mögliche Gegenſtände Geſpräche anknüpfte, und durch nichts glänzen wollte, als durch ausgebreitete Kenntniſſe, treffendes Urtheil und einen gebildeten Geiſt.

Als Katharina II. in Kaydak mich ihm vorſtellen wollte, ſagte er zu ihr: »Gnädige Frau, ich bin hier nur der Graf von Falkenſtein, und ich bin es daher, der dem franzöſiſchen Geſandten vorgeſtellt werden muß.«

Dieſer Fürſt war in einer einfachen Kaleſche nach Rußland gekommen, von einem General und zwei Bedienten begleitet. (?) Das ſtrenge Incognito, welches er beobachtete, war ihm ebenſo bequem als nützlich, um mehr zu ſehen und zu hören; auch wollte er durchaus, man ſollte ihn wie einen Reiſenden, nicht wie einen Monarchen behandeln.

Alle Morgen kam er zum Lever der Kaiſerin, miſchte ſich unter uns, und wartete mit uns, bis die Fürſtin erſchien. Den Tag über durchſtreifte er die Umgegenden der Orte, in

welchen wir uns aufhielten, und da ihm zufällig meine Unterhaltung gefiel, so machte er oft lange Spaziergänge mit mir, indem er vertraulich Arm in Arm mit mir ging.

Er zeigte sich in seinen Gesprächen nicht geneigt, den Ehrgeiz Katharinens zu unterstützen. Die Politik des Königs schien ihm in diesem Punkte sehr weise. »Konstantinopel,« sagte er, »wäre ein Zankapfel, welcher eine Vereinigung der großen Mächte, zu einer Theilung des türkischen Reichs immer unmöglich machen würde.«

Ich bemerkte, daß er wenig Verwunderung über das Fortschreiten der russischen Unternehmungen zeigte. »Ich sehe darin mehr Glanz,« sagte er, »als Reelles,« der Fürst Potemkin ist thätig, aber mehr geeignet, große Unternehmungen anzufangen, als sie zu vollenden. Uebrigens scheint Alles leicht, wenn man Geld und Menschenleben verschwendet. Wir in Teutschland oder Frankreich könnten nicht versuchen, was man hier ungehindert wagt. Der Herr befiehlt: Schaaren von Sclaven arbeiten. Man bezahlt ihnen wenig oder nichts; man ernährt sie schlecht; sie wagen nicht zu murren und ich weiß, daß seit drei Jahren in diesen neuen Gouvernements, durch die Strapazen und die verderblichen Ausdünstungen der Moräste 50,000 Menschen zu Grund gegangen sind, ohne daß man sie beklagte, ja, ohne daß man nur von ihnen sprach.«

Da an einem andern Tage das Gespräch auf den Fürsten Potemkin kam, so sagte er: »Ich begreife wohl, wie trotz seiner Bizarerien dieser sonderbare Mensch eine große Gewalt über die Kaiserin erlangt und behauptet hat; er hat einen starken Willen, einen scharfen Blick; hierdurch wird er

nicht nur nützlich, ſondern ſogar nothwendig; denn Sie kennen die Ruſſen und müſſen geſtehen, daß man nicht leicht unter ihnen einen Mann finden würde, der fähiger wäre, ein noch ſo rohes Volk im Zaum zu halten, dem die Civiliſation erſt ſeit ſo kurzer Zeit näher gerückt iſt, und einen Hof zu zügeln, der ſeit ſo lange an Verſchwörungen gewöhnt iſt.«

Je mehr Herr von Kobenzl ſah, daß mich der Kaiſer mit ſeinem Wohlwollen beehrte, deſto offener wurde das Vertrauen, das er mir bewies: er verſicherte mich zwar, daß er wirklich Befehl habe, meine Schritte zur Erhaltung des Friedens zu unterſtützen, ſchien mir aber zu fürchten, der Kaiſer laſſe ſich doch endlich zum Kriege verleiten, wenn die Kaiſerin ihre Forderungen auf Oczakow und Akjerman beſchränke und ihn über die Idee einer weiteren Vergrößerung beruhige.

»Uebrigens,« ſagte er, »würde der Monarch nur mit dem äußerſten Widerwillen, die Hände dazu bieten, weil er befürchtet, ein Bruch mit Preußen und eine Spannung mit Frankreich möchten die Folgen dieſer Nachgiebigkeit gegen ſeine Verbündeten ſeyn.«

Indeſſen waren Herr von Bulgakow, der Geſandte der Kaiſerin, und Herr von Herbert, der Internuntius des Kaiſers, von Konſtantinopel angekommen und es eröffneten ſich einige Konferenzen zwiſchen ihnen, den Grafen Bezborodko und mir.

Ein neuer Zufall befeſtigte die Hoffnung zu Erhaltung des Friedens: der Kaiſer bekam einige beunruhigende Nachrichten aus den Niederlanden, wo ſich große Gährung zeigte. Dieſe neuen Unruhen mußten ihn natürlich von dem

Gedanken abbringen, der Kaiſerin beizuſtehen, wenn ſie die Türken angreifen wollte.

Am Abend, als ſie den Cirkel entlaſſen hatte, wollte der Kaiſer den ſchönen Abend genießen, und nahm mich beim Arm; wir verließen das Lager, und luſtwandelten lange auf der ungeheuren, grünen Ebene, wo das Auge keine Grenze finden konnte.

Beim Anblick mehrerer Kameele und einiger tartariſcher Hirten, welche in der Ebene herumſchweiften, ſagte der Fürſt zu mir: »Welch' ſonderbare Scene! wer hätte geglaubt, man würde mich mit Katharina II. und den Geſandten von Frankreich und England in der Tartarenwüſte herumirren ſehen. Das iſt ein ganz neues Blatt in der Geſchichte.«

»Mir,« antwortete ich, »ſcheint es eher ein Blatt aus Tauſend und einer Nacht; ich bin Giafer, und gehe mit dem Kalifen Harun-al-Reſchid ſpazieren, der nach ſeiner Gewohnheit verkleidet iſt.«

Als wir wieder herauskamen, ſahen wir eine ziemlich ſtarke Abtheilung tartariſcher Reiterei; reichlich gekleidet und bewaffnet, welche der Kaiſerin entgegen kam, um ihr als Ehrenwache zu dienen. Dieſe Fürſtin, deren Ideen alle großartig, erhaben und kühn waren, wollte während ihres Aufenthalts in der Krimm keine andere Eskorte, als eben von dieſen Tartaren, welche ihr Geſchlecht ſo verachteten, die Chriſten ſo tief haßten, und erſt ſo kurz von ihr beſiegt worden waren. Dieſe unerwartete Probe von Vertrauen glückte, wie faſt Alles, was kühn iſt.

»Geſtehen Sie, lieber Segur,« ſagte der Prinz von Ligne lachend zu mir, »daß es ein ſonderbares Ereigniß

wäre und großen Lärm in Europa verursachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier umgeben, sich es einfallen ließen, uns Hals über Kopf in einen benachbarten Hafen zu schleppen, sich dort mit der erhabenen Katharina, so wie mit dem mächtigen römischen Kaiser Joseph, einzuschiffen, und sie nach Konstantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Sr. Hoheit, Abdul-Hamids, Beherrschers der Gläubigen, und diese List hätte durchaus nichts Unmoralisches; denn sie könnten ohne Skrupel zwei Monarchen wegkapern, die mit Verletzung aller Verträge und alles Völkerrechts ihr Land geraubt, ihren Fürsten entthront und ihre Freiheit in Fesseln geschlagen haben.« Glücklicherweise kam diese Tollheit den loyalen Kindern Mahomets nicht in den Sinn. —

Zu Baschtschi-Sarai kam der Prinz von Ligne zu mir, und sagte lachend: »Wissen Sie wohl, mit was sich gegenwärtig unsere beiden großen Reisenden beschäftigen, der gewaltige römische Kaiser und die erlauchte Selbstherrscherin aller Reußen? Ich habe einige Worte von dem Gespräch dieser beiden großen Despoten abgelauscht. Sollte man es glauben, mein Lieber? sie unterhielten sich freundschaftlich von einem sehr schönen Projekt, von der Wiederherstellung der griechischen Republiken.«

»Sie sehen mich nicht so sehr in Erstaunen, wie Sie glauben,« versetzte ich, »umsonst will man sich der Luft seines Jahrhunderts entziehen; man muß sie athmen und wird von ihr durchdrungen. Die Luft des unsrigen ist die der Philosophie und der Freiheit; sie breitet sich ganz in der Stille aus und dringt in die Paläste wie in die Hütten. Man

kann ſie nicht wegdrücken, und wenn man es mit Gewalt verſucht, wie England in Amerika, ſo verwandelt man ſie nur in einen furchtbaren Sturmwind.« Der Fürſt von Ligne ſpottete über dieſe philoſophiſche Träumerei. Wir ahnten damals nicht, daß es eine Prophezeihung war, die in Erfüllung gehen ſollte.

Während des lezten Theils unſerer Reiſe wiederholten wir in den Steppen unſere gewohnten Spaziergänge; der Kaiſer erlaubte mir, mich mit ihm über die Konſtantinopolitaniſchen Angelegenheiten zu unterhalten, und ſprach ſehr offen von ſeinen und von Katharinens politiſchen Abſichten. Ich halte es nicht für unnütz, hier in wenigen Worten dieſes Geſpräch zu wiederholen, um zu zeigen, welche Idee er von dem Charakter, dem Ehrgeiz und der Macht der Kaiſerin hatte.

»Sie ſind jezt zufrieden, wie ich hoffe,« ſagte er eines Tags zu mir, »Herr v. Bulgakow und Herr v. Herbert werden der Pforte die von Ihnen gebilligten Vorſchläge vorlegen: Halten Sie in dieſem Augenblick nicht den Frieden für wahrſcheinlich?«

»Herr Graf,« antwortete ich (denn er wurde ernſtlich böſe, wenn mir manchmal das Wort Sire oder Eure Majeſtät entſchlüpfte), »Alles hängt von der Art ab, wie die Kaiſerin ſelbſt dieſe Vorſchläge betrachtet, und von dem Ton, in dem ſie vorgebracht werden; vielleicht ſieht ſie darin nur gute Materialien zu einer Kriegserklärung. Ich fürchte, der Anblick ihrer verſammelten Land- und Seemacht habe in ihrem Geiſt die Furcht vor den Hinderniſſen zerſtreut, auf die ſie bei ihren Vergrößerungsplänen ſtoßen könnte.«

»Alles iſt bereit, und ſobald ſie will, kann unter dem Vorwand, daß die Türken mit der Abſtellung ihrer Beſchwerden zögern, ein Theil ihrer Truppen Oczakow und Akjerman angreifen. Dieſe Plätze ſind unfähig, lange zu widerſtehen, und werden leicht erobert werden. Zugleich kann ein anderer Theil der Armee ſich auf der Flotte zu Sebaſtopel einſchiffen, eine Landung an der Küſte zwiſchen Konſtantinopel und Warna machen, und ſo die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs bedrohen, ja, ſie vielleicht ſelbſt erobern, wenn Schrecken den abergläubiſchen Geiſt der Muſelmänner ergriffe. Die Türken dagegen, welche die Krimm nicht mehr haben, müßten, ehe Sie die Ruſſen angreifen könnten, durch die Bulgarei, Beſſarabien, die Moldau, die Wallachei, Neu-Serbien ziehen, wo kaum eine disciplinirte Armee beſtehen kann. Ueberdieß würden 15,000 Ruſſen hinreichend ſeyn, ſie am Bug oder Dnieper aufzuhalten. Ich ſehe nur ein politiſches Hinderniß, das dieſe Fürſtin aufhalten könnte, und Sie wiſſen beſſer als ich, bis zu welchem Punkt ſie dieſes Hinderniß zu fürchten hat.«

»Ich verſtehe Sie recht gut,« erwiederte der Kaiſer, »meine Nachgiebigkeit zur Zeit der Eroberung der Krimm, flößt Ihnen Furcht ein, ich möchte ſie noch in neuen Vergrößerungs-Planen unterſtützen. Sie irren ſich, ich wünſche aufrichtig die Erhaltung des Friedens, die Beſitznahme der Krimm durch die Ruſſen brachte mir keinen Nachtheil; die einzige Folge davon war, daß die Türken friedlicher wurden, weil ihnen das Mittel benommen war, einen Offenſiv-Krieg anzufangen.«

»Ueberdieß gewann ich dadurch unberechenbare Vortheile: erſtlich den, meine eigenen Staaten vor jedem Angriff der

Türken zu ſchützen, weil ſie die Truppen und Schiffe in der Krimm fürchten, die zur Rache bereit ſind, und dann die Gewißheit, den Petersburger Hof mit dem Berliner zu entzweien, und ſo dem lezteren einen mächtigen Alliirten zu rauben.«

»Dieß hat mich in der That beſtimmt, Tauris durch die Pforte als Katharinen abtreten zu laſſen; aber jezt hat Alles eine andere Geſtalt; ich werde nicht dulden, daß ſich die Ruſſen in Konſtantinopel niederlaſſen. Die Nachbarſchaft der Turbane wird für Wien immer weniger gefährlich als die der Hüte. Uebrigens kann dieſer durch die erhizte Einbildungskraft der Kaiſerin ausgebrütete Plan nicht ausgeführt werden, und bedürfte ſie auch nur einer Ukaſe, um ſich Konſtantinopels zu bemächtigen, und ihren Enkel Konſtantin krönen zu laſſen, ſo könnte ſie ſich nicht gegen die türkiſchen Streitkräfte in Klein-Aſien und gegen mehrere große Mächte halten, die ſich der Türken annehmen würden; überdieß müßte ſie in dieſem Falle ihr ganzes Reich von Truppen entblößen, die Hälfte davon verlaſſen und die Hauptſtadt wechſeln.«

»Ich glaube in der That,« verſezte ich, »daß man ſich über die Exiſtenz von Konſtantinopel beruhigen kann, deſſen Erhaltung dem Wiener Hof ſo wichtig iſt, als dem franzöſiſchen; aber nach den ungeheuren Rüſtungen, von welchen wir Zeugen waren, muß man wohl über ein anderes viel wahrſcheinlicheres Projekt beunruhigt ſeyn, nämlich die ruſſiſchen Grenzen bis zum Dnieſter auszudehnen. Wenn dieſer Plan ausgeführt würde, ſo würde er unvermeidlich einen für unſere Intereſſen ſehr ernſtlichen Krieg herbeiführen.«

»Was ich noch hoffe,« ſagte ich, »iſt, daß die Weisheit des Kaiſers und ſeine Freundſchaft für den König ihn bewegen

werden, ſeine Bemühung zur Erhaltung des Friedens fortzuſetzen und alle Maßregeln zu ergreifen, die einen Bruch verhüten können. Es ſcheint mir, der König habe ein Recht, darauf zu zählen, denn zur Zeit der Invaſion in die Krimm hat er die Türken nur in der Abſicht zur Abtretung dieſer Halbinſel an Rußland bewogen, um etwas zur Ruhe und zur Beförderung der politiſchen Intereſſen ſeines Schwagers und Alliirten beizutragen.«

»Ich thue, was ich kann,« verſetzte der Kaiſer, »aber ſie ſehen ſelbſt, daß dieſe Frau exaltirt iſt, die Türken müſſen in den Streitpunkten nachgeben. Wenn ſie Katharinen durch eine Weigerung herausfordern, wie kann man ſie hindern, ſich durch Wegnahme einiger Städte zu entſchädigen? Sie hat zahlreiche, abgehärtete, unermüdliche Truppen. Man kann ſie hinführen, wo man will.«

»Sie ſehen, wie wenig man ſich hier aus dem Leben und den Strapazen der Menſchen macht; 800 Stunden von der Hauptſtadt legen ſie Straßen an, graben Häfen, bauen auf Moräſte, errichten Palläſte, pflanzen engliſche Gärten mitten in Wüſten, Alles dieß ohne Bezahlung, ohne Geld, oft ohne Lebensmittel und immer ohne Murren.«

»Die Kaiſerin iſt der einzig wahrhaft reiche Souverain in Europa: ſie braucht viel überall und iſt nichts ſchuldig, ihre Papiere gelten ſo viel ſie will; wenn ihr der Gedanke käme, ſie könnte Geld aus Leder ſchlagen laſſen. England liegt unter einem Berg von Papiergeld begraben. Frankreich möchte das öffentliche Geſtändniß von dem ſchlechten Zuſtand ſeiner Finanzen, und ich kann kaum aufbringen, was

mich meine Kolonien in Gallizien und die Festungen kosten, die ich dort habe bauen lassen.«

Ich erwiederte, daß alle diese nur zu gegründeten Umstände eben so viele Gründe seyen, die Anstrengungen zu verdoppeln, um nicht in einen kostspieligen Krieg verwickelt zu werden.

Da wir verschiedene Male auf denselben Gegenstand der Unterhaltung zurückkamen, so suchte ich ihm zu beweisen, daß die kolossale Macht Rußlands mehr in die Höhe steige, als eine feste Grundlage habe. »Sehen Sie,« sagte ich, »Alles hat hier mehr Glanz, als Realität; Alles wird angefangen, nichts vollendet. Der Fürst Potemkin läßt schnell wieder liegen, was er mit Feuer unternommen hat; keiner seiner Plane ist gerecht und ganz ausgeführt. Er hat Sie zu Ekaterinoslow den Grundstein zu einer Hauptstadt legen lassen, die man nicht bewohnen wird; zu einer Kirche, so groß, wie St. Peter in Rom, in der vielleicht nie eine Messe gelesen werden wird. Er hat zur Gründung dieser neuen Katharinens-Stadt einen Berg gewählt, auf dem man eine sehr schöne Aussicht hat, dem es aber gänzlich an Wasser gebricht. Cherson, das eine schlechte Lage hat, hat 20,000 Menschen gekostet; es ist von verpesteten Sümpfen umgeben. Schiffe können beladen gar nicht einfahren. Seit sechs Jahren sind die Steppen öder, als sie es je waren. Die Krimm hat zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren. Kaffa liegt in Trümmern und wird sich nicht wieder erheben. Sebastopel allein ist jezt schon ein bedeutender Platz; aber es braucht noch eine gute Zeit, bis eine wahre Stadt daraus wird.«

»Man hat ſich beſtrebt, Alles zu ſchmücken, Alles zu verſchönern, Alles augenblicklich vor den Augen der Kaiſerin zu beleben; aber wenn Katharina abgereist ſeyn wird, verſchwinden mit ihr die Zaubereien aus dieſen weiten Gegenden.«

»Ich kenne den Fürſten Potemkin: er hat ſeinen Theaterſtreich ausgeführt, der Vorhang iſt gefallen; jezt will er ſich mit neuen Scenen beſchäftigen, ſey es in Polen oder in der Türkei. Die Verwaltung und Alles, was anhaltende Thätigkeit verlangt, iſt unverträglich mit ſeinem Charakter; der Krieg ſelbſt, wenn er ihn je anfängt, wird ihm bald beſchwerlich fallen, und hat er einmal das Großkreuz des St. Georgen-Ordens gewonnen, ſo werden wir ihn eben ſo eilig ſehen, wieder Frieden zu ſchließen, als jezt ihn zu brechen.«

»Ich gebe dieſes Alles zu,« ſagte der Kaiſer, »man hat uns von Täuſchung zu Täuſchung geführt: das Innere hat hier große Fehler, aber die äußere Macht iſt eben ſo reel, als glänzend. Der Soldat, der leibeigene Bauer ſind Werkzeuge, deren man ſich bedient, um abzutreiben, was man will. Der ſklaviſche Adel kennt kein anderes Geſetz, als den Willen ſeiner Monarchin, keinen andern Zweck, als ihre Gunſt. In Rußland findet keine Zwiſchenzeit zwiſchen einem Befehl, ſo launenhaft er ſeyn mag, und ſeiner Ausführung Statt. Wäre ein Karl XII. das Haupt dieſer Nation, er würde mit 600,000 Mann ganz Europa in Schrecken ſetzen.«

Es war leicht abzunehmen, daß der Kaiſer, bei ſolchen Ideen, dem Willen Katharinens keinen ſehr hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzen und ſich wider Willen in den Krieg

hineinziehen lassen werde, wenn sie ihm die Alternative stelle, ihr zu helfen oder eine so mächtige Bundesgenossin zu verlieren.

Nichts desto weniger ist es wahr, daß zu dieser Zeit Rußland, wie sich Diderot emphatisch ausdrückt, nur noch ein Koloß mit thönernen Füßen war; aber man hat diesen Thon hart werden lassen, er hat sich in Metall verwandelt.

Der Kaiser hielt sich über die Fehler des Fürsten Potemkin auf, der Einfluß aber, den er über Katharinen gewonnen hatte, schien ihm sehr begreiflich. »Aber was ich nicht begreife,« sagte er eines Tages zu mir, ist, »daß eine so stolze Frau, die so sehr für ihren Ruhm besorgt ist, eine so sonderbare Schwäche für die Launen ihres jungen Adjutanten Momonow zeigt, der in Wahrheit nur ein verdorbenes Kind ist.«

Das Unglück in den Niederlanden und die Nothwendigkeit, in der sich Joseph II. befand, Truppen dahin zu schicken, kühlten die ehrgeizigen Wünsche ab, die der Fürst Potemkin der Kaiserin durch den Anblick seiner schönen Armee und das prahlerische Schauspiel der in dem Hafen von Sebastopel vereinigten Seemacht eingeflößt hatte.

Der Kaiser theilte Katharinen durch einen Courier seinen Entschluß mit, aus den Niederlanden die Gouverneure und die Gesandten abzuberufen und den Staaten zu befehlen, sie sollten sich unterwerfen und Deputirte an ihn schicken, widrigenfalls sie gewärtig seyn sollten, daß er sie durch die Gewalt der Waffen zur Annahme aller seiner neuen Organisations-Vorschläge zwingen würde, deren Gerechtigkeit und Nützlichkeit er ihnen zu beweisen suchte.

Dieſe Nachrichten entſchieden das ruſſiſche Miniſterium zur Vermeidung des Kriegs. Der Graf Bezborodko machte mir in dieſer Rückſicht größere Eröffnungen, als er bisher gethan hatte.

Katharina überhäufte ihren geachteten Gaſt mit Aufmerkſamkeiten bei dieſer Gelegenheit, und gab einem eben vom Stapel laufenden Kriegsſchiff von 80 Kanonen den Namen Joſeph II. Den 27. verließen beide Souveräne Cherſon, um die Krimm zu bereiſen. Inzwiſchen erfüllte dieſe Zuſammenkunft die Pforte mit den größten Beſorgniſſen, die ſich in Zuſammenziehung ihrer Land- und Seemacht bei Orzakow äußerte, während Rußland 120,000 Mann auf der Halbinſel verſammelte und eine ruſſiſche Flotte bei Sebaſtopel aufſtellte.

Drittes Kapitel.

Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte.

Inzwiſchen wurde Katharina noch einige Zeit durch die politiſchen Verhältniſſe Europa's an Ausführung ihrer Entwürfe gehindert. Es ſtellten ſich in der Geſinnung der großen Mächte ihren Abſichten gewaltige Hinderniſſe entgegen, deren Ermeſſung ihr beſonders eifrig durch Joſeph II. angerathen wurde. England hatte ſich ſowohl von Rußland als von Oeſterreich abgewendet. Der Kaiſer, der in ſeiner Politik einzig und allein von dem Intereſſe ſeiner Unterthanen leiten ließ, hatte dieſe Macht dadurch beleidigt, daß er der nordiſchen Seeneutralität beigetreten war, daß er ſeinen niederländiſchen Unterthanen geſtattete, mit den empörten Kolonien Handel zu treiben, und daß er dem Verſailler Hof die Mittheilungen des Londoner Kabinets enthüllt hatte. Sie hatte ſich nun mit dem Könige von Preußen alliirt. Außer dieſem Bund geboten Joſeph die Rückſichten für

den Zuſtand der Niederlande, noch mehr die Stimmung von Ungarn, wo ſeine Reformen mit glühendem Haß aufgenommen wurden, Vermeidung aller kriegeriſchen Entwürfe, obgleich ſich die ſchönſten Ausſichten zur Vergrößerung der Monarchie gegen Oſten darbieten mochten. Vielleicht wäre er jedoch glücklicher geweſen, hätte er die leztere Idee in ihrer großen Bedeutung erfaßt, und im Sinne des Syſtems der Herſtellung eines ſlaviſchen Reiches, wozu in den Erbſtaaten die meiſten Elemente vorhanden waren, mit Hintanſetzung aller teutſchen Intereſſen und ſeiner niederländiſchen, im Verein mit Rußland zur Anwendung gebracht. Da nun Joſeph weder ſeiner natürlichen Neigung, noch ſeinen Intereſſen nach, einen Krieg gegen die Pforte nicht wünſchen konnte, ſo konnte der Kaiſer in Aufmunterung, die ihm, wie jedem großen Geiſt, angeborene Liebe zu den Waffen zu einem Unternehmen reizen, das für ſeine Unterthanen ſo gefährlich war. Er ließ ſich im Gegentheil bereitwillig finden, Frankreichs Wünſche für die Erhaltung des Friedens bei Rußland zu unterſtützen.

Allein Joſephs Mißgeſchick ſchürzte eifrig die günſtigſten Verhältniſſe zu ſeinem Verderben, und riß ihn zu Unternehmungen fort, deren unglücklicher Ausgang ihn ſtets für die Fehler Anderer büßen ließ. Eben ſo wenig als er geneigt war, einen Krieg gegen die Pforte zu unternehmen, konnte er daran denken, ein Bündniß aufzulöſen, das ſeine Macht (wie es offenbar ſchien, und die Geſchichte Maria Thereſia's bewies) einzig vor den Gefahren der Auflöſung ſchüzte, die das feindſelige Intereſſe der Nachbarhöfe gegen Oeſterreich bei jeder Gelegenheit herauf beſchwor. Die äußerſt unglückliche politiſche Lage der öſterreichiſchen Monarchie in damaligen Zeiten bot dem Erzfeinde dieſer Macht, Friedrich II, die beſten Gelegenheiten zu den gewaltigſten Streichen.

Fast gab es keinen Theil der Erblande, wo sein Einfluß und seine Waffengewalt nicht wesentliche Grundfesten des österreichischen Staates erschütterte. Sein Geist und sein System war um so gefährlicher, da es erblich werden mußte bei seinem Hause, und da es fast nicht anders als auf Kosten Oesterreichs bestehen konnte. Josephs Politik ward daher gewaltsam in die Richtung gedrängt, welche sie an das Schicksal Rußlands und an die Schritte Katharina's fesselte.

Ungleich wichtiger noch als die politischen Rücksichten, welche die Erhaltung der russischen Freundschaft nöthig machten, war der mit Rußland abgeschlossene Handels- und Schifffahrtstraktat, welcher durch glückliche Unternehmungen dieser Macht eine äußerst günstige Gestaltung des Handels herbeiführen mußte. Der neue Handelsplan betraf eine direkte Verbindung durch die österreichischen Flüsse und Häfen über das schwarze Meer, welcher sich in Kurzem über das ägäische, adriatische und jonische Meer ausdehnen, und eine viel leichtere Verbindung mit den beiden kaiserlichen Hauptstädten vermittelst der Kanäle, der Flüsse Don, Dnieper, Wolga und Donau herstellen mußte. Durch diese Flüsse konnten die benachbarten Provinzen große Schiffe nach dem schwarzen Meere senden, und dort die Handelszuflüsse aufnehmen, welche aus der Donau kamen. Die kleine Tartarei und die angrenzenden, zwischen dem Dnieper und Don gelegenen russischen Provinzen wurden auf einem äußerst beschwerlichen Umweg, mit teutschen, holländischen und französischen Waaren versehen, welche über das baltische Meer zuerst nach Petersburg gebracht werden mußten. Nach dem neuen Plan konnten diese Waaren nun auf viel kürzerem Weg über die Donau und das schwarze Meer nach Cherson oder nach Taganrog in das azowische Meer gebracht, und

von da durch den Dnieper und Don in's Innere Rußlands geführt werden. Die Vortheile einer ſolchen Communikation nach Erwerbung der Krimm und der großartigen Anlage der neuen Handelsſtadt Cherſon, waren für Rußland und Oeſterreich unermeßlich. Nicht nur mußten mit der Zeit die inländiſchen Manufakturen ungemein gewinnen, ſondern es ließen ſich die gemeinſamen Handelsverbindungen bis nach Oſtindien und China ausdehnen [1]).

Ein weſentlicher Beſtimmungsgrund zur Unterſtützung Katharina's war auch die Rückſicht auf die politiſche phyſiſche und induſtrielle Lage Ungarns. Dieſes Reich hatte in früheren Zeiten eine weit größere Ausdehnung, und umfaßte noch im 14ten Jahrhundert nebſt dem eigentlichen Ungarn, die Moldau, Walachei, ganz Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Serwien. Allein in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz verlor König Ludwig II. (1526), Schwager Kaiſer Karls V., an Soliman einen großen Theil der Ländereien. Dadurch gewann die türkiſche Macht eine gefährliche Ausdehnung gegen Oeſterreich, die ſie trefflich nuzte; Ungarn aber verlor ſeine natürliche und politiſche Ganzheit. Die Herſtellung derſelben war jezt, da es mit Oeſterreich vereinigt war, noch ungleich wichtiger, denn ſie erſt würde dem öſterreichiſchen Staate das gewährt haben, was ihm ſo noth war — einen beſſeren Charakter überwiegend ſlaviſch-magiariſcher Natur. In der gegenwärtigen Ausdehnung aber war es an ſeinen Gränzen immer gefährdet durch einen Nachbar, den man nicht durch Verträge entwaffnen konnte, angewieſen das Centrum des Staates weſtlicher zu legen,

[1]) Prospetto degli Affari attuali dell' Europa ossia storia della guerra presente fra le varie potenze belligeranti con aneddoti ed illustrazioni analogue in Lugano MDCCLXXXVIII Con publica Approvazione. Si vende in Venezia da Antonio Zatta e figli.

und den Kreislauf des inneren Lebens so zu regeln, daß Ungarn stets ein todtes Glied des ganzen Körpers blieb. Und doch welche ungeheuern Kräfte und Reichthümer barg diese Provinz in ihrem Innern! Kein Land Europa's hat solche Schätze aufzuweisen. Die Berge decken ungeheure Metalladern von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen, großen Salzreichthum, der Boden erzeugt das beste Getreide, den besten Wein der Erbstaaten, und auf den öden Pusten des unbebauten Landes weidet das schönste Vieh Europa's. Und dieses Land war bevölkert von einem Volk, in dem alte Stammkraft wie ein herrlicher, wiewohl verwilderter Geist sich vereinigte. Mit allen diesen Vorzügen war Ungarn hinter einer Grenze eingekerkert, die es zwang, alle seine Reichthümer verschlossen zu halten, und den schönsten Strom der europäischen Erde unbenüzt zu lassen. Diese Grenze zu durchbrechen, um Luft, Licht und Leben einströmen zu lassen auf die ohnmächtige Nationalthätigkeit, war ein Vorsatz, zu dessen Ausführung ein unternehmender Geist wie der Josephs, jede Gelegenheit zu benützen, sich nothwendig gedrungen fühlen mußte.

Aus allen diesen Gründen war die Wahl nicht zweifelhaft, welche Oesterreich im äußersten Falle einschlagen mußte, und die ganze Mäßigung Josephs konnte sich nicht weiter erstrecken, als zu Maßregeln, um das Aeußerste zu verhüten. In diesem Sinne war auch die Erklärung, welche Kaunitz an Frankreich ergehen ließ, »daß der Kaiser eben so wie diese Macht Allem aufbieten werde, um die Differenzen zwischen Rußland und der Pforte auszugleichen, und daß er, wenn es zu einem Kriege zwischen den beiden Mächten kommen sollte, nur dann die Waffen ergreifen würde, wenn es seine eigene Sicherheit erfordere, bis dahin aber neutral sich verhalten werde.« Allein die Pforte verachtete alle Rücksichten

der Staatsklugheit in so hohem Grade, daß sie nicht nur die Vermittlung Frankreichs ausschlug, sondern Rußland, das anfing den allseitigen Aufforderungen zur Erhaltung des Friedens Gehör zu geben, noch mehr aufreizte. Künstlich erregte und natürliche Mißhelligkeiten entstanden wegen Beschützung des georgischen Fürsten Heraklius durch die Pforte, wegen Neckereien der Ozakower Türken bei'm Salzeinkauf, wegen des russischen Consuls in Varna, den die Türken entfernt wissen wollten, und wegen der Bedrückung, welche die Einwohner der Wallachei und Moldau, die Glaubensgenossen der Russen, von der Pforte erleiden mußten. Diese Mißhelligkeiten steigerten die Gereiztheit der Pforte bis zu einem Grade, der den Großvezier zum Kriege selbst geneigt machte. Er glaubte den Kaiser durch die niederländischen Unruhen zu sehr beschäftigt, und von dem Fürstenbunde zu sehr beängstigt, als daß er den Beistand des Kaisers gegen die Pforte besorgen hätte können. Man legte daher dem russischen Gesandten von Bulgakow im übermüthigsten Tone folgende Forderungen vor: 1) die Auslieferung des Moldau'schen Hospodars Maurokordato, der sich in's russische Gebiet geflüchtet hatte; 2) die Abberufung des russischen Konsuls zu Jassy, den man einen Friedensstörer nannte; 3) die Zulassung türkischer Konsuln in allen russischen Seehäfen und Handelsplätzen; 4) Preisgebung des Prinzen Heraklius; 5) Durchsuchung der aus dem schwarzen Meere kommenden russischen Schiffe; 6) freien Salzkauf für die Ozakower Türken zu Kynburn; 7) Abrufung aller russischen Konsuln in der ganzen Levante, welche man des Einverständnisses mit den aufrührischen Beys in Egypten beschuldigte [1]).

[1]) Prospetto della guerra turchesc. T. I. p. 97.

In diesem hartnäckigen Trotz bestärkten England und Preußen die türkischen Minister, welche sich ganz von diesen Mächten leiten ließen. Als Bulgakow sogleich die vier ersten Forderungen zu erfüllen verweigerte, und wegen der drei übrigen erst Befehle einholen zu müssen erklärte, brachten es die Gesandten dieser Mächte dahin, daß man sogleich mit Krieg drohte, und dem russischen Minister keine Frist zur Absendung eines Eilboten bewilligte. Ein so gewaltsames, völkerrechtswidriges Verfahren veranlaßte den österreichischen Internuntius, eine Vorstellung zu machen, worin er bemerkte, daß seinem Souverän, dem Kaiser, als Alliirten Rußlands, dieses Betragen gegen dessen Abgesandten höchlich mißfallen werde. Allein anstatt diese Warnung zu beachten, verlangte man übermüthig, »der Kaiser habe sich selbst offen zu erklären, da es der Großherr vorziehe, einen Feind zu kennen, als einen unbekannten zu haben, der ihn meuchlings und unversehens ermorden könne [1].«

Kaiser Joseph antwortete unverzüglich auf diese muhamedanische Insolenz: »es habe ihn höchlich befremdet, daß die Pforte an einen ihr gleichen Hof in einem so hohen Ton schreibe: in Bezug auf die verlangte Erklärung könne es aber dem Divan nicht unbekannt seyn, wie er in einer befestigten Freundschaft und in engem Bündniß mit Rußland stehe, und daß er daher nicht gesonnen sey, sich von den Verträgen zu entfernen, welche zwischen ihm und dieser Macht bestünden.« Vergeblich waren indessen die Vorstellungen, welche der Pforte die verschiedenen Gesandten machten; der Einfluß Englands und Preußen siegte über jede andere Einwirkung, und sieben Tage später, den 6. August, wurde der Gesandte Rußlands mit aller Feierlichkeit zu einer

[1] Cornova, S. 379.

Konferenz eingeladen, und da er ſich deſſen am wenigſten verſah, in die ſieben Thürme geworfen und der Krieg an Rußland erklärt [1].

Die Kaiſerin war nie weniger auf den Krieg gefaßt, als in dem Augenblicke, da er erklärt wurde. Die Vorſtellungen Oeſterreichs und Frankreichs hatte ſie friedlicher als je geſtimmt, und ſie ſchien ihren Lieblingsplan vollkommen aufgegeben zu haben. Sie verſprach Nachgiebigkeit, und hatte bereits demgemäß Herrn von Bulgakow autoriſirt, die durch den franzöſiſchen Geſandten in Vorſchlag gebrachten Auskunftsmittel anzunehmen. Man unterhandelte über die Abfaſſung des an den Paſcha von Achalzig zu erlaſſenden Firman's, Rußland war mit dem Verſprechen, daß man die Tartaren von Kuban im Zaum halten wollte, zufrieden, und ſah, wegen der Friedens-Verletzungen hinſichtlich des Salzes in der Krimm und der Zaporanier, durch die Finger.

Man wollte zwar den Türken Maurokordato nicht ausliefern, verzichtete aber auch ruſſiſcher Seits auf die Auslieferung der ruſſiſchen Ueberläufer. Die Pforte erhielt die Abſtellung der durch die ruſſiſchen Konſuls im Archipelagus begangenen Mißbräuche unter der Bedingung: die durch die Raubſtaaten genommenen Schiffe zurückzugeben.

---

[1] Segur ſchrieb von Petersburg nach Paris: „Die Lage der Sachen iſt kritiſcher geworden, als wir geglaubt. Preußen und England waren die Erſten, welche ein Feuer anzündeten, das nach und nach ganz Europa in Flammen ſetzen kann. So nothwendig mir auch der Urlaub, um den ich gebeten und erhalten hatte, war, ſo mache ich doch jezt keinen Gebrauch davon, ſondern ſehe ihn als nicht bewilligt an und bleibe auf meinem Poſten, mit dem Wunſche, daß der König dieſen Beweis meines Eifers wohl aufnehmen möge.“

Dieß waren die Zugeſtändniſſe, die Herr von Segur und Herr von Kobenzl bei der Kaiſerin ausgewirkt hatten; die Kouriere waren im Begriff mit dieſer Uebereinkunft nach Konſtantinopel, Verſailles und Wien abzugehen, als ein von Herrn Herbert abgefertigter Kourier, von den durch den Großherrn, (trotz aller von Seiten des franzöſiſchen Geſandten und des kaiſerlichen Internuntius an das ottomaniſche Miniſterium gemachten Bitten, eine Antwort von Petersburg abwarten) gegen den ruſſiſchen Miniſter genommenen heftigen Maßregeln die Kaiſerin in Kenntniß ſezte. — Dieſe Fürſtin ſah ſich ungern gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Der Graf Bezborodko bat Segur zu ſich und wiederholte ihm daſſelbe. »Während wir,« ſagte er, »im Verein mit Ihrer Regierung Allem aufboten, den Frieden zu erhalten, brachten es der preußiſche und engliſche Miniſter durch ihre Intriguen und dadurch, daß ſie dem Reis-Effendi und Großvezier die perſönliche Furcht einflößten, als ſey unſer Handelsvertrag mit Frankreich eine Offenſiv-Allianz, und unſere Truppen-Zuſammenziehungen das Zeichen eines nahen Einfalls von unſerer Seite, dahin, daß alle unſere Anſtrengungen vergebens waren; ſie ſezten mit einem Wort alle Leidenſchaften der Türken in Bewegung, um ſie in einen Krieg hineinzuziehen; indem ſie dieſelben zu gleicher Zeit über den glücklichen Ausgang deſſelben dadurch beruhigten, daß ſie die Verlegenheit des Kaiſers wegen der Niederlande und die unſrige wegen des Mißjahrs vergrößerten.«

»Dieß war auch der Grund, warum die Pforte zu unſerem großen Erſtaunen, ſogleich nach der Ankunft des Herrn von Bulgakow in Konſtantinopel, anſtatt die Unterhandlungen über die früheren ſtreitigen Punkte fortzuſetzen, auf eine arrogante Weiſe die Zurückgabe der Krimm verlangte,

mit der Drohung unſern Geſandten in das Gefängniß zu werfen, wenn er nicht in der kürzeſten Friſt eine befriedigende Antwort ertheile.«

»Sie ſehen hieraus,« fügte er hinzu, »daß es nie eine augenſcheinlichere Händelſucht gab; aber trotz dieſer kann ich Sie bei meiner Ehre verſichern, daß die Kaiſerin, obgleich beleidigt, auch jezt noch nicht im Sinne hat, das türkiſche Reich über den Haufen zu werfen, ſondern bloß eine gerechte Genugthuung wegen der erlittenen Beleidigung verlangt, und hierbei auf die Freundſchaft Ihres Königs rechnet; und daß dieſelbe, im Fall die Pforte durch deſſen Bemühungen zur Vernunft zurückgebracht wird, auf jene verderblichen Rathſchläge zu achten aufhört, Herrn von Bulgakow in Freiheit ſezt, und ihre Beleidigung zurücknimmt, einwilligt, die Unterhandlungen von Neuem anzuknüpfen, und zwar nach denſelben Grundſäzen, wie ſolche vor dem Bruch geführt wurden.«

»Man muß von der andern Seite zugeſtehen, daß der engliſche und preußiſche Geſandte ein Mittel gefunden haben würden, den muſelmänniſchen Hochmuth und deſſen Unwiſſenheit zu einer ſolchen Verirrung zu leiten, wenn nicht der Fürſt Potemkin durch die drohende Sprache, die er Herrn von Bulgakow vorgeſchrieben hatte, und durch die unnüze und übertriebene Schauſtellung von Streitkräften, die er zur Verherrlichung von Katharinen's Triumphzug verſammelt hatte, am Anfang nicht die Türkei in Schrecken verſezt, und ſpäterhin gegen Rußland aufgebracht hätte.«

Der Zeitpunkt war nun gekommen, wo Joſeph, eingedenk ſeiner Bundespflichten, Rußland ſeinen Beiſtand gegen die Pforte nicht mehr verſagen konnte. Selbſt ſeine verheißene Neutralität konnte in dieſem Falle nicht mehr behauptet werden, denn Rußland war der angegriffene Theil

werden, ſeine Bemühung zur Erhaltung des Friedens fortzuſetzen und alle Maßregeln zu ergreifen, die einen Bruch verhüten können. Es ſcheint mir, der König habe ein Recht, darauf zu zählen, denn zur Zeit der Invaſion in die Krimm hat er die Türken nur in der Abſicht zur Abtretung dieſer Halbinſel an Rußland bewogen, um etwas zur Ruhe und zur Beförderung der politiſchen Intereſſen ſeines Schwagers und Alliirten beizutragen.«

»Ich thue, was ich kann,« verſezte der Kaiſer, »aber ſie ſehen ſelbſt, daß dieſe Frau exaltirt iſt, die Türken müſſen in den Streitpunkten nachgeben. Wenn ſie Katharinen durch eine Weigerung herausfordern, wie kann man ſie hindern, ſich durch Wegnahme einiger Städte zu entſchädigen? Sie hat zahlreiche, abgehärtete, unermüdliche Truppen. Man kann ſie hinführen, wo man will.«

»Sie ſehen, wie wenig man ſich hier aus dem Leben und den Strapazen der Menſchen macht; 800 Stunden von der Hauptſtadt legen ſie Straßen an, graben Häfen, bauen auf Moräſte, errichten Palläſte, pflanzen engliſche Gärten mitten in Wüſten, Alles dieß ohne Bezahlung, ohne Bett, oft ohne Lebensmittel und immer ohne Murren.«

»Die Kaiſerin iſt der einzig wahrhaft reiche Souverain in Europa: ſie braucht viel überall und iſt nichts ſchuldig, ihre Papiere gelten ſo viel ſie will; wenn ihr der Gedanke käme, ſie könnte Geld aus Leder ſchlagen laſſen. England liegt unter einem Berg von Papiergeld begraben. Frankreich machte das öffentliche Geſtändniß von dem ſchlechten Zuſtand ſeiner Finanzen, und ich kann kaum aufbringen, was

mich meine Kolonien in Gallizien und die Festungen kosten, die ich dort habe bauen lassen.«

Ich erwiederte, daß alle diese nur zu gegründeten Umstände eben so viele Gründe seyen, die Anstrengungen zu verdoppeln, um nicht in einen kostspieligen Krieg verwickelt zu werden.

Da wir verschiedene Male auf denselben Gegenstand der Unterhaltung zurückkamen, so suchte ich ihm zu beweisen, daß die kolossale Macht Rußlands mehr in die Höhe steige, als eine feste Grundlage habe. »Sehen Sie,« sagte ich, »Alles hat hier mehr Glanz, als Realität; Alles wird angefangen, nichts vollendet. Der Fürst Potemkin läßt schnell wieder liegen, was er mit Feuer unternommen hat; keiner seiner Plane ist gerecht und ganz ausgeführt. Er hat Sie zu Katerinoslow den Grundstein zu einer Hauptstadt legen lassen, die man nicht bewohnen wird; zu einer Kirche, so groß, wie St. Peter in Rom, in der vielleicht nie eine Messe gelesen werden wird. Er hat zur Gründung dieser neuen Katharinens-Stadt einen Berg gewählt, auf dem man eine sehr schöne Aussicht hat, dem es aber gänzlich an Wasser gebricht. Cherson, das eine schlechte Lage hat, hat 20,000 Menschen gekostet; es ist von verpesteten Sümpfen umgeben. Schiffe können beladen gar nicht einfahren. Seit sechs Jahren sind die Steppen öder, als sie es je waren. Die Krimm hat zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren. Kaffa liegt in Trümmern und wird sich nicht wieder erheben. Sebastopel allein ist jezt schon ein bedeutender Platz; aber es braucht noch eine gute Zeit, bis eine wahre Stadt daraus wi-

»Man hat ſich beſtrebt, Alles zu ſchmücken, Alles zu verſchönern, Alles augenblicklich vor den Augen der Kaiſerin zu beleben; aber wenn Katharina abgereist ſeyn wird, verſchwinden mit ihr die Zaubereien aus dieſen weiten Gegenden.«

»Ich kenne den Fürſten Potemkin: er hat ſeinen Theaterſtreich ausgeführt, der Vorhang iſt gefallen; jezt will er ſich mit neuen Scenen beſchäftigen, ſey es in Polen oder in der Türkei. Die Verwaltung, und Alles, was anhaltende Thätigkeit verlangt, iſt unverträglich mit ſeinem Charakter; der Krieg ſelbſt, wenn er ihn je anfängt, wird ihm bald beſchwerlich fallen, und hat er einmal das Großkreuz des St. Georgen-Ordens gewonnen, ſo werden wir ihn eben ſo eilig ſehen, wieder Frieden zu ſchließen, als jezt, ihn zu brechen.«

»Ich gebe dieſes Alles zu,« ſagte der Kaiſer, »man hat uns von Täuſchung zu Täuſchung geführt: das Innere hat hier große Fehler, aber die äußere Macht iſt eben ſo reel, als glänzend. Der Soldat, der leibeigene Bauer ſind Werkzeuge, deren man ſich bedient, um abzutreiben, was man will. Der ſklaviſche Adel kennt kein anderes Geſetz, als den Willen ſeiner Monarchin, keinen andern Zweck, als ihre Gunſt. In Rußland findet keine Zwiſchenzeit zwiſchen einem Befehl, ſo launenhaft er ſeyn mag, und ſeiner Ausführung Statt. Wäre ein Karl XII. das Haupt dieſer Nation, er würde mit 600,000 Mann ganz Europa in Schrecken ſetzen.«

Es war leicht abzunehmen, daß der Kaiſer, bei ſolchen Ideen, dem Willen Katharinens keinen ſehr hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzen und ſich wider Willen in den Krieg

hineinziehen lassen werde, wenn sie ihm die Alternative stelle, ihr zu helfen oder eine so mächtige Bundesgenossin zu verlieren.

Nichts desto weniger ist es wahr, daß zu dieser Zeit Rußland, wie sich Diderot emphatisch ausdrückt, nur noch ein Koloß mit thönernen Füßen war; aber man hat diesen Thon hart werden lassen, er hat sich in Metall verwandelt.

Der Kaiser hielt sich über die Fehler des Fürsten Potemkin auf, der Einfluß aber, den er über Katharinen gewonnen hatte, schien ihm sehr begreiflich. »Aber was ich nicht begreife,« sagte er eines Tages zu mir, ist, »daß eine so stolze Frau, die so sehr für ihren Ruhm besorgt ist, eine so sonderbare Schwäche für die Launen ihres jungen Adjutanten Momonow zeigt, der in Wahrheit nur ein verdorbenes Kind ist.«

Das Unglück in den Niederlanden und die Nothwendigkeit, in der sich Joseph II. befand, Truppen dahin zu schicken, kühlten die ehrgeizigen Wünsche ab, die der Fürst Potemkin der Kaiserin durch den Anblick seiner schönen Armee und das prahlerische Schauspiel der in dem Hafen von Sebastopel vereinigten Seemacht eingeflößt hatte.

Der Kaiser theilte Katharinen durch einen Kourier seinen Entschluß mit, aus den Niederlanden die Gouverneure und die Gesandten abzuberufen und den Staaten zu befehlen, sie sollten sich unterwerfen und Deputirte an ihn schicken, widrigenfalls sie gewärtig seyn sollten, daß er sie durch die Gewalt der Waffen zur Annahme aller seiner neuen Organisations-Vorschläge zwingen würde, deren Gerechtigkeit und Nützlichkeit er ihnen zu beweisen suchte.

Dieſe Nachrichten entſchieden das ruſſiſche Miniſterium zur Vermeidung des Kriegs. Der Graf Bezborodko machte mir in dieſer Rückſicht größere Eröffnungen, als er bisher gethan hatte.

Katharina überhäufte ihren geachteten Gaſt mit Aufmerkſamkeiten bei dieſer Gelegenheit, und gab einem eben vom Stapel laufenden Kriegsſchiff von 80 Kanonen den Namen Joſeph II. Den 27. verließen beide Souveräne Cherſon, um die Krimm zu bereiſen. Inzwiſchen erfüllte dieſe Zuſammenkunft die Pforte mit den größten Beſorgniſſen, die ſich in Zuſammenziehung ihrer Land- und Seemacht bei Orzakow äußerte, während Rußland 120,000 Mann auf der Halbinſel verſammelte und eine ruſſiſche Flotte bei Sebaſtopol aufſtellte.

Drittes Kapitel.

Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte.

Inzwiſchen wurde Katharina noch einige Zeit durch die politiſchen Verhältniſſe Europa's an Ausführung ihrer Entwürfe gehindert. Es ſtellten ſich in der Geſinnung der großen Mächte ihren Abſichten gewaltige Hinderniſſe entgegen, deren Ermeſſung ihr beſonders eifrig durch Joſeph II. angerathen wurde. England hatte ſich ſowohl von Rußland als von Oeſterreich abgewendet. Der Kaiſer, der in ſeiner Politik einzig und allein von dem Intereſſe ſeiner Unterthanen leiten ließ, hatte dieſe Macht dadurch beleidigt, daß er der nordiſchen Seeneutralität beigetreten war, daß er ſeinen niederländiſchen Unterthanen geſtattete, mit den empörten Kolonien Handel zu treiben, und daß er dem Verſailler Hof die Mittheilungen des Londoner Kabinets enthüllt hatte. Sie hatte ſich nun mit dem Könige von Preußen allürt. Außer dieſem Bund geboten Joſeph die Rückſichten für

den Zuſtand der Niederlande, noch mehr die Stimmung von Ungarn, wo ſeine Reformen mit glühendem Haß aufgenommen wurden, Vermeidung aller kriegeriſchen Entwürfe, obgleich ſich die ſchönſten Ausſichten zur Vergrößerung der Monarchie gegen Oſten darbieten mochten. Vielleicht wäre er jedoch glücklicher geweſen, hätte er die leztere Idee in ihrer großen Bedeutung erfaßt, und im Sinne des Syſtems der Herſtellung eines ſlaviſchen Reiches, wozu in den Erbſtaaten die meiſten Elemente vorhanden waren, mit Hintanſetzung aller teutſchen Intereſſen und ſeiner niederländiſchen, im Verein mit Rußland zur Anwendung gebracht. Da nun Joſeph weder ſeiner natürlichen Neigung, noch ſeinen Intereſſen nach, einen Krieg gegen die Pforte nicht wünſchen konnte, ſo konnte der Kaiſer in Aufmunterung, die ihm, wie jedem großen Geiſt, angeborene Liebe zu den Waffen zu einem Unternehmen reizen, das für ſeine Unterthanen ſo gefährlich war. Er ließ ſich im Gegentheil bereitwillig finden, Frankreichs Wünſche für die Erhaltung des Friedens bei Rußland zu unterſtützen.

Allein Joſephs Mißgeſchick ſchürzte eifrig die günſtigſten Verhältniſſe zu ſeinem Verderben, und riß ihn zu Unternehmungen fort, deren unglücklicher Ausgang ihn ſtets für die Fehler Anderer büßen ließ. Eben ſo wenig als er geneigt war, einen Krieg gegen die Pforte zu unternehmen, konnte er daran denken, ein Bündniß aufzulöſen, das ſeine Macht (wie es offenbar ſchien, und die Geſchichte Maria Thereſia's bewies) einzig vor den Gefahren der Auflöſung ſchüzte, die das feindſelige Intereſſe der Nachbarhöfe gegen Oeſterreich bei jeder Gelegenheit herauf beſchwor. Die äußerſt unglückliche politiſche Lage der öſterreichiſchen Monarchie in damaligen Zeiten bot dem Erzfeinde dieſer Macht, Friedrich II., die beſten Gelegenheiten zu den gewaltigſten Streichen.

aufgestellt schienen. Besonders waren es die ungeheuren Kosten der Rüstungen, welche ihn bekümmerten. Selbst Lacy, der zu diesem Krieg gerathen hatte, erstaunte über die Größe derselben, als er dem Kaiser den Kostenbetrag des Artillerietransports nach Ungarn vorlegte: »Ja ich sehe wohl,« sagte der Kaiser, daß die Kosten groß sind, allein wüßte ich einen Bischof, der bloß mit seinem Segen die türkische Armee schlagen könnte, so wollte ich ihm gern doppelte Generalsgage geben.« Ununterbrochen arbeitete er nun an den militärischen Entwürfen, mit Beiziehung der Generäle Loudon und Lacy, welchen Beiden, da sie zufällig zusammentrafen, er die Frage vorlegte, wie viel Zeit sie wohl zur Eroberung Belgrads brauchen würden? »Wenn Alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört,« antwortete Loudon, »so getraue ich mir in zehn bis zwölf Tagen Meister von Belgrad zu seyn.« Lacy bezweifelte dieß, aber Joseph bedeutete ihm lachend: »Wir müssen ihm schon glauben, lieber Lacy, denn wir Beide haben noch keine Festung eingenommen [1]).« Und in der That war es eine üble Vorbedeutung für den Ausgang der ungeheuren Kriegsunternehmung, daß zwei Männer von untergeordneten militärischen Talenten, obschon von sorgfältiger Bildung, die ganze Leitung derselben führten, während der kriegserfahrene Loudon in müßiger Zurückgezogenheit lebte.

Den 2ten Februar 1788 endlich erließ Joseph an die Pforte nachstehende Kriegserklärung: »Es ist ganz Europa bekannt, mit welcher Redlichkeit und Aufrichtigkeit der kaiserlich königliche Hof seit so vielen Jahren eine ruhige gute Nachbarschaft mit der Pforte zu unterhalten gesucht, und mit welcher unermüdeten Sorgfalt derselbe sich bestrebt hat, durch

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. 4r Bd.

ſeine freundſchaftliche Vermittlung auch alle Veranlaſſungen des Friedensbruches zwiſchen dem ottomaniſchen Reiche und deſſen übrigen Nachbarn aus dem Wege zu räumen. Einen neuen überzeugenden Beweis von dieſer Sorgfalt gab der kaiſerlich königliche Hof, vereinigt mit ſeinen Alliirten, dem königlich franzöſiſchen Hofe, bei Gelegenheit der lezten, zwiſchen Rußland und der Pforte entſtandenen Beſchwerden. Da nach dem wörtlichen Inhalt der Traktaten die Gerechtigkeit der ruſſiſch kaiſerlichen Forderungen nicht zu mißkennen war, und überdieß der ruſſiſchen Kaiſerin Majeſtät zu einem gütlichen billigen Vergleiche ſich geneigt bezeigten; ſo zweifelte der kaiſerlich königliche Hof keineswegs, daß es ſeinen und den königlich franz. vereinigten Bemühungen gelingen würde, dem Ausbruche des Kriegsfeuers zuvorzukommen und den erwünſchten Ruheſtand aufrecht zu erhalten. Deſto unerwarteter und befremdlicher mußte Seiner kaiſerlichen Majeſtät das Betragen der Pforte ſeyn. Weit entfert, den wohlgemeinten dringlichſten Vorſtellungen des kaiſerlich königlichen und des königlich franzöſiſchen Hofes Gehör zu geben, geſtattete ſie dem ruſſiſch kaiſerlichen Geſandten nicht ein Mal die phyſiſch nothwendige Friſt, um von Petersburg mit neuen Anweiſungen verſehen werden zu können. Sie forderte von ihm, daß er durch eine ſchriftliche Urkunde, den mit ſeinem Hofe beſtehenden Handlungsvertrag und die Transaktion wegen der an Rußland abgetretenen Halbinſel Krimm, für null und nichtig erklären ſollte. Als er eine Forderung verweigerte, deren Bewilligung alle Gewalt und Vollmacht eines Miniſters weit überſteigt, ward derſelbe, mit offenbarer Verletzung des Völkerrechts als Gefangener in die ſieben Thürme gebracht, und dem ruſſiſch kaiſerlichen Hofe der Krieg angekündigt. Selbſt noch in der Lage dieſer Umſtände ſahen Seine kaiſerliche Majeſtät für die Abhaltung wirklicher Gewaltthätigkeiten noch nicht alle

zu überzeugen, wie wenig ein leidenſchaftlicher Menſchenfreund ſeiner Art an der Spitze eines Kriegsheeres an ſeinem Platze ſey. Allein Joſeph ließ ſich von ſeiner Liebe zu dem Kriegsweſen zu dem unverzeihlichen Fehler verleiten, das blutige Geſchäft des Krieges, wie jedes andere ſeiner Regierung, nach Grundſätzen zu leiten, welche nur für die Werke des Friedens paſſen. Daher ſtellten viele gleich am Anfang des Feldzugs für deſſen Ausgang ein ſchlimmes Prognoſtikon, das die Zukunft in Erfüllung brachte.

Die Türken ihrerſeits hatten Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung getroffen, welche den angreifenden Kräften faſt überlegen waren. In ihrem Gegenmanifeſt beklagten ſie ſich bitter über den Bruch der fünfzigjährigen Freundſchaft durch Joſeph aus Gefälligkeit für die ruſſiſche Kaiſerin, was auf ganz Europa einen um ſo ſchlimmern Eindruck machte, da die Pforte ſich mit vieler Humanität gegen Oeſterreich betrug, ſeinen Geſandten mit freundſchaftlichem Bedauern entließ, und alle öſterreichiſchen Unterthanen in der Türkei ungekränkt ziehen ließ. Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß dieſe Macht angefangen habe, ihre Zurückweiſung der öſterreichiſchen Vermittlung, wozu ſie fremder Einfluß verführt hatte, zu bereuen. Die Kriegserklärung Oſterreichs und dadurch bewirkte Vertretung der ruſſiſchen Angriffsmacht, ſcheint ſie trotz aller Vorgänge überraſcht zu haben. Alles, worauf ſie vorbereitet ſchien, war, daß Oeſterreich Hilfstruppen zur ruſſiſchen Armee ſtoßen laſſen werde, was in der That für Oeſterreich und ſeinen Kaiſer erſprießlicher geweſen wäre, als ein ſelbſtſtändiger Krieg mit einer Macht, deren Kräfte man nicht hinlänglich kannte und mit Unrecht gering ſchäzte. Die türkiſche Kriegsmacht war nicht ſo leicht zu beſiegen, als das übrige Europa zu glauben ſchien. Schon Montecucoli hatte von ihren

Truppen eine hohe Meinung [1]). Die Janitſcharen, der Kern der türkiſchen Kriegsmacht, waren den Feinden der Pforte um ſo verderblicher, da die Verfaſſung dieſer Truppengattung, die im Frieden bürgerlichen Geſchäften nachging, zu allen Zeiten eine große Anzahl von Streitfähigen ins Feld zu ſtellen möglich machte. Dieſe Truppen beſtanden aus gebornen Kindergern, denn die Kinder der Janitſcharen wurden ſchon im zarteſten Alter in den Waffen geübt. Die Unterhaltung derſelben koſtete der Pforte ſehr wenig, weßhalb ſie ſtets im Stande war, ungeheure Heere gegen ihre Feinde ausziehen zu laſſen. So zog Soliman 1526 mit 300,000 Mann nach Ungarn, und in der Schlacht nächſt St. Gotthart kämpften 126,000 Mann unter Kiuperli Ogli. Beherzte und erfahrene Führer mit unbeſchränkten Vollmachten, unverantwortlich für nöthige Opfer, ſtanden an der Spitze der Heere, deren Disziplin ſie durch ſchreckliche Strafen und große Belohnungen von Beute zu erhalten wußten. Ihre Kriegsführung war höchſt eigenthümlich und ſchon darum gegen Feinde erfolgreich, deren Phantaſie von Kindheit an durch Mährchen von türkiſcher Unmenſchlichkeit und Wuth betäubt worden war.

Was aber die türkiſchen Truppen bei verſchiedenen Gelegenheiten unbeſiegbar machte, das war der ihrem Nationalcharakter inwohnende fataliſtiſche Enthuſiasmus, das Echtheitsgepräge ihrer orientaliſchen Abſtammung. Die hyperboliſche Sprache dieſes Volkes verkündete die Stärke ihrer Leidenſchaften und ihres Glaubens, der ſie öfter zum Siege führte als die Kriegskunſt. Als der Großvezier aus Konſtantinopel auszog, ſtieg der Mufti auf einen Thurm, betete zu dem Gott des

[1]) Lehre vom Krieg, 3r Theil. Der Türkenkrieg. Von dem Generalmajor Freih. v. Valentini. Berlin. [illegible] Werke, Oeſterreichiſch-militäriſche Zeitſchrift. 1825. [illegible] h. u. f.

Propheten, und rief mit erhobener Stimme dem Heere zu: Eure Feinde sollen vor euch verschwinden, wie der Thau und die Spreu vor der aufgehenden Sonne. Eure Spieße mögen glänzen, wie der Blitz, der vor dem Donner hergeht: eure Säbeln sollen seyn wie die Sicheln in den Händen geschickter Schnitter, und eure gezogenen Röhre sollen die Wirkung des Wetterstrahls haben. Dabei vergesset Mahomet und seine heiligen Gesetze nicht; erinnert euch, daß die Ungläubigen, die ihr tödtet, euch zu Staffeln dienen werden, damit ihr auf selbigen in den Himmel steigen und euch einer ewigen Herrlichkeit nähern könnet.

Im Heraufkehren der Großvezier bis an die Schwelle der Stadtthore zurück, und rief aus: Diese Thore sollen mir auf immer verschlossen seyn, wenn ich nicht als Sieger über meine Feinde zurückkommen werde.

Dieser wild fanatische Geist war ein gewaltiger Würgengel, und schlug die Feinde Mahomeds öfter noch durch die Furcht, welche er verbreitete, als durch die eigne Kraft. Doch litt ihre Heeresverfassung an vielen wesentlichen Gebrechen, welche geschickt benützt, zu einem siegreichen Ausgang des Krieges hätten führen müssen. Nachdem der Krieg erklärt worden, nachdem alle politischen Verhältnisse Oesterreichs nicht ungünstig gestaltet worden, war die Unternehmung rein militärisch. Hier hatten die natürlichen Grenzen der Wirksamkeit Josephs Ruf, allein sein gewaltiger Geist verkannte sie, und strebte über dieselben hinaus, um zugleich der Lykurg und Alexander Oesterreichs zu seyn. In diesem Irrthum wurde der Feldzug auf eine Weise begonnen, die für den Ausgang voll Verhängniß war.

Der Kaiser nahm sein Hauptquartier zu Futak. Er hatte dem Fürsten Kaunitz in Wien sein Testament hinter-

[1]) Leben und Gesch. Josephs II.

lassen, und zeigte sowohl dadurch als durch sein Bedauren über Kriege, daß er entschlossen war, mit dem Heere alle Gefahren des Kriegs zu theilen. Indessen begann er den Feldzug mit einer Mäßigung, Menschlichkeit und Großmuth, die wohl seinem Charakter, aber keineswegs den traurigen Gebräuchen der Kriegskunst und dem Beispiele Friedrichs des Großen, den er sich zum Muster als Feldherr nahm, entsprach. Er hatte den Russen Flaggenpatente zum Kapereien gegen die Türken verfügt, um den Handel so viel möglich zu schonen, entließ zu Fiume einige Türken aus der Kriegsgefangenschaft, empfahl die schonendste Behandlung der Ueberbringer, und zeigte mit dem Leben der Seinigen, die er mehr schonte als sich selbst. Seinen Kriegsplan betreffend tadelten alle Sachverständigen bei so ungeheuren ins Feld gestellten Streitkräften die Unterlassung großer Angriffsbewegungen und die Beschränkung auf eine Art Vertheidigungskrieg, dessen System die Kräfte in Unthätigkeit hinopferte. Man hätte allein mit der Anzahl von Soldaten, welche durch den langen Aufenthalt in sumpfigen Gegenden von Krankheiten hingerafft wurden, ein großes Heer schlagen können.

Während dieses zögernden, schonenden Verfahrens gegen den Feind waren die Kosten ungeheuer. Täglich gingen große Vorräthe zu Wasser und zu Land nach Ungarn ab, und doch bemerkte man keine Erschöpfung der reichen Erbstaaten. Man behauptet, Joseph hätte Ende August 1788 nicht weniger als 600,000 Mann ins Feld stellen können, ohne dem Ackerbau und Handel zu schaden. Allein die Zeit verzehrte unermeßliche Kriegsmittel. Schon Ende Juni desselben Jahres betrugen die Kriegskosten, mit Einschluß der 16 Millionen, welche Rußland geliehen worden, die Summe von 64 Millionen Gulden [1]. Die Armee brauchte täglich 8000 Centner

[1]) Leben und Gesch. Josephs II. 4r Bd., S. 18.

der angreifende Theil aber bis nach Jassy verfolgt, wo man den Hospodar Ypsilanti gefangen nahm. Durch Besetzung Jassys wurde die Festung Chocsim abgeschnitten. Die in deren Nähe erfochtenen Vortheile waren von einem Antrag des Divans der Moldau gefolgt, wonach derselbe Oesterreich gegen dessen Schutz 6000 Arnauten in Kriegsdienst zu geben versprach. Die Pforte schien somit die Moldau und Walachei preiszugeben [1]), um mit größerem Nachdruck Kroatien anzugreifen. Diese Befürchtung hielt den Kaiser ab, für die Behauptung dieser Länder größere Sorge zu tragen, und bestimmte ihn, sich auf Vertheidigung seiner Grenzen zu beschränken. Diese wurde mit Glück geführt in vielen Gefechten an der Unna unter Kray, auf dem nächst Belgrad aufgeworfenen Damm bei Beschanka, und sollte fortgesezt werden, bis der Großvezier nahe genug seyn würde, daß man ihm mit aller Macht entgegenrücken könne, und bis die Russen ihrerseits ihre Unternehmungen angefangen haben würden. Von diesen hieß es, daß sie absichtlich damit zögerten, um Joseph den ersten Anprall der türkischen Hauptmacht aushalten zu lassen. Die Mißgunst Potemkins, welche sich Joseph durch seine Geringschätzung aller Favoriten zugezogen, soll die Ursache dieser Politik gewesen seyn, doch ist dieß niemals erwiesen worden. Indessen wäre durch diese Annahme das Zögern Josephs mit allen entscheidenden Unternehmungen erklärt. Nur das Corps des Prinzen Koburg ließ er angriffsweise den Krieg führen. Es rückte den 10. und 11. Mai gegen Rukzin vor, jagte ein Detaschement der Chocziner Besatzung zurück und beschoß diese Festung, welche von den gegen Oesterreich und Rußland aufgeregten Polen mit Lebensmitteln unterstüzt wurden. Dieser Platz, welchen Kenner für

[1]) Cornova S. 434.

ſchwach und unhaltbar erklärt, widerſtand doch lange Zeit allen Angriffen, und Koburg vermochte um ſo weniger gegen ſie, da die Polen alle auf ihrem Boden errichteten Belagerungswerke zerſtörten [1]).

Bei dem Hauptheere gerieth die wichtigſte Unternehmung in's Stocken. Nach der Einnahme von Schabacz wurde Semlin in Vertheidigungsſtand geſezt, und alle Vorbereitungen zur Belagerung von Belgrad getroffen. Schon waren die nöthigen Dispoſitionen für die Hauptarmee gegeben, die Belagerungsartillerie bei Banovcze an's Land geſezt, und den 16. Mai ſollte die Ausführung der Cernirung Belgrad's vollendet werden, als der Kaiſer plözlich einen Gegenbefehl erließ, in Folge deſſen alle erlaſſenen Dispoſitionen aufgehoben und das Belagerungsgeſchüz zurückgeführt wurde. Die wahre Urſache dieſer Unentſchloſſenheit kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, doch iſt es wahrſcheinlich, daß die Nichtausführung des gemeinſchaftlichen Kriegsplanes von Seiten der Ruſſen der einzige Anlaß dieſer auffallenden Maßregel geweſen ſey [2]). Während der Kaiſer

[1]) Choczim wurde im Jahr 1718 durch Hülfe einiger franzöſiſchen Ingenieurs zu einer förmlichen Realfeſtung gemacht. Die Ruſſen haben ſie im lezten Kriege nicht ordentlich belagert, indem die Uebergabe derſelben bloß die Folge des Sieges war, welchen der Fürſt von Galizin zwei Tage vorher über die türkiſche Hauptarmee erfochten hatte. Dieß geſchah am 20. Sept. 1769. Dreißig Jahre vorher eroberte ſie der ruſſiſche Feldmarſchall, Graf von Münnich, aber erſt, nachdem er drei Tage zuvor einen herrlichen Sieg über die 90,000 Mann ſtarke türkiſche Armee erhalten hatte. Nun iſt ſie aber ſeit dem Frieden 1744 nicht nur ausgebeſſert, ſondern noch mehr befeſtiget worden. — Leben und Geſch. Joſephs 4r. B. S. 221.

[2]) Um mit Sicherheit die Urſache anzugeben, welche dieſen Gegenbefehl hervorrief, müßte man näher von den geheimen Fäden der damaligen Politik unterrichtet ſeyn; indem in den

ſeine Truppen im Banate verſtärkte, vermehrten die nunmehr gewarnten Türken ihre Beſatzung in Belgrad bis auf 9000 Mann, wodurch ſie in den Stand geſezt wurden, Ausfälle gegen ihre Feinde zu machen. Immer ungünſtiger geſtalteten ſich von nun an die Verhältniſſe der Armee gegen den Feind. Die ungeſunde Luft erzeugte in der Sommerhitze unter der Mannſchaft zahlreiche Erkrankungen an Wechſelfieber; ſchon Ende Mai waren dadurch gegen 6000 Mann dem Dienſte entzogen. Demungeachtet blieb die Armee den ganzen Juni hindurch in ihren Lagern bei Semlin und Banovcze. Nur von Zeit zu Zeit wurde dieſe verderbliche Ruhe durch unbedeutende Vorfälle geſtört. Der Krankenſtand mehrte ſich in dieſem Monat auf 12,000 Mann, indem ſich die Ruhr zu den Wechſelfiebern geſellte und zahlreiche Opfer heiſchte. Um den Abgang zu erſetzen mußten 10 Bataillons und zwei Kompagnien Artillerie aus dem Innern der Monarchie berufen werden. Demungeachtet geſchah auch im Juli faſt nichts, außer einigen kleinen Bravourſtücken öſterreichiſcher Offiziere, welche an Langerweile litten. Der Geiſt der Armee, die ſich durch bloßen Stillſtand und Unthätigkeit täglich mehr gelichtet ſah, wurde immer ſchlechter,

---

kriegsgeſchichtlichen Akten nichts darüber vorkommt, und nur die Hinweiſung erſcheint, auf einen Kourier des Prinzen Koburg, der die Nachricht gebracht hatte, daß die Ruſſen jene vier Bataillons, welche ſie zu dem Korps des Prinzen hatten ſtoßen laſſen, wieder zurückberufen hatten. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß das Zaudern der Ruſſen, welche ſich bis dahin beinahe noch gar nicht von der Stelle bewegt hatten — ſomit die Nichterfüllung des adoptirten Operationsplans, den Kaiſer Joſeph bewogen habe, eine Unternehmung einzuſtellen, die ihn für den Fall, daß die Türken, bei der Unthätigkeit der Ruſſen, ihre ganze Kraft gegen Oeſterreich entwickelt hätten, in der freien Dispoſition ſeiner Streitkräfte würde gehemmt haben.

(Oeſt. mil. Zeitſchr. 1831. 6. H. S. 267.)

die Generäle verloren das Vertrauen ihrer Mannſchaft, und der Kaiſer ſelbſt wurde hart getadelt. Indeſſen wanderten viele ſerbiſch-türkiſche Unterthanen in die öſterreichiſche Militärgrenze aus, aber nicht ſelten wurden ganze Karavanen dieſer Emigranten von den Türken zuſammengehauen [1]. Auf dem Damm von Beſchania fiel ein größeres Gefecht mit den Türken vor. Der Monat Juli verſchlimmerte den Geſundheitszuſtand der Armee noch bedeutend; am Ende deſſelben lagen 20,000 Mann in den Spitälern. Die Ruhr hatte die Reihen mancher Bataillone ſo gelichtet, daß aus dreien kaum eines zuſammengeſezt werden konnte. Dieſer Uebelſtand wurde täglich größer, obgleich der Kaiſer Alles aufbot, ihm abzuhelfen. Er that Alles, was er vermochte, und ſchonte die Mannſchaft ſo, daß er ihnen alle militäriſche Ehrenbezeugungen gegen ſeine Perſon erließ: »Wer ſizt, bleibe ſitzen, wer liegt, bleibe liegen,« lautete ſein Befehl [2]. Jeder Mann erhielt ein beſſeres Frühſtück aus der Schatulle ſeines Kaiſers. Er bereiste in Perſon alle Spitäler, um ſich von der Befolgung ſeiner Anordnungen zur Pflege der Kranken zu überzeugen. Ohne Rückſicht auf den Koſtenaufwand wurden alle erdenklichen Mittel angewendet, um das Leben und die Geſundheit der Mannſchaft zu erhalten. Es wurde ein General zur Oberaufſicht der Spitäler ernannt, der ſeine Meldungen unmittelbar dem Kaiſer zu bringen hatte. Aber Alles war vergeblich. Das giftige Miasma der Sümpfe fuhr fort Tauſende ſeiner bravſten Soldaten zu tödten [3].

---

[1] Oeſt. mil. Zeitſchr. 1831. 7s. Heft S. 1—14.

[2] Cornova S. 471.

[3] Oeſterr. militär. Zeitſchr. 1831. 7s. H. S. 18. Vergl. f. Jahrg. 1825. 5s. H. S. 176. „Es ſcheint offenbar wahr zu ſeyn, was General Valentini ſagt: daß nämlich brennende

Der Kaiser selbst fing an sehr leidend zu werden. Er wohnte in einem dürftigen Gasthofe der Vorstadt Semlin's in drei elenden Stübchen. Er und die ganze Armee waren am Tage nur in leichte Leinwand gekleidet, denn obgleich die Nächte so kalt waren, daß man ohne Mantel sich nicht der Luft aussetzen konnte, herrschte am Tage sengende Hitze. Der Kaiser litt am meisten dadurch, denn in diesem Klima selbst, das die Kräftigsten abspannte, und zur Trägheit geneigt machte, arbeitete er unter ungeheuren Aktenstößen in den Geschäften des Staates mit gewohntem Eifer. Zahllose Schnaken (eine Art Moskitos) umschwärmten ihn unaufhörlich, und die ungesunde Luft machte auf seinen Körper einen so üblen Eindruck, daß man die Folgen zu fürchten begann. Um einigermaßen sich gegen die schlechte Luft zu schützen, mußte er sich zum Genuß starker Getränke und zum Tabakrauchen bequemen, obgleich ihm das erstere besonders zuwider war [1]). All' dieses Ungemach hinderte Joseph nicht im Mindesten an seinen Arbeiten; ja selbst im Feldlager gönnte er sich keine Ruhe. Man hat Depeschen in Wien, welche in der Nacht vor dem Angriff auf Schabacz unter freiem Himmel ausgefertigt wurden. Aber sein Körper erlag solchen Beschwerden. Er wurde von einem Faulfieber befallen, und nahm den Keim des Todes in sich auf.

Dürre am Tage, kühle Nächte und Mangel an frischem Wasser — und wir fügen hinzu, so wie überhaupt schneller Temperatur-Wechsel — an der untern Donau Ruhren, Wechsel- und Faulfieber erzeugen; daß ferner der unmäßige Genuß des Obstes [1]), leichtfertige Bekleidung, lange Standläger, forcirte Märsche, Waffenübungen ohne Zweck, die Krankheiten fördern.

1) Vorzüglich der Melone. Taube sagt mit Recht: daß der Genuß dieser Frucht dem österreichischen Heere in Syrmien mehr Krieger getödtet habe, als der Säbel der Türken. — Man sehe in Hiezinger's Statistik der militär. Grenze des österreichischen Kaiserthums.

1) Leben und Geschichte Josephs 4r. B. S. 71.

Sechstes Kapitel.

Loudon bei'm Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs.

So vergingen ſechs Monate des Feldzuges, ohne daß man noch die Hauptarmee der Pforte anſichtig geworden war. Erſt im Juni erhielt man die erſte Nachricht von einer Armee von 80,000 Mann, welche der Großvezier bei Sophia verſammelt habe, und gegen Widdin zu marſchiren beſtimmt ſey. Auch ſollte der Seraskier von Rumelien mit 30,000 Mann von Adrianopel her auf dem Marſch nach Niſſa begriffen ſeyn, aber erſt Ende Juli erhielt man hierüber Gewißheit, welche die Streitkräfte der Türken um 40,000 Mann geringer zeigte. Am 9. Auguſt erhielt der Kaiſer die Nachricht, daß die Poſten Alt-Orſowa und Schuppanek mit Uebermacht angegriffen worden und General Papilla zurückgeworfen ſey. Schöne Waffenthaten wurden von den öſterreichiſchen Truppen verübt, allein ſie hatten keine wichtigen Erfolge. So kämpfte eine handvoll Leute den 28. Brachmonat gegen 4000 Türken, welche hart am rechten Donauufer bei Semendria und Ranna gelagert hatten, und ließ ſich unter dem Schutte des Schloſſes Rama begraben. Lopreſti war der Name des Lieutenants, der heldenmüthiger als Leonidas mit noch geringeren Kräften, 23 Mann, bis in den Tod ſich hielt. Coburg belagerte Chocžim mit verhältnißmäßig geringen Kräften. Am Paſſe Boza wieſen 4000 Oeſterreicher 10,000 Türken mit blutigen Köpfen zurück. An der Saveſpitze wurde wiederholt gefochten; aber alle dieſe kleinen Vorfälle gaben dem Kriege keine vortheilhafte Wendung. In Anordnung ih- rung der Operationen wurden viele Fehler

unter den Befehlshabern waren mehrere, welche den von ihren Talenten gehegten Meinungen durch ihre Handlungen nicht entsprachen. Die Soldaten wurden täglich muthloser, mehr in Folge der Beschwerden und üblen Witterung, als aus Furcht vor dem Feinde, mit dem sie handgemein werden wollten. Die Mißstimmung ward bald in der ganzen Monarchie allgemein. Man beschuldigte den Kaiser, daß er in einen vorgeblichen Antrag Katharinens, die Krimm abtreten zu wollen, falls die Pforte des Kaisers Forderungen erfülle, aus einer Art ritterlicher Caprice [1]) nicht eingewilligt habe, man beschuldigte allgemeiner Lacy, daß er schlechte Dispositionen angeordnet, man beschuldigte Rußland, daß es den Kriegsplan Oesterreichs ohne Unterstützung lasse, und wünschte vor allen Dingen, daß man Loudon zur Armee rufe und ihm den Oberbefehl übergebe. Dieser treffliche Feldherr soll sich, als er von dem Ungemach der Armee, von den Krankheiten und Mißgriffen hörte, geäußert haben: »Lieber wäre ich jung in einer Schlacht gefallen, als daß ich jetzt in der Ohnmacht des Alters meinem Kaiser nicht mehr dienen kann.« Seine Gebrechlichkeit war wirklich groß, aber noch größer sein Eifer für Oesterreich. Der Kaiser, um wenigstens einen Wunsch der Armee und seiner Unterthanen zu erfüllen, schrieb endlich an ihn: »Ich befehle Ihnen nicht, »mein lieber Feldmarschall Loudon, das Kommando mei»ner Truppen zu übernehmen, aber ich bitte Sie, es zum »Besten des Staats und aus Liebe für mich anzunehmen.[2]« Ueberwunden durch solche Huld gehorchte Loudon den Wünschen des Kaisers, erbat sich aber unbeschränkte

[1]) Er soll gesagt haben „lieber wolle er alle seine Ansprüche fahren lassen, als die Abtretung der Krimm zugeben.“

[2]) Leben und Geschichte Joseph II. Kr. B. S. 94.

Vollmacht, welche ihm auch bewilligt wurde [1]). Am 13. Aug. reiste er zur Armee, welche ihn mit lautem Jubel empfing.

Inzwischen hatten sich gegen die Russen neue politische Mißverhältnisse gebildet. Schweden hatte sich gegen dasselbe gerüstet. Schon am 9ten Juni stach seine Flotte unter dem Herzog von Südermanland in See. Indessen gingen die Russen am 16ten über den Bug gegen die Türken, am 21ten nach Michakowska unfern von Otzakow. Am 18ten und 27ten wurden die Türken in zwei Seeschlachten vor diesem Platz geschlagen. Aber an demselben Tage wurde der Verbindungstraktat zwischen den Höfen von Berlin, London und des Haags unterzeichnet. Zu Land hatten die Russen unterdessen Coburgs Heerschaar durch Soltikows Korps unterstützt, welche somit an den ersteren Unternehmungen großen Antheil hatten. Romanzow, der den 5ten Heumonat über den Dniester gegangen war, machte Miene, sich der Donau zu nähern, was dem Feldzug eine andere Wendung gegeben haben würde. Aber diese Bewegung unterblieb. Die Kräfte Rußlands, zwischen dem Krieg mit Schweden und den gegen die Pforte getheilt, konnten der ursprünglichen Angriffsplan in Gemeinschaft mit Oestreich nicht durchführen, und so war die Grundidee der Unternehmung vernichtet, und Alles, was darauf Bezug hatte, hauptsächlich aber die Einleitungen Oesterreichs in ihrer Wesenheit — vergeblich.

Die Ankunft Loudons bei der Armee, welche Joseph zum feierlichen Empfang des Helden ausrücken lassen wollte, belebte Alles mit neuem Muthe. Er langte am 18ten bei dem kroatischen Korps im Lager von türkisch Dubicza an, nachdem er mit dem Kaiser eine Unterredung gehabt, und

[1]) Loudon's Leben und Thaten. Herausgegeben von einer patriotischen Gesellschaft. 2r Th. S. 47. Wien, 1791.

noch in derſelben Nacht ſchlug er den Feind. Seit Lichtenſtein den Oberbefehl dieſes Korps niedergelegt, hatte ihm Devins gut vorgearbeitet, und alle Anſtalten zum Sturm der Feſtung gemacht. Loudon überſchüttete ſie mit Kugeln, verwandelte ſeine Mauern in Schutt und überwältigte ſie.

Aber wo Loudons Befehle nicht hinreichten, da häuften ſich die Unglücksfälle deſto mehr. Die türkiſche Hauptmacht hatte ſich immer mehr gegen die Donau gezogen, und kündigte ſich den 7ten Auguſt durch einige Kanonenſchüſſe gegenüber von Alt-Orſowa an. Bei Anbruch des Tages gewahrte man eine Reiterei von 13,000 Mann. Papilla, zu ſchwach, dem Feinde zu widerſtehen, mußte ſich zurückziehen, verlor 13 Kanonen, viele Mannſchaft und opferte die Verbindungslinie dem Feinde. Die Türken erbeuteten überdem eine Kriegskaſſe mit namhaften Summen. Immer zahlreicher drangen die feindlichen Schaaren ins Banat. Den 10ten Aug. wurde der Major v. Stein von Brechainville aus der Schanze von Dubowa hinausgeſchlagen, und mußte auch die Palanka den Feinden preisgeben, nachdem er großen Verluſt erlitten hatte, um in der Veteraniſchen Höhle zurückgezogen, dem Feinde die Donau zu verſperren [1]).

---

[1]) Die Veteraniſche Höhle liegt am linken Ufer der Donau, in jenem Banatiſchen Gebirge, welches zwiſchen den Flüſſen Eſerna und Skera in mehreren Zweigen an die Donau herabzieht und meiſt in hohen felſigten Abſtürzen endet. Jener dieſer Gebirgszweige, in welchen ſich die Veteraniſche Höhle befindet, liegt 5½ Stund aufwärts der Feſtung Neu-Orſowa, zwiſchen den Dörfern Dubowa und Plawiſchevicza, und hat unter mehreren Namen auch den des Blutſteines, weil er ſo oft, vorzüglich mit Türkenblut getränkt worden war. Die Benennung der Höhle rührt von dem Feldmarſchall Grafen Veterani her, unter deſſen Oberbefehl der Hauptmann Baron d'Arman, vom Regimente Mansfeld, mit 300 Mann und 5 Kanonen dieſe Höhle im Jahre 1692 durch 45 Tage gegen die Türken vertheidigte. Der Felſenweg

Die Türken, welche die Wichtigkeit dieſes merkwürdigen Platzes wohl kannten, und um jeden Preis die freie Donauſchifffahrt gewinnen wollten, ſuchten ſich deſſelben zu bemächtigen, und es gelang ihnen Brechainville auch von hier zu vertreiben, nachdem der Kampf an der Redoute ſich auf 2000 Leichen angehäuft hatte. Auch Wartensleben wurde in ſeiner Stellung auf dem Laßmare von den Türken angegriffen, und verlangte vom Kaiſer Hülfe. Alle Ereigniſſe ſchienen das Gegentheil von dem zu weiſſagen, was Joſeph bei Empfang der Nachricht von dem Eindringen der Türken im Banat mit ſichtbarer Freude verhieß. »Nun müſſen wir ſiegen; Alles war wohl vorhergeſehen und bedacht. Hier erfocht Prinz Eugen 1697 einen glänzenden Sieg über die Türken, und hier iſt auch der beſte Platz ſie wieder zu ſchlagen.«

Sein nächſtes Ziel war nun, ſich mit Wartensleben zu vereinigen, der fortwährend hart bedrängt wurde, ſeine Stellungen verlaſſen, und bei Feniſch eine neue Poſition faſſen mußte. Der Kaiſer begab ſich nun nach Weißkirchen

---

den ſich hier die Donau gebahnt hat, iſt ſo enge, daß ein Piſtolenſchuß von einem Ufer zum andern reicht. In der Mitte dieſes Felſenkanals nun liegt am linken Ufer die Höhle mit ihren Verſchanzungen, welche die Fahrt auf der Donau dergeſtalt ſperren, daß kein feindliches Schiff es wagen darf, ihnen zu trotzen, ohne Gefahr zu laufen, in Grund gebohrt zu werden. Dieſe gänzliche Hemmung der feindlichen Kommunikation auf dem Donauſtrome war auch in dieſem Feldzuge die Aufgabe der Beſatzung dieſer Höhle, welche ſie genau erfüllte, ſo lange ſie in ihren perſönlichen Kräften und im Vorrathe ihrer Munition die Mittel dazu fand. Die Beſatzung beſtand, vor dem Einbruche der Türken bei Schuppaneck, aus zwei Kompagnien der walachiſch-illyriſchen Grenzregimente von 280 Köpfen, unter Kommando des Hauptmanns Mahowacz, mit 11 Kanonen. Nach dem Vorrücken der Türken wurde der Major Stein von Brechainville mit ſeinem Bataillon dahin beordert. (Oeſterr. milit. Zeitſchr. 1831. 3. B. S. 204

ohne Weiteres zu unternehmen. Durch die Eroberung der Veteranischen Höhle wurden inzwischen die Türken Herren der ganzen Donau, auf der sie eine Menge Kriegsfahrzeuge bis Belgrad unterhielten. Die österreichische Hauptarmee selbst war in ihrer Stellung nicht mehr sicher, indem sich die Türken aller Päße bemeistern und die Armee von ihren Verbindungen im Rücken abschneiden konnte. Während dieser dringenden Gefahr blieb die Hauptarmee in unseliger Unentschlossenheit, weil sie keine bestimmten Nachrichten von der Donau her hatten, und als sie endlich Bestimmtes erfuhr, war es die Nachricht, daß Brechainville sich noch weiter nach Verschitz zurückgezogen, Lilien Panczowa geräumt, und die schöne Ebene zwischen Uipalanka, Weißkirchen, Pancsowa bis Oppowa preisgegeben hatte. Dieß bestimmte die Hauptarmee, die Stellung bei Karansabes zu beziehen, was am 20ten Sept. geschehen sollte, nachdem man die Stellung zwischen Salota und Slatina verlassen hatte. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der besser als jede andere Episode aus diesem Feldzug den moralischen Zustand eines Heeres charakterisirt, dessen schlechterer Theil aus barbarischen Völkern bestand, dessen besserer vielleicht mit Recht seinen Führern mißtraute [1]). Anfangs ging der Marsch in der schönsten Mondnacht in bester Ordnung vor sich, allein ein unbedeutender Umstand brachte bald das ganze Heer in Verwirrung. Einige Husaren geriethen bei einem Wagen mit

---

[1]) Diese Begebenheit ist, vielfach entstellt, in mehreren Schriften mitgetheilt worden. Einige lassen den Kaiser durch Walachen den Türken verrathen werden, Andere sprechen von einem wirklichen Angriff der Türken. Obige Darstellung ist nach den Kriegsakten verfaßt, welche der österreich. militärischen Zeitschrift bei ihren Darstellungen zum einzigen Leitfaden dienen. Man findet die ersten ausführlichen Nachrichten im Jahrg. 1831. 4r B. S. 60 u. folg.

Branntwein in Händel mit mehreren Soldaten des Freikorps, und verjagten sie. Die Vertriebenen, der Rachsucht alle andern Rücksichten aufopfernd, kamen wieder zurück, brannten ihre Gewehre auf die Husaren los, und schrien laut Turci! Turci! Auf dieses Geschrei entstand allgemeine Verwirrung und Flucht unter den überraschten Husaren, welche um so schneller um sich griff, da das Kommando »Halt!« »Halt!« nicht zu hemmen, noch mehr erschreckte, denn man hielt es für das Allahgeschrei der angreifenden Türken. Da sich wider die gegebenen Befehle eine Menge Reitknechte mit Pferden zwischen den Kolonnen der Infanterie aufhielten, so wurde die allgemeine Verwirrung noch größer, denn viele Mannschaft, welche im Vertrauen auf die Sicherheit des Marsches, während der Ruhe sich dem Schlafe überlassen hatte, feuerte beim Erwachen gegen die Leute vom Gepäck. Beim ersten Lärm setzte sich der Kaiser zu Pferde, und versuchte die Ordnung herzustellen, allein das Kreuzfeuer seiner eigenen Truppen täuschte ihn selbst über die wahre Ursache der Verwirrung. Er verlor seine Suite, verirrte sich, und kam in Begleitung eines einzigen Mannes nach Karansebes[1]). Der Erzherzog Franz kam in derselben Nacht in das Gedränge, wurde aber in ein Quarré genommen, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Dieser geringfügige Vorfall hatte heillose Folgen. Der Troß gerieth in eine beispiellose Zerrüttung. Die Führer der Pferde schnitten die Sattelgurten ab, warfen die Lasten auf die Straße, und flohen auf den nackten Pferden mit dem Geschrei: »die Türken sind da, rettet Euch, Alles ist verloren!« davon. »Die Fuhrknechte der Artillerie zerschnitten die Stränge, und folgten dem gegebenen

[1]) Karansebes ist der Ort, wo Ovid sein Leben schloß. Den Namen will man von dem Anfange einer seiner Oden Cara mihi sedes ableiten.

Beiſpiel[1]). Die einzelnen dabei kommandirten Soldaten feuerten hier und da ihre Gewehre los, ohne zu wiſſen, warum und auf wen, und vermehrten dadurch die Angſt und das Geſchrei unter dem Troſſe. Kurz, die ganze Straße war bedeckt mit wie wahnſinnig rennenden Menſchen zu Fuße, zu Pferde, in Wagen — ſchreiend, fluchend, weinend — Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. Sie war beſäet mit Sätteln, Packtaſchen, Zelten, Keſſeln, Geräthe, Koffern u. ſ. w. Die Unordnung in dieſem Troſſe war gränzenlos, über allen Ausdruck, alle Beſchreibung.«

Die Folgen für die Landeseinwohner waren noch trauriger. Die Flüchtlinge vom Troß waren durch nichts mehr aufzuhalten, und benüzten ihre Freiheit zu Raub und Plünderung. Das erſte Opfer derſelben war das Städtchen Karanſebes; von hier zog der blinde Lärm bis nach Lugos, das von ſeinen Einwohnern verlaſſen, nun eine Beute der zügelloſen Horde wurde.

Die übrigen Kriegsereigniſſe des Feldzugs 1788 waren nicht bedeutender als die vorhergegangenen. Der Kaiſer ſchlug ein neues Lager bei Lugos auf, wo er die Nachricht von der Uebergabe Chotims erhielt. Für dieſen hatte Coburg Befehl, die ganze Moldau den Ruſſen zu übergeben. Der Kaiſer bemühte ſich nun, die Türken auf allen Seiten zu drängen, und ſie allmählich aus dem Banat hinauszuwerfen. Die Uebergabe Chotims hatte auf dieſen Plan weſentlichen Einfluß, denn die Türken fingen nach derſelben an, ſich ſchaarenweiſe zurückzuziehen. Prinz Coburg und Spleny verfolgten ihre Vortheile, und verkürzten den Kordon, um die Stellung des Heeres mehr zu konzentriren. Wartensleben rückte bis Mehadia vor, und der Kaiſer zog ſich gegen

[1]) Oeſterr. milit. Zeitſchr. 1831. 4r Bd. S. 63.

Panczowa, Syrmien und Semlin. Die Uipalanka wurde überwältigt. Indeſſen hatte Loudon Novi genommen. Er ward anfangs November nach Semlin berufen, und bald darauf bezogen die beiderſeitigen Kriegsheere Winterquartiere. Nach der Meinung Kriegsverſtändiger hätte Oeſterreich jedoch einen Winterfeldzug wagen ſollen, da die Heeresverfaſſung der Türken, die Beſchaffenheit ihrer Reiterei, deren Pferde nicht beſchlagen wurden, und die Gewohnheiten der Türken ihren Feinden den Sieg leicht gemacht haben würden [1]).

Die Reſultate dieſes Feldzuges waren immerhin weſentlich. Oeſterreich war im Beſitz der Hauptfeſtung Choczim, der kleinen Feſtungen Dresnick, Dubicza, Novi und Schabacz, ſammt fünf Diſtrikten der Moldau, hielt einige vortheilhafte Päſſe in der Walachei beſezt, hatte durch Feſtſetzung in Zabrecz, Pallaſch und Schabacz feſten Fuß in Serbien gewonnen, hatte Truppen in Bosnien und in türkiſch Kroatien ſtehen, und war noch immer ſo wenig geſchwächt, daß es den nächſten Feldzug mit 300,000 Mann beginnen konnte. Die Vorräthe betrugen 100 Millionen im Werth. Dagegen hatte die Pforte am Schluß des Feldzugs kein Dorf im öſterreichiſchen Gebiet, und nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung bei einem Koſtenaufwand von 35 Millionen 120,000 ihrer beſten Truppen verloren, während Oeſterreich kaum 60,000 Mann eingebüßt hatte [2]). Doch waren die Verluſte des Kaiſers immerhin höchſt bedeutend. Der größte Theil der verlornen Mannſchaft war durch Krankheiten hingerafft, nur 12,000 Mann waren gefallen oder gefangen. Von 172,000 Kranken, welche man während des ganzen Feldzuges gezählt,

---

[1]) Oeſterr. milit. Zeitſchr. Ueber den Türkenkrieg theilung eines Werkes von Valentini.

[2]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4r Bd.

starben nicht weniger als 33,000 [1]. Die Kosten werden auf 50 bis 70 Millionen berechnet. Der größte Gewinn Oesterreichs bestand demnach in den, während dieses Feldzugs gesammelten Erfahrungen, die gehörig benüzt, für Fortsetzung des Kriegs hätten entscheidend seyn können.

Der türkische Feldzug vom Jahr 1788 zeigte erstens die moralische Gewalt der Civilisation und Humanität über einen barbarischen Feind, dessen natürlicher Charakter alle Achtung verdient. Der Name des guten Kaisers hatte bei seinen Feinden fast einen besseren Klang als in der eigenen Monarchie. Jussuf Pascha, der Großvezier, und der Pascha von Belgrad gaben die Achtung, welche sie gegen ihn hegten, bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Sie sprachen nicht anders als mit der größten Ehrfurcht von den großen Eigenschaften ihres erhabenen Gegners. Sie bewilligten mit einer, unter den Türken bisher beispiellosen Bereitwilligkeit, alle Forderungen seiner Humanität wegen Einstellung des Kopfabschneidens der Gefangenen und ihrer Auswechslung, und sendeten ihm den Leichnam des Helden Lopresti mit seidenen Tüchern bedeckt, unter Ausdrücken der Bewunderung und des Bedauerns zurück. Diese Ehrfurcht vor dem Kaiser theilte sich auch ihren Horden mit. Man erzählt sich davon viele rührende Anekdoten. Während einer kurzen Waffenruhe kamen einst einige Türken aus der Festung Gradisca in die Nähe der österreichischen Vorposten. Einer von ihnen riß eine Stange aus, welche zu einem Signal von den Oesterreichern gesezt worden war, sezte sie aber sorgfältig

---

[1]) Cornova. Leben Jos. II. S. 478. Diese Angabe ist aus Dr. Schmidts vorläufigen Nachrichten nach dem Krankheits- und Moralitätszustand der Armee während der Feldzüge v. 1788 bis 1789.

wieder an ihre Stelle, als ihm ein Soldat im Scherz zurief, daß sie da, der Kaiser hat sie setzen lassen [1]).«

Der Feldzug 1788 zeigte ferner, daß Josephs humanes Kriegssystem und sein menschenfreundlicher Charakter nicht zu dem grausamen Kriegsgeschäft tauge, daß persönlicher Muth nur zu den untergeordneten militärischen Anlagen gehöre; daß in gewissen Lagen Schonung der Truppen eine Grausamkeit gegen das ganze Heer sey. Der Kaiser hatte sich bei mehreren Gelegenheiten durch Entschlossenheit und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet. Auch im Oktober erfochten seine Truppen, unter seiner persönlichen Leitung, einen rühmlichen Sieg, nachdem Joseph sich gegen seinen Kriegsrath zum Rückzuge erklärt hatte. Die Türken mußten, nach einem Verlust von 3000 Mann, nach Pancsowa flüchten. Allein, so wenig er selbst die Gefahr scheute, so sehr suchte er die Seinigen derselben zu entziehen. Der Anblick der Sterbenden und Verwundeten ergriff sein Gemüth so stark, daß er auf dem Wahlplatz von Pancsowa ausrief: »Es ist gut, daß der Kampf ein Ende nimmt; es fließt zu viel Blut, von dem jeder Tropfen meinem Herzen theuer ist. Es ist genug um Anderer willen geschehen [2]).« Mit diesem Gemüthe sollte er keinen Krieg gegen Türken beginnen — sagten die Zeitgenossen.

Der Feldzug 1788 zeigte, daß Oesterreich, vermöge der Zusammensetzung seines Heeres, nicht in der Verfassung eines kriegerischen Staates sey. Denn so verschiedenen Völkerschaften einen gemeinsamen Geist einzuhauchen, war eine Aufgabe für ein Jahrhundert. So reich das österreichische Heer an innerer und äußerer Kraft war, so fehlte doch zur Zeit noch

[1]) Leben u. Gesch. Jos. 4r. Bd. S. 148.

[2]) Daselbst. S. 132.

in demſelben der geiſtige Organismus. Daher gab es im Türkenkriege zahlloſe Heldenthaten Einzelner, aber kein kräftiges Zuſammenwirken. Loudon beklagte ſich oft über den geringen Pflichteifer der Generäle. Einige Truppengattungen waren durch ihre Feigheit für das ganze Heer gefährlich, wie der Vorfall bei Karanſebes beweist, da die ganze Armee durch einige beſtialiſche Wichte in Unordnung gerieth; das Heer war ein Gemiſch von wohl disciplinirten, tapferen und vom beſten Geiſt beſeelten Truppen und einem aufgerafften Geſindel aus den Puſten des tiefen Ungarns und den Wäldern des Banats.

Der Feldzug zeigte ferner, wie mißlich das Zuſammenwirken zweier Armeen verſchiedener Souveräne ſey, wenn einer ſeine Vorkehrungen von den Plänen und Unternehmungen des Anderen abhängig macht, wie gefährlich übrigens der Krieg auf einem Schauplatze ſey, deſſen Einwohner, die Walachen [1]), feig, käuflich, verrätheriſch, hinterliſtig und diebiſch, jeden Schritt der Armee durch blinden Lärm, Spionendiendienſt an den Feind und falſche Nachrichten gefährdeten. Dieſes Volk brachte unſägliches Unheil über die öſterreichiſche Armee, und nöthigte den Kaiſer ein Detaſchement gegen ſie auszuſchicken, mit dem Befehl, Jeden, deſſen ſie habhaft würden, hängen zu laſſen, ihre Kinder aber aufzugreifen, damit man ſie in andere Provinzen vertheilen und zu beſſeren Unterthanen erziehen könne. Im Oktober wurden acht vornehme Walachen nach Wien ins Stockhaus

[1]) Ihr Name gilt noch heute als Schimpfwort in den ungeriſchen Ländern. Graf Veterani ſagt in ſeinen Memoiren von ihnen: „ſie ſind eine treuloſe Nation, die nicht civiliſirt werden kann und der man nicht trauen darf.“

gebracht, von welchen es hieß, daß ſie zu einen Attentat auf das Leben des Kaiſers ſich verſchworen hätten [1]).

Der Feldzug vom Jahre 1788 zeigte endlich, daß die natürliche Stimmung der öſterreichiſchen Völker dem Kriege überhaupt, und insbeſondere dem gegen die Türken abgeneigt ſey, die als friedliche Nachbaren längſt die Greuel vergeſſen gemacht haben, welche ſie in früheren Zeiten auf öſterreichiſchem Boden und dicht vor den Mauern Wiens verübt haben; die Kriegsſteuer, welche ſchon 1788 ausgeſchrieben werden mußte, erregte großen Unwillen, ſowohl gegen den Kaiſer als den durch Lacy angeordneten Defenſivoperationsplan, ſtatt deſſen Ausführung man nach allgemeiner Meinung Belgrad hätte ſtürmen und die Pforte auf ihren eigenem Gebiet hätte zwingen ſollen um Frieden zu bitten.

Siebentes Kapitel.

Vukaſſevich in Montenegro.

Während der unmittelbare Angriff des Feindes zu ſo unbefriedigenden Reſultaten führte, mißlang auf einer anderen Seite eine Unternehmung, welche als das kühnſte und reizendſte Abentheuer dieſer Zeit, eine ſchöne Epiſode in der Geſchichte des Türkenkrieges bildet.

Nachdem die Mißhelligkeiten zwiſchen Oeſterreich mit der Pforte einen ſo ernſthaften Charakter angenommen hatten, daß die Wahrſcheinlichkeit eines Krieges den höchſten Grad erreichte, hatte Mahmud, Paſcha von Scutari, ein Mann von heftigem, treuloſem Charakter, das Banner des

---

[1]) Leben und Geſch. Joſ. 4r. Bd. S.

Aufruhrs ergriffen. Ganz Albanien, ohnehin durch verſchiedenartige Glaubensbekenntniſſe der Bewohner in ſich zerfallen, ſtrebte nach Unabhängigkeit von der Pforte; das Gebiet von Montenegro hierdurch der Gefahr ausgeſezt, ein Schauplatz blutiger Empörung zu werden, ſandte Abgeordnete zum Wiener Hofe, und bat den Kaiſer um ſeinen Schutz. Dieß veranlaßte das Kabinet, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenden zu richten, wo es bei dem Stande der Angelegenheiten leicht ſchien, die Pforte auch außerhalb des Kriegsſchauplatzes zu beſchäftigen, um ihrer Macht Abbruch zu thun. Kaiſer Joſeph faßte ſchnell den Gedanken auf, und beſchloß unter ſeiner unmittelbaren Leitung eine Unternehmung in dieſer Richtung zu verſuchen, welche getrennt von der Wirkſamkeit des kroatiſchen Armeekorps, unabhängig für ſich beſtehen mußte da ihr Wirkungskreis vom Schauplatz des Krieges weit entfernt lag und theils von feindlichen, theils von zweideutiggeſinnten Gebieten umſchloſſen war. Einer Sage nach, hatte ſich der Paſcha von Scutari in einen unmittelbaren Rapport mit dem Kaiſer geſtellt, und ſowohl von ihm als von der Kaiſerin von Rußland die Zuſage der Anerkennung ſeiner Unabhängigkeit erlangt [1]). Um den Fortgang des Aufſtandes genau zu beobachten und deſſelben Entwickelung genau

[1]) In Wien erzählte man ſich ein intereſſantes Mährchen: „Nachdem Se. Majeſtät, hieß es, bereits Trieſt verlaſſen hatten, und ſich auf der Straße von Kroatien befanden, ſprengte ein Trupp türkiſch gekleideter Reiter gegen den Wagen des Monarchen zu, und erkundigten ſich, ob der teutſche Kaiſer nach Trieſt kommen würde, und ob ſchon dort, und wo er eingekehret ſey, da ſie einen wichtigen Auftrag an ihn hätten. Der Monarch erwiederte, „der teutſche Kaiſer ſey ſchon von Trieſt weg; ſie würden ihn aber an einem beſtimmten Orte, wenige Meilen von hier, wo Nachtlager ſeyn würde, um 6 Uhr des nämlichen Abends ſprechen können.“ Wirklich erhielten ſie Gehör, aber wie erſchracken ſie, als ſie nun in dem teutſchen Kaiſer denſelben

zu benutzen, erhielt der Hauptmann Baron Philipp Vukassevich, ein eingeborner Dalmatiner und entschlossener patriotischer Offizier, der besonders begünstigt, dem Kaiserhofe blind ergeben war und schon vor acht Jahren Montenegro bereist hatte, den Auftrag, in Begleitung des Hauptmann Pernet und fünf anderer Gefährten worunter ein Priester, das eigentliche Verhältniß des Landes Montenegro zur Empörung in Albanien zu durchforschen, seine geheime Verbindung mit dem Armeekorps in Kroatien zu unterhalten und mit dem Pascha in Unterhandlungen zu treten. Er erhielt den 26sten Jenner 1788 die nöthigen Instruktionen und Hülfsmittel, und begab sich im Februar deſſelben Jahres auf einem mit Früchten überdeckten Fahrzeuge nach Ragusa. Die Gefahren seiner Unternehmung zeigten sich bald auf der See, wo zwei türkische Kanonellen an der Küste streiften, deren Aufmerksamkeit Vukassevich nur mit Hülfe eines venetianischen Schiffes entging, welches seine Waffenvorräthe verbarg. In einem Fischerbot erreichte er selbst glücklich das Gebiet von Montenegro. Hier hauste ein wildes Hirtenvolk, das beinahe unbekannt der übrigen [1]) Welt seine

---

Mann erblickten, der sie hieher bestellt hatte. Der Vornehmste unter ihnen hielt sogleich in illyrischer Sprache eine Anrede, die Sr. Majestät durch einen bei sich gehabten Dollmetscher verteutschet ward, und zog zulezt aus seinem Busen ein Originalschreiben des Paschas von Scutari an Se. Majestät, das er mit äußerster Ehrfurcht übergab. Der Monarch ließ sie hierauf durch Dollmetscher von seinem Willen ausführlich verständigen, gab ihnen ein Antwortsschreiben an den Pascha, ihren Herrn, mit, nebst einem kostbaren mit Brillanten besezten Reigerbusch zum Geschenk für denselben. Der Korrespondent schließt mit den Worten, daß ihm mehreres von diesem wichtigen Auftritte zu sagen nicht erlaubt sey." — (Leben und Gesch. Jos. II. S. 191.)

[1]) Erst in neuerer Zeit erhielt man nähere Nachrichten von diesem Volk durch einen französischen Militär in: Vialla I. C.

Unabhängigkeit von Albanien und Herzegowina behauptete, und in einem unzugänglichen Gebirg verſchanzt, ſich nur mit Gewalt von der Pforte Steuern abnehmen ließen. Die Rohheit dieſes Volkes, das immer bewaffnet iſt, wird nur von ſeiner Grauſamkeit und Treuloſigkeit übertroffen. Für Geld waren die Meiſten Meuchelmörder. Mit dieſer Nation unterhandelte Vukaſſevich von Stagniewitſch aus; allein Venedig verlangte deſſen Ausweiſung aus ſeinem Gebiet, indem es ſich auf die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit der Pforte berief. Das Kloſter, auf deſſen Schutz er rechnete, behandelte ihn als einen Flüchtling und Abentheurer mit Mißtrauen und Geringſchätzung. Alle dieſe Schwierigkeiten beſiegte indeſſen die Entſchloſſenheit und Schlauheit des kühnen Mannes. Er brachte eine Volksverſammlung zu Stande, ſezte ſich mit Gefahr ſeines Lebens der Wildheit ihrer Mitglieder aus, und brachte dieſe dahin, daß ſie gegen das Verſprechen eines Goldſtücks für jedes Haus zum Geſchenk und des Wiederaufbau's eines eingeäſcherten Kloſters, ſich willig bezeigten, die Pläne des Vukaſſevich zu unterſtützen. Dieſer verlangte die Bildung einer Leibwache aus den Tapferſten des Volks und den Huldigungseid für ſeinen Kaiſer. Obgleich nun Vukaſſevich wirklich die verſprochenen Geſchenke unter das Volk austheilen ließ, wurde er doch bald mit Verrätherei umſponnen, deren geheime Fäden von dem Biſchof Petrovich, der mit dem Paſcha von Scutari im Einverſtändniß ſchien, geſchlungen wurden. Lezterer hatte nämlich ſich wieder anders beſonnen, wollte ſich mit der Pforte ausſöhnen und ſuchte nun vereint mit Petrovich das Vertrauen der

---

de Sommières, voyage historique et politique de Montenegro. Orné d'une carte et de XII. gravures. Paris 1820. 8. 2 Vol. Topographiſche Notizen daraus enthält die öſterreichiſche milit. Zeitſchrift 1828. 2r. Band. S. 174 Litt.

österreichischen Offiziere zu bewirken. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers in türkischer Sprache, an den Pascha gerichtet, wünschte Petrovich nur zu erhalten, um dadurch dem Pascha zu seiner Aussöhnung mit dem Großherrn behülflich zu seyn. Mit Mühe erhielt sich Vukassevich unter den Montenegrinern zu Cettigne, und beschwichtigte die durch des Paschas Kreaturen bewirkten Gährungen mit großen Geldopfern, welche ihm einen kleinen Anhang sicherten. Demungeachtet wurde seine Lage immer gefährlicher, denn der Pascha verlangte von Montenegro die Köpfe der kühnen Fremdlinge und Petrovich wiegelte das Volk gegen ihn auf, während er zugleich Vukassevich Ergebenheit heuchelte. Ein anderes Werkzeug des Pascha, Namens Pichler, der als Arzt in Albanien bekannt, gab vor, von dem Pascha mit Aufträgen in das Hoflager des Kaisers gesendet worden zu seyn, aber mit nichts seine Angaben beglaubigte. Mitten unter den Täuschungen dieser gleißnerischen Betrüger, täglich Anschlägen auf sein Leben ausgesezt, wußte Vukassevich sich doch so lange zu behaupten, bis ihm eine Verstärkung von 220 Mann, deren Durchzug die Venetianer lange nicht gestatten wollten, eine gesicherte Grundlage für seine Unternehmung gewährte.

Während der türkische Pascha von Scutari öffentlich die größte Feindseligkeit gegen Oesterreich an den Tag legte, und an seinen Küsten die Hinderung des Einlaufens aller österreichischen Schiffe anbefehlen ließ, hatte er durch Pichler die schmeichelhaftesten Versprechungen dem Wiener Hofe geben lassen, wodurch sich dieser veranlaßt fühlte, den Offizianten der Staatskanzlei, Herrn v. Brogniard mit neuen Aufträgen nach Raguſa zu senden, um von dort aus die Unterhandlungen mit dem Pascha fortzusetzen. Dieser junge Diplomat hoffte den Pascha gänzlich zu gewinnen durch ein

Geſchenk von 15,000 Dukaten, mit welcher Summe er ſich, ungeachtet der Warnung des mit dem Charakter des Paſchas genau unterrichteten Bukaſſevich, in Begleitung des Hauptmann Pernet, unverzüglich nach Scutari begab, um unter dem Schilde einer Gewürzhandlung ſeine Unterhandlungen fortzuſetzen. Am 12. Juni empfing der Paſcha um Mitternacht die Abgeordneten im Schloſſe, nahm ihnen ſpäter die großen Summen, welche das Pfand des Bundes mit Oeſterreich ſeyn ſollten ab und verlangte auch Bukaſſevich zu ſprechen, der jedoch dieſer Zumuthung keinen Erfolg gab. Als ſich der Paſcha im Beſitz der Schätze ſah, die der Preis ſeines Abfalls ſeyn ſollten, dachte er neuerdings an Verrath, welcher durch die Unzufriedenheit des Volkes mit der räthſelhaft günſtigen Aufnahme der Fremden und die drohenden Gefahren eines Aufſtandes gegen ihn beſchleunigt wurde. Kaum waren die öſterreichiſchen Abgeordneten mit einem Sicherheitsſchreiben vom Paſcha abgereist, als er ihnen ſeinen Vertrauten, Aſanhot, mit 12 Bewaffneten nachſandte, welche die Abgeordneten überruderten, ſie zur Landung verlockten und hinterliſtig ermordeten.

Unmittelbar nach dieſer Schandthat ſendete Mahmud Baſſa an die Häupter des Volkes von Montenegro folgendes Aktenſtück kanibaliſcher Niederträchtigkeit:

»Mein Geſetz, mein Syſtem und meine Neigung heißen mich unabhängig ſeyn, und jede Allianz, auch die vortheilhafteſte, verwerfen. Der Kaiſer hat mir geglaubt, und ich habe mich nur verſtellt, um ihn zu betrügen; es iſt mir geglückt und es freut mich. Der Tod ſeiner Offiziere iſt die Belohnung geweſen, die ich ihm für achtzig Beutel mit 4000 Zechinen für eine Menge Kriegsvorrath, für zwei Windbüchſen und viele andere Geſchenke die er mir geſchickt, gemacht habe. Damit bin ich aber noch nicht völlig zufrieden; ich will noch das Blut aller Oeſterreicher in dieſen

Gegenden. Ich biete euch alſo 5 Zechinen für jeden Kopf eines Teutſchen an, den ihr mir überſchicken werdet, und 500 für den Kopf des öſterreichiſchen Obriſt Bukaſſevich, der, wie ich weiß, ſich noch bei euch verſchanzt befindet. Folgt meinem Beiſpiele, maſſakrirt alle und theilet ihre Sachen als gute Brüder; weigert ihr euch aber mir zu gehorchen, ſo komme ich nach dem Raimazan mit meinen Truppen ſelbſt zu euch [1]).«

Die Köpfe der vier Ermordeten wurden zu Scutari öffentlich auf Pfählen aufgepflanzt, und hierauf dem Sultan als Zeichen der Unterwerfung geſendet. Der Paſcha fügte dieſer Sendung ein Schreiben bei, worin er verſicherte, daß er eigentlich nie ein Feind der Pforte geweſen, und nur die benachbarten Baſſa's zu demüthigen geſucht hätte. Allein der Großherr ſchickte ihm die Köpfe mit dem Bemerken zurück: »Du haſt dich gegen den teutſchen Kaiſer eben ſo als ein Schurke betragen, wie du dich gegen den Großherrn, deinem rechtmäßigen Gebieter, immer noch als ein treuloſer Schurke erwieſen haſt. Du biſt ein ehrloſer Mann, und als ſolcher wirſt du auch ſterben.«

Bald zeigten ſich indeſſen die üblen Folgen dieſes Ereigniſſes in Montenegro, das zu behaupten nun Bukaſſevich täglich ſchwieriger wurde. Schon am folgenden Tage dachten ihm Meuchelmörder das Schickſal der Abgeſandten nach Scutari zu, und mit Mühe rettete er ſein Leben. Das ganze Land gerieth in Aufſtand gegen ihn, und er ſah ſich genöthigt, ſich zu verſchanzen und vier Geſchütze, welche er zu

[1]) Von den Charakter dieſes Kannibalen erhält man einen Begriff durch die damals allgemeine Sage, daß er ſeine Weiber eben ſo ſchnell überdrüſſig wie ſeiner Freundſchaftsbündniſſe der Geliebten ſeiner neuen Wahl gewöhnlich dadurch zu huldigen anfing, daß er ihre Vorgängerin ermordete.

seiner Unternehmung erhalten hatte, aufzupflanzen. Dennoch gelang es ihm sich zu behaupten, obgleich er in seinen Anstalten durch den Bischof Petrovich und die Daziſchenkunft eines russischen Obristlieutenants Ivelich, der sich im Namen seines Hofes in die Angelegenheiten des Landes einmischen wollte, gehindert sah. Er brachte es durch die Gewalt, welche er über das Volk ausübte sogar dahin, daß es gegen den Pascha von Scutari eine offene Kriegserklärung erließ. Seine Anstalten, um das türkische feste Städtchen Xabiak mit Hülfe der Montenegriner zu überfallen, wurden nur durch Petrovich vereitelt. Eine Verstärkung von 100 Mann, welche er am 10. Juli erhielt, erfüllte die Montenegriner mit neuem Muth, denn das Gericht verzehnfachte ihre Anzahl. Petrovich selbst schien nun dem Unternehmen günstig gestimmt, und ward von Vukassevich mit Vorsicht benüzt. Mit einer kleinen, aber trefflich geführten Schaar, zog er nun gegen Spuß, dessen Vorstädte er in Brand steckte. Ein großer Haufen, welcher von Scutari zum Entsatz herbeieilte, wurde mit Tapferkeit empfangen und geschlagen. Bei Xabiak erneuerterten sich diese Scenen, allein eine bedeutende Macht sammelte sich inzwischen in Scutari, um das kleine Häuflein des österreichischen Offiziers zu vernichten. Sobald sich die Nachricht davon verbreitete, zeigte auch das Volk neuerdings eine üble Gesinnung, wodurch der unerschrockene Held von allen Seiten mit Gefahren umringt wurde. Mit einer stolzen Haltung unter unzähligen Stratagemen, bewerkstelligte er seinen Rückzug nach Cettigne, wo ihn eine ungeheure Menge Volks bestürmte, die Ersatz für den Verlust von Angehörigen verlangte und sehr geneigt schien den Pascha mit seinem Kopf zu versöhnen. Die Ankunft zweier russischer Offiziere, welche feierlich die Vereinigung der beiden Kaiserhöfe mittelst eigener Patente erklärten und Petrovich ein kostbares Brillantkreuz

überbrachte [1]), beſchwor den Sturm zwar, beſeitigte aber nicht die Nothwendigkeit die Unternehmung aufzugeben. Allein dieß war faſt eben ſo unmöglich, als ſie fortzuſetzen; denn das Volk und die eigene Leibwache des Bukaſſevich bewachten jeden ſeiner Schritte mit dem äußerſten Mißtrauen. Nur mit Liſt konnte er ſich aus der Bedrängniß von den rohen, bettelhaften Montenegrinern los machen, indem er durch ſeinen Arzt in Gegenwart der Aelteſten des Volkes erklären ließ, es ſey für die Kranken nothwendig, daß man ſie in's Venetianiſche bringe, wo ſie keinen Mangel an Waſſer hätten, der allein ſchuld an den vielen Krankheiten ſey; dieß gab Anlaß zu ihrer Fortſchaffung. Indeſſen war der Paſcha von Scutari nicht müßig und äſcherte die Wohnſitze der Berdjaner ein, wurde aber dafür von dem bewaffneten Volke zurückgeſchlagen. Bukaſſevich wollte dieſem zu Hülfe eilen; allein der Aufſtand um ihn her, fortwährend begünſtigt durch Petrovich, zwang ihn, auf ſeinen völligen Rückzug bedacht zu ſeyn. Er bewerkſtelligte ihn endlich durch Hülfe eines künſtlichen Aufſtandes der Soldaten, welche in eine mit Waſſer verſehene Gegend verlegt zu werden verlangten. Unter unſäglichen Gefahren gewann er endlich mit ſeiner Truppe in der Nacht des 17. Septembers das venetianiſche Gebiet, nachdem er ſchon im Auguſt von dem Kaiſer zum Rückzug ermächtigt worden war. So endigte ſeine abentheuerliche Sendung, welche wenigſtens den großen Zweck erreichte, den Paſcha Mahmud in Albanien zu beſchäftigen, und ihn mit ſeinen Schaaren zu hindern, dem Befehle des Divans gemäß nach Bosnien zu ziehen und von dort die von dem

[1]) Während man dieſen Unwürdigen belohnte, ließ man den Gouverneur und andere verdiente Perſonen leer ausgehen, was die Stimmung des Volkes noch verſchlimmerte. Die beiden ruſſiſchen Kommiſſäre dankten dem Himmel, als ſie durch ein ſicheres Geleite geführt, wieder in Cattaro anlangten.

österreich-kroatiſchen Armeekorps eingeleitete Eroberung der feſten Plätze an der untern Unna zu bekämpfen [1]).

Die Unternehmung des Hauptmanns Bukaſſevich beleuchtet die Eigenthümlichkeit des Kampfes gegen die türkiſchen Völker mit neuen Farben. Wäre der ganze Krieg in ſo zweckmäßiger Weiſe geführt worden wie dieſe kleine, aber in ihrer Iſolirtheit und Armuth an Mitteln zu einem verhältnißmäßig ſo großen Zweck bedeutend erſcheinende Unternehmung, hätte man im Großen wie hier im Kleinen, das Uebergewicht der Civiliſation ſo wirkſam geltend zu machen geſucht wie Bukaſſevich, ſo wäre der Erfolg gewiß weniger zweideutig geweſen. Höchſt abentheuerlich war die Art wie dieſer ausgezeichnete Mann ſich Gewalt über ein abentheuerliches Volk erwarb. Er gewann ihre Liebe hauptſächlich durch die Lieder, welche der ihn begleitende Prieſter Kempatich zum Ruhme der Montenegriner verfaßte und dieſe ſo entzückten, daß ſie als eine weſentliche Bedingung ihrer Treue gegen den Kaiſer in einer förmlichen Urkunde das feierliche Verſprechen verlangten, »daß Kempatich ihre rühmlichen Thaten im Kriege auch künftig beſingen ſolle.« Dagegen ſicherte er ſich ihre Achtung dadurch, daß er ihre Prahlereien von ihrer Stärke und Geſchicklichkeit im Schießen durch ſeine ſtärkſten Leute und beſten Schützen widerlegen ließ. Obgleich er ſie ſich ganz unterwürfig gemacht, traute er ihnen doch nie und wußte ſtets durch Gegenliſt ihre liſtigen Anſchläge zu vereiteln. Immer auf ihre Phantaſie einwirkend, Ernſt, Muth und Stolz zeigend, an Schlauheit Alle überbietend, wurde er wie ein höheres Weſen verehrt

[1]) Die erſten verläßlichen Nachrichten über dieſe Unternehmung finden ſich in der öſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift vom Jahre 1828. 1r u. 2r Bd.

und gefürchtet. Die Unbedeutenheit seiner Mittel war die einzige Ursache der Fruchtlosigkeit seines denkwürdigen Abentheuers [1]).

Achtes Kapitel.

Der Feldzug 1789. — Josephs militärische Anordnungen.

Der Anfang des Jahres 1789 war viel versprechend. Schon am 2. Januar brachte ein Kurier des Fürsten Potemkin die Nachricht von der Erstürmung der Festung Oczakow durch die Russen den 17. Dezember 1788, welche den kranken Kaiser so erfreute, daß er das Bildniß Katharinens in seinem Kabinete eigenhändig illuminirte, in das Lob der Russen, welche sich bei dieser Gelegenheit sehr ausgezeichnet hatten, mit Enthusiasmus ausbrach, und ein feierliches Tedeum in der Hofkirche halten ließ [2]). In der That bedurfte er eines so belebenden Trostes schon sehr, denn seine Gesundheit war von Anstrengungen, Kummer und dem giftigen Miasma, welches die ungarischen Sümpfe aushauchen, in hohem Grade erschöpft. Durch diesen Sieg waren die Russen Herren von ganz Bessarabien bis auf Bender geworden und die Pforte hatte dieses Ereigniß um so mehr zu bedauern, da sie dadurch die Dienste des Großveziers und des Kapudan Bassas einbüßte, welche sich aus Furcht vor der seidenen Schnur flüchteten. Indessen war auch Abdul-Hamid, bisheriger Sultan, gestorben (27. April), und sein Nachfolger rüstete

[1]) Schon Maria Theresia hatte die trefflichen Anlagen des jungen Bukassevich im Kadettenhause erkannt. Die Kühnheit seines Blickes und Gewandtheit im Fechten waren ihr besonders aufgefallen und hatten sie veranlaßt den hoffnungsvollen Knaben großmüthig zu unterstützen.

[2]) An der vermehrten Thätigkeit der Russen wurde damals dem Kaiser die Veranlassung durch ein sehr empfindliches Schreiben an die Kaiserin zugeschrieben.

ſich mit neuer Anſtrengung, indem er neue Werbungen ausſchrieb.

Der Kaiſer dagegen traf neuerdings Anſtalten zur wirkſamſten Eröffnung des Feldzuges, dem er zu ſeinem großen Leidweſen nicht mehr perſönlich beiwohnen konnte. Auch Feldmarſchall Lacy, der die Unzufriedenheit des Publikums und das Mißtrauen des Heeres durch ſeine Dispoſitionen auf ſich gezogen hatte, verzichtete freiwillig auf den Oberbefehl, welcher nun dem Feldmarſchall Haddik übertragen wurde. Der Liebling von Heer und Publikum, der greiſe Loudon übernahm hingegen neuerdings (20. Mai) das Kommando des kroatiſchen Korps. Der Kriegsentwurf des neuen Feldzugs war von jenem des vorigen Jahres ſehr verſchieden, und zeigte eine dreifache Abſicht [1]): entweder alle Kräfte über die Save zu führen und bei der Belagerung Belgrad's zu verwenden — ſie in Siebenbürgen zu verſammeln, und längs der Aluta die Donau zu gewinnen — oder aber allenthalben in der Vertheidigung zu bleiben, mit der Hauptmacht aus Slavonien und Kroatien, nach der Eroberung von Bihacz und Berbir, jene von Banialuka vorzunehmen und dann ganz Bosnien zu erobern. —

Da man in dem vorigen Feldzug die Erfahrung gemacht hatte, daß es vorzüglich die Eigenthümlichkeit der türkiſchen Kriegsweiſe ſey, woran ſo viele Unternehmungen ſcheiterten, ſo befahl der Kaiſer dem erfahrenen Haddik Verhaltungsregeln für den Feldzug von 1789 wider die Türken abzufaſſen, wonach ſich die verſchiedenen Befehlshaber zu richten hätten.

---

[1]) Oeſterreichiſche militäriſche Zeitſchrift. 1825. 1r Bd., S. 9. Aufſatz: Feldzug des k. k. kroatiſch-ſlavoniſchen Korps und der Hauptarmee im J. 1789 gegen die Türken, unter den Befehlen des Feldmarſchalls Gideon Freiherrn v. Loudon. Nach den Originalquellen.

Zur Beſtreitung der Kriegskoſten, welche bisher ſchon 60 Millionen betrugen, wurden Anlehen negozirt und die Kriegsſteuer eingetrieben. Bald zeigte die öſterreichiſche Kriegsmacht wieder einen Stand von 159 Bataillons mit 90 Diviſionen, welche durch eine Donauflottille von einer Fregatte, vier Schaluppen 10 Bombardierſchiffen, 32 Czaiken und 21 ſchwimmenden Batterien ſammt 328 Kanonen unterſtüzt wurden [1].

Der neue Großſultan Selim III. machte nicht minder furchtbare Rüſtungen. Sein Großvezier Kudſchuk-Haſſan Paſcha entwarf einen neuen Operationsplan für das türkiſche Heer, nach welchem die Hauptmacht der Pforte gegen die Ruſſen beſtimmt wurde. Er ließ alle Truppen aus Bulgarien nach Beſſarabien ziehen, wohin auch der größte Theil des in der Walachei geſammelten Korps aufbrach. Man ließ dort nur 30,000 Mann unter dem Kommando des Hospodars Mavrojeny, welcher die ſiebenbürgiſchen Päſſe beunruhigen und das Land vertheidigen ſollte. Eine zweite türkiſche Armee hatte ſich bei Niſſa unter dem Kommando des Abdi-Paſcha geſammelt, und ſollte die öſterreichiſche Hauptarmee beobachten [2].

Während dieſer beiderſeitigen Rüſtungen dauerten die Bemühungen der großen Mächte zur Herſtellung des Friedens ununterbrochen fort. Die Bourbonſchen Höfe verwendeten ſich eifrig für den Frieden und die Kaiſerin von Rußland ſäumte nicht die Bedingungen deſſelben dem Hofe von Verſailles bekannt zu machen. In einer Zuſammentretung mit den Botſchaftern von Rußland, Frankreich und Spanien ſezte Kaunitz die Punkte auf, die dem Miniſter der lezteren Macht, Bouligny, bei ſeinen Unterhandlungen zu Konſtantinopel zur Richtſchnur dienen ſollten, allein die Pforte lehnte

[1] Cornova, S. 511.

[2] Hamburger politiſches Journal. 1789. S. 959.

nicht nur die Vermittlung der Bourbonschen Höfe ab, sondern bestand auf der Abtretung der Krimm als Grundlage des Friedens. Zugleich warf sie sich zur Beschützerin von Polen auf, welches durch seinen Gesandten, Grafen Woyna, von Oesterreich Entschädigung für die auf dem Boden der Republik errichteten Batterien und Nachlaß der doppelten Steuer für die in Galizien begüterten Polen verlangte. Der Kaiser bewilligte ihnen wirklich 28,680 Gulden für die erste gegründete Forderung [1]). Im Uebrigen blieben alle Unterhandlungen fruchtlos und das Recht flüchtete sich wieder unter die Waffen.

Im Juni begann der Feldzug durch Loudons rühmliche Unternehmung auf die Festung Berbir (türk. Gradisca), welches vom 23. Juni bis 10. Juli den tapfersten Widerstand leistete. An diesem Tag endlich eilten bei fünfzig Türken mit der flüchtigsten Behendigkeit ihrer Pferde aus der Festung unter dem Feuer der Belagerer einem Walde zu. Es war der ganze Rest der Besatzung, welche die Festung mit großen Kriegsvorräthen preisgab.

Bei der Hauptarmee waren den Winter über neuerdings Krankheiten eingerissen. In fünfzehn Tagen starben im Jenner von 6802 Kranken 803. Der schnelle Uebergang von Kälte zur Wärme, der in diesen Gegenden stattfindet, hatte die Krankheiten noch vermehrt. Schon im Februar übernahm Graf Haddik das Kommando bei der Armee, doch dauerte die Waffenruhe bis April. In diesem Monate verließ er Wien, um nach Futak zum Heere zu reisen. Die Nachricht, daß die Pforte dem Seraskier Abdy-Pascha bei Nizza ein Heer von 70,000 Mann zu versammeln befohlen habe, um sie gegen Mehadia und Belgrad zu entsenden, bestimmte den Kaiser zu der Anordnung, daß der Kommandirende seine

[1]) Cornova S. 510.

Hauptkräfte bei Karansebes conzentriren ſolle. Allein während der Operationen wurde der 78jährige Greis im Lager bei Weißkirchen todt krank. Der Kaiſer, welcher trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner Aerzte (welchen er ſtets durch die Aeußerung auswich: ich wünſchte ihre Rathſchläge befolgen zu können), nebſt allen Staatsgeſchäften auch die unmittelbare Oberleitung der Armee führte, ſandte unaufhörlich Verhaltungsbefehle zu derſelben, und rief Haddik nach Wien zurück [1]):

»Ich bin äußerſt beſorgt über die Folgen der ſchweren Krankheit, mit der Sie befallen worden; über die an Ihrem Fuße noch habenden drei offenen Wunden; über ihre vorgerückten Jahre und Leibeskonſtitution; daß Sie bei jezt vorzunehmenden wichtigen Operationen nicht Ihrem unbegrenzten Dienſteifer unterliegen mögen. Hierzu kömmt noch, daß Sie bei der vorhabenden Unternehmung auf Belgrad, bei den täglichen und noch mehr nächtlichen Fatiquen, bei der naſſen und kalten Herbſtzeit und bei der Nothwendigkeit alsdann zu kampiren, Alles dieſes ohne Gefahr unmöglich aushalten könnten; und daß, wenn Sie auch die Belagerung anfingen, Sie ſolche zu vollenden ganz gewiß nicht im Stande wären; welches dann ſowohl für Sie höchſt betrübt, als für den Dienſt ſehr nachtheilig wäre.«

»In Folge dieſer Umſtände, um Ihren Kindern und dem Staate einen ſo würdigen Mann noch länger zu erhalten und weil Sie wirklich hier bei dem Hof-Kriegsrathe, wegen aller Vorbereitungen zur kräftigen Kampagne höchſt nothwendig ſind, muß Ich Ihnen auftragen, einſtweilen und bis zur Ankunft des Feldmarſchalls Loudon, dem ich das Kommando der Armee übertrage, ſelbes dem Feldzeugmeiſter Colloredo nebſt dem beigeſchloſſenen Schreiben, in welchem der

[1]) Oeſterreich. militär. Zeitſchrift 1825. 1r Bd., S. 136.

dießfällige Befehl enthalten iſt, zu übergeben, damit Sie noch bei guter Jahreszeit gemächlich reiſen und ſelbe nicht verſäumen, da die hier fortzuſetzenden Mittel, bei noch günſtiger Witterung, Ihre gänzliche Herſtellung deſto ſicherer erwirken werden.

Ich erwarte Sie ſehnlichſt, mein lieber Feldmarſchall! um Ihnen meine Erkenntlichkeit und Zufriedenheit über das ſo ſorgfältig als unermüdet geführte Kommando, mündlich, ſo wie ich es hier ſchriftlich thue, zu bezeigen.«

Gleichzeitig ſchrieb er an Loudon:

»Nachdem die Geſundheitsumſtände des Feldmarſchalls Haddik, die ſchweren Folgen, ſo ſeine ausgeſtandene Krankheit hinterlaſſen hat, nicht ohne augenſcheinlicher Gefahr geſtatten, daß er ſich den Fatiquen der Unternehmung auf Belgrad ausſetze, noch minder aber die geringſte Hoffnung vorhanden iſt, daß er ſolche würde vollenden können; ſo habe Ich Mich beängſtiget gefunden, ihn hierher zum Hofkriegsrath zurück zu berufen und Ich überſchicke Ihnen dieſen Kadeten, um Sie mittels gegenwärtigen Schreibens zu erſuchen, das Kommando über dieſe Armee zu übernehmen, zu der auch diejenigen Truppen gehören werden, die Sie aus Slavonien und Kroatien derſelben werden beiziehen können.«

»Sie werden alſo allein en Chef die ganze Unternehmung auf Belgrad führen und Ich könnte unmöglich Jemand, der das Vertrauen dazu mit mehreren Rechten von Mir, von der Armee und dem ganzen Publikum verdient und beſizt, dieſe Ausführung anvertrauen, als Ihnen, mein lieber Feldmarſchall!«

So waren nun alle Truppenkörper endlich dem allgemeinen Wunſche gemäß, von der Licca bis Mehadia unter der leitenden Hand eines ſieggewohnten Führers.

Während dieſer Veränderungen hatte Prinz Coburg, der Eroberer von Choczim ſich mit 20,000 Mann durch die

Moldau bis an die Grenze der Walachei gezogen. 7000 Russen unter Suwarow gingen ihm zur Seite. In der Gegend von Fokczan hatte sich ein Korps von 30,000 Türken und Arnauten gelagert, um ihr weiteres Vordringen zu hindern. Coburg und Souwarow [1]) vereinigten nun ihre Truppen gegen den Feind, griffen ihn bei Fokczan an, und schlugen ihn mit großem Verluste zurück.

Die Nachricht von dieser Niederlage hemmte auch die Unternehmungslust der Türken im Banat, welche bis Mehadia

---

[1]) Von diesem bewahrt der Wiener Hofkriegsrath noch folgende in seiner originellen Art abgefaßten Tagsbefehl:

„Morgen den 19. (30.) Marsch um 3 Uhr früh bis Kalimanestie; abkochen und ausruhen bis 4 Uhr Nachmittags; von hier zum Zebrouz, wo kein Feuer gemacht werden darf, wenn es nicht verborgen. Beim Zebrouz angekommen, werden die Truppen halten und den 20. (31.) verweilen; am Abende des Tages, zur verabredeten Stunde brechen die Truppen auf und rücken bis zum Puttna, wo sie eine, auch zwei Stunden ruhen.

Eine Stunde nach Mitternacht, Marsch im Schutze Gottes bis zum feindlichen Lager und hier die Schlacht.

Die Zeichen zwischen uns: die Oesterreicher werden Joseph, die Russen Katharina rufen.

Man kann immer mit kleinen Patrouillen streifen, und es ist sogar nöthig, bei Begegnung kleiner feindlichen Parteien lasse man sie ruhig. Wenn aber der Feind Streifparteien entsendet, welche stark sind, z. B. von 1000 Mann, so wird der Oberst Karaczay sie angreifen, und, ohne sich aufzuhalten, schlagen.

In der Nähe des Feindes angekommen, — Jeder nach seiner Schlachtordnung sich stellen, gerade auf den Feind losgehen, und trachten, in ein Kreuzfeuer mit Kartätschen ihn zu bringen. Wenn die Feinde bei unserer ersten Annäherung fliehen, — sie mit der möglichsten Schnelligkeit verfolgen; werden sie fliehen, wenn sie geschlagen sind, muß man immer mit dem größten Nachdruck ihnen folgen.

Bei Anfang des Angriffs keine Gefangene machen.

Wenn die Feinde Stand halten, alle drei Lager, eines nach dem Andern, einschließen." — Oesterr. milit. Zeitschr. 1826. Bd. 1. S. 33.

vorgedrungen, am 3ten August von Hohenlohe geschlagen worden waren. Am 28sten August, unmittelbar nach der Ankunft Loudons bei der Hauptarmee, vertrieb Clerfait die Barbaren aus dem Gebiete der Monarchie. Die Operationen Loudons leiteten des Kaisers unmittelbare Verhaltungsbefehle, welche nach dem Urtheil Kriegsverständiger viele Scharfsicht verrathen. Die Haupttendenz aller Unternehmungen zeichnet er nun in einem Schreiben vom 23sten August aus Luxenburg vor [1]):

»Ich habe Ihr wichtiges Schreiben vom 18. dieses durch den Obersten Hiller gestern Nachmittag überkommen, und mit demselben auch, obwohl Ich bettlägerig bin, persönlich gesprochen.

Nichts Uebleres, nichts Unglücklicheres könnte für den Staat fast nicht erfolgen, als wenn in dieser Kampagne nichts geschähe. Sein Ansehen, jenes der ganzen Armee würde verkleinert, die Feinde des Staates, ordentlich angereizet, ihn anzugreifen, und seine Freunde von ihm abwendig gemacht; ohne zu rechnen, daß keine Hoffnung zum Frieden dadurch erzielet, so viele Menschen, durch Krankheit nur, aufgerieben, Millionen verworfen, und die Monarchie, sowohl in ihrem äußerlichen Ansehen, als an innerlichen Kräften herabgesezt werden würde.

Geschehen wird und kann nichts, als unbedeutende Kleinigkeiten, wenn wir nicht offensive vorgehen, den Feind in seinem Lande aufsuchen, oder ihn nöthigen, um eine, ihm schätzbare Festung nicht zu verlieren, das Aeußerste zu wagen, und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen.

Diese offensiven Unternehmungen könnten nun, unter allen möglichen Fällen folgende seyn:

---

[1]) Oesterr. militär. Zeitschr. Jahrg. 1825. I. Bd. S. 150.

1) Einen Theil der Armee wieder nach Kroatien marſchiren zu laſſen, um alldort entweder Banialuka oder Bihacs zu belagern, ſcheinet, da die Truppen ſo weit entfernt ſind, und für eine größere Anzahl die Verpflegung und der Nachſchub alldorten nicht vorbereitet iſt, für heuer zu ſpät und unmöglich. Ein oder anderes kleineres Schloß in Bosnien wegzunehmen, führt zu keinem der im Anfange meines Briefs bemerkten Gegenſtände, da die Türken und die Welt deren Beſitz für ſehr geringe ſchätzen.

2) In die Walachei zu marſchiren, in ſelber die Türken aufzuſuchen und zu verdrängen, könnte nicht anders als mit der Armee bewerkſtelligt werden, wenn man die Zufuhr auf der Donau frei hätte. Dazu aber iſt Belgrad, Semendria und Orſowa, die wir nicht haben, nöthig.

3) Durch Verſtärkung des Fürſt Hohenlohe in Siebenbürgen, um demſelben die Gelegenheit zu verſchaffen auch den Prinz Coburg verſtärken zu können, um vorwärts an die Donau zu rücken, oder ſeitwärts in die Walachei; kann wieder nicht in einer hinlänglichen Stärke Platz greifen, da Siebenbürgen ſchon jezt mit der Verpflegung, für die allda befindlichen Truppen äußerſt ſchwer aufkommt und Prinz Coburg aus Galizien auf eine enorme Diſtanz ſeine Lebensmittel beziehen muß, auch dieſer nie ſo ſtark ſeyn könnte, um ganz allein ohne die Ruſſen gegen die Donau vorrücken zu können; ebenfalls nicht in die Walachei, weil er ſeine Komunikationen mit Galizien, wovon er lebt, ganz ausſezte. Und wenn man auch etwas in der Walachei vorgerückt wäre, da man keinen haltbaren Ort beſäße, ſo müßte man ſie doch wieder im Winter verlaſſen, weil in ſelben wegen Schnee die Komunikationen mit Siebenbürgen, aus dem man die Lebensmittel alsdann ziehen müßte, unterbrochen würden.

4) Die Belägerung von Orsova vorzunehmen, muß man nothwendig beide Ufer haben; und die Donau frei zum Nachschub, um das Schiff-Armament alles hinabzubringen. Dieses wird nun wieder verhindert, wenn wir Belgrad nicht haben.

5) Abzuwarten, daß die Türken mit Kraft und Stärke in's Banat vordringen und Gelegenheit zu einer vortheilhaften Schlacht geben, ist heuer um so weniger zu erwarten, als sie voriges Jahr, wo so viele Versehen und Zufälle ihnen die schönste Gelegenheit darboten, doch eine Schlacht vermieden, wo sie ganz sicher in weit stärkerer Anzahl als sie heuer sind, waren, auch für sie nichts mehr in dieser ohnehin verwüsteten Gegend zu plündern ist.

Daß ein Korps von Nissa gegen Belgrad marschire, und durch Uebersetzung der Save, oder durch einen Angriff auf Sabacz, uns eine Gelegenheit zu einer Schlacht gäbe, da bis jezt kein Korps bei Belgrad stehet, wo voriges Jahr ein ziemlich ansehnliches war und dieses doch gegen die einigen Bataillons in Semlin nichts wesentliches unternahm, wo nebst den Bataillons in Semlin sich heuer 18 in Poliesze befinden, die aus Slavonien gekommen sind, ist noch weniger zu erwarten.

Es bleibt also nichts übrig, als entweder Nichts zu thun, oder die Save zu übersetzen und Belgrad zu berennen. Dieser erste Schritt wird klar sehend machen, was die Türken, die darauf vorbereitet seyn müssen, im Schilde führen. Ob sie Belgrad durch Dahinziehung derjenigen Truppen, die sie bei Nissa, Orsova oder Widdin herum haben, zu schützen gedenken, oder ob sie durch eine Diversion im Banat uns von unserer Unternehmung auf Belgrad abhalten wollen.

Geschieht das Erstere, so kann sich auch die Armee ganz *allda* versammeln und es wird zu einem entscheidenden

Streich oder Schlacht kommen können; gedenken ſie das lez-
tere, ſo kann es dadurch vereitelt werden, daß man im Ba-
nat an Truppen noch ſo viel läßt, als zur Zurückhaltung
des Feindes vom gar zu tiefen Eindringen in ſelbes noth-
wendig ſind, und kann er alſo zu gleicher Zeit bei Belgrad
auch nicht ſo ſtark ſeyn.

Wie, wo, wann, und mit wie vielen Truppen der
Uebergaug der Save wird bewerkſtelligt und was im Banat
noch an Truppen zurückbleiben könne, muß Ich bloß Ihrer
bekannten Einſicht und Kenntniß, der Umſtände wegen,
überlaſſen.

Dieß iſt alles, was Ich Ihnen über dieſen wichtigen
Gegenſtand zuſchreiben kann. Da Sie aber einen poſitiven
Auftrag dazu von mir verlangen, ſo kann Ich Ihnen keinen
andern geben, als die Save zu überſetzen, offenſive zu
agiren und Belgrad wo möglich zu belagern. Das Uebrige
überlaſſe Ich vollkommen Ihrer Einſicht und bekannter Er-
fahrung.

In dieſem Befehle war der Wille, Belgrad zu belagern,
endlich beſtimmt ausgedrückt, doch bleibt es merkwürdig, daß
der Kaiſer den Uebergang der Save behufs der Erreichung
dieſes Platzes dem Uebergang der Donau vorzog. Er wich
hierin weſentlich von der Meinung Haddiks ab, der den
lezteren unternehmen wollte und rechtfertigte gegen ihn ſeinen
eigenen Plan auf eine Weiſe, die hinlänglich beweist, daß
es dem Kaiſer nicht an militäriſchen Talenten und der höhe-
ren ſtrategiſchen Bildung, ſondern nur an der genialen
Unternehmungskühnheit eines Friedrich gefehlt hatte [1]).

»Ich habe Ihren Bericht von S. D. ſo eben empfangen,
und bin Ihnen für das darin enthaltene Detail und Rai-
ſonnement, unter welchen Umſtänden und auf welche Weiſe

[1]) Oeſterr. militär. Zeitſchrift. J. 1825. 1ter B.

zur Belagerung Belgrads geſchritten werden könnte, welche Beurtheilung Ich allerdings richtig finde, verbunden. Nur habe ich in Abſicht der Ueberſetzung der Donau, und der Berennung des Platzes zu bemerken, daß, ob zwar es ganz erwünſchlich wäre, dieſe vorläufige Operationen in der Gegend und auf die Weiſe, wie Sie ſie hier einführen, bewirken zu können, es vor Allem auf eine genaue Kenntniß des Terrains ankommt, um mit Sicherheit beſtimmen zu können, wo die Brücken auf der Donau unterhalb Panczova zu dem erſten Uebergange über den Strom; dann nachher weiter oberhalb, wo ſie in der Nähe der Kontravallations-Linie kommen müßten, zu ſchlagen ſeyn werden; weil der Zugang zu ſelben auf der Banater Seite wegen den vielen Moräſten, welche unterhalb Panczova die Donau und oberhalb die Temes, die Sibnitza und die Borcza verurſachen, wo beſonders im Spätjahr bei einfallendem regneriſchen Wetter, wenn auch ſonſt alles ausgetrocknet wäre, gewiß keine Fuhren mehr durchkommen würden — vielleicht ohne vorhergehende große Arbeiten immer ſehr beſchwerſam, wenn nicht ganz unmöglich ſeyn dürfen.

Zu Prinz Eugens Zeiten, wo die Armee, um vor Belgrad zu rücken, den Uebergang über die Donau gleichfalls von Seite des Banates und ungefähr in der nämlichen Gegend bewirkt, auch während der Belagerung einen Theil ihrer Subſiſtenz aus dem Banat, mittels einer nach der Hand mehr oberhalb bei Borcza auf der Donau geſchlagenen Brücke erhalten hat, waren dieſe Moräſte noch nicht ſo ausgebreitet, wie jezt und ein Beweis hiervon iſt, daß damals große Dörfer in Alt-Borcza und Oſcza ſtanden, wo jezt kein Haus mehr iſt. Ich erſuche Sie alſo, über dieſen weſentlichen Umſtand die genaueſte Erkundigung einzuziehen, um, wenn

man hernach zur Ausführung ſchreiten will, nicht durch unverhoffte Hinderniſſe aufgehalten zu werden.«

Loudon ſchritt nun zur Belagerung von Belgrad. Die Koſten der Anſtalten dazu wurden auf eine halbe Million Gulden angeſchlagen, aber der Kaiſer bewilligte ſie unbedenklich und äußerte: »es koſte was immer, wenn nur Menſchenblut dabei geſchont wird.« Loudon hielt, was er einſt mit ſo vieler Kühnheit und Zuverſicht gegenüber von Lacy verſprochen: Am 11ten September wurde, wie es der Kaiſer angeordnet, der Uebergang der Save bei Oſtruſchnizza bewerkſtelligt, den 12ten lagerte ſich die Armee auf dem Dedina-Berge, den 18ten wurde die erſte Paralelle eröffnet, den 30ten begann die eigentliche Belagerung, nach Vollendung aller Voranſtalten durch Erſtürmung der Vorſtädte, den 1ten Oktober wurde die erſte Paralelle auf dem Glacis eröffnet und den 8ten wurde Belgrad übergeben durch einen Vertrag, welcher, wie folgt, begann [1]).

Erſter Artikel.

Da durch göttliches Verhältniß die Uebergabe der Feſtung Belgrad von Ewigkeit her einmal beſchloſſen war, ſo ſoll bei Ueberantwortung des, mittels der betreffenden Specifikation darinnen vorfindigen, großherrlichen Mund- und Kriegsvorrathes, Niemand von den k. k. Truppen ſich unter die Unſrigen miſchen, noch etwas von Ihren Waffen hergeben oder Jemand, Großen oder Kleinen, mit der Forderung, daß er ſeine Waffen hergeben möchte, beläſtigen.

---

[1]) Oeſterr. militär. Zeitſchrift 1825. 2ter Bd. S. 57.

Antwort:

Obſchon die Garniſon, weil ſie meinen erſten Antrag, nach Eroberung der Stadt, halsſtarrig abgewieſen, nicht verdient hätte, ihr einen honorablen und freien Abzug zu gewähren, ſo werde ich jedoch bloß dadurch hierzu bewogen, weil mir die Geſinnungen von Gnade und Menſchlichkeit, welche Sr. Majeſtät der Kaiſer, mein allergnädigſter Herr, ſelbſt gegen dieſe Feinde beobachtet wiſſen wollen, bekannt ſind.

Loudon [1]).

Der Erzherzog Franz [2]) hatte die erſte Kanone gegen Belgrad losgefeuert. Unbeſchreiblich war der Jubel, mit dem man die Nachricht in Wien empfing. Der General Klebek brachte ſie dahin und zog mit 24 blaſenden Poſtillionen in die Stadt ein unter dem Jauchzen einer zahlloſen Menge. Drei Tage lang überließen ſich die Wiener dem Vergnügen, alle Arbei-

[1]) Osman Paſcha ſagte zu Loudon: Dein Name erfüllte meine Leute mit Schrecken. Und dein Feuer! ſo etwas ſah man nie; es zertrümmerte meine Felſen. Und die ſchreckliche Feuerwachteln, ſie liefen den Leuten nach, wie die Hunde.“ (Cornova. S. 533.)

[2]) Ein merkwürdiger Zufall iſt in Bezug auf die Eroberung Belgrads folgende Zuſammenſtellung: Kaiſer Franz, damals Herzog von Lothringen, Marien Thereſiens Gemahl, war im Jahr 1739 bei der kaiſerlichen Armee, als Belgrad an die Türken verloren ging. Sein Enkel der Erzherzog Franz, war im Jahr 1789 bei der kaiſerlichen Armee, als Belgrad den Türken wieder abgenommen wurde; und er feuerte mit eigener Hand die erſte Kanone gegen Belgrad ab. General Wallis kommandirte im Jahr 1739 die Armee bei Belgrad, und übergab die Feſtung an die Türken. Sein Sohn der jetzige Feldmarſchall Wallis, wurde jezt nach 50 Jahren der erſte Kommandant von Belgrad. Der türkiſche Kommandant Osman Baſcha, welcher jezt die Feſtung an die Kaiſerlichen übergab, war ein Sohn desjenigen Paſcha, dem ſie die Kaiſerlichen vor 50 Jahren übergeben hatten. (Oeſt. mil. Zeitſch. 1825. II. Bd. S. 62.)

ten bei Seite legend. Am 14ten Okt. wohnte der Kaiser einem feierlichen Tedeum bei, das unter dem Donner der Kanonen auf den Wällen gehalten wurde. Abends war die ganze Stadt beleuchtet, in den Schauspielhäusern war freier Eintritt; man ließ Bier und Wein fließen und warf Geld unter das jauchzende Volk. Um Mitternacht veranstalteten die Studenten vor den Fenstern des Kaisers und der Gattin Loudons feierliche Serenaden. Erst mit Tagesanbruch endigte der allgemeine Jubel. Diese Freudenfeste wiederholten sich in allen Theilen der Monarchie [1]). Der Kaiser schickte aus seiner Schatzkammer den brillantenen Ordensstern des Marie Theresen Ordens, welcher dem Großmeister allein zukommt.

Inzwischen blieb auch Coburgs Kriegsglück sich beständig. Er erfocht den 20sten September bei Martinestie in der Walachei einen vollkommenen Sieg über die Türken, bei welchem Souwarow den Ruhm mit ihm theilte. 100,000 Türken standen hier 24,000 Mann Russen und Oesterreichern gegenüber, aber die Lezteren wurden nur durch die Entschlossenheit Souwarows zu einer Schlacht, trotz der trefflichen Aufstellung der Türken und mannigfachen Nachtheilen der ihrigen gezwungen. Coburg dagegen widerrieth eine so gewagte Unternehmung, allein Souwarows Hartnäckigkeit siegte über die Zweifel des österreichischen Feldherrn. »Man wird« — sagte Souwarov hierauf — »eine Schlacht bei Fokczan zwar vermeiden, dagegen zu zehn andern gezwungen seyn, wenn man den Rückzug im Angesichte des überlegenen Feindes ausführt. Man wird nicht allein den in der Moldau eroberten Landstrich verlieren; sondern man wird, was von

---

[1]) Loudons Leben und Thaten. 2ter Theil. Wien 1791. S. 227. — Wiens Geschichte von Hormayr 5ter Band.

wesentlichen Folgen seyn kann, die unbesezten Ost-Päſſe Siebenbürgens eröffnen und auch dieſes Land dem Feinde überlaſſen.«

Der Gedanke an einen Rückzug wurde aufgegeben, aber verſchanzen wollte man das Lager vor Fokczan; die Schwäche der Streitkraft darf Stärke der Stellung erſetzen. — »Gelänge es auch« — bemerkte Souwarow — »bis zum nächſten Morgen ſich zu verſchanzen, was würde es in die Länge der Zeit nützen? Durch vierfache Ueberlegenheit des Gegners kann und wird man eingeſchloſſen, der Zufuhr der Lebensvorräthe beraubt, und endlich doch zu einer Schlacht, oder zu einer Uebergabe gezwungen. Ich ſehe keinen Ausweg vor mir, als den augenblicklichen Angriff des feindlichen Lagers; ja ich bin von ſeiner Nothwendigkeit ſo ſehr überzeugt, daß ich ihn mit meinen Ruſſen allein unternehmen würde. Bin ich Sieger mit 7000 Mann, nie hat es einen rühmlicheren Sieg noch gegeben. Werde ich geſchlagen, ſo iſt der Ruhm des Feindes nicht größer, als meine Schande.

Während Souwarow ſo drängte erwartete der ſtolze Großvezier in ſeinem Zelte bei Odaja am rechten Ufer des Rimnickfluſſes den kecken Angriff. Er hatte bereits zwanzig Wägen mit Ketten [1]) für 5000 Gefangene in Bereitſchaft, um ſie als Sklaven heim zu führen, aber der Witz des Schickſals ließ ihm ſelbſt genau dieſelbe Zahl 5000 an ſeinen eigenen Leuten verlieren. Die Türken wurden fürchterlich geſchlagen und verloren 100 Fahnen und 77 Feldſtücke. Die Verbündeten verloren nicht mehr als 800 Mann an Verwundeten und Todten. In Folge ſeines Berichts über dieſe

---

[1]) In dem Wiener Zeughauſe wird eine derſelben noch aufbewahrt. Sie mißt 24 Schuh und wiegt 38¾ Pfund, fünf Halseiſen ſind an der Kette angebracht.

glückliche Schlacht erhielt Coburg das Feldmarschallspatent und einen Ehrendegen und Souwarov das Diplom eines Reichsgrafen, dessen Namen Katharina mit einer Erinnerung an diese ruhmvolle That schmückte. Sie nannte ihn von nun an Souwarow-Rimniksky von dem Orte Rimnik, in dessen Nähe gefochten wurde.

Den Eindruck nützend, den so glückliche Ereignisse auf die türkischen Truppen machen mußten, forderte Loudon, dessen Ruf nun Schrecken verbreitete [1]), auch Semendria auf und besezte diese Festung. Passaroritz ward von den Türken freiwillig geräumt. Nachdem Loudon das Kommando von Belgrad an Wallis übergeben hatte, ging er selbst nach Orsowa, um dem Wunsch des Kaisers gemäß, wo möglich Neu-Orsowa noch in diesem Jahre zu nehmen. Den 9ten November wurde Kladowa eingenommen und die Beschießung von Neu-Orsowa begonnen. Der Feldzug dieses Jahres endigte hier mit Streifzügen. Auf allen übrigen Punkten entsprachen die Ereignisse dem allgemeinen Kriegsglück dieses Jahres. Der schönen Waffenthaten waren so viele, daß Joseph die jedem Gemeinen zugängliche Auszeichnung der Tapferkeitsmedaille, welche mit einem Gehalt verbunden ist, zu stiften sich veranlaßt fühlte. So umfassendes Kriegsglück ließ für den nächsten Feldzug die Entscheidung über das Daseyn der Pforte in Europa erwarten, allein es war dem Kaiser nicht vorbehalten, diese Hauptkrisis zu erleben und sein Nachfolger beendigte sie unter veränderten politischen Verhältnissen durch ein anderes System.

Die Russen hatten während des glorreichen Feldzugs der Oesterreicher nicht minder Fortschritte gemacht. Repnin war

---

[1]) Die Türken nannten ihn nicht anders als den „teutschen Teufel" (nemtsche Leheitau).

im Herbſtmonat bis Ismael vorgerückt und Potemkins Vortrab unter dem Prinzen Anhalt-Bernburg hatte den 26ten über ein feindliches Korps geſiegt. Den 13ten hatte ſich Ackiermann ergeben und der Fall von Bender war gewiß. Dem ungeachtet verharrte die Pforte bei ihrem Widerſtand und verwarf alle Friedensvorſchläge. Ihre ſiegenden Feinde waren immer verſöhnlicher geſtimmt als ſie, deren Kräfte täglich mehr zu ſchwinden begannen. Und ein glücklicher Inſtinkt war es, der ſie hiezu antrieb, denn es bereitete ſich jezt eine Epoche in der Welt der Chriſten vor, welche die Pforte bald aus ihrer Bedrängniß retten ſollte.

Überblick der politiſchen Verhältniſſe.

Der Krieg gegen die Pforte war der lezte Akt der Politik Joſephs, deren Charakteriſtik durch die Schilderung ſeines allgemeinen politiſchen Verhaltens und darauf baſirten beſonderen Beziehungen zu den verſchiedenen Mächten, vollendet wird. Es ſpiegelt ſich in demſelben, ſo wie in ſeinem aktiven Einwirken auf fremde Verhältniſſe, ganz die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters und ſeiner Abſichten und daſſelbe Schickſal, von Freunden und Gleichgültigen mißverſtanden und verkannt, von Feinden und Eiferſüchtigen verläumdet und verfolgt zu werden. Sein Walten hier zeigt Kunſtloſigkeit, Würde, Redlichkeit, Kenntniß der Pflichten gegen die Menſchheit, welche damals von manchem ſouveränen Haupt verleugnet wurde. Klar und einfach ſtellt ſich hier ſein Syſtem den Blicken dar, und zwar auf einer Grundlage, die der politiſchen Wiſſenſchaft fremd und dem eigenen Selbſt gefährlich iſt.

Fremde Einmiſchung hatte keinen Einfluß auf die Tendenz der Politik des Kaiſers; der Beiſtand des Miniſters Kaunitz, der dieſelben Geſinnungen mit einem höheren Grade von Weltklugheit verband, regelte ſie bloß und entfernte abnorme Abweichungen. Ohne Einfluß auf den Willen des Kaiſers zu beſitzen, wies er ihm doch die Bahn der Nothwendigkeit für denſelben, welche Joſephs Begeiſterung und natürliches Ungeſtüm zuweilen verließ, um ſeinen

Irrthum hart zu büßen. Kaunitz, die Zwecke ſeines Souveräns liebend, tadelte doch oft ſeine Mittel und die Schleunigkeit ihrer Anwendung in unangemeſſenen Zeiten.

Frankreich.

Dieſes hatte unter lezterem wohl den meiſten natürlichen Anſpruch auf ſeine Freundſchaft gewonnen, allein nur wenig Sympathie von ſeiner Seite gefunden. Seine Schweſter Marie Antoinette ſaß zwar auf Frankreichs Thron, allein Joſeph war nicht der Mann, der ein Verwandtſchaftsverhältniß, oder irgend eine andere perſönliche Beziehung zu ſeinem Herzen, Einfluß auf das Wohl und Wehe der Staaten gewinnen ließ. Bei ihm wurde das Sprichwort, welches auf unblutige Art des Ländererwerbs ſeines Hauſes hindeutet, zur Lüge, denn hätte er die Weltherrſchaft erheirathen können, er würde ſie ſtolz verſchmäht haben. Wie ſchnell er die Unterſcheidung der Königin von Frankreich, von ſeiner Schweſter aufgefaßt habe, davon gab er während ſeiner Anweſenheit in Frankreich wiederholte unliebenswürdige Beweiſe. Wichtiger war der Einfluß des moraliſchen und intellektuellen Zuſtandes dieſer Nation auf ſeine Völkerſchaften und ſeine eigene Regierung. Von hier ging das unglückliche Syſtem der Phyſiokraten aus, das ſo großen Beifall fand, weil man deſſen verſteckte Unbrauchbarkeit und Ungerechtigkeit durch Experimente noch nicht hinlänglich kennen gelernt hatte. Von hier verbreitete ſich die neue Humanität, welche darauf im Heimathland in Irrthum degenerirte, während ihre geläuterten Grundideen in anderen Staaten das geſtörte Gleichgewicht des Rechts wieder herſtellte. Demungeachtet blieb Joſeph Frankreich abgeneigt aus leicht erforſchlichen Gründen. Obgleich Frankreich das Vaterland jener Aufklärung iſt, welche einen neuen Zeitraum in der Weltgeſchichte bezeichnet,

ſo war doch die franzöſiſche Nation unter allen Nationen der Erde die lezte, welche vermöge ihres Charakters von dem neuen Lichte einen weiſen und guten Gebrauch zu machen geneigt geweſen wäre. Die Folge hat gelehrt, was dem Beobachtungsgeiſte Joſephs nicht entgangen ſeyn konnte, daß nur die Laſter dieſes Volks es geweſen ſind, welche ſie neue Theorien erfinden und annehmen ließen, und daß nach ihrer Auffindung und Verbreitung ins Leben, wieder niemand geneigter war den umfaſſendſten Mißbrauch davon zu machen, als die Franzoſen. Grundſätze, welche Joſephs ganzes Herz erfüllten, wurden von ihnen bloß deklamirt, eine kosmopolitiſche Menſchenliebe, die Joſeph begeiſterte, zeigte ſich dort mehr in Affectation, als in Handlungen, und die Erleichterungen, welche die neuen Theorien der von dem Gewicht veralteter Regelketten belaſteten Zeit gewährten, führte ſie zur Zügelloſigkeit und Ausſchweifung; nichts ward von ihnen mehr verſpottet, als der Glaube irgend einer Art und die Begeiſterung für das Rechte, die ſie nur in Augenblicken, wie ein Rauſch erfaßte. Der einzige Grund der natürlichen Abneigung Joſephs vor Frankreich, war nur der Mangel alles Aehnlichen mit ihm, der Grund aller Antipathien. Die Menſchenliebe Joſephs wurde hier nicht verſtanden, ſeine großen Zwecke blieben dem franzöſiſchen Diplomaten unerforſchliche Räthſel. Man ſieht dieß deutlich in der Art, wie ſie ſeine Politik anzuſehen pflegten aus dem Berichte, welchen Vergennes bei Gelegenheit der Reiſe Joſephs nach Frankreich 1777 an ſeinen König machte. »Wenn die Reiſe des Kaiſers einen politiſchen Zweck hat, ſagte er, ſo kann er ſich nur zweierlei vorgenommen haben, die Allianz mit Frankreich zu verengen, zweitens hinſichtlich beabſichtigter Vergrößerung auf Koſten der Türken Ew. Majeſtät zur Beiſtimmung zu überreden.« Demnach

war die ganze Basis der Politik Frankreichs gegen Oesterreich, das Mißtrauen und der Entschluß, jede Vergrößerung dieser Macht zu hindern, indem man Preußens Eifersucht unterstützte; doch muß man bekennen, daß es hierbei Mäßigung beobachtet und sich niemals von seinem politischen Zweck entfernt hat, um weiter zu gehen, als es die Klugheit erforderte. Vergennes, obgleich Diplomat aus einer eigenthümlichen Leidenschaft für die höhere Politik und in seiner Methode mißtrauisch und streng, war doch ein großer Freund der politischen Treue, welche aus dem Systeme mancher Höfe damaliger Zeit gänzlich verbannt schien. Seine eben nicht hervorragenden Talente waren gerade zulänglich für die konservative Rolle, welche das in seinem Innern zerrüttete Frankreich gegen die übrigen Mächte spielen mußte. Er war stets wohlwollenden Maßregeln geneigt und beobachtete eine bewunderungswürdige Mäßigung sowohl im Ausdruck als in der That. Er widerstand mit derselben dem rastlosen Ungestüm Josephs und suchte gleichzeitig das Interesse Frankreichs mit den Rücksichten für den Bruder der Königin in Einklang zu bringen. Er gestand einmal dem Prinzen von Preußen, daß er den Vertrag von 1786 nicht gemacht haben würde, aber nun er gemacht sey, man ihn aufrecht erhalten müsse. Er unterstützte zwar Friedrichs Wirken gegen Joseph und Katharina, allein er überließ sich dem König von Preußen, dessen moralischen Charakter er verachtete, nie zu sehr. Er sagte von dieser Macht ein wahres Wort, welches sich in der Folgezeit bestätiget hat: eine Armee und ein Schatz ist noch keine Macht! Indessen veranlaßte seine, einmal angenommene Methode, Frankreich zu der Rolle, welche es bei der Vermittlung des Friedens mit Preußen, bei der Besetzung von Baiern und anderen Gelegenheiten gegen Oesterreich gespielt hat.

Solche Gesinnungen Frankreichs waren wenig geeignet, Josephs Zuneigung zu erregen, allein die Rücksicht auf die Interessen seiner Monarchie bei veränderter politischer Lage, der Rath seines Ministers und ein günstiger Eindruck, den eine neue Reise nach Frankreich auf ihn machte, vielleicht auch seine Absichten gegen Holland und die Barriere veranlaßten ihn, das Bündniß mit Frankreich, der ihm angebotenen Freundschaft Englands vorzuziehen.

Allein der französische Hof entsprach den Erwartungen Josephs von seiner Bundesfreundschaft nicht vollkommen, und Frankreich handelte nach dem Bündniß nicht anders, wie vor demselben. Es verharrte unerschütterlich bei seinem System und gab Oesterreich, namentlich durch seine Annäherung an Preußen, Grund zu Besorgnissen. Es trat daher bald in den gegenseitigen Verhältnissen jene Unentschiedenheit und Lauheit ein, welche gewöhnlich die Verschiedenheit der Interessen in einem Bunde erzeugt: Das Mißtrauen wurde gegenseitig und die Vorsicht gebot Oesterreich die Ergreifung jeder Gelegenheit, um Frankreich auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche ein Erkalten der österreichischen Freundschaft nothwendig demselben verursachen mußte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet Flassan den Antrag der Friedensvermittlung zwischen Frankreich und England, welchen Kaunitz aus Anlaß des Anerbietens der russischen Kaiserin hierzu 1782 an den französischen Gesandten zu Wien, Baron Breteuil, gestellt. Allein diese Vermittlung erregte sowohl Frankreichs als Englands Mißtrauen, beide Mächte beklagten sich gleichmäßig über die ihnen gemachten Vorschläge, und indem sie annahmen, daß Rußland und Oesterreich dabei nicht aufrichtig wären, fingen sie an, sich direkt mit einander zu verständigen, was in der That zum Frieden führte. Oesterreich dagegen, von den übelwollenden Gesinnungen

Englands überzeugt, befeſtigte neuerdings ſeine Freundſchaft mit Frankreich in der Hoffnung, deſſen Beiſtand bei Auflöſung der ohnehin gegen Frankreich gerichteten Barrierre zu erhalten, mehr noch aber in der Zuverſicht, daß es bei ſeinen Entwürfen keinen heftigen Widerſtand finden werde, und wenn auch nicht auf deſſen thätige Freundſchaft rechnen könne, doch von ſeiner Feindſchaft nichts zu befürchten habe. Auf dieſer wichtigen Annahme gründete ſich in der That die Feſtigkeit des Bundes, der, wie Kaunitz ſagte, auf ein Jahrhundert berechnet war, und dieſes Vertrauen war auch ganz dem Syſteme dieſes Staatsmannes angemeſſen, wornach Oeſterreich keineswegs auf Vergrößerung, wohl aber auf innere Ausbildung bedacht ſeyn ſollte, denn nur bei dieſem Grundſatz ließ ſich Feſtigkeit des Bundes verſprechen. Die Bundesfreundſchaft dauerte in Wirklichkeit bei den verſchiedenartigſten politiſchen Geſtaltungen Europas eine Zeitlang ununterbrochen fort, allein bald gaben die holländiſchen Streitigkeiten und die Unternehmung gegen die Pforte neuen Anlaß zu Mißhelligkeiten; die erſteren wurden glücklich vermittelt, aber die lezteren erzeugten auf Seiten Frankreichs eine Oppoſition, welche kaum mit der Allianz verträglich war. Als der franzöſiſche Hof ſchon 1783 des Kaiſers Geſinnungen in Bezug auf die Türkei zu erforſchen ſuchte, verſicherte der Kaiſer, daß er Alles thue, um Katharina von einem Kriege abzuhalten, allein von der Hartnäckigkeit dieſer Frau nicht viel zu erwarten habe [1]).

[1]) „Je vous assure que je ne m'épargne pas à répéter à Catherine II., tout ce qui doit l'éloigner du désir d'une guerre avec la Porte; mais cette femme a une tête peu commune, et qui rien n'arrête. Il est vrai," ajoutait l'empereur, „que souvent l'inconséquence fait l'office de la raison. Par exemple, quand j'ai vu le peu d'ensemble de son projet de neutralité armée, je *me suis permis* de lui mander que les puissances maritimes qui

Da dieſe Sprache Frankreich wenig befriedigte, ſo drang Ludwig XVI. auf eine unumwundenere Erklärung, indem er zugleich den Kaiſer vor einer Zerſtückelung der Türkei nachdrücklich zu warnen ſuchte, allein Joſeph konnte die Rückſicht, welche er auf Frankreich zu nehmen hatte, nicht ſo weit ausdehnen, ihr das Bündniß mit Rußland zum Opfer zu bringen; ſohin trat in Bezug auf die orientaliſche Frage eine Spannung zwiſchen beiden Höfen ein, welche ſie zu abgeſonderten Schritten veranlaßte. Frankreich wußte ſeinen Einfluß auf die Pforte zu behaupten und hintertrieb bei derſelben alle Forderungen Joſephs, der nach Flaſſans Behauptung Anſprüche auf die Moldau und Walachei gemacht hatte. Zugleich wußte es durch Segur den Petersburger Hof ſo geſchickt zu bearbeiten, daß es bereits Hoffnung faßte, den Krieg trotz Potemkins und Bulgakows Gegenwirken zu hindern durch ein Einverſtändniß der franzöſiſchen Geſandten in Petersburg und Konſtantinopel, die ſich gegenſeitig unterſtützten. Dem ungeachtet wurde das gute Einvernehmen dieſer in diplomatiſcher Kunſt ſo erfahrener Macht mit den beiden Kaiſerhöfen nicht geſtört. Sie entwarf im Jahr 1788 ſogar ein Projekt der Quadrupelallianz zwiſchen Frankreich, Rußland, Spanien und Oeſterreich, um ſich dadurch an den Höfen von Berlin und London zu rächen, welche mit

---

étaient si intérressées a donner de la force à ce projet, n'armant pas pour le protéger vigoureusement, il était impossible qu'elle se flattoit de voir le succés de sa bonne idée. L'impératrice au lieu de convenir de cette vérité, m'a répondu fièrement, que si les puissances maritimes ne savaient pas mettre toutes leur forces à soutenir et à affermir l'indépandance des mers, *elle ne tarderait par à avoir seule, cent vaisseau de ligne qui feraient respecter son code maritime par toutes les nations.*

Deux ans après cette rodomontade — disait encor l'empereur — Catherine l'avait assez oubliée pour appeler dans une de ses lettres, la neutralité armée, *la nudité armée.*" Flassan, S. 6. p. 534—35.

ihr in neue Spannung gerathen waren. Allein das Projekt scheiterte an dem Verlangen der Kaiserhöfe, die Garantie der Theilung Polens betreffend und mehreren anderen Schwierigkeiten, welche Frankreich und Spanien zu Gunsten der Türkei machten. Später zeigte sich die Pforte selbst so wenig willfährig Vermittlungsanträgen Gehör zu geben, daß es Frankreich der Mühe überhob, sich noch angelegentlicher für sie zu verwenden. Inzwischen kam der Zeitpunkt heran, wo diese Macht durch innere Zerrüttung den europäischen Händeln ganz entzogen werden sollte. Die Revolution brach aus im Jahre 1789 und beschuldigte Marie Antoinetten, daß sie ihrem Bruder Geld zum Türkenkrieg geschickt hätte, — eine schändliche Erdichtung, welche hinlänglich widerlegt worden ist. Schon zwei Jahre früher, nach dem Tode des nüchternen Vergennes, hatte Frankreich sein Mißtrauen gegen den Kaiser aufgegeben und die Nachfolger dieses Ministers Montmorin und der Graf von Brienne beobachteten gegen Oesterreich jenes achtungsvolle Zutrauen, das dem einzigen mächtigen Bundesfreund Frankreichs und dem natürlichen Beschützer seines Thrones zukam. Dieß war die Ursache der Verleumdungen, welche später die französischen Schriftsteller über dieß Verhältniß zu verbreiten suchten und so glücklich als Reitzmittel auf den Revolutionsgeist anwendeten [1]).

Rußland.

Die Verhältnisse dieser Macht zu Oesterreich bezogen sich hauptsächlich auf den gemeinschaftlichen Türkenkrieg und sind in so fern bereits gewürdigt worden. Die Bundesfreundschaft ward unterhalten durch gemeinsame politische Tendenz

[1]) Soulavie in seinen Memoires theilt einen erdichteten Brief Josephs an Marie Antoinetten mit, der damals große Aufregung bewirkte.

durch persönliche Beziehungen und Besuch. Zweimal reiste der Kaiser nach Rußland und erhielt in der eigenen Residenz einen Besuch des Großfürsten Paul Petrowitsch. Vielversprechend für das Bündniß war auch die Verbindung des Neffen Josephs, Franz, mit der Schwester der Großfürstin Elisabeth von Würtemberg.

Großbrittanien.

Dieses zürnte Joseph gleich Anfangs aus Anlaß seines Beitritts zur bewaffneten Seeneutralität. Die Entstehungsgeschichte dieser Anstalt rechtfertigte Englands Gereiztheit, denn diese Macht war es selbst, welche sie veranlaßt hatte, ohne zu ahnen, in welcher nachtheiligen Gestalt sie in's Leben treten sollte. Es hatte im Jahre 1762 auf alle Verbindung mit den Mächten des Kontinents verzichtet, und fühlte so wie Preußen schmerzlich seine Verlassenheit. In dem Augenblick, wo der Krieg mit den nordamerikanischen Staaten, mit Frankreich und Spanien zugleich zum Ausbruch kam, erkannte es mit Besorgniß die Gefahren einer solchen Lage, und bemühte sich die politischen Verhältnisse des Kontinents sich günstiger zu gestalten. Es suchte Bündniß, und ersah sich zu solchem die Höfe von Petersburg und Wien, allein um mit diesen in Verbindung zu kommen, mußte es die Freundschaft zwischen Oesterreich und Frankreich einerseits, zwischen Rußland und Preußen andererseits zu zerstören suchen. Ritter Harris, nachheriger Lord Malmesbury, ward mit diesem schwierigen Geschäfte beauftragt, und zu dem Ende nach Rußland geschickt. Es gelang ihm, wider Wissen des Grafen Panin die Kaiserin durch Eröffnung von Aussichten auf Realisirung ihres Projekts gegen die Türkei, einem Bündniß mit England günstig zu stimmen. Ein unvermuthetes Ereigniß schien seine Unterhandlunge-

begünſtigen. Spaniſche Kaper brachten im Jahre 1779 zwei ruſſiſche nach dem Mittelmeere beſtimmte Getreideſchiffe mit Ladung für die Engländer auf, wofür der ruſſiſche Hof Genugthuung forderte. Harris drängte Potemkin ſo zu ſchleunigen Maßregeln der Rache, daß unverzüglich eine Flotte von 15 Linienſchiffen und ſechs Fregatten ausgerüſtet wurde, um eine Weigerung Spaniens gleich beſtrafen zu können. Allein während Harris ſchon insgeheim über das Gelingen ſeiner ſchwierigen Unternehmung frohlockte, benüzte Panin denſelben Vorfall im Einverſtändniß mit Preußen zu einem Staatsſtreich, der mit einem Male alle Hoffnungen Englands vernichtete. Er entwarf nämlich den Plan zu einer bewaffneten Seeneutralität, zur Verhütung der Willkürlichkeit für die ganze Zukunft gegen die Schiffe neutraler Mächte. Die Grundſätze der Seeneutralität wurden in einer Note vom 28. Februar allen Höfen mitgetheilt. Sie waren folgende: 1) die neutralen Schiffe fahren frei von Hafen zu Hafen und an den Küſten der kriegführenden Mächte; 2) friedliches Eigenthum iſt frei in neutralen Schiffen, mit Ausnahme der Kontrebande, die auf Waffen und eigentliche Kriegsbedürfniſſe beſchränkt bleibt; 3) die Kaiſerin hält ſich, in Bezug auf das, was eigentlich Kriegsbedürfniſſe ſeyen, an die Artikel 10 und 11 ihres zwanzigjährigen Handelsvertrages mit Großbrittannien vom 21. Jun. 1766, indem ſie dieſe Verbindlichkeit auf alle Kriegführende ausdehnt; 4) ein blockirter Hafen iſt nur der, in welchen der angreifende Theil augenſcheinlich einzudringen fähig iſt; 5) dieſe Beſtimmungen ſollen bei der Rechtmäßigkeit der Priſen als Regeln dienen.

Dieſe Grundſätze waren dem Intereſſe Englands genau entgegengeſezt, denn dieſe Macht erlaubte ſich ſelbſt alle

Willkürlichkeiten zur See, und durchſuchte fremde Schiffe unter dem Vorwande, daß ſie den Amerikanern Vorräthe zuführten [1]).

Nähere Anläſſe zur Unzufriedenheit gab des Kaiſers unmittelbares Verhalten gegen England im Uebermaß. Nachdem Frankreich durch ſein Benehmen im bairiſchen Kriege Joſephs und ſelbſt Maria Thereſens Mißfallen erregt hatte, gewann es den Anſchein, als ſuchte Oeſterreich wieder ſeine alte Verbindung mit den Seemächten wieder aufzunehmen. Joſeph perſönlich äußerte oft den Wunſch England zu ſehen, und der Herzog von Gloceſter, welcher 1787 nach Wien kam, um, wie man glaubte, den Wünſchen Joſephs entgegen zu kommen, hatte ihn dahin förmlich eingeladen. General d'Alton, der Vertraute des Kaiſers, welcher bald darauf in England erſchien, und von dem erwähnten Herzog dem König vorgeſtellt wurde, veranlaßte durch ſeine Reiſe, vielleicht auch durch ſeine Aeußerungen den Glauben, daß es zu einer engen Verbindung zwiſchen England

---

[1]) Mémoire ou Précis historique sur la neutralité armée et son origine; suivi des pièces justificatives; p. Mr. le Comte de Goertz. A Basle 1801. gr. 8. (dieſe wichtige Schrift war ſchon 1797 zu London in engliſcher Ueberſetzung erſchienen, und der ungenannte Verfaſſer war bloß als „a german noble Man“ bezeichnet worden). — Nouveau Mémoire ou Précis historique sur l'association des puissances neutres, connue sous le nom de la neutralité armée, avec des pièces justificatives; p. le Baron *d'Abedyhl*, lors de negociations pour cette convention Secrétaire de la Mission Suédoise en Russie. Stockholm 1798. 8.; — von Egger's Denkwürdigkeiten des däniſchen Staatsminiſters, Grafen von Bernſtorff. Kopenhagen 1800. — Die Staatsſchriften über die bewaffnete Neutralität findet man vollſtändig beiſammen in von Henning's Sammlung von Staatsſchriften während des Seekrieges von 1776 bis 1783. Altona 1784. 2 Bde. Leben Friedrichs des Großen. Bd. 4. S. 123 (2.).

und Oesterreich kommen werde. Allein Josephs Reise nach England, von der man sich den definitiven Abschluß eines Bundes versprochen hatte, unterblieb, und die Zumuthung einer Diversion zu Gunsten Englands am Rhein oder in den Niederlanden, ward von ihm mit den Worten beantwortet: »Ich habe weder Ursache, noch Lust zum Kriege, und suche meinen Ruhm bloß in der Beförderung des Wohlstandes meiner Unterthanen[1]).«

Die anlockende Vorstellung der unermeßlichen Vortheile, welche ihm die bewaffnete Einmischung in den Krieg Frankreichs mit England verschaffen könnte, machte keinen Eindruck auf ihn. Dagegen weigerte er sich, nicht im Verein mit Rußland Versuche zur Friedensvermittlung zu machen, und schlug vor, daß zur Berathung über die Mittel zur Herstellung des Friedens ein Kongreß zu Wien gehalten werden solle. Allein England, vor Allem die Staaten Amerika's nicht als einen selbstständigen anerkennend, weigerte sich so hartnäckig auf die in Vorschlag gebrachte Basis der Unterhandlungen einzugehen, und machte selbst so unannehmbare Vorschläge, daß Kaunitz sich nicht enthalten konnte, dem Sir Robert Keith, englischen Minister zu Wien, in Bezug auf eine Depesche Lord Stormonts zu äußern: »Vergessen Sie nicht dem Lord zu sagen: wenn er einen Menschen findet, der durch die Mittel, welche er zum Vorschlag bringt, den Frieden bewirken kann, mihi erit magnus Apollo[2])!« Die Vorschläge Oesterreichs wurden in England auch so übel aufgenommen, daß der Hof von London in Bezug auf dieselben den 15. Jun. 1782 erklärte: der

[1]) Cornova S. 40—41.

[2]) Flassan hist. d. l. d. f. T. VI. p. 291.

König von Großbrittanien könne niemals zulassen, daß sich irgend eine fremde Macht in die Angelegenheiten mit seinen rebellischen Unterthanen einmische, und, ohne seine Würde herabzusetzen, die Zulassung einer Person seiner empörten Unterthanen zu einem Kongreß niemals gestatten.« Bei diesen Gesinnungen des Kabinets von St. James war eine Friedensvermittlung unmöglich, obgleich die vereinigten Staaten sich geneigt zeigten, die Vermittlung des Kaisers anzunehmen. Benjamin Franklin schrieb bei dieser Gelegenheit an Ingenhouß: »mein Souverän, der Kongreß der vereinigten Staaten von Amerika, würde mit Vergnügen die Vermittlung des Kaisers angenommen haben; da er mit der ganzen übrigen Welt eine hohe Meinung von der Billigkeit und Weisheit desselben hat [1].«

Allein es war das Zeitalter gekommen, in welchem der Stolz der Souveränität den höheren Interessen der Menschheit zum Opfer gebracht werden mußte. England sah sich nach einem verzweifelten und erschöpfenden Kampf genöthigt, den Frieden von Versailles 1783 (20. Jenn.) zu schließen und die Unabhängigkeit seiner rebellischen Kolonien anzuerkennen. Oesterreich übernahm die Gewährleistung des Versailler Friedens zwischen England, Frankreich und Spanien gemeinschaftlich mit Rußland. So war endlich der blutige Streit geschlichtet, und England konnte gleichgültiger die Angelegenheiten des Kontinents betrachten, allein unversöhnlich blieb es stets Joseph und seinem Systeme abgeneigt. Als der Fortgang des Türkenkrieges Kaiser Joseph das endliche Gelingen aller seiner Unternehmungen, welches allein von einem glücklichen Ausgang des Türkenkrieges abhing, versprach, vereitelte dieser die Einmischung Englands und seiner Verbündeten

---

[1] Cornova Leben Josephs S. 119.

unversöhnliche Feindschaft durch ein Bündniß gegen Oesterreichs und Rußlands Umsichgreifen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, denn so wollte es das Gebot der Politik dieser großen Nation, und der Fehler war auf Seiten der schlechten Kombinationen Oesterreichs. Aber unverzeihlich, und der Würde des glorreichen Englands höchst unangemessen ist es, daß politischer Haß die Schriftsteller dieser Nation hinriß, das Andenken Josephs auf eine unverantwortliche Weise zu verunglimpfen und seine großen Eigenschaften so lügenhaft zu entstellen, wie es Coxe und Andere gethan, und somit einer schändlichen Fälschung der Geschichte sich schuldig gemacht haben.

Preußen.

Weit übertroffen hat diese Macht jede andere im Haß gegen Oesterreich. Friedrich II., vermöge seines natürlichen Charakters, wenig zur Freundschaft geneigt, nur für das Gefühl seiner Größe und seines Ruhmes empfänglich, war vollkommen geeignet, die Größe Preußens zu begründen, denn ihm galt nichts als dieser Zweck. Leicht und gewandt bewegte er sich in der Sphäre der Politik; Rücksichten und Satzungen, welche für Andere mächtige Bande waren, fesselten seinen philosophischen Geist nur wie Spinngewebe, die sein Athem zerreißen konnte. Das ganze Geheimniß seiner politischen Weisheit bestand darin, daß er ein kalter, unerwegbarer Beobachter der Weltereignisse, Niemanden befreundet, jedes ihm günstige Verhältniß schnell und mit Energie benützte. Das Netz seiner Kombinationen war über ganz Europa ausgespannt; aus einem Winkel desselben lauerte er begierig auf die Beute, welche sich darin verfangen würde, und wußte sie im entscheidenden Augenblick zu fassen. rauenlos, nur immer seine Interessen wahrend und

fremde benützend, ſein ganzes Syſtem auf den Grundpfeilern des menſchlichen Eigennutzes erbauend, fremde Leidenſchaft ſtets erregend, niemals die ſeinige entzügelnd, ſo konnte er leicht von Allem Nutzen ziehen, was ſich in Europa begab. Sicherlich war er der größte Diplomat ſeines Jahrhunderts, und da ſeine Erziehung und Gemüthsart ihn bald von jenen ſchönen Schwächen der Menſchen befreite, welche ſie zuweilen zu Märtyrern ihres Glaubens macht, ſo konnte ihn nichts daran hindern, vermöge ſeiner diplomatiſchen Kunſt, der größte Mann ſeiner Zeit zu werden. Von ſeinen wirklich bewunderungswürdigen Verdienſten um Preußen muß die öſterreichiſche Geſchichte ſchweigen, ſeine Verdienſte um die Welt gehören vor den Richterſtuhl der Nachwelt — ſeine Handlungen gegen Oeſterreich allein gehören hierher, und können ſowohl ihren Beweggründen und Zwecken nach vom völkerrechtlichen und moraliſchen Standpunkte aus nur höchſt verwerflich erſcheinen. Friedrich II., ſeinen eigenen Ruhm zu politiſchen Zwecken kaufmänniſch benützend, mißbrauchte das Gewicht ſeiner Autorität, um den Mächten glauben zu machen, Joſeph II. ſey ein ehrgeiziger Thor, deſſen Herrſch- und Ländergier man mäßigen müſſe, und ſeine eigene Politik gegen Oeſterreich habe nur den redlichſten aller Zwecke. Aber ernſt frägt die Geſchichte ſeine eigenen Handlungen prüfend, nur eine für alle in's Auge faſſend: wenn Friedrich das Princip der Vergrößerung verwarf, warum fiel er in Schleſien ein? — wenn er Verträge und Völkerrechte achtete — ohne allen Rechtstitel, wider alles Völkerrecht, wider Vertrag und Nachbarfreundſchaft, warum fiel er in Schleſien ein? — Sein ganzes politiſches Leben, ſeine ganze Ruhmsgeſchichte von glücklichen Kriegen, glücklichen Negozien, glücklichen Intriguen, jedes Blatt ſeiner Lebensgeſchichte, der Sinn ſeiner Briefe und Schriften, der Glaube ſeines Herzens, ſein An

Ende, ſein perſönliches und Herrſcherwalten wimmelt von Widerſprüchen gegen die Rechts- und politiſchen Theorien, welche er für ſein Betragen gegen Oeſterreich zum Vorwande nahm. Friedrich II., von Eiferſucht gegen Joſeph II. beſeelt, habgierig bis zu einem krankhaften Länderhunger, fand in dieſen beiden Leidenſchaften, die das Grundweſen ſeines Charakters ausmachen, den einzigen Beweggrund zur Feindſchaft gegen Oeſterreich. Dieſe ehrwürdige Macht, dieſes ſchöne Land, dieſes opulente Volk, das ſo gerne gibt, ſo beſcheiden verlangt — waren ihm das, was eine fette Heerde dem Appetite eines Löwen ſeyn mag. Unaufhörlich waren ſeine Blicke auf dieſe Speiſe gerichtet, unaufhörlich umſchlich er die Hürde des öſterreichiſchen Staatslebens, um den unbewachten Moment zu erſpähen und das Preisgegebene zu überfallen. Wer fände ſich nicht zu dieſem Gleichniß verſucht, wenn er den großen Friedrich gleichſam ſpielend an den Grenzen Oeſterreichs ſieht, wie er eine Macht von 40,000 Mann verſammelt, um ſie manövriren zu laſſen, und dann eine ſorgloſe kaum von zwei Regimentern bewachte Provinz überfällt? Wer vermöchte mit öſterreichiſchem Sinn wohlwollend die Unternehmungen eines Mannes zu betrachten, deſſen ganzes Wirken gegen Oeſterreich, Haß, Feindſchaft, Gewaltthat, Hinterliſt und Treubruch iſt? Friedrich II. — dafür erkannte ihn Joſeph II. ſchon — war der eigentliche Todfeind Oeſterreichs, deſſen Verfolgung eine Reihe verderblicher Ereigniſſe nach ſich zog, die noch nicht geſchloſſen ſeyn dürfte. Er hat Oeſterreichs Macht in ihrer Entwicklung gebrochen, er hat ſein Anſehen in Teutſchland und Europa geſtürzt, ſein Blut getrunken, ſeine Civiliſation gehindert, ſein geiſtiges, ſein Gemüthsleben geſtört. Noch hat die Geſchichte nicht ſein ganzes Verfolgungsſyſtem enthüllt, aber das, was davon bekannt iſt, reicht ſchon hin jene Beſchuldigungen

zu rechtfertigen. Es iſt bekannt, daß es ſich nicht nur der Waffen des Kriegs, der Politik und Intrigue gegen Oeſterreich bedient, ſondern es auch nicht verſchmäht hat, durch Emmiſſäre und bezahlte Schriftſteller das öſterreichiſche Volk mit ſeinem wohlmeinendſten Regenten zu entzweien, daß er in Ungarn, in den Niederlanden und den übrigen Provinzen die Flammen des Aufruhrs theils genährt, theils entzunden hat, und weltkundig ſind noch heute die verwerflichen Produkte gewonnener Sophiſten, die ſich der teutſchen Geſchichtſchreibung bemächtigt haben. Ihre Lügen und Entſtellungen, bald Oeſterreichs, bald Rußlands Ehre befleckend, haben ihren Weg in alle Weltgegenden und in die in- und ausländiſchen Bücher gefunden, und während ſie den Ruhm Friedrich's II. vermehrten, über Oeſterreich Schmach häuften, und — kaum glaublich ſcheint es — in dieſem Staate ſelbſt die öffentliche Meinung verdorben, und das Vertrauen in die eigene Kraft und den eigenen Werth erſchüttert [1].

Friedrich II. hat ſeinem Nachfolger ein Syſtem hinterlaſſen, das dieſen zwang, in vieler Hinſicht die Politik ſeines Vorgängers zu beobachten. Es iſt hier nicht paſſend, die Frage zu erörtern, ob durch das Syſtem Friedrichs II. Preußens Macht wirklich auf eine ſolide, dauerhafte Grundlage erhoben worden iſt, ob die Nachfolger ihres Stifters nicht, wie ſchon geſchehen, bei jedem neuen Sturm noch öfter

[1]) Das Ausland wird dieß ſchwer begreifen, und doch iſt es wahr und leicht erklärlich, weil Oeſterreich in dem teutſchen Drittheil ſeiner Bewohner und der eigenthümlichen Verfaſſung ſeiner Civiliſation, ſeiner Geiſtespolizei und Verwaltung noch keinen ſo großen Ueberfluß an guten Schriftſtellern hatte wie Preußen. Die Urſachen näher anzuführen wäre hier läuſig.

ſchmerzlich werden fühlen müſſen, wie mühſam und todesängſtlich die Behauptung einer Macht ſey, welche ſich ſtets auf ihre Waffen, ſtets auf künſtliche Mittel der Erhaltung angewieſen ſieht, doch mag hier immer erwähnt werden, wie ſehr zweifelhaft es ſey, daß jene Staatsgrundlagen, welche Friedrich hinterließ, ein ſchicklicher Spielraum für das Walten anderer Geiſter und Charaktere geweſen ſeyen. Auch ſahen wir ſeine Nachfolger im Laufe der Zeiten oft von ſeinem Syſteme abweichen, doch faßte es Friedrich Wilhelm bei denſelben Verhältniſſen auf, wo es ſein Vorgänger in Ausübung gebracht. Joſeph zeigte ſich bei deſſen Thronbeſteigung geneigt zu gutem Einvernehmen, und ließ die Gelegenheit der holländiſchen Händel zum Angriff Preußens unbenüzt. Auch ſchien Friedrich Wilhelm gegen Oeſterreich nicht feindſelig geſinnt, und ſoll der Berathung ſeines Miniſters, die Eintracht Preußens mit dieſer Macht zu zerreißen, die beſtimmteſte Weigerung, lebhaften Tadel und die Worte entgegengeſezt haben: »Ich will, daß die Welt einſt von mir ſage, Wilhelm war ein ehrlicher Mann.« Doch geriethen beide Mächte bald in neue Kolliſionen, ein Mal bei der Koadjutorwahl in Mainz, da Preußen die Wahl von dem würdigen Dahlberg ab auf einen preußiſchen Prinzen lenken zu wollen beſchuldigt ward, und der Einſetzung des unmündigen Grafen von LippeBükeburg durch Verdienſt Joſephs II., das gänzlich beſtritten und von Preußen ſich beigemeſſen wurde; dann ſtärker und anhaltender bei den niederländiſchen Unruhen, die Preußen förderte, und dem türkiſchen Krieg, da Preußen am Bunde mit England hing und jeden Augenblick bereit ſchien, in Böhmen und Mähren einzubrechen. Der Kaiſer ließ daher dieſe Länder nie völlig von Truppen entblößt und ſezte die dortigen Regimenter auf den Kriegsfuß.

Türkei.

Gegen dieſe Macht zeigte Joſeph bei den ſich öffnenden großartigen Ausſichten eine verhältnißmäßige große Mäßigung und Wünſche, die ihrer Exiſtenz nicht gefährlich waren. Dieß geht ſchon aus den Darſtellungen des Krieges hervor und wird beſtätigt durch viele Aeußerungen.

Als der Monarch dem franzöſiſchen Botſchafter beim Cercle über die zwiſchen ſeinem und dem großbrittaniſchen Hofe geſchloſſene Entwaffnungs-Convention Glück wünſchte, ſezte er hinzu: »Ich würde mit den Türken gern eine ähnliche Convention unterzeichnen, wenn die Kaiſerin damit einverſtanden wäre, die ich zuvor befriedigt wünſchte; und was mich betrifft, würde ich mich mit der Pforte ſchon leichter verſtehen.«

Bei Eröffnung des Krieges ſagte er: »dieſer Krieg ſoll nicht lange dauern, denn ich ſuche nicht große Länder zu erobern, ſondern wünſche mich nur mit den Rivalen des Glückes meiner Unterthanen auf gleichen Fuß zu ſetzen und lezteren jene Vortheile zu verſicheren, die ich ihnen unter meiner Regierung noch gerne gewährt wiſſen möchte.«

Das Unglück der Pforte war nur ihre ſchlimme Lage und notoriſche Ohnmacht. Sie exiſtirte nur, weil keine Macht der andern die Beute vergönnte. Sie gewann nichts durch fremden Schutz, weil dieſer nur eigennützig gegeben wurde. Angewieſen auf das traurige Loos ewig ein Zankapfel der europäiſchen Mächte zu ſeyn, verſank ihre Selbſtſtändigkeit immer mehr.

Polen.

Dieſes theilte das Schickſal der Pforte. Der freigebliebene Theil ſtand unter dem Geſandten Kathari- Preußen, welches daſſelbe Rußland mißgönnte, wirkte

gingen zu Grunde. Venedig war ſtolz auf ſeine Selbſtſtändigkeit, aber ſeine ausgebildete Ariſtokratie, welche auf Koſten ihrer Füße, der Volksſäfte, ſich mäſtete, mußte bald zuſammenbrechen, denn die lezteren konnten den Kolos nicht mehr ertragen. Es legte Joſeph mehrere Hinderniſſe in den Weg und wollte im Türkenkrieg ſtreng neutral verbleiben, allein die Geſtattung des freien Durchzuges für die Mannſchaft des Hauptmann Bukowſſevich zogen dieſer Republik Feindſeligkeiten von Seiten des Baſſa von Scutari zu. Vereint mit den Montenegrinern überfiel er mehrere Ortſchaften im venetianiſchen Dalmatien, ließ ſie in Brand ſtecken, viele Einwohner niedermezeln, und bedrohte Cattaro, den Landungsplatz der öſterreichiſchen Truppen. Die Republik beſchloß daher Ende 1788 in einer außerordentlichen Rathsverſammlung Gewalt mit Gewalt abzutreiben, aber zugleich der Pforte Botſchaft zu ſenden, welche vermelde, daß die Vertheidigungsanſtalten der Republik nicht feindſelig gegen ſie ſelbſt gemeint ſeyn ſollen.

Weniger wichtig waren die Beziehungen zu den übrigen Staaten Europas. Schweden war inſofern bedeutend, da es durch ſeine Kriegsunternehmung gegen Rußland, den türkiſchen Krieg nicht wenig hinderte. Dänemark ließ ſich von England einſchüchtern. Die ſtets in Zwiſt und Uneinigkeit zerfallene Republik Helvetien blieb unangefochten und unthätig. Die Landſchaft Valtelin im Graubündten in eigenthümlicher Verfaſſung und Iſolirtheit gelegen, fing jedoch in Mailand zu unterhandeln an, um ſich unter öſterreichiſchen Schutz zu begeben. Dieß war inſofern wichtig, als dadurch eine Kommunikation zwiſchen Tyrol und der Lombardei hergeſtellt werden konnte mit Umgehung des venetianiſchen

Gebietes. Mit den barbariſchen Staaten kam man in mehrfache Handelsverhältniſſe. In Alexandrien wurde ein öſterreichiſches Konſulat geſtiftet und der Ritter Agoſtini dahin geſendet. Mit der Pforte wurde jedoch vergeblich über die Sicherheit der öſterreichiſchen Flagge vor afrikaniſchen Korſaren unterhandelt. Merkwürdig war es in dieſer Hinſicht, daß im Februar 1783 unvermuthet Mahomed Ben Abdul Malik, ein Abgeſandter des Kaiſers von Fez und Marocco erſchien, (der erſt ſeit Karl V. Zeiten), welcher Joſeph zur Thronbeſteigung Glück wünſchte und zu einem Handelsvertrage einlud, der zwar Oeſterreich wenig Vortheile verſprach, aber doch zur Sicherheit der öſterreiſchiſchen Flagge vor den Saletaniſchen Seeräubern den 17ten April abgeſchloſſen wurde.

Viertes Buch.

Reſultat der Regierung

Joſephs des Zweiten.

Viertes Buch.

Resultat der Regierung

Caligula vor Germanien.

Resultate.

Erstes Kapitel.

Wachsthum der Bevölkerung. — Statistische Uebersichten.

Mag immer die Verläumdung Josephs großartiges Wirken als ein fruchtloses darstellen; immer werden die enormen Resultate desselben der Nachwelt den unumstößlichen Beweis liefern, daß nie die zehnjährige Thätigkeit eines Regenten so reiche Früchte getragen. Mag immer seine Politik als eine verfehlte gelten, mag man immerhin behaupten, die Existenz seiner Reformen sey durch die Gefährdung jener des Staates selbst gefährdet worden — der Staat war doch unzerrissen bei seinem Ableben, die Niederlande gingen erst später durch Ereignisse verloren, welche in keinem Zusammenhang mit Josephs Beginnen standen, Ungarn war unverloren, die Integrität des Staates vollkommen. War somit auf der einen Seite nichts geopfert, so war der Gewinn auf der anderen um so rühmlicher, und wenn auch später eingetretene Umstände ihn geschmälert haben, wenn auch sein Nachfolger Leopold aus Staatsklugheit mehrere Anstalten seines größeren beneideten Bruders vernichten zu müssen glaubte, so bleibt doch immer der Erfol

Josephs Wirken sich erschuf, selbst noch in seiner jetzigen Gestalt ruhm- und bewunderungswürdig. Eine einfache Darstellung der einzelnen materiellen Resultate und eine Würdigung der moralischen, führen mit Gewißheit jeden unbefangenen Geist zu dieser Erkenntniß.

Als eines der wesentlichsten Merkmale des allgemeinen Fortschreitens eines Staates, gilt allgemein, dem Staatskundigen Wachsthum der Bevölkerung. Im österreichischen Staate mag dieses Merkmal um so wichtiger, da seine weitesten Provinzen nur spärlich bevölkert und durch feudal- und andere mittelalterliche Einrichtungen in ihrem Prolifikationsvermögen an vielen Orten selbst bis zum Rückgang gehindert waren. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche moralisch und physisch auf die vermehrte Erzeugung wirkte, die vermehrte bürgerliche Ordnung, die Beförderung des Wohlstandes, des Handels und der Industrie durch viele neue Fabriken — alles dieß wirkte so gewaltig belebend auf den Bevölkerungsstand, daß dieser sich bloß in fünf Jahren, von 1780 bis 1786 (nach de Luca) [1]) von 20,533,000 auf 25 Millionen, also um ein Viertheil steigerte. In Galizien vermehrte sich die Bevölkerung in einem Jahre, von 1783—1784 um 100,000 Seelen, ungerechnet der Zahl der Kolonisten, welche allein 10,000 Seelen betrug. In allen Provinzen gestaltete sich das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen äußerst günstig in Vergleich mit den früheren Proportionen. Man zählte im Jahre 1787

	Geburten.	Todesfälle.	Trauungen.
In Niederöster.	42,023	27,520	10,516
» Böhmen	127,748	81,026	26,517
» Mähren	63,754	40,858	12,640
» K. K. Schlesien	10,679	6,194	2,269.

[1]) Oesterr. Staatskunde.

Weniger genau konnte in Ungarn die Volkszahlvermehrung ermittelt werden, doch war sie ebenfalls sehr im Steigen begriffen. Die ganze Summe der Bevölkerung wurde durch die neu eingeführte Conscription bekannt, denn früher hatte man nur oberflächliche Wahrscheinlichkeitsangaben. Diese waren in hohem Grade unzuverlässig, und wie sich später erwies, von der Wahrheit ungemein abweichend. Noch im Jahre 1782 wurde die Anzahl der Einwohner in Ungarn nebst dem Temesvärer Banat nur auf 3,170,000 geschätzt. Wenn die später gewonnenen statistischen Ausweise daher kein Resultat noch zeigen, weil es den älteren Daten an Gewißheit fehlt, so zeigen sie auf der anderen Seite durch die amtlich erhobenen Mißverhältnisse wie sehr dieses Land eine radikale Reform bedurfte. Nach der in den Jahren 1783 bis 1785 vorgenommenen Volkszählung betrug die Gesammtzahl der Einwohner dieses ungeheuren Landes, welches für mehr als 30 Millionen Menschen Raum hat, nicht mehr als 7,417,415 Menschen; darunter waren:

Christen:

Personen unter 18 Jahren, zusammen . .		3,625,617
Davon waren männl. Geschlechts	1,894,309	
» » weibl. »	1,831,308	
Personen über 12 Jahre, verheirathet und unverheirathet, mit Ausnahme des Wittwenstandes		3,212,039
Nämlich: männlichen Geschlechts	1,620,234	
weiblichen »	1,581,805	
Personen vom geistlichen Stande		19,103
Davon männlichen Geschlechts	14,240	
» weiblichen »	4,863	
Adelige Personen beiderlei Geschlechts . .		34,790
		6,891,549

	6,891,549
Beamte und Honoratioren	17,213
Abweſende	175,804
Juden:	
4375 Familien, zuſammen	25,377
Summa der ganzen Bevölkerung	7,109,943

Hiervon waren Bürger und Handwerker 442,411, wovon 304,106 in den Städten und 137,305 auf dem Lande lebten. Die Zahl der wirklich vom Landbau lebenden Hausväter, Bauer und Halbbauern, belief ſich nur auf 892,134, die Zahl der Feuerſtätten in allen drei Königreichen auf 1,403,120, und die der Landgüter auf 4210.

Man ſieht aus dieſer Zuſammenſtellung das auffallende Mißverhältniß zwiſchen Konſumirenden und Produzirenden, zwiſchen Adel und Volk, zwiſchen Bauern und der Geſammtbevölkerung und den Handwerkern.

Am günſtigſten ſprechen die Zahlen in Galizien für das neue Syſtem, zu deſſen namhafteſten Wohlthaten die Menge der Einwanderer gehörte. Es waren hier im Jahre 1788 geboren worden 110,534 Chriſten und 6391 Juden, geſtorben waren 86,048 Chriſten und 5828 Juden. Man berechnete die ganze Volksmenge dieſes Königreiches auf 3,290,434, worunter 199,735 Juden begriffen ſind. Man zählte 103 Städte, 201 Marktflecken, 5716 Dörfer und 1937 Domänen.

Viele Familien kamen aus den kronpolniſchen Provinzen herüber nach Galizien, weil ihnen das Joch der dortigen Sklaverei unerträglich war. Es kam deßhalb ſogar häufig zu Streitigkeiten mit den Nachbarländern, weil Joſephs humane Geſetze jedem Einwanderer wie den Einheimiſchen perſönliche Freiheit und Schutz gegen ſeine alten Zwingherrn gewährte.

hat selbst Friedrich selbst seinen Schutzgeist denselben betrachtet, wegen seiner trüglichen Unternehmungen des Fürstenbundes, aber wenige haben in Friedrich den Zerstörer der teutschen Einheit erkannt, und doch war es, über welchen Teutschland das Urtheil ewiger Verfeindschaft ausgesprochen. In seinen Zeiten und durch sein Wirken ward das Haus Oesterreich zu einer Politik genöthigt, in welcher die Trennung seiner Erbländer von Teutschland ausgesprochen war. Das politische Verwürfniß, welches die preußische Politik gegen Joseph und das teutsche Reich verschuldete, wurde die Quelle des moralischen, in welchem wir uns heute unläugbar befinden. — Am Ende der Regierung Josephs kam die Wahl eines römischen Königs in Anregung. Rußland und der Papst begünstigten den Erzherzog Franz, dem auch Joseph geneigt war.

Italien.

Je mehr sich in dem österreichischen Staatenbunde der teutsche Charakter verwischte, je mehr bildete sich die Herrschaft des regierenden Hauses in ihren bisher als heterogen betrachteten Provinzen aus. Im Jahre 1785 wurden alle österreichischen Besitzungen in Italien in einen Staat unter eine Regierung vereinigt und Lombardei genannt. In Italien nahm der österreichische Einfluß unter Joseph, in einem Grade zu, der an Oberherrschaft durch Rapporte grenzte. Josephs Bruder Leopold beherrschte Toskana nach denselben Grundsätzen, wie Joseph die Erbstaaten. Von hier aus erstreckte sich auch der Einfluß Oesterreichs auf den Kirchenstaat und durch Josephs Schwester, Karoline, Gemahlin Königs Ferdinand IV., auf Neapel, wo durchgreifende Veränderungen in der Staatsverwaltung eingeführt wurden. Die Republiken Genua, Ragusa und Dalmatien

von Natur so reiche Land, mit allen Schätzen reichlich versehen, welche die Erde besizt, übernahm Joseph als eine durch Leibeigenschaft, Druck, Unthätigkeit und schlechte Verwaltung ausgesogene, verarmte Provinz, in der in jedem Fehljahr Hungersnoth ausbrach und ununterbrochen unter den Einwohnern das größte Elend herrschte. Durch Josephs weise Anstalten wurde diese entnervte Provinz eine der ergiebigsten, und ihre Bevölkerung nahm in den zehn Jahren um eine halbe Million zu. Sie betrug im Ganzen nicht mehr als das Vierfache dieser Summe, 285,246, aber sie war nun wohlhabend und glücklicher.

Nach des Freiherrn v. Schmiedburg Statistik hatte Böhmen und Steyermark, im Anfang des Jahres 1789, gerade eben so viele Einwohner, als alle zu Schweden gehörige Länder; nämlich Böhmen zählte 2,300,000, und Steyermark 800,000, also Schweden 3,100,000. Böhmen trug seinem Regenten 16 Millionen Gulden, Schweden aber seinem Reiche nur die Hälfte dieser Summe ein. Steyermark und Krain zusammengenommen, gaben dem Landesfürsten so viel Einkünfte, als das große nordische Reich dem seinigen gibt.

Der blühende Zustand des Landes veranlaßte viele reiche Familien hier einzuwandern. So kamen hierher aus Irland die reichen Familien der Browne, Taafe, Kavannag, Wallis, aus den Niederlanden, Bucquoi und Desfours, aus Teutschland Fugger und Schönborn, aus Oesterreich Hardegg und Weißenwolf, aus Schlesien Frankenberg und Wrbna, aus Ungarn Zrini und Pallfy. Viele unter ihnen wirkten eifrig für den Wohlstand und die Kultur ihres neuen Vaterlandes [1]). In drei Jahren von 1785—1788 vermehrte sich die Anzahl der Arbeitsstühle in diesem Lande von 37,438 auf 51,935,

[1]) Schneller, 2r Bd., S. 236.

die der Fabrikarbeiter von 86,829 auf 121,799, die der Flachs- und Wollspinner von 279,869 auf 313,842. Im Jahre 1789 wurden in diesem Lande allein 79 neue Schulen errichtet, und 198 neue Lehrer angestellt, und die Anzahl der die Landschulen besuchenden Kinder war um 16,000 in einem Jahre angewachsen.

Bei so großen Fortschritten der einzelnen Provinzen ist der Fortschritt der Gesammtheit um so weniger genau zu berechnen, da es sehr schwierig ist, auch nur oberflächliche Vergleichszahlen aus den früheren Zeiten beizubringen, wo weder eine genaue Volkszählung, noch eine zuverlässige Kontrolle der Einkünfte möglich war, da wenig Ordnung in der Staatswirthschaft und gar keine Publicität derselben herrschte. Indessen gewährten am Schluß der Regierung Josephs die statistischen Lesebücher folgende merkwürdige Hauptresultate:

Die Volksmenge der gesammten K. K. Staaten betrug im Monate November 1787 nach den neuesten Conscriptionsresultaten 25 Millionen, 1790 daher gewiß wenigstens 27. (Die gesammte Geistlichkeit aller Religionsgesellschaften, worunter etwa 8500 nichtkatholische Geistliche begriffen sind, ward auf 75,000 Köpfe angegeben, das Militär aber auf 300,000 Mann gerechnet; diesem nach kommen auf jedes Menschentausend 15 Personen, von welchen drei für die Seele, 12 aber für den Körper zu wachen hatten.) Die Kosten der österreichischen Kriegsmacht in Friedenszeiten wurden auf 21,900,000 Gulden angeschlagen, und nahmen folglich beinahe den vierten Theil der Einkünfte weg, welche 100 Millionen Gulden ausmachten. Die Summe des seit dem Regierungsantritt Mariens Theresiens ausgeprägten Geldes wurde zu 235 Millionen berechnet.

Die Revenüen des Kaiſers, welche die Kontributionen, Bergwerke, Salinen und andere Regalien einbrachten, betrugen im Jahre 1787 100,400,000 Gulden, und zwar die Einkünfte aus Ungarn, Kroatien und Slavonien 16 Millionen, aus Niederöſterreich und Wien 16 Millionen, aus Böhmen 14,500,000 Gulden, aus den Niederlanden 7,500,000 Gulden, aus Mähren ſechs Millionen, aus Steyermark ſechs Millionen, aus der Lombardey ſechs Millionen, aus Oberöſterreich 5,500,000 Gulden, aus Gallizien vier Millionen, aus Siebenbürgen und der Buckowina vier Millionen, aus Tyrol und Vorarlberg 3,600,000 Gulden, aus Inneröſterreich 270,000 Gulden, aus Krain, Friaul und Trieſt 2,500,000 Gulden, aus Kärnten 2,500,000 Gulden, aus Schleſien 600,000 Gulden.

Hiermit ſind zu vergleichen die Angaben vom Jahre 1755, in welchem die ſämmtlichen Staatseinkünfte nicht mehr als 40,027,856 Gulden betrugen, und zwar lieferte dazu Ungarn 2,947,772, Siebenbürgen 721,832, Banat 355,036, Slavonien 100,832, Militärgrenze 30,000, Tyrol 100,000, Vorderöſterreich 120,000, Görz und Gradiska 51,000, Böhmen 5,270,488, Mähren 1,856,490, Schleſien 245,298, Niederöſterreich 2,018,960, Oberöſterreich 906,228, Steiermark 1,182,545, Kärnten 637,695, Krain 363,171 Gulden [1]).

Landeskultur. — Handel. — Induſtrie. — Schifffahrt.

Handel, Induſtrie und Schifffahrt gewannen durch Joſephs weiſe Anſtalten einen neuen Aufſchwung, deſſen ſie niemand in den öſterreichiſchen Staaten vor ihm fähig gehalten haben dürfte. Alle Zweige der Landesinduſtrie wurden blühender, und durch das Syſtem der Koloniſation wurden viele Strecken unbebauten Landes in Ungarn und Galizien

[1]) Lettres de finances in Nikolais Reiſebeſchreibung.

Viertes Buch.

Reſultat der Regierung

Joſephs des Zweiten.

6,666,666 Gulden betragen, ſo daß der Unterſchied zwiſchen der dießjährigen und vorjährigen Einnahme in ungefähr drei Millionen beſtand. Um ſo viel hatten demnach die jährlichen Einkünfte im Banate nur an dem Preiſe der Schaafwolle durch das Verbot der Ausländer-Waaren und das neue Syſtem gewonnen.

Der in Ungarn niederliegende Handel gewann durch die neuen politiſchen und commerzialen Einrichtungen neues Leben. Nach ſicheren Angaben wurden im Jahre 1786 aus Ungarn ausgeführt für 17,600,000 Gulden inländiſche Erzeugniſſe, und eingeführt für 12,100,000 Gulden; daß alſo das Land rein gewonnen hat: 6,500,000 Gulden. Vom 11. Jenner bis lezten Dezember 1787 wurde ausgeführt für 17,800,000 Gulden, und eingeführt für 13,808,000 Gulden, ſo daß auch in dieſem Jahr die Ausfuhr um vier Millionen ſtärker war als die Einfuhr. Ueberdieß kamen nach Ungarn für die im verfloſſenen Jahre ausgetriebenen Ochſen an Geld 3,479,000 Gulden, für Kühe und Kälber 70,000, für Schweine 1,500,000, und für rohe Schaafwolle 2,450,000 Gulden, und verarbeitete Wolle wurde eingeführt für 1,100,000 Gulden; Kupfer, rohes und bearbeitetes, wurde ausgeführt für 2,390,000 Gulden; Feldfrüchte für 2,820,000, und Wein für 930,000 Gulden.

Der Handel gewann ferner durch mehrere großartige Anſtalten zu ſeinen Gunſten. Die von dem Kaiſer privilegirte Commerzialleihbank von Bargum u. Comp. zeigte den wohlthätigſten Einfluß auf die Handelsbetriebſamkeit, und hatte ſchon in den erſten Monaten ihrer Exiſtenz eine Million Kaſſe. Die Zinſen waren von denſelben auf vier Prozent beſtimmt, und in den Provinzialhauptſtädten waren Filialen errichtet.

Ueber den Handel mit dem Auslande ſtellt Schweighofer folgende Betrachtungen, welche von der Wirkſamkeit der joſephiniſchen Anſtalten Zeugniß geben.

Oesterreich gewann nicht unbedeutende Summen in seinem Handel mit dem deutschen Reiche. Ungarn, Oesterreich, die Lombardei und selbst Flandern bezogen jährlich wenigstens eine Million für gelieferte Waaren, welches ein guter Zuwachs für die Erblande war, und den Geldumlauf wohlthätig förderte. Hieraus erhellt, daß der teutsche Handel den österreichischen Staaten äußerst günstig war, und wie derselbe noch immer weiter ausgedehnt und lukrativer werden konnte. Von ganz besonderm Einfluß auf Teutschlands Handel war das Verbot fremder Waaren. Einzelne Folgen davon sprangen 1785 auffallend in die Augen, wenn sie auch in der Gesammtmasse sich nicht übersehen ließen. Da viele Waaren gar nicht mehr in die Erblande kamen, so ward daraus die Handelsbilanz noch um ein Bedeutendes vergrößert, und Oesterreich gewann dadurch offenbar mehr, weil seine Waaren dagegen nach wie vor ins teutsche Reich ausgeführt wurden. Wie jeder andere, so hat auch der Handel mit Teutschland seine politischen Folgen. Durch das Uebergewicht über dasselbe gewinnt Oesterreich auch an Staatskräften, allein in Folge eines Kriegs wanderten die erworbenen Summen dann oftmals wieder in das teutsche Reich. Es war nur eine Stimme darüber, ja selbst unter den Kaufleuten hie und da, daß Teutschland 1785 weniger Geld besaß; wenn nun gleich deren Angaben nicht zuverlässig waren, so möchte doch ihre Behauptung nicht ganz grundlos seyn. Teutschland war seit einem Jahrhundert bedeutend reicher geworden; erwägt man dagegen seine Lage nach dem siebenjährigen Kriege, und zieht man eine Parallele zwischen seinem neueren und damaligen Geldumlauf, so war dieser sehr geschmolzen, denn es wurden zu jener Epoche von allen kriegerischen Mächten mehr als hundert Millionen in Umlauf gesezt. Den Fall angenommen, daß Teutschland ohne die Erblande ungefähr

gegen 300,000,000 Gulden an baarem Gelde beſaß, ſo kurſirten doch ſicher nicht mehr denn 80 — 90,000,000.

Frankreich hatte, weit früher als Oeſterreich den Einfluß des Handels auf die Größe des Staats einſehend, nichts unterlaſſen, denſelben zu heben. Mit großem Aufwand unterſtützte es die Fabriken, belebte alle Zweige der Induſtrie, förderte Künſte und Wiſſenſchaften, zog Fremde in ſein Land, baute Häfen und legte, wo es ſich thun ließ, Kanäle an. Die Folge davon war, daß es den ausgedehnteſten Handel mit allen übrigen europäiſchen Staaten in ſeine Hände brachte und unermeſſene Hülfsquellen ſich eröffnete. Es überſchwemmte alle Hauptſtädte mit ſeinen Pracht- und Modewaaren und ſeine Handelsſchiffe flaggten auf allen Meeren.

In welchem Kontraſt ſtand dagegen Oeſterreich, welches oft mit Frankreich um die Oberherrſchaft geſtritten. Zwar reich an rohen Produkten wußten deſſen Einwohner ſie nicht zu ihrem Bedarf zu verarbeiten. Seine Ströme, Häfen, Rheden führte höchſtens rohe Produkte aus, um ausländiſche Waaren dagegen einzuführen. Sein Gold und Silber, die Ausbeute ſeiner reichen Bergwerke, floßen alles Umlaufes entbehrend, in fremde Börſe, während die eigenen Provinzen daran Mangel litten, und der Staat befand ſich in einem kraftloſen Zuſtand, etwas Großes durchzuführen. — Allein in den Jahren 1770 — 1784 befanden ſich die inländiſchen Fabriken im Flor, viele waren im Fortſchreiten begriffen und andere dem Ziele ziemlich nahe. Vieles, was ehedem aus Frankreich bezogen worden war, lieferten ſie nun ſelbſt. Statt Waaren aus Lyon oder Paris mußten einheimiſche dem ungeübteren Auge dafür gelten. Der Seehandel nahm zu, und während Frankreich aus den Erblanden Waaren bezogen, führten dieſe wenig, jene mehr ein. Frankreichs Gewinn und Oeſterreichs Verluſt belief ſich auf eine Million; da

erſchien mit einem Mal Joſephs II. neue Mauthverfügung und Oeſterreichs Handel mit Frankreich war vom Knaben, wie durch ein Wunder, zum Manne gereift.

Der Seehandel der öſterreiſchen Erblande erhielt ſchon 1784 auf allen Meeren einen Aufmerkſamkeit erregenden Schwung. Er hielt ſchon dem Landhandel das Gleichgewicht, und ſein Verkehr überſtieg bereits in der Mitte des Februars 1784 die Summe von fünfzig Millionen Gulden, wodurch er den Erbſtaaten einen Ueberſchuß von 3,500,000 Gulden in der Handlungsbilanz verſchaffte. Man zählte bei 2000 Nationalfahrzeuge auf der See und auf Strömen. Die Bauart der öſterreichiſchen Seeſchiffe verbeſſerte ſich von Tag zu Tage; ſie wurden zum Theil bewaffnet. Es gab kaiſerl. königl. Handelsſchiffe, welche auf vier und zwanzig, auch welche auf dreißig, und andere, die auf ſechzig Kanonen eingerichtet waren. So konnte im Fall eines Krieges eine Handelsflotte ſogleich in eine Kriegesflotte verwandelt da ſtehen. Oeſterreichs Handlungsverbindungen waren ſchon vielbedeutend und der Staat auch im Begriff, mit den Türken, Holland und Nordamerika noch wichtigere zu ſchließen. An der öſtlichen Küſte von Afrika und an den Bengaliſchen Meerbuſen waren öſterreichiſche Faktoreien angelegt, eben ſo an der Malabariſchen und Perſiſchen Küſte. Aus Sachſen, Schleſien, Polen, Rußland, und ſogar Dänemark gingen die Waaren nach der Donau, noch mehr aber nach Trieſt, und auch über Botzen nach Italien, von wo aus nicht weniger Waaren nach Norden gingen.

Eine Begünſtigung des Handelsverkehrs der Oeſterr. Niederlande mit Auswärtigen war auch das ſogenannte Schloßrecht (Droit de Chateau), welches in einem Gulden beſtand, den jedes fremde Schiff, welches vor dem Schloſſe

von Gent vorüber fuhr, erlegen mußte, gänzlich aufgehoben, und dieſe Verfügung öffentlich bekannt gemacht [1]).

Der ſo wichtige Handel Oeſterreichs nach der Levante erſt ſeit Karl VI. beſtehend, gewann eine große Ausdehnung, und umfaßte ſchon 1785 alle Geſtade des mittelländiſchen Meeres. Die öſtlichen und weſtlichen Küſten Italiens, ſo wie die vielen Länder des Archipels von Kandia, Paläſtina, Aegypten, die Barbaresken ꝛc., wurden von den k. k. Seefahrern beſchifft, und obgleich die ſüdlichen Häfen Frankreichs und Spaniens dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat mehr weſtlich gelegen ſind und folglich nicht zum Handel in der Levante gezählt werden konnten, ſo wurden ſie doch zu dem des mittelländiſches Meeres gezählt und von ihnen beſucht.

Einer der wichtigſten Zweige war jedoch der Handel mit Italien. Er erſtreckte ſich ganz beſonders auf die Häfen von Venedig, Ancona, Neapel, Meſſina, Aragonien, Livorno und Genua, von wo aus die öſterreichiſchen Waaren dann tiefer ins Land ſpedirt wurden. Der Verkehr mit den Türken, Griechen und Raguſanern, welche häufig einſt perſönlich nach Trieſt kamen, war unbedeutend; es fuhren aber ſelbſt die öſterreichiſchen Schiffe nach Smyrna, Konſtantinopel, Aleppo ꝛc. Noch ein der Aufzählung würdiger und wichtiger Zweig war der Handel mit Aegypten, wovon ſich die bedeutendſten Niederlagen zu Alexandrien und Kahira befanden.

Die Ausfuhr der Bergwerksprodukte betrug an 2,000,000 für Tabak gegen 500,000, für Potaſche 270,000, für Glaswaaren 400,000 und für Leinwad 1,900,000 fl. Was die des Getreides betraf, ſo war ſie nicht minder bedeutend und belief ſich im J. 1785 faſt auf eine Million; es wurde

[1]) Lebensgeſchichte Joſ. II.

besonders aus dem Banat sehr viel nach den ungarischen Seehäfen verführt. Allein auch die der übrigen Produkten verdient Beachtung; in einzelnen Artikeln betrug sie manchmal Hunderttausende und im Ganzen belief sie sich auf mehrere Millionen.

Von besonderem Einfluß war die neue Mauthverfügung, nach welcher bereits im Jahre 1784 bedeutende Herabsetzungen und Verminderungen gegen die bisherige Waareneinfuhr stattfanden, denn viele Bestellungen wurden beim Erscheinen der neuen Zollordnung nicht effektuirt. Sie betrug an Baumwolle alljährlich gegen 5000 Ctr., an Kaffee für 550,000 fl. und an Zucker für 360,000 fl., anderer Zweige nicht zu gedenken.

Bedeutend war der Vortheil, daß die österreichischen Fahrzeuge an den Barbareskenküsten ungefährdet vorüberschiffen konnten. Mehrere auswärtige Handelshäuser verlegten aus diesem Grunde ihre Etablissements nach Triest, um diese andern Nationen unzugängliche Vortheile zu benützen. Die besondere Gunst, welcher sich die inländischen Kaufleute zu erfreuen hatten, war die Folge eines im Jahr 1783 mit der hohen Pforte abgeschlossenen Vertrags, und schon im nächsten Jahre zahlte sie 19,000 Dukaten für zwei Schiffe, welche die Algierer gekapert hatten. — Der Seehandel der Oesterreicher nach der Nordsee und dem baltischen Meere gewann bedeutend an Ausdehnung. Er begriff einen Theil des mitternächtigen Meeres, die Küsten Großbrittaniens, der Niederlande, Dänemarks, Norwegens und des Kattegats. Auf der einen Seite der Ostsee erblickt man Meklenburg, Pommern, Preußen und Kurland, auf der andern Schonen, Schweden, Lappland und die dem Handel so besonders günstigen Gestade von russisch Finnland.

Aus dem Umſtande, daß die holländiſchen Flotten nicht mehr in der Oſt- und Nordſee erſchienen und auch die franzöſiſche Flagge dieſe Gewäſſer wegen der Uebermacht der Engländer mied, der Norden aber den Reichthum des Südens nicht entbehren wollte und dieſer Jenen bedurfte, erwuchs den öſterreich. Niederlanden ein eben ſo ausgedehnter als vortheilhafter Zwiſchenhandel. Dieſe günſtigen Umſtände hatte man den weiſen Berechnungen und Verfügungen des Kaiſers zu danken. Der Hafen von Oſtende wurde in Folge einer kaiſerlichen Verordnung vom 11. Juni 1781 zu einem wirklichen Freihafen erklärt, und eben ſo in dieſem Jahre der früher bei den Brabantiſchen und Flamiſchen Schiffen wegen Auf- und Abladung ihrer Waaren an der Grenze ſtattgefundene Zwang gänzlich aufgehoben. Durch den Beitritt der Monarchen zur bewaffneten Neutralität, die ihren Eindruck bei Frankreich nicht verfehlte, erfreuten ſich die k. k. Schiffe einer ſehr bedeutenden Erleichterung, indem ſie das gewöhnliche Hafengeld nicht mehr zu entrichten brauchten, und der Handel der Niederländer mit den Franzoſen hob ſich bedeutend, nachdem er lange gegen die den Holländern eingeräumte Freiheit ſehr darnieder gelegen. Die Regierung verwendete ſich auch für Beibehaltung und Vergrößerung des Zwiſchenhandels in franzöſiſchen Weinen, welche nach Teutſchland, Holland und den Norden gehen, indem Brüſſel die Hauptniederlage davon iſt, und jene von da aus beinahe eben ſo billig und unverfälſcht, wie aus der erſten Hand beigezogen werden können.

Ein anſehnlicher Theil des holländiſchen Handels ward nach Oſtende verlegt; aber auch in andern Städten Flanderns ließen ſich viele Ausländer nieder, und Faktorien oder Kommandite wurden durch die erſten Kaufleute aus den größten Handelsplätzen Europas daſelbſt errichtet. Oſtende erblickte

mehr Schiffe in seinem Hafen als vor dem Kriege Amsterdam.

Die beste Uebersicht der Zunahme des Handels ergibt sich aus folgendem Verzeichnisse der von Jahr zu Jahr eingelaufenen Schiffe: 1772 — 383; 1780 — 1560; 1781 — 2053 und 1782 — 2636 Fahrzeuge. Dagegen sind 1783 von Ostende 2440 Schiffe ausgelaufen, unter denen sich allein 281 in demselben Jahr aus Holland eingelaufene Fahrzeuge befanden. Im Jahr 1783 und 84 sind an 30 österreichisch niederländische Schiffe den Sund passirt; welches auf die Stärke des nordischen Verkehrs schließen läßt. So fing man auch in Ostende an, sein Augenmerk auf die große Fischerei zu richten. Wilhelm Bolz sandte zuerst im Jahre 1781 mehrere Wallfischfahrer ab. Dieser Handelszweig vermehrte sich im Jahre 1784 merklich. Die Regierung schenkte aber nicht bloß der großen Fischerei, sondern auch dem Fischfang an den Küsten ihre Aufmerksamkeit und beförderte beide kräftig. Unter den wichtigsten Zweigen des niederländischen Handels sowohl nach Norden als Süden stund stets die Leinwand oben an, allein er war bisher zum Nachtheil derselben durch die Hände der Holländer gegangen, die folglich auch den größten Gewinn zogen. Daß der österreichische Handel mit dem niederländisch österreichischen vereint wurde, war von beinahe unberechenbarem Nutzen. Der Seehandel auf dem schwarzen Meere, ein neuer Handelsweg, nahm 1782 seinen Anfang und wurde auf verschiedene Weise, wenn auch nicht immer unter gleich günstigen Auspicien fortgesezt.

Willeshofen war der erste österreichische Unterthan, welcher eine Fahrt nach Cherson und Konstantinopel veranstaltete und am 11. Juli 1782 segelte auch das erste Schiff von Wien auf der Donau nach dem schwarzen Meere ab.

Mit dieſem Verſuch hatte es folgende Bewandtniß. Vom Hof bedeutend unterſtüzt, der an die 25,000 fl. Waaren aus ſeinen Fabriken, namentlich Wollenzeug, Porcellain und Spiegeln, den Unternehmern hatte verabfolgen laſſen, ſandte das in Wien und Konſtantinopel etablirte Handelshaus Willenhofen und Komp. ein Schiff mit 1000 Centner Laſt nach dem ſchwarzen Meere ab. Ein weiteres Schiff wurde auch noch in Ungarn mit ungariſchen Weinen und andern Produkten des Landes, die auf der Donau und Sau herabkamen, geladen, und ſezte ſeinen Weg mit dem andern auf Rechnung der Geſellſchaft fort. Glücklich und ohne die geringſten Widerwärtigkeiten trafen die Fahrzeuge am 7. Aug. am Ausfluſſe der Donau ein. Hier wurden die Waaren auf ein ruſſiſches Schiff, die »heilige Katharina,« mit dem Kapitän Noel Maſſe überladen und dieſes ſezte ſeine Fahrt nach Cherſon am 15. Aug. bei günſtigem Wind und Wetter fort, wo es am 18. eintraf, und die liebreichſte und freundſchaftlichſte Aufnahme fand. Der Abſatz fiel ganz nach dem Wunſche der Kompagnie aus. Im Frühjahr 1783 fand ein zweites Unternehmen ſtatt. Die Kompagnie erfreute ſich des allerhöchſten Schutzes, und der Kaiſer gewährte ihr viele Begünſtigungen hinſichtlich der Zölle; beſſere und dauerhafter konſtruirte Schiffe wurden ausgewählt und das Inn- und Ausland zur Theilnahme aufgefordert. Das Unternehmen des Baron von Taufferer war nicht minder wichtig — er ſpekulirte in andern Artikeln. Es wurde das Schiff die »wahre Eintracht«, ein vortrefflicher Segler, für ihm ausgerüſtet, hauptſächlich mit Holz, aber auch noch mit andern Fabrikaten und Landesprodukten befrachtet. Dieß war eigentlich das erſte Schiff, welches unter k. k. Flagge im ſchwarzen Meer erſchien, und noch hatte bisher kein öſterreichiſches die Donau in Handelsangelegenheiten getragen.

Der Seehandel nach Oſtindien. Oeſterreich durch den Flor ſeines Handels auf der nord- und mittelländiſchen See ermuthigt, entwarf ohne Aufſehen einen neuen Handlungsplan, der von dem kühnen Geiſt ſeines Unternehmers zeugte, und von ganz Europa bewundert wurde. Seine von Trieſt und Livorno ausgelaufenen Schiffe ſezten ihren Lauf in die entfernteſten Gegenden, und an den Küſten von Malabar, Koromandel wehten bisher noch ungekannte Flaggen; der Abſatz war glücklich, und die Rückfracht beſtand aus allen möglichen Schätzen Oſtindiens. Ehe nur noch Jemand an das Auslaufen der Schiffe Joſeph, Maria Thereſia, Kaunitz und Kolowrat gedacht, waren ſie zurückgekehrt, und Europa zollte dieſem Verſuch ſeinen Beifall, und bewunderte den Unternehmungsgeiſt des thätigen Herrſchers. Im Jahr 1783 zählte Oeſterreich folgende 12 Oſtindienfahrer, als: Joſeph und Thereſia, den großen und kleinen Kaunitz, Kolowrat, Baron Binder, Belgiojoſo, Maximilian, die Stadt Wien, den Ungar, den Kroaten und Grafen Neni. Von ihnen verunglückten in demſelben Jahre der Belgiojoſo, der Maximilian und der kleine Kaunitz in Steecu, alle noch dazu reich beladen. Dieſe Unglücksfälle, ſtatt den Muth der Nation zu ſchwächen, feuerten vielmehr zu größeren Unternehmungen an und vermehrten die Actionäre der Seehandlung um ein bedeutendes. Sowohl öſterreichiſche als niederländiſche Particuliers veranſtalteten die Ausrüſtungen der Oſtindienfahrer, die größtentheils von Livorno ſtatt fanden. Im Jahr 1784 lagen allein fünf dergleichen große öſterreichiſche zu Oſtende vor Anker, die ſämmtlich Eigenthum der Trieſter Compagnie waren, und ihre Ladungen daſelbſt an Mann zu bringen ſuchten. Nach dem Kaiſer waren Graf Proli und Herr Bolz die Erſten, welche ſich mit Ausrüſtung nach Oſtindien

bestimmter Fahrzeuge befaßten. Bolz errichtete einen Unternehmungsfond in Actien, an welchem auch Unbemittelte Theil nehmen konnten, und Graf Proli trat mit einigen niederländischen Häusern in Verbindung. Im Jahr 1783 betrug die zu einer Expedition nach Ostindien und China bestimmte Actiensumme 400,000 Gulden. Die Ausfuhr auf eigenen Schiffen nach Ostindien belief sich in wenigen Jahren auf acht, und die Einfuhr auf 14 Millionen. Die Ladung der fünf Fahrzeuge, welche 1784 aus Ostindien in Ostende einliefen, bestand zum großen Theil aus Thee. Nur ein ganz unvorhergesehener und unberechenbarer Fall hatte Nachtheil auf diese sonst glückliche Speculation. England hatte nämlich den Preis dieses Artikels bedeutend herabgesetzt, und die Umtriebe der eifersüchtigen Holländer trugen das Ihrige ebenfalls dazu bei. Hart war dieser Schlag für die ostindische Compagnie, welche sich einen Jahrestermin zur Befriedigung der Creditoren zu erbitten genöthigt sah. Graf Fries in Wien nebst einigen Anderen sah sich bei der Hauptsumme, welche sich auf drei Millionen belief, mit 120,000 fl. betheiligt.

Der Seehandel der Oesterreicher nach Amerika gewann neue Ausdehnung. Wenige Jahre nach dem Ausbruch des Kriegs nahm er einen solchen Aufschwung, daß er die glückliche Antwerpener Epoche wieder zu bringen schien, und große Aufmerksamkeit erregte. Nach Boston, ja selbst nach Kuraſſao segelten österreichische Schiffe in den besten Geschäften. Amerika verbot zu jener Epoche die Einführung englischer Waaren, welches vortheilhaft auf den österreichischen Handel wirkte. Ein industriöser Patriot führte den lang besprochenen Versuch mit einer Sendung italienischer Weinsorten nach Amerika aus.

Der Seehandel der Oesterreicher nach den Staaten von Marokko und Fez war ganz neu entstanden. — Pflanzgärten und Factorien wurden, wie schon erwähnt worden, in Ostindien angelegt. Im Lande Delagoa, an der östlichen Küste von Afrika, fand die erste Niederlassung der Oesterreicher in Ostindien Statt. Was den Vortheil derselben betrifft, so ließ sich derselbe noch nicht mit Gewißheit bestimmen; der momentane bestand in einer eigenen und dazu sichern Rhede für die k. k. Ostindienfahrer; beträchtlicher Landstriche, wovon einer im Reich Kanaen und der andere auf der Insel Balliapatnam, beide an der großen malabarischen Küste gelegen, trat der Sieger Indiens, der bekannte Hyder Ali, an Joseph ab. Umstände verhinderten die österreichischen Ostindienfahrer daselbst einen Pflanzort anzulegen, und es wurden an beiden Orten deshalb nun Factorien errichtet. Die Ausfuhr der sämmtlichen österreichischen Schiffe betrug im Jahr 1785: 31,500,000 fl. und die Einfuhr: 27,500,000 fl.

Die Industrie gewann unter Joseph II. durch unmittelbare Aufmunterung, durch allgemeinere Volksbildung, Verminderung der Handwerksinnungen und Zunftmonopole, durch das Prohibitivsystem und die Freigebung des Handels an Jedermann, endlich durch die Vernichtung der vielen hinderlichen Privatedicte. In allen Theilen der Monarchie entstanden neue Fabriken von Erzeugnissen, welche sonst eingeführt werden mußten. Zu Schönberg in Mähren gründete Großhändler Klapperoth unter mehrfacher Begünstigung eine Manchesterfabrik, in Böhmen vermehrte sich der Plan der Manufakturen und entstand eine neue Zuckerfabrik zu Königssaal, welche hundert Menschen beschäftigte und jährlich 10,000 Centner Zucker liefern konnte. Die neue Zuckerfabrik in Klosterneuburg bei Wien, von einem Flamänder errichtet, lieferte bereits im November 1787 [illegible]ner

Kaufleute 700 Centner Zucker, das ist mehr als ein Drittheil der Konsumtion in dieser Stadt. Die inländischen Tuchfabriken erzeugten Waaren, die den besten des Auslandes an die Seite gestellt werden konnten. Die Spinnerei gewann eine solche Ausdehnung, daß man im Bunzlauer Kreise allein 26,209 Leinwandspinner und 3581 Weber zählte. In Oesterreich allein befanden sich bei 36,000 Weberstühle, welche nach Böhmen den stärksten Verkehr in andere Staaten trieben. In Gallizien und Lodomerien, dem österreichischen Antheil an Polen, hob sich diese Betriebsamkeit sehr empor: da ihr die Regierung mit großem Aufwand allen möglichen Vorschub leistete. In Böhmen überstieg die Summe von der Leinwand, welche jährlich verfertigt wurde, drei Millionen Gulden an Werth, von diesen wurden für zwei Millionen Gulden gewöhnlich ausgeführt, und für eine Million verblieb davon in den Erblanden. Die Leinwand, welche ausgeführt wurde, ging aus Böhmen nach England und nach Triest, wovon sie hernach zur See nach Italien, Spanien, Portugal, dann nach Afrika und beiden Indien verführt wurde. Man rechnete, daß die Leinwandmanufakturen in Böhmen bei 300,000 Menschen beschäftigten, und daß aus dem Königreich Böhmen allein jährlich für 400,000 fl. Loth und Webergarn theils nach Holland, theils nach Sachsen verführt wurden. Die bekannteste Tuchfabrik war die Kevenhüller'sche bei Brünn. Noch im Monat Oktober von 1784 erhielt sie Bestellung auf zwei Millionen Gulden Tücher nach Konstantinopel. Die Wollenzeugmanufakturen in den Erblanden beschäftigten 25,000 Menschen.

Zweites Kapitel.

Volkserziehung. — Unterrichtswesen.

Das größte Verdienst Josephs II. zeigte sich besonders in der verhältnißmäßigen hohen Bildungsstufe, auf welche er alle Nationen des Staatenbundes erhob. Rohheit und Barbarei in Sprache und Sitte wurden polirt, der Aberglaube, welcher die furchtbarste Gewalt auf die Gemüther ausgeübt, entkräftet, die Unwissenheit belehrt, die Geistesfinsterniß der Zeiten Karls VI. aufgehellt. Was im Allgemeinen geschah wird am besten aus dem Einzelnen ersichtlich. Die neue Volkserziehung umfaßte alle Völkerstämme, und machte die rohsten und versunkensten dem Staate nützlich. Unter lezteren waren es besonders die Juden, welche er aus dem Schlamme einer Verworfenheit und Jämmerlichkeit hervorzog, wovon man sich jezt kaum einen Begriff machen kann. Joseph verkannte keinen Augenblick, daß die Laster, die Niederträchtigkeit, das Elend und der Schmutz dieser Nation nur die Folge der grausamsten Unterdrückung seyen, daß die trefflichen Naturanlagen und insbesondere ihre Betriebsamkeit für einen Staat sehr nützlich verwendet werden könnten, dessen Bewohner zum Theil die Arbeit und den bürgerlichen Fleiß für eine Schande hielten, wie die Ungarn, theils ungelehrig, unlustig und faul, bloß im Verzehren elend lebten, wie viele slavische Einwohner in Polen, Böhmen, in Kroatien und Slavonien. Er gab ihnen daher vermehrte Religionsfreiheit, er ließ sie unterrichten, gewährte ihnen freie Betriebsamkeit, bürgerliche Rechte, und dieß geschah zu einer Zeit, da diese Nation noch allenthalben unterdrückt war, und alle Aufforderungen der Schriftsteller in Teutschland zu ihrer Erhebung erfolglos blieben. Bald sah man die J

des Syſtems der Duldung. Viele jüdiſche Profeſſioniſten wanderten aus dem Auslande ein, ihre Jugend beſuchte die Normalſchulen, worin ſie allen für brauchbare Bürger nöthigen Unterricht ſchöpften. Wie wichtig die Schulbildung der Juden auch für die ganze Monarchie werden mußte, läßt ſich bei Kenntniß ihrer großen Anzahl ermeſſen. Es befanden ſich zur Zeit nach oberflächlichen Angaben 223,000 Juden in den Erblanden, wovon in Niederöſterreich 570, Friaul 400, Tyrol und Vorderöſterreich 1530, Böhmen 36,000, Mähren 24,000, Schleſien 8000, Mantua 2660, Buckowina 5530, Galizien und Lodomerien 157,000 [1]). Dieſe Angaben blieben jedoch weit hinter der Wahrheit zurück. Eine ſo große Anzahl Menſchen glaubte Joſeph auch für den Kriegsdienſt verwenden zu können, weßhalb er ſie der gewöhnlichen Conſcription unterwarf. Zwar ſträubten ſie ſich Anfangs ſehr gegen dieſe Neuerung, und behaupteten, die Kriegsdienſte ſeyen dem Talmude und der Feier des Sabaths zuwider, allein da ſie nicht bloß zu Fuhrweſens- und Stückknechten genommen wurden, wie ehedem, ſo verſchwanden bald alle ihre Bedenklichkeiten, und Viele traten freiwillig in das Heer. Schon 1783 befanden ſich 2500 Juden bei demſelben, wovon die meiſten bloß von Böhmen und Polen geſtellt worden waren. In dieſem Jahre war ihr Schickſal noch kläglich, da ſie nur zu den gemeinſten Armeedienſten gebraucht wurden, allein 1789 wurde ihnen auch der Eintritt in die Linienregimenter geſtattet, und ſeitdem finden ſich faſt bei jedem

[1]) So wird die Summe der Juden vom Grafen Mirabeau in ſeiner Schrift: Sur Moses Mendelsohn, sur la Reforme politique des Juifs etc. freilich noch ſehr unvollkommen beſtimmt, und der franzöſiſche Schriftſteller geſteht ſeine Angabe aus der ſtatiſtiſchen Ueberſicht des Herrn Kriegsraths Neudel genommen zu haben.

österreichischen Regimente Juden. In demselben Jahre erhielten sie auch die jura Civitatis, welche sie zum Ankauf von Häusern und Herrschaften, zum Landesadel, ja sogar zur Repräsentation, nicht minder zu allen bürgerlichen Gewerben, Staats- und Militärämtern fähig machten.

Eine andere ihnen ähnliche nur noch mehr verachtete Volksklasse, die Zigeuner, wurden aus einer Rotte Vagabunden und Diebe zu nützlichen Einwohnern herangebildet. Man sah im Jahre 1784 in dem reformirten Collegium Enyed in Siebenbürgen einen Zigeuner, der die Theologie mit dem besten Fortgang studirte, und mit ausgezeichneten Fähigkeiten die strengste Moralität verband, obgleich er vielleicht unter Dieben aufgewachsen war. Dennoch war es keine leichte Sache, diese Menschengattung, welche sich die Rechte freier Künstler anmaßten, selbst wenn sie von der Straße lebten, zum Besuch der Schulen und zur bürgerlichen Ordnung zu gewöhnen. Man mußte die Kinder mit Stricken in die Schule bringen, und ihren Müttern, die sich verzweifelt wehrten, mit Gewalt entreißen. Als die strengen Gesetze bekannt wurden, welche die Civilisirung dieses Stammes zum Zweck hatten, und das vagirende Leben demselben untersagte, verkaufte ein Zigeuner in Siebenbürgen sein Pferd auf dem Markt zu Dewa um sechs Gulden, wovon er mehrere Legate machte, und steckte dann seinen Kopf in's Feuer, um die Freiheit seines Volkes nicht zu überleben.

Die Strenge, mit welcher Joseph das Volk zum Schulbesuche anhalten ließ, war besonders nothwendig in Galizien, in Böhmen, Mähren und in den ungarischen Ländern. Die Wirkungen der neuen Anstalten zeigten sich in ihrem vollen Glanz erst unter der Regierung Franz II., während welcher die Monarchie einen Standpunkt der Bildung zeigte, der sich zu dem unter Marie Thereſe

verhält, wie die Kultur Frankreichs zu der des osmaniſchen Reiches. In Galizien, wo man ehedem die Leute, welche des Schreibens kundig waren, preſſen mußte, fand ſich eine ſo große Anzahl von geſchickten Leuten, daß die vorhandenen Aemter nicht zu ihrer Aufnahme hinreichten. Selbſt in den teutſchen Erblanden waren die Bemühungen Joſephs nicht überflüſſig. Noch 1785 bemerkte der Referent über das Schulweſen, daß von 17,000 Kindern in der Hauptſtadt nur 7000 die Schulen beſuchten, was den Kaiſer veranlaßte, ſogleich die Schulen zu vermehren auf Koſten der Religions-Kaſſe.

Auch das höhere Unterrichtsweſen blieb bei der Sorgfalt für den gemeinen Unterricht nicht zurück, obgleich der Kaiſer mit Recht das erſtere dem lezteren unterordnete. Nützliche Bürger, brauchbare Staatsdiener zu bilden, war bei dem damaligen Zuſtand der Monarchie immer die Hauptſache: daher ſehen wir auch allen ſeinen Anſtalten in dieſem Gebiete an, daß ſie dieſen Zweck hatten. So die Begründung eines neuen Lehrſtuhls für die Staatsrechnungs-Wiſſenſchaft auf der hohen Schule zu Wien, durch welche eine längſt gefühlte Lücke ausgefüllt wurde. An großartigen Entwürfen zu höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten fehlte es nicht, und der Kaiſer war ſelbſt, obgleich kein Freund der Gelehrten, der erſte, der die Idee zur Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften auffaßte, allein als er dem Präſidenten der Studienhofkommiſſion in Wien, Freiherrn van Swieten, ſie mittheilte, ſprach ihm dieſer aus der eigenen Seele: »Eure Majeſtät dürfen nicht eher an eine Akademie denken, als bis die Organiſation einer guten Normalſchule und einer guten Sprachlehre vollendet ſeyn wird.« Dieſe Antwort entſprach ſo ſehr der eigenen Anſicht des

Kaiſers, daß die Realiſirung dieſes Planes wirklich unterblieb [1]).

Indeſſen geſchah doch viel zur Aufmunterung der höheren Wiſſenſchaftlichkeit, welche in allen Theilen der Erbſtaaten, mehr noch durch die neue Denkfreiheit als durch unmittelbare Begünſtigung befördert wurde. In der Literatur zeigte ſich plötzlich ein Leben, deſſen das Ausland Oeſterreich nie fähig gehalten. Außer pedantiſchen Chroniſten, lateiniſchen Dichtern und Komentatoren hatte Oeſterreich in früheren Zeiten wenig ausgezeichnete Gelehrte und Schriftſteller aufzuweiſen. Die Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften, beſonders alle pragmatiſche Behandlung, waren höchſt vernachläßigt. Erſt unter Joſeph zeigte ſich in allen Fächern der Wiſſenſchaft große Thätigkeit. Julius Schneller hat die Haupterſcheinungen kürzlich [2]) in Folgendem zuſammengedrängt: Für Naturgeſchichte reiſeten auf öffentliche Koſten über das Weltmeer: Heydinger und Mörter mit dem Maler Moll und dem Hofgärtner Boos. Born's Vorſchläge für mineralogiſche Sammlungen im kaiſerl. königl. Kabinet wurden mit großen Koſten ausgeführt. Der Niederländer Jacquin bearbeitete nach weiten Reiſen in andere Welttheile die Pflanzenkunde und Scheidekunſt in Wien. Daſelbſt ſezte der Hofrath Schmidt ſeine Geſchichte der Teutſchen fort. Gruber, Michaeler, Jahn, Jeniſch ſtellten ſchwierige Forſchungen über Sprache und Denkmale des Alterthums an. Der jüngere Swieten und Birkenſtock lebten im claſſiſchen Rom und Hellas. Dannenmaier wirkte als Schriftſteller der Kirchengeſchichte und durch hinreißenden Vortrag. Der ſanftmüthige Pehem

---

[1]) S. öſterr. Archiv 1832. Nr. 2.

[2]) Ausführlichere Würdigung findet man in dem Supplementbande meiner Lebens- und Regierungsgeſchichte, welcher der Preſſe übergeben wird.

und der ungeſtüme Eybel trugen mit Wahrhaftigkeit die noch immer ſchweren Lehren vom wahren Rechte der Kirche vor. Der feurige Redner Jellentz, der geiſtreiche Petzel, der gründliche Mertens, alle drei als Rechtsſchriftſteller geſchäzt, gingen, ſo wie der jüngere Ringger, von Wien nach Freiburg als Profeſſoren. Hofrath Keas erläuterte das einheimiſche Recht, und Hofrath Sonnenfels verbeſſerte den öſterreichiſchen Geſchäftsſtyl; jener gab den neuen Geſetzbüchern den Geiſt, dieſer die Form. Boer und Barth reiſeten auf kaiſerliche Koſten in's Ausland, jener um über Geburtshülfe, dieſer um über Augenkrankheiten von den Hauptplätzen Unterricht in Handgriff zu empfangen. Stoll und Stoerk ſammelten ihre vielen Erfahrungen in ärztlichen Werken, und Quarin ſchrieb die unſchätzbaren Obſervationen. Eine mediziniſch-chirurgiſche Akademie für die Feldärzte ließ der Kaiſer auf ſeine eigene Koſten in einer Vorſtadt Wiens begründen, und mit meiſterhaften Wachsabbildungen aller Theile des Menſchenkörpers ausſtatten. Wolſtein fing an in der Thierarzneikunde die wichtigſte der Lehren von den Seuchen für ewige Zeiten zu behandeln. Metzerer bekam als Wundarzt wegen ſeiner Unterſuchungen den Namen von Wuthwehr. Die mediziniſche Facultät griff tief in's Leben ein; ſie machte die neuen Stiftungen des allgemeinen Krankenhauſes, des Gebärhauſes, des Irrenhauſes, der Anſtalt für Unheilbare zu Sehenswürdigkeiten für die erfahrenſten Fremden, und zu Muſterbildern für alle Theile des öſterreichiſchen Staatenbundes.«

Kunſt.

Die Künſte erhoben ſich aus ihrer Niedrigkeit zu einem Fluge der den geiſtigen Anſtrengungen der Monarchie vollkommen entſprach. Berühmte Namen glänzten auf in dem

Dunkel dieſer Sphäre, und erleuchteten den ganzen Horizont der bildenden und redenden Künſte. Zwar waren die Meiſter, welche plötzlich aufſtanden, nicht alle Eingeborne, aber ſie fanden hier einen Sammelplatz, wo ſie Ruhm und Gewinn einerndteten. Als Maler ſtand Fuger durch Korektheit an der Spitze, ihm folgten Maurer mit dem idealen Farbenglanz, der ihm zunächſt am meiſten beliebt war, mit ihnen wetteiferten Lampi, Hikel; als Kupferſtecher verdiente Schmutzler europäiſchen Ruhm, Kohl und Molitor waren talentvolle, aber nicht ebenbürtige Nebenbuhler. Pichler zeichnete ſich in der Schwarzkunſt aus. Außer ihnen lebten in Wien Beyer aus Gotha, Cerachi aus Rom, Porträtmaler Donat, Bildhauer Fiſcher, Hagenauer, die Architektur wurde durch viele öffentliche Bauten unterſtüzt; Hohenberg war in derſelben Meiſter.

In der Tonkunſt machte Oeſterreich mit ſeinem großen Reichthum an Naturanlagen dazu die größten Fortſchritte. Um dieß zu beſtätigen, bedarf es ebenfalls nur der Angabe von Namen. Joſeph Haydn aus Salzburg, Mozart, Gluck, haben durch ihre wundervollen Leiſtungen ihren Ruhm über die ganze civiliſirte Welt verbreitet. Außer ihnen haben ſich verdient gemacht: Vanhall, Leopold Hoffmann, Gaſtmann, welche für Verbeſſerung des geſunkenen Geſchmacks ſorgten.

Die ſzeniſche Kunſt erreichte durch das treffliche Nationaltheater in Wien eine ſeltene Vollkommenheit, indem dieſe Anſtalt die beſten Mimen Teutſchlands an ſich zog. Die Namen Müller, Brockmann, Schröder, Katharina Jaquet, Anna Adamberger, Roſalie Nouſeul, haben noch jezt in ganz Teutſchland einen guten Klang, Lang, Stephani, Weidmann, Mad. Saeco, ſind den Wienern noch in gutem Andenken geblieben. Das berüh

Kasperle-Theater darf hier selbst als eine höchst originelle volksthümliche Anstalt nicht vergessen werden.

Die Dichtkunst zählte viele reichbegabte Meister und Jünger. Sie vereinigten die Sprache von den ungestalten und abgeschmackten Verrenkungen, mit welchen Gottsched den Triumph der teutschen Sprache vorbereiten wollte, und versuchten sich mit Glück in vielen altklassischen und neuen Formen. Alxingers Doolin von Mainz und Bliombezis, Haschkas Oden, Blumauers, des österreichischen Voltaires und Sternes, satyrische Dichtungen, Travestien, athmeten ganz den Geist seines Zeitalters und seines Volksstammes. Ratschky erwarb sich Achtung im Genre des Launigen, Born erregte Aufsehen durch seine sarkastische Naturgeschichte der Mönche. Wochenblätter und unzählige Flugschriften besprachen alle erdenklichen Gegenstände der Politik, Wissenschaft des öffentlichen Lebens. Dabei darf jedoch nicht verhehlt werden, daß in dieser Zeit der größte Mißbrauch von der Presse gemacht wurde, den die Geschichte der österreichischen Literatur aufzuweisen hat. Vom 1sten April bis Ende September 1782 erschienen in Wien allein 1172 Schriften, eine für die damaligen Zeiten unerhörte Anzahl, welche größtentheils erbärmliche Produkte literarischen Dilettantismus in sich begriff.

Oeffentliche Humanitätsanstalten. — Gestalt des Landes.

Die Armenversorgung und Krankenpflege gedieh unter Josephs menschenfreundlicher Sorgfalt. Die Findelhäuser entrissen, trotz der entsetzlichen Sterblichkeit in diesen Anstalten, dennoch viele Menschenleben dem Verderben und viele Gemüther dem Verbrechen. Die großartige Anstalt des Universalhospitals, welches Kranken-, Gebär- und Tollhaus umfaßte, zog in seiner Vollendung und

musterhaften Einrichtung die Bewunderung aller Fremden und Einheimischen auf sich. Da Joseph darin alle zweckmäßigen Einrichtungen, die er im In- und Auslande kennen gelernt hatte, mitbrachte, so konnte man behaupten, daß diese Anstalt, welche die Vorzüge aller Hospitäler in Frankreich und Teutschland und anderen Ländern vereinigte, ohne an ihren Gebrechen zu leiden, die einzige ihrer Art in Europa sey. Nach dem Muster dieser großen Anstalt wurden auch in den Provinzen kleinere errichtet. Das Armenversorgungssystem zeigte überall erfreuliche Resultate. Das Wiener Armeninstitut allein, nahm vom 1sten September 1783 — December 1789 1,163,254 fl. ein.

Die öffentliche Bequemlichkeit wurde gefördert durch Erbauung von Landstraßen. In einem einzigen Jahre betrug die Summe der zum Straßenbau verwendeten Gelder in Galizien allein 892,532 fl., und wurden von denselben 167 Meilen im Stande erhalten, 58 Meilen neue Straßen angelegt, und 667 Brücken hergestellt. Die ganze Gestalt des Landes war durch zweckmäßige Verordnungen ganz verändert. Die Sorgfalt des Kaisers erstreckte sich auf die kleinsten Dörfer des Landes eben so, wie auf die Hauptstädte. Alle Häuser mußten dauerhafter und besser gebaut werden, und Jeder mußte sich, der ein Haus bauen wollte, vorerst bei dem Kreisamte melden, um die nöthigen Instruktionen einzuholen. So sah man bald dort schöne Ortschaften entstehen, wo ehedem nur elende Hütten aus Koth und Reisig das Land verunstalteten, und die sämmtlichen Provinzen erhielten eine schönere Gestalt. Es war noch das mindest Auffallende, was in Wien am Schluß der Regierung Josephs sich an schönen Veränderungen darstellte, und doch war dieß erstaunlich. Stadt und Vorstädte hatten ein anderes Ansehen gewonnen, aus alten, verfallenen Höfen waren

prächtige Häuſer entſtanden, die herrlichſten Paläſte zeigen ſich an der Stelle aufgehobener Klöſter. Seit 1772 waren wenigſtens 20,000 neue Wohnungen entſtanden. Unzählige neue Einrichtungen zur Aufrechthaltung der Ordnung, Räumlichkeit und Bequemlichkeit vermehrten die allgemeine Behaglichkeit. Alle Provinzial-Hauptſtädte erfreuten ſich großer Verſchönerungen und zeigen noch heute viele öffentliche Bauten aus Joſephs Zeiten, welche Alles neben ſich verdunkeln.

Drittes Kapitel.

Hauptreſultat.

Aber ſo großartig dieſe materiellen Reſultate ſeyn mögen, ſo ſehr ſie in die Augen fallen und die herzloſen Spötter und Tadler widerlegen, ſo werden ſie doch noch bei Weitem übertroffen von moraliſchen Reſultaten und den ſpäteren Früchten der zehnjährigen Ausſaat von Grundſätzen und Geſetzen. Wer die Anhänglichkeit der öſterreichiſchen Völker an ihr Regentenhaus kennt, dem wird es kein Räthſel und keine Unwahrſcheinlichkeit ſeyn, daß die Regierung Joſephs in allen Erbſtaaten eine Reformation des Volksgeiſtes bewirkt habe, wovon vielleicht in der Weltgeſchichte kein ſo friedſames Beiſpiel iſt. Niemand kann ſich verhehlen, daß die öſterreichiſchen Völker noch unter Maria Thereſia, größtentheils, um mehr als ein Jahrhundert hinter dem civiliſirten Europa zurückgeblieben waren, und wir haben im Verlauf dieſer geſchichtlichen Darſtellung oft Gelegenheit gehabt, Beweiſe für dieſe Behauptung aus der Geſetzgebung und dem Volksleben beizubringen. Den großen Schritt aus der Denkweiſe des ſechszehnten Jahrhundert und den des achtzehnten, haben die Oeſterreicher erſt

unter Joseph gemacht. Die furchtbare Raschheit der Bewegung mußte nothwendig der Generation Schwindel verursachen und den Staat in seinem Innersten erschüttern, aber sie haben sie Beide glücklich überstanden und stehen nun stolz auf dem Niveau ihrer Zeit.

Im Einzelnen betrachtet, waren selbst die moralischen Wirkungen des josephinischen Systems höchst auffallend. Oesterreich, sonst ein Schauplatz der grausamsten Intoleranz, in seinen Gebirgen überall traurige Erinnerung an Blutthaten, das Fanatismus bietend, noch unter Maria Theresia höchst feindselig gestimmt gegen Ketzer und Juden, zeigte jezt eine Religionseintracht, welche weit über die Begriffsausdehnung des Wortes Toleranz, das Joseph ausgesprochen, erhaben war, und selbst in protestantischen Ländern ohne Beispiel war. Oesterreich, das Land der Keuschheitskommissionen und blutiger Sittengerichte, welche Verwirrungen des Fleisches mit der Todesstrafe in vielen Fällen belegte, huldigte nun einer humanen philosophischen Moral, deren geläuterte Lehren nur bei einer hoch gesteigerten Kapazität Eingang finden. Oesterreich, dessen geistige Kräfte so darnieder lagen, daß es sonst weder Gelehrte, noch Künstler, weder taugliche Staatsbeamte noch Feldherren aufzuweisen hatte, entwickelte plötzlich eine geistige Regsamkeit, welche sich immer vermehrte und consolidirte in ihren Richtungen. Oesterreich, das Land der Blutgerichte, einer grausamen, schrecklichen Justitz, übte nun milde vorbeugende Gerechtigkeit, und wenn auch die abgeschaffte Todesstrafe gegen das wilde Volk der Walachen wieder in Anwendung gebracht werden mußte, so sah man doch nirgends mehr eine Spur von der Unmenschlichkeit der ehemaligen Strafen. Und wie fehlerhaft auch der Gedanke der Assimilirung aller Staaten des Bundes seyn mochte, so ward doch durch denselben ein Geist der Eintracht

über alle Provinzen verbreitet, und eine große Gleichartigkeit der allgemeinen Gesittung und selbst der Gebräuche bewirkt. In einigen Gegenden Ungarns verschwand die unzweckmäßige Nationaltracht völlig, und ward mit der teutschen vertauscht. Die teutsche Sprache ward in allen Provinzen allgemeiner und alle Geschäfte der Regierung dadurch ungemein vereinfacht, die Ordnung organischer. Die Aufklärung fand allenthalben eifrige Beförderer, ward gepredigt durch Priester, ihre Grundsätze zur Anwendung gebracht von Staatsbeamten und Richtern, von Befehlshabern und von vielen Familienhäuptern.

Freilich hatte die Aufklärung der josephinischen Zeit auch ihre Schattenseite. Jedermann wollte ein Philosoph seyn dem Namen und der That nach, und die Schriften der Encyklopädisten, welche in ungeheurer Anzahl sich schnell über die ganze gebildete Bevölkerung verbreitete, galten der eifrigen Zweifelsucht des Zeitalters als Evangelien. Wie immer die Menschheit in den Stadien der Entwickelung, so war sie auch hier sehr bereitwillig für die alten Irrthümer neue einzutauschen, und das was die besten Geister ihrem Jahrhundert als zweifelhafte Resultate der Forschung, oder als flüchtige Eingebungen ihres Genies ihrem Jahrhundert zur Prüfung boten, ward häufig mit eben der steifen Beschränktheit geglaubt und angenommen, womit man ehedem die abergläubischen Ideen in sich festgehalten. Einmal aus ihrer Starrheit hinausgestoßen in die geistige Bewegtheit des Zeitalters, kannten die Gemüther fast kein Ziel in der Hast ihres Ideenflugs, und zerstießen sich jämmerlich an den Grenzen der materiellen Welt. Aus Voltaire's launigen Romanen und philosophischen Aphorismen wurden neue Glaubensartikel geschöpft, und was der leichtfertige Philosoph lachend an scharfen Reizmitteln dem stumpfen Sensorium seiner Zeitgenossen bot,

erregte bei den Erregbaren, gleich einer übermäßigen Doſis von dem griechiſchen Heilmittel des Blödſinns, gewaltige Konvulſionen. Es wurde förmliche Abgötterei getrieben mit den Werken eines Bayle, Diderot, Helvetius, Rouſſeau, und wer ſie nicht leſen konnte von den wohlhabenderen Philantropen, hielt ſie doch wohl gebunden in ſeinem Bücherſchranke. Alle Poeſie, all der wunderſame Reiz des nationalen Gemüthslebens drohte völlig zu verſchwinden, und an ſeine Stelle ein roher Materialismus zu treten, der unter ſeinen plumpen Füßen alle zarten Pflanzen der uralväterlichen religiöſen und moraliſchen Empfindſamkeit ertödtete. Die ſittſame Kindlichkeit des teutſchen Mittelalters, welche hier längſt Wurzel gefaßt hatte, und unter Maria Thereſia wieder recht aufzublühen ſchien; kurz, die Lichtſeite des alten Zeitgeiſtes ſchien auf immer zu verlöſchen oder zu erbleichen vor dem grellen Glanz einer feurigen Jahrhundertſonne, die den Erdball in Brand ſtecken ſollte. Wir werden bald ſehen, in wiefern dieſe ſchlimme Wirkung nachhaltend und den Klagen entſprechend geweſen iſt, welche in damaliger und in der Folgezeit die aufrichtigen und heuchleriſchen Freunde einer kopfhängeriſchen Pietät und viele wahre Gottesdiener angeſtimmt haben.

Aber in dem verhängnißvollen Jahrzehend waren dieſe Erſcheinungen wahrhaft erſchreckende Meteore. Die ganze ächt chriſtliche Welt gerieth in Bewegung als die ſchlimmen Kinder des neuen Geiſtes laut markſchreiend, oder höhnend auf den Gaſſen erſchienen. Die Gläubigen ſtellten Gebete an zur Abwehr des Unheils das über die Gemüther hereinbrach, und die Schwachen, welche von den neuen Ideen benebelt worden, ſtürzten ſich mit rohem Jubel auf die ihnen preisgegebenen Ueberreſte einer untergehenden Welt. Allgemein ging die Sage, der Kaiſer werde das Chriſtenthum abſchaffen,

und die „Aufgeklärten“ glaubten dieses Mährchen mit großer Freudigkeit. Weil der Kaiser Duldung gebot, wollten alle, welchen die Religion lästig war, sich derselben entledigen.

Die Christen nahmen die Philosophie in Anspruch um gleich den Mukern der neuern Zeit die Lehre von der Gemeinschaft der Weiber auf eine höchst äußerliche Weise in praktische Ausübung zu bringen. Man hat Joseph sehr darüber getadelt, daß er diese „Philosophen“ durch seine Härte in ihrem Glauben störte, aber wenige wußten von den erbaulichen Exempeln, welche diese bei ihren Versammlungen der Welt gaben, und daß in dieser Sekte, wie in so manchen anderen Wahrzeichen, sich nicht geläuterte Denkungsart, sondern, bloß ein lasterhafter Trieb nach seines Nächsten Ochs und Esel, Habe und Weib verkündete. Die neue Denkfreiheit erregte natürlich alle jene Leidenschaften, welche sich durch die alte Regel bezwungen sahen, und vermehrte die Anzahl derjenigen, die so recht nach ihren eigenen Vorschriften zu leben dachten. Kaum hatte man die Konfessionen emanzipirt, so wollten auch schon alle Laster emanzipirt seyn. Jedes derselben hatte seine Theorie der Rechtfertigung, und verlangte Toleranz. In Wahrheit zeigte sich in Josephs Zeiten die Unmöglichkeit absoluter Toleranz, aber die bedingte war ein gutes Aushilfsmittel in den Bedrängnissen der Zeit.

Der Gottesdienst gerieth in Verfall; Kirche und Beichtstuhl wurden weniger besucht, der Priesterstand fing an ein Gegenstand der Verachtung zu werden, Gölibat und Kirchenkultus wollte den jungen Studirenden nicht mehr zusagen, und somit verminderte sich die Anzahl der Seelsorger, und der Mangel daran wurd täglich fühlbarer. In Büchern und Traktätchen waren die Pfaffen die Zielscheibe des Spottes und Witzes, den Philosophen die Moralität sitt sichtlich,

Wucher und Betrug konnten nur durch Josephs weise Gesetzgebung unterdrückt werden, die alte Einfalt der Sitten machte einem zügellosen Cynismus Platz, der besonders in den höheren Ständen um sich griff. Die Pietät des Volks wurde zusehends geschwächt. Die Aristokratie verlor viel von ihrem Ansehen, das Geld trat seine Regierung an.

Der Nationalgeist erlahmte an einzelnen Gliedern durch den modernen Kosmopolitismus, kräftige Originalität gerieth in Verfall durch die Assimilirung und Systematisirung, und die Erkenntniß, daß das Vaterland hinter dem Auslande zurückgeblieben sey, führte zur Geringschätzung des Einheimischen, zur Ueberschätzung des Ausländischen. Selbst die besten Geister blieben von diesen Uebeln nicht ganz frei, und Schriftsteller und Gelehrte wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr dem französischen und teutschen Auslande zu, als der geistigen Erhebung des Vaterlandes.

Welches Land, das je Fortschritte machte, blieb während derselben von solchen Uebeln frei? Sie bildeten die Schattenseite der Regierung Josephs, aber ihre Lichtseite war vorherrschend. Was das Jahrzehend, was die Nationalität, die Religion, die Sittlichkeit in demselben verlor, ward der Menschheit mit zehnfachen Zinsen wieder eingebracht. Die neuen Uebel waren auffallend, aber die alten verderblicheren verschwanden unvermerkt. Neu waren dagegen die durch des Kaisers menschenfreundliches Beispiel veranlaßten Nachahmungswerke der Humanität. Neu war der an die Stelle indifferenter Trägheit getretene thatkräftige Gewerbgeist, welcher Handel und Industrie, Ackerbau und Landwirthschaft, Wissenschaft und Kunst empor brachte, neu der verbesserte Geist der Staatsbeamten und des Heeres, der Fleiß der Nation, die Eintracht der Völker, die Einheit

und alle die Vorzüge, welche wir bereits ge-

Neu geboren und potenzirt war die ganze innere Kraft der Monarchie, die unerschütterliche Festigkeit des Organismus der Staatsmaschine, neu der Reichthum an unversiegbaren Quellen des Wohlstandes. Jene Uebel waren nur vorübergehende Symptome einer heilsamen Krisis, sie waren die Wehen, womit die Zeit eine Nation wieder gebar. Die Irreligiosität ward aus dem öffentlichen Wesen verdrängt, die Unmoralität wurde durch gesetzliche Ordnung und das Walten des philanthropischen Tugendenthusiasmus gefesselt, der Priesterstand gewann neuerdings Ansehen, der patriotische Indifferentismus wich einer allgemeinen Thätigkeit, die Alle fortriß, die philosophischen Narrheiten und extravaganten Meinungen verblichen in ihrer kalten Einsamkeit, entfernt von den natürlichen Sympathien, welche jede neue Lehre zu treffen wissen muß. Die geläuterte Religiosität, welche der Kaiser offenbarte, die Tugend, welche er übte, wirkten mit heilsamer Gewalt als ein erhabenes Beispiel auf des Volkes Empfindungen und Gedanken, und wenn diese weder dadurch noch durch später eintretende Religionsstrenge im Walten der österreichischen Fürsten nicht zu vollkommener Klarheit gelangen konnten, so war dieß nur eine Folge der schwachen Mitleidenschaft an den großen Wehen des Jahrhunderts, in welchen wir noch heute befangen sind. Daß jener Kampf der Ideen, welcher bald offen und lärmvoll, bald verborgen unter den Gewässern des stillen Gewohnheitslebens noch heute allenthalben fortgeführt wird, unter Joseph und durch ihn nicht ausgefochten worden, ist nicht mehr und nicht minder zu beklagen, als die Last der Zweifel, des Skeptizismus des Weltlebens, unter welchem noch heute die Menschheit seufzt. Menschenkraft ist in dieser allgemeinen hundertjährigen Noth zur Hülfe nicht hinreichend.

Das Hauptresultat der Regierung Josephs war die ungeheure Nachwirkung derselben. Die Herrschaft seines

Wucher und Betrug konnten nur durch Josephs weise Gesetzgebung unterdrückt werden, die alte Einfalt der Sitten machte einem zügellosen Cynismus Platz, der besonders in den höhern Ständen um sich griff. Die Pietät des Volks wurde zusehends geschwächt. Die Aristokratie verlor viel von ihrem Ansehen, das Geld trat seine Regierung an.

Der Nationalgeist erlahmte an einzelnen Gliedern durch den modernen Kosmopolitismus, kräftige Originalität gerieth in Verfall durch die Assimilirung und Systematisirung, und die Erkenntniß, daß das Vaterland hinter dem Auslande zurückgeblieben sey, führte zur Geringschätzung des Einheimischen, zur Ueberschätzung des Ausländischen. Selbst die besten Geister blieben von diesen Uebeln nicht ganz frei, und Schriftsteller und Gelehrte wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr dem französischen und teutschen Auslande zu, als der geistigen Erhebung des Vaterlandes.

Welches Land, das je Fortschritte machte, blieb während derselben von solchen Uebeln frei? Sie bildeten die Schattenseite der Regierung Josephs, aber ihre Lichtseite war vorherrschend. Was das Jahrzehend, was die Nationalität, die Religion, die Sittlichkeit in demselben verlor, ward der Menschheit mit zehnfachen Zinsen wieder eingebracht. Die neuen Uebel waren auffallend, aber die alten verderblicheren verschwanden unvermerkt. Neu waren dagegen die durch des Kaisers menschenfreundliches Beispiel veranlaßten Nachahmungswerke der Humanität. Neu war der an die Stelle indifferenter Trägheit getretene thatkräftige Gemeingeist, welcher Handel und Industrie, Ackerbau und Landwirthschaft, Wissenschaft und Kunst empor brachte, neu der verbesserte Geist der Staatsbeamten und des Heeres, der Fleiß der Nation, die Eintracht der Völker, die Einheit ihres Zwecks und alle die Vorzüge, welche wir bereits geschildert haben.

unter Franz bis zum Jahre des Wiederaufbaus 1813? Welche riesenhafte Grundlagen waren es, auf welchen der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, und wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an welchem so manches Schifflein kühner Abentheurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oesterreichs, sondern auch in seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung Jeder Schritt in Oesterreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, welche aus Josephs Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser ausgeführt, ist ganz josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Der Ruhm, das beste Gesetzbuch in Europa zu besitzen, ward Oesterreich durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justiz, welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichkeit der ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dieß ist das Werk Josephs. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt, was Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet, geordnet, Sturmartiges beseitigt, wenig Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat die Preßfreiheit eingeschränkt in einer revolutionären Zeit, wo sie Gefahren vermehrt, die Angst und Verwirrung gesteigert worden wäre. Er hat ein anderes politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten. Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesetzt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach anderen Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten Anstalten seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben

geſchichtlichen Beiſpiels, die hoch geſteigerte Reproduktionskraft des Staates, welche ſich in zwanzig folgenden Jahren gewaltig bewährt hat. Die Lobredner jenes patriarchaliſchen Hirtenſyſtems, welches einen der größten, männerreichſten Staaten der Erde zu einer kindlichen, wiederkäuenden Exiſtenz anweiſen, inmitten von ſchwerbtumgürteten, mächtigen Nachbaren, müſſen verſtummen auf die Frage: welches wäre das Schickſal Oeſterreichs geweſen, wäre es in der Verfaſſung, wie es Maria Thereſia beſaß, in den Sturm der Welterеigniſſe am Ende des Jahrhunderts gerathen? Das zweijährige konſervative Wirken Leopolds hat die Kräfte des Staates, welche Joſeph hinterlaſſen, um nichts vermehren können. Franz II. aber ging mit dem Mittel und Kraftreichthum, zu deſſen ewiger Wiederzeugung Joſeph den Staat tüchtig gemacht, in einen Streit, der Unſägliches, Unberechenbares verſchlang. Ob wohl die 40 Millionen Staatseinkünfte, die unſtreitbare, ſchlecht organiſirte Armee, die Schwerfälligkeit der Staatsmaſchine, die fromme Hirtenſtimmung der Völker, welche die Zeiten Maria Thereſias charakteriſirt, ob wohl dieſe Mittel, dieſe Staatsverfaſſung, dieſer Volksgeiſt, welche den Anprall von 40,000 Preußen nicht haben abwehren können, ob dieß Alles hingereicht haben würde, gegen die aufgebotene Geſammtkraft des franzöſiſchen Volks der Jahre 1792 — 1809 und ſeinen Geiſt, gegen die Hunderttauſende, welche auf allen Seiten in den Waffen ſtanden, gegen die Rachegeiſter, welche aus dem allenthalben ſich öffnenden Boden heraufſtiegen, mit einem Wort, ob wohl die öſterreichiſchen Staaten vom Jahre 1750 — 1760 den erwähnten Revolutionszeitraum überlebt, die heutigen Zeiten in ihrer Integrität erreicht haben würden? Wenn nicht, welche ungeheure Nachwirkung waren alſo die unerhörten, ganz Europa in Staunen ſetzenden Kraftanſtrengungen der öſterreichiſchen Monarchie

Urtheile der Geſchichte.

Kein Regent der neueren Zeit hat die Aufmerkſamkeit der Geſchichtſchreiber in ſo hohem Grade auf ſich gezogen, aber keiner wurde häufiger verkannt, falſcher beurtheilt und ungerechter getadelt. Es war weniger die Kenntniß der Wirkſamkeit Joſephs, welche Vielen mangelte, als die Kenntniß der öſterreichiſchen Staaten und Völker, ihrer Geſittung und Bedürfniſſe, der Landes- und Staatsverhältniſſe und vor Allem unpartheiiſche Darſtellungen ſeiner Zeiten. Wenige verleitete eine ſchlechte Geſinnung zu ungerechten Urtheilen, wie den Engländer Coxe und den Teutſchen Hormayr, der ſich unter Allen durch hämiſche Ironie und abſichtliche Entſtellung an Joſephs Andenken am Meiſten verſündigt, die Meiſten waren nicht hinlänglich unterrichtet, aber Alle ſtimmen darin nothgedrungen überein, Weſentliches zum Ruhme dieſes ſeltenen Regenten zu ſagen. Die Zuſammenſtellung der wichtigſten Urtheile, zum Theil von geachteten, zum Theil von berüchtigten Autoren, deren Geſinnungen verrufen, deren ſtrafbare Selbſtverleugnung bekannt iſt, wird, wenn ſich der unbefangene Verſtand zur Prüfung derſelben erhebt, zur hiſtoriſchen Gerechtigkeit führen. In Hinweiſung auf das Reſultat, welches ſich aus der Würdigung dieſer verſchiedenen Stimmen klaren Geiſtern und reinen Herzen ergibt, enthalten wir uns ſelbſt — treu dem Vorſatz unpartheiiſcher Geſchichtſchreibung durch Zuſammenfaſſen ſprechender Thatſachen — jedwedem eigenen Endurtheil.

Coxe.

Wir haben Joſeph geſchildert, wie er ſich zeigte, als er zum Throne gelangt, jezt müſſen wir noch ſein Aeußeres beſchreiben und die Grundſätze angeben, nach welchen er handelte, ſo wie die, während ſeiner Regierung entwickelte Eigenſchaften.

Joſeph II. war mittlerer Größe, aber gut gewachſen. Er konnte die größten Strapazen ausſteh'n und war in allen Leibesübungen behend und gewandt; er hatte ſtark ausgeſprochene Züge, eine Adlernaſe, eine hohe Stirne, lebhaften, durchdringenden Blick und eine ſehr ausdrucksvolle Geſichtsbildung. Gleichwie Rudolph von Habsburg, ſein erlauchter Urahn, ſah er ſehr nachdenklich aus, aber im Umgange war er lebhaft und ſein Lächeln war höchſt anmuthig. Sein Benehmen war leicht, vielleicht etwas zu vertraulich, ſein Geſpräch einnehmend; gegen ſeine Dienerſchaft war er mild und gütig und belohnte ſie großmüthig. Er war haushälteriſch und mäßig, ſeine Lebensweiſe faſt immer ſich gleich bleibend. Obwohl er Frauenumgang leidenſchaftlich liebte, verlezte er doch die Sittlichkeit nicht durch öffentlich gezeigte Anhänglichkeit an eine Beiſchläferin und er rühmte ſich (?), daß er nie einem auch noch ſo reizenden oder verdienten Weibe Einfluß auf ſeine Entſcheidungen, oder Einmiſchung in Staatsangelegenheiten geſtattete. Aber dieſe Miſchung von Größe und Liebenswürdigkeit in Joſeph hatte zum Gegengewicht eine unruhige Gemüthsart und ſeine ungeordnete Liebe zu Neuerungen; Fehler, welche die Kaiſerin Königin, ſeine Mutter, bereits in ſeiner früheſten Jugend kaum zügeln konnte, und die ſein unbeugſames Gemüth und den herriſchen Geiſt, den er von ſeiner hohen Geburt und einer zu eingezogenen

Erziehung hatte [1]) nur auffallender machten. Noch mehr, er hatte eine angeborne Zweigängigkeit und lachte der feierlichsten Verbindlichkeiten, wodurch er die Liebe seiner Unterthanen und das Vertrauen seiner Bundesfreunde verscherzte.

Ein Fürst, der wahrhaft Staatsmann ist, berath sich ehe er handelt stets mit dem Geist und den Neigungen seines Volks und nüzt selbst Vorurtheile und Aberglauben für das allgemeine Beste. Diese so einfache Regel mißkannte Joseph leider zum Unglück für seine Völker und sich. Er hat Anstalten, welche sich in der Zeit fest gegründet hatten, umzuwerfen, Meinungen, welche Jahrhunderte geweiht hatten, auszurotten gestrebt. In einem Augenblicke wollte er thun, was nur das Werk vieler Jahre seyn kann. Nie unterschied er das scheinbar Richtige oder Annehmliche in der Theorie von dem Ausführbaren. Er wollte die Rechte der Völker und den Einzelnen nach abgezogenen Grundsätzen einrichten. Sein Kopf, um mit Friedrich II. zu reden, dem er ungeschickt nachahmte, war eine Niederlage, worin Staatsberichte, Entwürfe, Beschlüsse verwarren untereinander aufgespeichert lagen. Er machte seine Gesetze bekannt, ohne

[1]) Maria Theresia sagte eines Tages zu einem berühmten Künstler: „Ich lehre meinen Sohn die Kunst, Lieben, damit er milder werde, denn er ist störrisch.“ Eben so besorgt war sie über Josephs natürliche Unruhe und Neuerungswuth. „Mein Sohn,“ sagte sie zu einer Hofdame, „wünscht, ich soll Wien's Festungswerke schleifen lassen. Ich bin eine alte Frau; aber das vergesse ich nicht, daß, wenn die Hauptstadt, als Johann Sobiesky sie befreite, nicht eine Sperre hätte aushalten können, die ottomanischen Horden die Erblande verwüstet und selbst Teutschland durchstrichen hätten. Zweimal habe ich erlebt, daß Wien das lezte Bollwerk meiner Lande war. Wenn ich todt bin, mag Joseph thun, was er will; so lange ich aber lebe, wird Wien nicht geschleift.“

die Hinderniſſe ihrer Vollſtreckung aus dem Wege geräumt zu haben und änderte ſie ſo haſtig als er ſie gemacht. Daher die unendliche Menge von Befehlen und Verordnungen, die er gab oder auch wiedergab und die meiſtentheils ſo übel verſtanden oder zweideutig waren, daß ſie nie vollzogen wurden. Einem Eilboten mit einem Befehl folgte faſt immer ein Eilbote mit einer Einſchränkung und jedes neue Geſetz ward durch nochmalige Beſchlüſſe verändert oder beſchränkt. Joſeph vereinte in ſich zwei Aeußerſte, Hartnäckigkeit und Unentſchloſſenheit. Verwegen im Entwerfen von Planen, konnte er ſie nie kräftig durchführen. Eingebildet auf ſeine Gaben, voll Verachtung gegen Andere, erklärte er oft, es könne nichts geſchehen, wo er nicht dabei ſey und er unterſuchte die geringfügigſten Dinge mit einer ſo kleinlichen Sorglichkeit, daß er wichtigeren Gegenſtänden unmöglich die gehörige Aufmerkſamkeit widmen konnte.

Oberflächliche Beobachter haben Joſephs Handlungen bloß dem heißen Wunſche, das Glück ſeiner Unterthanen zu machen, zugeſchrieben. Wahr iſt es, ſeine Briefe, ſeine Befehle und ſein Umgang trugen wohl das Gepräge einer nachgemachten Menſchenliebe; aber alles beweist, daß er Herrſchſucht und Ehrgeiz unter dem Schleier des Wohlwollens und der Philoſophie barg.

Bei einer ſolchen Gemüthsart und ſolchen Grundſätzen iſt es gar nicht befremdlich, daß Joſephs Regierung ſtets unruhig war, daß all' ſeine Neuerungsentwürfe, wie vortheilhaft ſie auch hier und dort im Einzelnen hätten ſeyn mögen, einen Widerſtand erregten, der ſogar das Daſeyn der öſterreichiſchen Monarchie bedrohte. In der That legte er ſelbſt ein Zeugniß gegen die Folgewidrigkeit und Unausführbarkeit ſeiner Plane ab, als er gegen das Ende ſeines Lebens ſagte: »Ich wünſche, man ſchriebe auf mein Grab:

Neu geboren und potenzirt war die ganze innere Kraft der Monarchie, die unerschütterliche Festigkeit des Organismus der Staatsmaschine, neu der Reichthum an unversiegbaren Quellen des Wohlstandes. Jene Uebel waren nur vorübergehende Symptome einer heilsamen Krisis, sie waren die Wehen, womit die Zeit eine Nation wieder gebar. Die Irreligiosität ward aus dem öffentlichen Wesen verdrängt, die Unmoralität wurde durch gesetzliche Ordnung und das Walten des philanthropischen Tugendenthusiasmus gefesselt, der Priesterstand gewann neuerdings Ansehen, der patriotische Indifferentismus wich einer allgemeinen Thätigkeit, die Alle fortriß, die philosophischen Narrheiten und extravaganten Meinungen verblichen in ihrer kalten Einsamkeit, entfernt von den natürlichen Sympathien, welche jede neue Lehre zu treffen wissen muß. Die geläuterte Religiosität, welche der Kaiser offenbarte, die Tugend, welche er übte, wirkten mit heilsamer Gewalt als ein erhabenes Beispiel auf des Volkes Empfindungen und Gedanken, und wenn diese weder dadurch noch durch später eintretende Religionsstrenge im Walten der österreichischen Fürsten nicht zu vollkommener Klarheit gelangen konnten, so war dieß nur eine Folge der schwachen Mitleidenschaft an den großen Wehen des Jahrhunderts, in welchen wir noch heute befangen sind. Daß jener Kampf der Ideen, welcher bald offen und lärmvoll, bald verborgen unter den Gewässern des stillen Gewohnheitslebens noch heute allenthalben fortgeführt wird, unter Joseph und durch ihn nicht ausgefochten worden, ist nicht mehr und nicht minder zu beklagen, als die Last der Zweifel, des Skeptizismus des Weltlebens, unter welchem noch heute die Menschheit seufzt. Menschenkraft ist in dieser allgemeinen hundertjährigen Noth zur Hülfe nicht hinreichend.

Das Hauptresultat der Regierung Josephs war die ungeheure Nachwirkung derselben. Die Herrschaft seines

des europäiſchen Gemeinweſens, erſchüttert ſie Alle. Auch iſt kaum ein anderer Staatsverband zarter und inniger, weil die Wurzel und Würze eines jeden; das hausväterliche Verhältniß, das Familiengefühl nirgend ſo durch und durch geführt iſt, als gerade in dieſem höchſt fremdartigen Verein, weil die Exiſtenz und der Flor der Dynaſtie und Monarchie nirgends unzertrennlicher, nirgends ſtrenger durcheinander bedingt ſind.

Seit Ludwigs XIV. entſchiedenem Uebergewicht, ſeit der langen Schmach des teutſchen Namens, war an eine teutſche Nationalität in Oeſterreich nicht zu denken, die ſlaviſche und magyariſche trugen noch die Wunden, ſie trugen die Vorwürfe, ſie trugen die unausbleiblichen Hinderniſſe langer Religions- und Bürgerkriege. Darum herrſchten Frankreichs Sprache, Sitte und Geſchmack, hiermit auch die Grundſätze ſeiner Literatoren, jener feindliche Gegenſatz zwiſchen vermeintlicher Philoſophie und zwiſchen aller (nicht nur geoffenbarten, ſondern auch jeder natürlichen) Religion; jene allgemein beklatſchte Apotheoſe der ſinnlichſten Selbſtſucht, als des einzig wahren Prinzips und Sieges über das Vorurtheil, durch Helvetius und Diderot; die gefährliche Einſeitigkeit Voltaire's, der durch Hohn widerlegte, durch Witz überzeugte, den Freunden des Alten ſich durch eine Mittelſtraße gehaltener Form, den Freunden der Neuerung, durch die verwegenſten Angriffe des Höchſten und Erhöhung des Niedrigſten und mit derſelben Zunge, Tugend und Laſter empfahl, und Rouſſeau, deſſen Beredtſamkeit den heiligen Ernſt der Alten in die Sprache der Doppelzüngigkeit übertragen zu haben ſchien, der die Edleren gewann, die Voltaire übrig ließ, und Herz und Einbildungskraft mit ſich fortrieß, die Encyclopädiſten, die für Alles ein ſchnelles Hausmittel wußten, dadurch die ernſten

unter Franz bis zum Jahre des Weltfriedens 1815? Welche riesenhafte Grundlagen waren es, auf welchen der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, und wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an welchem so manches Schifflein kühner Abentheurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oesterreichs, sondern auch in seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung. Jeder Schritt in Oesterreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, welche aus Josephs Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser ausgeführt, ist ganz josephinischen Geists. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Der Ruhm, das beste Gesetzbuch in Europa zu besitzen, ward Oesterreich durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justiz, welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichkeit der ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dieß ist das Werk Josephs. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt, was Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet, geordnet, Fremdartiges beseitigt, wenig Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat die Preßfreiheit eingeschränkt in einer revolutionären Zeit, wo sie Gefahren vermehrt, die Angst und Verwirrung gesteigert worden wäre. Er hat ein anderes politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten. Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesetzt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach anderen Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten Anstalten seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben

Zwang, in verhaßte Widersprüche verwickelt, als Alleinherrscher bereits 40 Jahre alt, wähnte Joseph in Vollstreckung seiner großen Plane nicht genug eilen zu können und wollte ernten, beinahe gleichzeitig mit der Aussaat. — Seine Zeit fiechte an mancher verderblichen Grundthorheit. Die eine war eine vollständige Geringschätzung aller moralischen Triebfedern, ein eiskalter Indifferentism; dagegen ein ängstliches Raffiniren der Mechanik und Technik der militärischen und finanziellen Staatskräfte, bis zur äussersten Spannung, ein Köhlerglaube an die Allmacht der Ziffern und Massen, ein immerwährendes Trachten, wenn auch nicht gerade auf Vergrößerung auf Unkosten Anderer, doch nach Abrundung und Absonderung nach Außen, nach durchgehender (nicht etwa bloß Einheit, sondern) Gleichförmigkeit von Innen.

Diese Ansichten und Entwürfe, predigte auch der, um Wiens Verschönerung, Polizei, um die öffentliche Sicherheit und unzähligen veredelnden Lebensgenuß hoch verdiente, durch uneigennützigen, ruhmlosen Eifer ehrwürdige (!) Sonnenfels. — Auch er (durchaus Nachahmer der Franzosen und in seinen »politischen Wissenschaften«, vielleicht ohne einen einzigen originellen Gedanken) und seine Schule sahen und kannten nur ein von gestern datirendes, geschichtlich entwurzeltes, nach aufgelösten Körperschaften und aufgelockerten, altgegliederten Verbindungen, in Individuen zerhacktes »Oesterreich aus dem Stegreife.« —

Daß der gegen Sitte und Religion posaunte Indifferentism sich nicht auch gegen die Dynastie wendete, lag vorzüglich in des Regenten persönlicher Kraft und Liebenswürdigkeit und in der treuen und warmen, mehr zum Handeln, als zum Schreiben und Berechnen sich hinneigenden Gemüthsart der österreichischen Völker. —

Die Verachtung der Geſchichte rächte ſich nicht nur in der allerwärts verminderten Ehrfurcht und Innigkeit, ſondern auch durch die Verjährung jeder, von den zahlreichen politiſchen oder religiöſen Gegnern des Kaiſerhauſes auf die Bahn gebrachten Beſchuldigung, gegen die ſelbſt urkundliche Wahrheit keinen Glauben mehr fand!! So ſtreng rächte ſich die Vernachläßigung der öffentlichen Meinung, daß, während Alles Friedrichs Umgriffen entgegen kam, Joſephs Diöceſanregulirung und die politiſch völlig unbedeutende Handhabung aller Rechte gegen die Inſaſſen Burgau's, alle Ideen gegen ihn in Bewegung ſezte, daß Alles gegen die, dem Zeitgeiſte doch ſo ſehr ſchmeichelnden Maßregeln der Kirchenſachen ſchrie, ja ſogar gegen ſeine Panisbriefe, und die Gemüther dergeſtalt allarmirte, daß während ſeinen Gegnern Alles erlaubt ſchien, was er gewollt, noch unausgeſprochen, Alles wider ſich in Harniſch fand, daß alle ſeine politiſchen Schritte durchaus nicht glückten, die Oeffnung der Schelde, der Austauſch Baierns, daß in dem unpolitiſchen Angriffskrieg auf die Pforte (1788) das herrlichſte Heer nutzlos geopfert, ja ſogar der Ruhm der Waffen — gegen die Türken!! — kompromittirt wurde und jene noch von Haugwitzens Zeiten her (1748 — 1765) vorwaltende Allgemeinheit des Staatskredits und Blüthe des Geldweſens allmählig (???) verfiel. — Während des Türkenkrieges waren die Niederlande durch offenen Aufruhr verloren, ganz Ungarn in Gährung, alle Provinzen ſchwierig und das Mißvergnügen allgemein.

Es konnte nicht fehlen, daß unter dieſen und ähnlichen Einwendungen, eine ſeltſame Härte und Geiſtesdürre hervorkeimte, die am hellſten hervortritt, wenn man mit eben dieſer Epoche, die lezten 20 Jahre der Regierung Thereſiens oder die, im Drang eines beiſpielloſen Krieges verfloſſenen

zwei erſten Jahrzehende der Regierung Franz I. vergleicht! — Viele phantaſieloſe Scribler waren unermüdet befliſſen, ſie zu ſteigern. Mit der ſeligſten Selbſtzufriedenheit ſtrebten ſie jedes Wunder, jede Sage zu vernichten, ließen den Propheten Jonas im Wirthshauſ' zum Wallfiſch einkehren, hätten den Geiſt im Hamlet gar zu gerne für naſſe, windbewegte Wäſche ausgegeben, die den unaufgeklärten Prinzen getäuſcht und an der Krone teutſcher Dichtung, am Fauſt, wäre ihnen nichts ſo ſehr aufgefallen, als daß ein ſo kluger Mann, wie Göthe, wieder vom Teufel ſprechen möge, da es nun doch Gottlob, klar bewieſen ſey, daß es keinen Teufel gebe! — Welchen Sinn ſollte derlei Volk, in ſeiner bettelſtolzen Hoffahrt (!) für die alte nationale Kunſt haben? Die beſten waren Eklektiker in der Kunſt, Optimiſten in Staatsrecht und Politik. — Die Nationalität war überall als eine unreife und engherzige Beſchränktheit ausgetrieben, und da auf dieſem Wege für die Kunſt kein Fortſchritt zu machen war, mußte man noch dem Himmel danken, in den akademiſchen Akten und Modellen, in der ewigen Nachahmung der Antike, im alleinſeligmachenden Nackten, im glänzenden Froſt der Mengſiſchen Vorbilder, wenigſtens den Maßſtab und die Form gerettet zu wiſſen! — Die Preßfreiheit war gegeben und oft genug zu ehrenrührigen und aufhetzenden Pasquillen mißbraucht. —

Als bei St. Stephan die große Glocke erſcholl, ging ein Eiſesſchauder durch alle Gemüther und gar Manche mögen durch dieſen dumpfen Todeston zum erſten Mal erfahren haben, ſie trügen ein Herz im Buſen. Aller Verblendung und aller Leidenſchaften Obſieger, der Tod, trat in ſeiner vollen Verſöhners-Allmacht auf. — Niemand dachte mehr daran, in welchem Zuſtande Thereſia, nach ſo vielen

und ſchweren Kriegen und in welchem, einem goldenen Alter des Friedens, Joſeph ſeine Reiche verlaſſen! Niemand dachte mehr ſeiner einzelnen Klagen, Niemand der allgemeinen Gefahr. — Joſephs bis zum lezten Athemzug unermüdbare Thätigkeit, ſein, dem lezten Musketier vorleuchtendes Beiſpiel in den Peſtſümpfen Semlin's, ſeine großartigen Anſtalten für Erziehung und Bildung, für die Wohlthätigkeit und für den Kriegsſtand, ſeine Liebe zur Jugend und zum lange vergeſſenen Volk, ſeine Schönheit und ſein edler Stolz, das ſchwebte auf allen Zungen, und die ihm am Meiſten entgegengearbeitet und Alles aufgeboten, die Zurücknahme ſeiner wichtigſten Reformen, das Gedächtniß ihrer Unausführbarkeit und Ungeſetzlichkeit, nicht etwa erſt durch ſeine Nachfolger, ſondern noch von ſeinen eigenen bleichen Lippen zu erhalten, vergoßen wider Willen heiße Thränen ob ſolcher Hoheit tiefem Fall. — Die Haltungsloſigkeit des philantropiſchen Cosmopolitism, der Sieg der Nationalität waren durch dieſen Ausgang entſchieden. — In voller Mannskraft, im 49. Jahre, von peinlichem Siechthum langſam verzehrt, ein beſtändiges Wollen und nicht mehr Können, alle ſeine Lande mißtrauiſch bewegt, eines in offener Empörung losgeriſſen, ein anderes, das wichtigſte, unter fremdem und feindſeligem Einfluß, in den lezten Stunden der wildbrauſende Jubel über die abgenöthigte Rückgabe der ungariſchen Krone, ſogar der Bruder und Nachfolger ferne von den geheimſten Wünſchen und lezten Seufzern, der Bund mit Frankreich durch die, ſeit ſieben Monden hell ausgebrochene Revolution aus ſeinen Angeln geriſſen, das Familienband mit Rußland durch den Tod der anmuthreichen Eliſabeth verblüht! — und dennoch keine Klage über alle die unaufhörlichen Streiche feindſeligen Geſchickes, ſondern altrömiſche Selbſtver-

läugnung und ächt chriſtliche Ergebung! — Dieſe Sinnesart aber hat das Getrennte wieder vereinigt. — Thereſia und Joſeph bleiben des Oeſterreichers heilige Sterne, theure Idole und Ideale der Kraft und der Milde, der Liebe und der Gerechtigkeit.

Es erhielt aber Oeſterreich und zwar aus den Händen des mütterlichen Wien, ein noch theureres Zeichen der Sühnung und Gunſt. — Der, welchen Joſeph ſeiner Saat zum Wächter erkohren, ging aus dieſer Schule der Leiden, der Mißgriffe und der eingreifendſten Erfahrungen hervor zum Hydernkampfe mit der argen Zeit, und als ehrte das Schickſal Joſephs Vermächtniß, und als wollte es ſelbſt keinen andern Kämpfer, es verfloßen von des edeln Kaiſers Hintritt kaum zwei Jahre und Franz wird ans Steuer des Staates berufen, inmitten der verderbensſchwangern Wetternacht, aus der Oeſterreich unter ihm, herrlicher und mächtiger als jemals hervorgegangen iſt.

Rotteck.

Angefeuert durch Friedrichs und Katharinas Thatenglanz, betrat auch Kaiſer Joſeph II. den Weg des Ruhmes, minder groß zwar als beide, jedoch edler. Seine Regierung macht Epoche in der Geſchichte Oeſterreichs, iſt höchſt wichtig für Teutſchland und Europa, und eines der merkwürdigſten Zeichen der neuen Zeit.

Maria Thereſia — durch Geiſt und Kraft einer Stelle unter den berühmteſten Herrſcherinnen werth, an Privattugenden aber als einziges Muſter hervorglänzend, hatte den unter Karls VI. ſchläfriger Verwaltung tief herabgekommenen öſterreichiſchen Staat durch weiſe Reformen vielfach geſtärkt und erhoben. Die Beſchränktheit

ihrer Miniſter und Beamten, mehr noch die Argliſt der Privelegirten, vor Allen der Geiſtlichkeit, welcher die fromme Monarchin geneigtes Gehör lieh, ſezten jedoch ihrem Wirken eine engere Gränze; und gab Sie Selbſt, befangen in mancherlei angeerbtem Vorurtheil, und durch Herzensgüte vielfacher Täuſchung preis, war nicht geeignet zu tiefgehender, durchgreifender Umgeſtaltung. Ihr Erſtgeborner, Joſeph, nächſt K. Maximilian II. der edelſte der öſterreichiſchen Prinzen, nicht nur lebenskräftig, ruhmbegierig und talentvoll, ſondern auch zugewendet den Intereſſen der Menſchheit und den Ideen einer vorangeſchrittenen Zeit, nahm ihr Werk auf und ſezte es fort, in höherem Styl und mit männlicher Entſchloſſenheit. Allerdings that er es auch mit Uebertreibung und in ſeinem Feuereifer nicht nur der phyſiſchen, ſondern ſelbſt der rechtlichen Hinderniſſe zu wenig achtend. Doch nicht von daher kam die Fehlſchlagung ſeiner ſchönen Entwürfe. Das Unrecht, zumal gegen das gemeine Volk, würde man ihm verziehen haben. Aber er ergriff die Vorurtheile der Menge, noch mehr, er griff das Intereſſe der privilegirten Stände an; und er wurde verdammt und unterdrückt durch die Leidenſchaft und Macht dieſer furchtbaren Gegner alles Guten. Vergebens ruft man uns heute unabläßig ins Ohr: »Revolutionen, d. h. Verbeſſerungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes durch den Volkswillen bewirkt, ſeyen heillos; dagegen Reformen, durch die legitime Autorität der Herrſcher bewirkt, ehrwürdig und heilbringend.« Auch der legitimſte Herrſcher, ſobald er reformiren, d. h. den ungerechten Beſitzſtand nach Grundſätzen des ewigen Rechtes und der Humanität verbeſſern will, wird gehaßt und geächtet. Nichts ſoll heilig ſeyn, als der Priveligirten hiſtoriſches Recht.

Pölitz.

Mit Josephs II. Regierungsantritte verbreitete ſich über die öſterreichiſche Monarchie ein neuer, kräftiger Geiſt. Schon lange hatte der vielſeitig gebildete Kaiſer, der auf ſeinen Reiſen die Verfaſſungs- und Verwaltungsformen der europäiſchen Reiche und die Bedingungen der Fortſchritte der Völker in der phyſiſchen und geiſtigen Kultur, als Grundlage ihres Nationalwohlſtandes, näher kennen lernte, große Verbeſſerungsplane für das Innere ſeiner Monarchie aufgefaßt, die er nun, bereits zu einem Alter von 40 Jahren gelangt, vielleicht nur in zu kurzer Zeit verwirklichen wollte. Unverkennbar war Friedrich II. in vielen Beziehungen das Vorbild, das er als Regent ſich vorhielt (?), denn die meiſten politiſchen Grundſätze Friedrichs, beſonders für die Verbeſſerungen im Innern, hatten ſich durch eine mehr als vierzigjährige Regierung bewährt; allein eben ſo unverkennbar war auch Joſeph II. ein Zögling ſeines Zeitalters, der deſſen veränderten Geiſt wohl begriff, und unterſtüzt von dem Fürſten Kaunitz, der dem Sohne blieb, was er ſeit mehreren Jahrzehnten der Mutter geweſen war, die einzelnen Theile ſeiner Monarchie zu einem verjüngten Beſitze erheben wollte. Während andere Fürſten hinter dem Geiſt ihrer Zeit zurückblieben, hatte Joſeph den Fehler, demſelben zu weit vorauszueilen, beſonders in einer Monarchie, deren einzelne Theile noch ſo wenig unter ſich verbunden waren, und wo die Geiſtlichkeit ein ſo bedeutendes Gewicht behauptete. Doch war Joſeph mehr teutſcher Fürſt, als Friedrich, der zu ſehr an franzöſiſchen Muſtern hing (!!!). Wenn Joſephs Wille entſchieden gut, und ſein Geiſt von großen Anſichten erfüllt war; ſo fehlte er doch nicht ſelten in der Wahl der Mittel und Perſonen bei der Ausführung ſeiner durchgreifenden Zwecke; ſo ging er nicht

ſelten zu raſch von einem Plane zu dem andern über, und hob durch ſchnell einander folgende Verordnungen die vorhergehenden wieder auf; ſo fand er auch in dem Widerſtande, welchen die katholiſche Geiſtlichkeit und mehrere privilegirte Stände ſeinen Veränderungen entgegenſtellen, mannichfaltige Hinderniſſe, die — beſonders wegen der großen gleichzeitigen Umbildung der äußern politiſchen Verhältniſſe in Europa während ſeiner lezten Regierungsjahre — bei ſeinem frühzeitigen Tode noch nicht beſiegt waren, bevor ſein edler und raſtlos thätiger Geiſt die vielen unzufriedenen Staatsbürger ſeiner Reiche, und ſelbſt zum Theile die öffentliche Meinung des Auslandes, mit dem Wohlthätigen ſeiner Entwürfe völlig ausſöhnen konnte. Er hielt ſich nur für den erſten Beamten des Staates; er war raſtlos thätig und beſaß vielſeitige, wenn gleich nicht gründliche und zuſammenhängende Kenntniſſe, weil ſeine frühere Erziehung, geleitet von dem ungariſchen Fürſten Batthyani, zu ſehr auf Gedächtnißwerke beſchränkt und nicht zweckmäßig geleitet und geordnet war. Der Geſchäftsgang ward unter ihm beſchleunigt, aber nicht ſelten auch übereilt. Bei Mißtrauen gegen die Menſchen waren ſeine Günſtlinge gewöhnlich keine ausgezeichneten Perſonen, und die Veränderlichkeit in ſeinen Anſichten und Entwürfen raubte ſeiner Regierung oft den Charakter der Einheit und Feſtigkeit, ohne welchen nichts Großes gedeihen kann.

Schneller.

Glaube, Hoffnung, Liebe — dieſe drei inhaltſchweren Worte ſagte der ſterbende Joſeph II. ſeinem vorbetenden Beichtvater nach, das erſte mit Nachdruck, das zweite mit Hingebung, das dritte mit Inbrunſt. Kränkungen aller Art zerriſſen das Herz des Menſchenfreundes; die Blindheit der Mühen, der Undank der Vielen, die Bosheit Einiger

entpreßten dem brechenden Auge einige Thränen; er unterſchrieb mit gebrochenem Herzen den Widerruf mancher ihm theuren Neuerungen. Er bemerkte, wie die höchſten ſeiner Diener auch zu den Größten ſeiner Gegner gehörten. Er bemerkte, wie man viele ſeiner Befehle als kleinlicht, beleidigend, voreilig, unbrauchbar, ungerecht zu verſchreien ſich bemühte. Er ſah wie das Heer an ſeinen Feldherrngaben verzweifelte. Er grämte ſich über die Nichtanweſenheit ſeines Bruders und Thronfolgers, deſſen Sinn und Herz ebenfalls von ihm entfernt ſchien. Er erfuhr, wie die Gattin ſeines Neffen, Franz, welchen er zum unmittelbaren Nachfolger zu haben wünſchte, durch zu frühe Geburt dahin ſtarb und rief: O Gott! Dein Wille geſchehe. Das Kaumgeborene der Früheverblichenen drückte er in die kraftloſen Arme mit dem Ausrufe: Liebes Kind! du Ebenbild deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter. Ihr Tod zerſtörte einen ſeiner Lieblingsgedanken, da ihre Schweſter dem ruſſiſchen Kronprinzen Paul vermählt war. Er nahm Abſchied von den Staatsmännern und Feldherren, denen er ſeine Völker und Heere anempfahl. Er ſchrieb einen rührenden Brief an die fünf hohen Frauen, deren Umgang ihn ſo ſehr erheiterte. — Mit der Ausſicht auf den Doppelkrieg gegen die Pforte und Preußen, mit dem Hinblicke auf Gährung und Aufſtand ſchloßen ſich die kummermüden Augen Joſephs II. Das Bewußtſeyn verließ ihn nicht vor dem lezten Augenblicke. Das Antlitz des Verblichenen zeigte die Miene eines Entſchlummerten ..... Er war ein Jahrhundert zu früh geboren für ſeine Unterthanen, ſagt der einheimiſche Jellenz. Er ſtarb, verkannt von ſeinen, ſeiner unwerthen Völker, ſagt der ausländiſche Remer.

Joſeph II. ſollte als Beherrſcher des öſterreichiſchen Staatenbundes von den Einheimiſchen mit beſonderer Kraft

gewürdigt werden, da die Ausländer Gründe genug haben, ihn in falſchem Lichte zu zeigen. Die Preußen ſehen in ihm einen furchtbaren Rückforderer Schleſien's. Die Franzoſen glaubten durch ſeine Schweſter den Gang ihrer Staatskunſt gehemmt. Die Teutſchen erinnern ſich an den Fürſtenbund. Die Batavier vergeſſen niemals den Scheldeſtreit. Die Engländer verzeihen ihm nicht die Zurückſetzung und die Waarenverbote. Der Engländer Coxe wagt ſogar zu ſagen: »Oberflächige Beobachter haben Joſephs Handlungen bloß dem heißen Wunſche, das Glück ſeiner Unterthanen zu machen, zugeſchrieben. Wahr iſt es, ſeine Briefe, ſeine Befehle und ſein Umgang trugen wohl das Gepräge einer nachgemachten Menſchenliebe; aber Alles beweiſet, daß er Herrſchſucht und Ehrgeiz unter dem Schleier des Wohlwollens und der Weltweisheit verbarg.« Aber voll hohen Selbſtgefühls konnte der Kaiſer in der ernſten und wahrhaften Todesſtunde ſagen: »Ich wünſchte, man ſchriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Entwürfe ſcheitern zu ſehen.« Aber Joſephs II. Wirkſamkeit iſt unvergänglich in ewigen Zeiten. Sein Geſetz der Kirchenduldung beſteht, und die Gleichheit vor den Staatsgeſetzen hat begonnen; alles Uebrige wird folgen. Was in den nächſten Jahrzehnten Oeſterreich für Stärke und Weisheit leiſtete, ruht auf den Grundlagen, welche er legte. Die kommenden Menſchenalter müſſen ſeine Entwürfe und Grundſätze wieder auffaſſen und endlich durchführen, damit der öſterreichiſche Staat ſeine volle Entwicklung der Volkskraft offenbare. Sogar diejenigen, welche in unſerer Zeit wegen Rückwirkung ſeine Anſtalten zu untergraben oder zu beſeitigen ſuchten, ſezten als Aufſchrift auf ſein ehernes Denkmal: Joſeph II., welcher dem öffentlichen Wohle lebte, nicht lang, aber ganz

Josepho Secundo, qui Saluti Publicae vixit, non diu, sed totus.

Bei'm Tode Josephs II. zeigte sich in vielen teutschen Landen allgemein und unverholen innige Theilnahme, Wehmuth, Trauer, während viele Bewohner des österreichischen Staates sogar eine unanständige Freude äußerten. Fremde Unterthanen bekümmerten sich um den österreichischen Beherrscher, während seine eigenen Landschaften, besonders Niederland, Ungarn, Tyrol, gegen ihn nur Erbitterung zeigten. Coxe's Tadel wegen seiner verstellten Menschenliebe, Schlözer's Vorwurf wegen der Despotie im Ständewesen, Spittler's Meinung über die Eroberungssucht im Türkenkriege, die harten Urtheile über das Soldatische, Mechanische, Abstrackte seiner Anstalten haben wir widerlegt. Man tadelte ihn, daß er ein strengeres Cordon-System zwischen den eigenen Landen begründete, obwohl er sie zu verschmelzen entschlossen war; allein es bestand schon vor ihm, und nur durch die Genauigkeit in der Ausführung desselben konnte er die Nothwendigkeit seiner Aufhebung fühlbar machen. Man tadelte ihn als einen Mann, welcher fremdes Verdienst nicht ohne Neid ansah; eben in seinem eigenen Lieblingsfache erkannte er bei'm Hofkriegsrathe das Verdienst durch Anstellung zweier Standbilder mit den Inschriften, wovon die eine Lascy als den Freund und Lehrer des Herrschers, die andere Loudon als das Muster der Feldherrngröße und des Bürgersinns bezeichnete. Da wir mit der herzinnigsten Ehrerbietung das Edle seiner Gesinnung und das Zweckmäßige seiner Entwürfe aussprachen, so dürfen wir auch die Fehler dieses Fürsten nicht verschweigen. Eine gewisse Hast, welche wohl auch in Jähzorn ausbrach; ein gewisses Mißtrauen, welches später zu einer Art Menschenverachtung führte; eine

gewiſſe Rückſichtloſigkeit auf die eigenen Wünſche der Völker, welche er zu beglücken dachte; eine gewiſſe Nichtachtung ſeiner Geſundheit, welche Millionen für die Millionen galt; eine gewiſſe Nichtkenntniß der Einleitungen, welche allmählig und leiſe das Neue an die Stelle des Alten ſetzen; eine gewiſſe Unkunde deſſen, wodurch das ſtrenge Herrſchen zum ſanften Leiten wird. — Dieß ſind etwa die Fehler dieſes hochherzigen und ſcharfſichtigen Kaiſers. Man kann ihn tadeln, daß er den Bücher-Nachdruck geſtattete, welcher nicht nur Schriftſteller und Verleger um einen Theil ihres Lohnes bringt, ſondern auch durch Hinwegnahme dieſes Lohnes macht, daß große Arbeiten nicht unternommen und große Anſtrengungen ſelten lange fortgeſezt werden. Joſeph II. führte den Nachdruck aus Grundſatz für alle Werke ein, welche außer dem öſterreichiſchen Staatengebiete erſchienen; auch Teutſchland wurde völlig als Ausland behandelt, nicht anders als Frankreich oder Britannien. Er wollte ſeinen Staat durch den Nachdruck der Miſſale und Breviere von Italien unabhängig machen, und durch den Nachdruck der teutſchen Claſſiker die Ausfuhr des Geldes verhindern. Da das ſchon lang gebildete Ausland bereits Meiſterwerke bot, welche das kaum beginnende Oeſterreich nicht erreichen konnte, ſo verlegten ſich die einheimiſchen Buchhändler auf die leichte Sache des Diebſtahls; ſie bereicherten ſich wie Trattner. Nachgedruckte Werke, bereits durch öffentliche Meinung und Kritik erprobt, verbürgten durch anerkannten Werth ſtarken Abſatz und großen Gewinn. Neuverfaßte Werke einheimiſcher Schriftſteller mußten ihre Trefflichkeit erſt beweiſen, blieben ein Wagſtück, mußten ſich allmählig Bahn brechen, und verſprachen langſameren Abſatz und geringeren Gewinn. Darum gaben Wien, Prag, Peſth, Lemberg, Grätz, Mailand ſogar *unter* Joſeph II. noch nichts, was mit dem einzigen

Leipzig, noch weniger mit London oder Paris oder Amsterdam sich vergleichen ließ.

Joseph II. wurde und wird von vielen Schriftstellern hart und ungerecht beurtheilt, weil er bei tausend und tausend Anstalten für Gelehrsamkeit — die Gelehrten selbst wenig liebte und wenig achtete. Seyen wir offen genug, um auch von den Gelehrten freimüthig die Fehler aufzudecken, welche wir bei andern Ständen laut in der Geschichte aussprechen. Viele Schriftsteller heucheln und schmeicheln und kriechen um einen Gnadenblick, um einen Amtstitel, um eine Besoldungszulage, um ein Ehrenbändchen in den Vorzimmern der Großen. Viele vereinen mit dieser niederträchtigen Gesinnung, wovon die Vorreden und Dedicationen tausend Beweise liefern, einen ganz seltsamen Dünkel und abgeschmackten Hochmuth. Viele verkaufen Wort und Schrift um Geld und Geldeswerth an den Meistbietenden, besonders in politischen und religiösen Angelegenheiten. Viele tragen ihre abgestorbene Bücherkenntniß mit ängstlicher Schulmeisterei oder Pedanterie ins frische Weltleben. Viele prunken mit der Sophistik der Theologie, mit der Rabulisterei der Jurisprudenz, mit der Charlatanerie der Medizin, mit den Hirngespinsten der Metaphysik, als wie mit den unschätzbaren Gütern der Menschheit. Viele beweisen im eigenen Hause, wie wenig ihre Grundsätze von Veredlung des Menschen auf sie selbst als Gatten und Vater gewirkt. Proben von allem diesem sah Joseph II. auf Reisen und in der Heimath so viele, daß er sich schnell entschied. Solche liederliche und verworfene Scribenten sind es, welche er verachtete, welche aber auch jezt noch in Wien als Chamäleons paradiren, in gewissen Zirkeln ihn verlästern, und die unerschütterlichen Vertheidiger seiner Entwürfe als Lichtzieher aus der josephinischen Beleuchtungsperiode und Laternenputzer der josephinischen Aufklärerei lächerlich machen wollen. Wer

aber die Salons, Miſſionen und das Convertitenweſen im jetzigen Europa kennt, wird es leicht erklären, warum in unſern Tagen feindſeliger Reaction, wo man jede Reform vernichtet, um angeblich jede Revolution zu zerſtören, der Verein der ausgezeichnetſten Gelehrten des öſterreichiſchen Staatenbundes, einem Verworfenen und Schamloſen unter ſeinen Mitgliedern geſtattete, den hochverdienten Kaiſer mitten in ſeiner ehemaligen Hauptſtadt und umringt von ſeinen Wohlthaten, ſo albern und doch ſo boshaft zu ſchmähen: »Wie ſeltſam, daß das durch äußeren Frieden und innere Wohlfahrt wahrhaft goldene Alter der joſephiniſchen Periode, der Mittagsglanz der vielgeprieſenen Aufklärung, der rückſichtloſen Zertrümmerung aller althergebrachten Vorurtheile, durch die ihr eigenthümliche Vergötterung der Sciences exactes, der Ziffern und Maſſen, durch ihre gemeine Deutlichkeit und impotente Nüchternheit, durch den iconoclaſtiſchen Vandalism, mit dem ſie die geſammte Vergangenheit bekriegte, zu gerechter Rache, in der Königin der Künſte, in der Dichtkunſt, und in der erſten aller poſitiven Wiſſenſchaften, in der Geſchichte, verhältnißmäßig eben ſolchen Stillſtand gebracht hat, wie die Reformations-Periode.« (Wieneriſche Jahrbücher der Literatur Band I., Seite 51, Jahrgang 1818.)

Sonnenfels.

Er hat der Feder und Preſſe die Freiheit gegeben, ohne die kleinſinnige Beſorglichkeit zu hören, daß man ſie gegen ihn ſelbſt mißbrauchen möge. Das Gute thun und ſich tadeln laſſen, das iſt die eig'ne, die rechte Tugend großer Regenten. Aber, was hätte ein bürgerliebender Fürſt von dieſer Freiheit zu fürchten? er hält, gegründete Erinnerungen zu Nutz zu bringen, nicht unter ſeiner Würde; und ungegründete — wird er durch das

Glück, ſo ſeine Vorſorge über Nationen verbreiten ſoll, am nachdrücklichſten widerlegen.

Diejenigen, denen daran lag, die Fackel der Vernunft zu entfernen, durch welche die Schlupfhöhle ihrer Unwiſſenheit und Trugkünſte erhellet werden könnte; die, welche des übertragenen Anſehens zu Durchſetzung ihrer Seitenabſichten, zu Emporhebung ihrer Verwandtſchaft, oder der elenden Geſchöpfe, die ihre Gunſt erkriechen konnten, mißbrauchen wollten; die, denen es wichtig war, daß die Klagen gegen Willkür und Eigenmacht, außer dem traurigen Aufenthalte der Unterdrückten, der Zurückgeſezten nicht erſchallen konnten — die hatte die zärtliche Beſorgniß gütiger Regenten für Religion und Sitten, für bürgerliche Ordnung und Folgſamkeit, beängſtiget, und unter dem Vorwande einer genauern Wachſamkeit, die Wege zur Aufklärung vertreten, die Hand des freimüthigen Schriftſtellers gefeſſelt, die Denkungsart unterjocht. Joſeph hat dieſes Joch gebrochen. Er räumt ſeinem freien Volke das freie Recht der Vorſtellung ein. Und nun, das iſt der Ehrenruf des Fürſten an euch, Schriftſteller der Nation! Wenn irgend untergeordnete Deſpoten das Verdienſt, ſo ſie verdunkeln würde, hintanzuſetzen, wenn ſie die Fähigkeit, die ſie demüthigen würde, auszuſchließen wagen ſollten; — ſollte der Eigenſinn unverdaute Vorſchläge, unüberdachte Anſtalten gegen Vernunft und Gründe in Schutz nehmen; ſollte irdiſcher Hochmuth ſich der Ausführung nützlicher Entwürfe, weil ſie nicht von ihm kommen, widerſetzen; die Freiheit der Preſſe ſezt euch in das Recht ein, ſie öffentlich vor dem Throne, vor dem Vaterlande, vor der Welt, über all das Ueble, deſſen Urheber ſie wären, über all das Gute ſo ſie gehindert hätten, zur Rechenſchaft zu fordern; ſie ſtellet jeden Mann von Talente gleichſam

zum Hüter des gemeinschaftlichen Wohls; sie ruft ihn auf seine Stimme laut gegen Vorurtheile und Mißbräuche zu erheben, die öffentliche Verwaltung vor Irrthümern zu warnen, selbst gegen begangene Fehler zu erinnern und durch Mittheilung seiner Einsichten, an seinem Pulte der Rathgeber seines Fürsten, manchmal der Heiland seiner Mitbürger, des Staates zu werden.

Er hat den Bischöfen seiner Reiche die volle Thätigkeit ihrer Würde wieder gegeben, diejenigen Rechte wieder verschafft, deren übersehene Veräußerung in Besorgung ihres anvertrauten Amtes ihnen so vielfältige Hindernisse gelegt hat. In der Hierarchie herrscht künftig dieselbe Unterordnung; keine Ausnahme von der Gerichtsbarkeit des Bischofs: der Diöcesan wendet sich, auch um Befreiungsgesuche, die einst dem Reichthume gleichsam ausschließend vorbehalten waren, an den, der nach der Ordnung Gottes und der Natur der Verfassung die ihm beschiedene Behörde ist.

Dieß Unternehmen gegen ein in der Finsterniß verschollener Zeiten angemaßtes Ansehen des Vatikans und die Gefälle der Dataxie, würde einst das Reich mit dem Priesterthum entzweit, Staaten bluten gemacht, ganz Europa über und umgestürzt haben. Aber Rom, heute weniger als damals herrschbegierig und über die Rechte der Krone nicht aufgeklärt, gibt dem Verlangen eines Fürsten geschwinder nach, der es eingesehen hat, wie sehr die Nationalkirche darunter leide, wenn die Verwaltung derselben zum Theile von ferne geschehen, wenn die Entscheidung einzelner Fälle, immer von einigen hundert Meilen her erwartet werden mußte.

Eine gleiche Beukſamkeit läßt der päpstliche Hof blicken als die Abhängigkeit unserer Ordensleute von ausländischen

Obrigkeiten aufgehoben, und durch dieſen Anfang die wichtige Verbeſſerung angekündigt wird, welche der einſtimmige Wunſch des Staatsmannes und Religionseiferers bei einer Klaſſe des Clerus herbeiruft, die der Strom der Zeit und des allgemeinen Verderbniſſes ſo ferne von der Vortrefflichkeit ihres urſprünglichen Rufs abgeführet hat. Pius iſt überzeugt, daß der Schutzherr der Kirche nicht Willens iſt ihren Rechten Eintrag zu thun: die Billigkeit Joſephs beruhigt ihn; aber die Entſchloſſenheit deſſelben hält ihn in Ehrfurcht. —

Er hat die Gewiſſen von dem Zwange befreit, worunter ſie durch die Geſetze gehalten worden, die vielleicht wohlmeinende Frömmigkeit eingegeben hatte, aber die in der Handhabung hart und ohne Zweifel der liebevollen Religion ſelbſt widerſtrebend waren, der ſie zur Schutzwehr dienen ſollten.

Unſer Fürſt kennt und beobachtet die Grenzen ſeiner Gewalt, die über unſere Handlungen, nicht über unſere Meinungen richtet, die zur Beſtimmung unſerer Wohlfahrt in dieſem Leben an ihn übertragen iſt, nicht des Schickſals, das jenſeits des Grabes unſer wartet. Das Gaukelſpiel der Andacht und der Phariſäermienen, die oft ein Schleichweg zu Ehren, zu Aemter, zu Gnadengehalten waren, ſind nun ihres Anſehens entkleidet. Er verlangt in ſeinem Staate, in öffentlichen Bedienungen, in der Innigkeit ſeines Zutrauens keine Heuchler; er verlangt gute Bürger; und er hält ſich überzeugt, daß man ein ſolcher ſeyn könne, auch wenn man in Glaubensſätzen anderen Sinnes iſt, als die Kirchenverſammlung zu Trient, auch wenn man den Gottesdienſt in ſeiner Mutterſprache hält. Durch Aufhebung der ſogenannten Religions-Patente, durch Aufhebung der vielmal

bedrückende, wenigſtens immer erniedrigenden Ausſchließungen fremder Religionsgenoſſen, hat er dem Staate tauſend Talente brauchbar gemacht, die vorhin für denſelben verloren waren: ſo hat er unzählbaren Menſchen ein Vaterland, dem Vaterlande Bürger gegeben; ſo hat er mit einmal aus zweideutigen Inſaſſen ſich getreue Unterthanen verſichert, die der Unterſchied der Meinungen nun nicht weiter trennt, da ſie durch das Band gemeinſchaftlicher Rechte und Vortheile unter ſich vereinbart ſind.

Dieſes Duldungsgeſetz iſt durch den allgemeinen Zuruf der denkenden Menſchheit gefeiert worden: der Staat wird die Wohlthätigkeit derſelben je mehr und mehr in einer unabſehbaren Reihe daraus keimender Vortheile empfinden; aber es iſt für die Fortſchreitung der Aufklärung keiner der unwichtigſten, daß dadurch ſchon jezt, den Worten Freidenkerei, Unglauben, Ketzerei ihre uneingeſchränkte, willkürliche Bedeutung benommen worden. Es war eine Zeit, da Sokraten es ſich nicht anmerken laſſen durften, daß ſie zwiſchen Minerven und der Eule zu der Göttin Füßen zu unterſcheiden wußten; oder ſie wurden von Anyten und Meliten als Gotteslängner verſchrieen: und dieſe öffentlichen Beſchuldigungen, und die weniger ſelten und um ſo gefährlichere geheime Anklage darüber, waren für die Ruhe und das Glück der Familien nicht ſtets ohne Folgen. Künftig kann der Mann von Wiſſenſchaft von dieſer Seite ruhig ſeyn: er erfülle die Pflichten des Bürgers, die Pflichten ſeines Amts mit Rechtſchaffenheit, mit Eifer! und es iſt ihm erlaubt, die kleine zufälligen Frömmigkeitsübungen von dem Weſentlichen der Religion zu ſondern; es iſt ihm erlaubt, die Fabellehre mit der bewährten Offenbarung nicht zu vermengen;

es iſt ihm erlaubt, zwiſchen der goldenen Legende und der Schrift zu unterſcheiden; und für die Wunder die Moſes aufgezeichnet hat, mehr als für die Erzählungen des Ribadeneira und Bolandus Ehrerbietung und Glaube zu zeigen; es iſt erlaubt unangefochten ſich in Kenntniſſen auszuzeichnen, und von dem Werkmeiſter der Natur und der Weisheit ſeiner Geſetze erhabenere Begriffe zu haben, als Bruder Makarius und der Pöbel.

Er hat dem nutzbarſten Theile des Volkes, deſſen blühender Zuſtand von weiſen Fürſten immer als der Ruhm ihrer Geſetzgebung angeſehen, von Jedermann als die Stärke der Staaten anerkennet worden; der Klaſſe der Unterthanen, die aller übrigen Klaſſen Pflegemutter und Nährerin iſt, die urſprünglichen Rechte der Menſchheit, die ſtreitig gemachten Rechte der bürgerlichen Mitgenoſſenſchaft zuerkannt. Von dem merkwürdigen Zeitpunkte dieſer Entſchließung an, werde der Namen Knechtſchaft unter uns nicht weiter ausgeſprochen! alle Unterthanen Joſephs ſind Bürger.

Der Deſpotismus unterdrückender Fürſten über Völker iſt ein Greuel: aber der greulichſte der unerträglichſte Deſpotismus iſt der, welchen Bürger über ihre Mitbürger ausüben. Das war die Leibeigenſchaft — dieſer Schandfleck der Verfaſſung, worin ſie geduldet wird, die Schande der ſich ſo nennenden Rechtswiſſenſchaft, welche den Menſchen zur Sache herabklügelte, die Schande der Vernunft, welche zur Vertheidigung ihrer Rechtmäßigkeit Scheingründe erſann. Nie hat die wehrloſe Schwachheit der Stärke ein Recht über ſich zu einem andern Endzwecke als zu ihrem Schutze, zu ihrem Beſten anvertrauen wollen, anvertrauen können; und nun iſt ein Zutrauen ſchändlicher gemißbraucht worden, als da man

das Schutzrecht in Herrenrecht verwandelte, und Geschöpfe, die aus der Hand der Natur, auf gleichen Wegen, mit gleichen Kräften des Körpers, mit gleichen Fähigkeiten des Geistes ausgerüstet, kommen, zum Eigenthume ihrer Mitgeschöpfe abwürdigte. Wie, um aller Vernunft willen, hätten Menschen, auch zum Schutze ihres Lebens, dasjenige jemals veräußern wollen, das des Lebens größten, einzigen Werth ausmacht? wie konnten einige tausend gesunde, arbeitsame, rüstige Menschen jemals das Eigenthum, eines von schwachen Aeltern geborener, durch Müßiggang und Wollüste entnervten, unbeholfenen Schwächlings werden? oder eines geinfelten Mönchen, dessen Abgeordneter den arbeitsamen Hausvater heute mit Ungestüm vor der Thüre zur Frohne herauspocht, vor der noch gestern irgend seiner Ordensgenossen einer, demüthig um Nahrungsmittel gebettelt hatte? Aber indessen die Philosophie ein so widersinniges, empörendes Parodox mit der entschiedenen Uebermacht der siegenden Wahrheit bekämpfet; indessen Akademien Preise für den ausführbarsten Vorschlag bestimmen: wie der seufzenden Menschheit dieses Joch abgenommen werden könne? thut es Joseph — So löset die erhabene Menschenliebe eines Gesetzgebers, und sein Muth, sich durch die Besorgnisse, so der Eigennutz erhebt, nicht irre machen zu lassen, mit einem Worte die verwickelsten Aufgaben der Akademien.

Wenn ein entschlossener Mann dem Sturme und Ungewitter Trotz bietet, und sein Leben mehrmalen den tobenden Wellen der See aussetzet, um einigen Gestrandeten das Ihrige zu retten, und wenn dann der König diesen edelmüthigen Mann le brave homme nennt und seine bürgerliche Heldenthat mit 50 Livres (20 fl.) belohnen läßt; so fallen

alle Höflinge zu Versailles vor Bewunderern in Verzückung, so hallet ganz Frankreich von diesem Ehrenworte und der ermunternden Freigebigkeit wieder. — Bei uns waren diesem brave homme durch die bestehenden Gesetze für jeden, den er mit geringerer Gefahr aus der Donau gezogen hätte, 25 fl. zugesichert.

Wenn Hr. Le Noir endlich darauf verfällt, die Hitze und den Staub des Pflasters von Paris durch Aufspritzen vor jedem Hause zu mäßigen, wie wird die Weisheit dieses Magistrats in allen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt, in allen Journalen des Reichs nicht erhoben, und anderen Staaten zum Beispiel aufgestellt! Sie — sehen diese kleine Polizeianstalt bei uns von jeher in Ausübung.

Wird der Rechtshandel des Müllners Arnold gegen seine Junker wegen eines abgeleiteten Bachs auf's Neue durchgesehen, und diese oder jene dabei untergelaufene Unförmlichkeit mit einer eilfertigen Härte berichtigt, die mit dem gelassenen Schritte der Gerechtigkeit kaum verträglich scheint, und daher in der Folge wieder gemildert werden muß; so kommen alle gelehrte und politischen Zeitungsschreiber außer Athem, das Glück der Unterthanen zu prüfen, die unter einer solchen Rechtsverwaltung leben. Um wie unendlich größer ist unser Glück, wo durch die Vorsorge der Gesetze der Fall zu einer solchen Berichtigung sogar unmöglich gemacht, und den Unterthanen durch einen vom Staate aufgestellten Vertreter gegen ihre Herren, und fügte es sich so, gegen den Regenten selbst, vorgesehen ist!

Erläßt der König in Frankreich auf seine Domänen einige hundert Familien des Landvolkes die Leibeigenschaft; so

wird le siecle de Louis XVI. eine Preißaufgabe für alle Dichter, die aus der Seine, Loire, Garronne und der Rhone trinken. Menſchenliebe auf dem Throne iſt ohne Zweifel des Wettſtreits der Muſen würdiger, als der Eroberer auf ſeinem Triumphwagen; aber Joſeph hat durch ein Geſetz Nationen freigelaſſen!«

In dieſem enthuſiaſtiſchen Lobe eines Zeitgenoſſen liegt nichts Befremdliches für das Gefühl der heutigen Zeit. Dieſer Umſtand iſt vielleicht ehrender für das Andenken des Kaiſers, als jener Enthuſiasmus eines redlichen Mannes ſelbſt.

Beilagen.

I.

Note des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, betreffend den Aufenthalt der geflüchteten und im holländischen Gebiete sich aufhaltenden Brabanter.

Das General-Gouvernement hat mit wahrer Zufriedenheit die gedachten Verfügungen gesehen. Es schmeichelt sich, daß in Folge der Grundsätze, die Ihre Hochmögenden bei diesen Verfügungen geleitet haben, Sie nicht nur keine Zusammenrottirungen auf ihrem Gebiete verstatten, sondern auch mit dem Bewegungsgrunde einer in gewöhnlichen Zeiten natürlichen Toleranz das nicht bedenken werden, was im Grunde eine Auswanderung aus diesem Lande seyn würde, die Kunstgriffe der Verbrecher, die sich auf das Gebiet Ihro Hochmögenden geflüchtet haben, bewirkten.

Das General-Gouvernement hat auch das Vertrauen, das J. H., um jenen, unstreitig sehr strafbaren geheimen Vornehmungen abzuhelfen, nicht erwarten werden, daß man Ihnen — was in der That mehr als schwer seyn würde — Beweise von dem vorlege, was in Ihrem eigenen Gebiete geschieht, sondern daß Sie, von der Freundschaft gegen Se. Kais. Maj. von den Gesinnungen geleitet, deren Versicherungen das von dem Herrn Baron von Hox übergebene Memoir enthält, um so geneigter seyn werden, aus eigener Bewegung dafür zu sorgen, da es für die Ruhe der Republik selbst wichtig ist, den Schleier aufzuheben, der

dem Scheine von Formalitäten, die zur gerichtlichen Beweisführung gefordert werden, geheime Bemühungen verdeckt, die für die Ruhe der reſpektiven Staaten gefährlich ſind, und J. H. die Abſicht und Folgen des Aufenthaltes der ſtrafbaren, ſo bekannten Urheber der Inſurrection der Niederlande an der äußerſten Grenze ihres Gebiets ſich eben ſo wenig verbergen können, als die Beſuche, die ſie daſelbſt häufig bekommen und die unzähligen Verbindungen, die ſie unterhalten.

In dieſer Lage der Sachen erwartet das General-Gouvernement mit Zuverſicht von der Freundſchaft und Aufrichtigkeit J. H., daß Sie bei allen Maßregeln, wovon das Memoire des Herrn Baron von Her redet, Vorſchritte thun, um dem Gouvernement ſelbſt in Demjenigen zuvor zu kommen, was es in Betreff irgend einiger Mittel zu wünſchen haben könnte, die anzuwenden ſind, um zu verhindern, daß Ihr Gebiet nicht zu einer Freiſtadt von Complotts und zu einem neuen Treibhauſe einer Inſurrection diene, die eben ſo ſehr die innere Ruhe der Republik als die der Kaiſerlichen Niederlande intereſſirt.

Se. kaiſerliche Majeſtät würde übrigens die Geſinnungen, J. H. zu beleidigen glauben, wenn Sie die Beſchaffenheit der Maßregeln näher beſtimmen wollten, die Sie Sich von Ihrer Freundſchaft verſprechen können.

Das General-Gouvernement hält ſich überzeugt, daß es dadurch einen Bewegungsgrund mehr finden werde, dem Wunſche gemäß, den der bevollmächtigte Miniſter ſchon im Haag zu erkennen gegeben hat, die Maßregeln zu beſchleunigen, um auf feſten Grundlagen die Bande der guten Nachbarſchaft und des gegenſeitigen Zutrauens beider Staaten zu errichten.

Brüſſel, den 21. Februar 1791.

II.

Memoire der Generalstaaten auf vorhergehende Note, übergeben durch ihren Gesandten zu Brüssel, dem Baron von Hoz, unterm 6. März 1791.

Da das General-Gouvernement der österreichischen Niederlande sich mündlich bei dem Minister Ihre Hochmögenden in Brüssel über gewisse Verbindungen hatte beschweren lassen, die die Chefs der Insurgenten, wie man glaubte, auf dem Gebiete der Republik noch unterhielten, und über die Protection, welche ihnen die vornehmsten Landesbedienten dieses Quartiers gäben; so war Ihro Hochmögenden nichts angelegentlicher, als erwähntem Minister aufzutragen, dem General-Gouvernement von den Maßregeln Nachricht zu geben, die sie getroffen hätten, um zu verhindern, daß nichts dergleichen weder mittelst noch unmittelbar auf Ihrem Gebiete statt haben könne. Die Generalstaaten wußten zugleich so wenig von dem wirklichen Vorgange dieser Sachen, stellten sich selbst bei den Maßregeln, die Sie für gut gefunden hatten zu nehmen, so wenig die Möglichkeit derselben vor, daß Sie Ihrem erwähnten Minister überdem den Auftrag gaben, sich an das General-Gouvernement zu wenden, um zu erfahren, welche Anzeigen und Beweise es von diesen Sachen hätte, mit der Versicherung, daß, wenn sich Leute in dem Gebiete des Staats befänden, die entweder an und für sich selbst, oder durch ihre Verbindungen mit andern, erwähnten Gouvernements Argwohn geben könnten, J. H. sie in der Nähe bewachen lassen würden, um allen nachdrücklich vorzubeugen, was mittel- oder unmittelbar zur Veranlassung neuer Unruhen abzwecken könnte.

Da dieſe Verſicherungen mit aller der Treue und Aufrichtigkeit ertheilt wurden, die die Schritte jeder ſouveräm Macht begleiten müſſen, ſo waren J. H. zu der Erwartung berechtigt, daß das General-Gouvernement damit zufrieden ſeyn würde. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte es wirkliche Beweiſe von der Gefälligkeit erhalten, womit J. H. — auf die Erwerbung der Freundſchaft und des Zutrauens Se. Kaiſ. Maj. ſtets eiferſüchtig — den Wünſchen deſſelben gewillfahrt hatte.

Die Maßregeln, die J. H. zur Ausführung ihrer Befehle haben treffen laſſen, ſind der Conſtitution der Republik gemäß, und obgleich Sie Keinem Rechenſchaft davon ſchuldig ſind, ſo haben ſie ſelbige doch dem General-Gouvernement mittheilen wollen, um eben dadurch demſelben zu zeigen, wie feſt entſchloſſen Sie wären, dieſe Maßregeln ſtrenge zu handhaben.

Den Generalſtaaten war es daher eben ſo auffallend als ſchmerzlich, in der Note, die das General-Gouvernement als Antwort auf jene vertraute Mittheilung, dem Herrn von Hox letzlich hat übergeben laſſen, von neuem eine Empfehlung der Bewegungsgründe und Mittel zu finden, welche, nach all' den Beweiſen, die J. H. von der Theilnahme gegeben haben, die Sie immer an der Ruhe der Niederlanden genommen, wenigſtens für überflüſſig gehalten werden können.

J. H. haben nie geſucht, mit dem vorgebenden Grunde der Toleranz, die in gewöhnlichen Zeiten natürlich iſt, die Kunſtgriffe der Strafbaren zu bedecken, die ſich auf ihr Gebiet geflüchtet haben, und Sie ſind ebenfalls noch wenig geneigt, Sich ähnlicher Vorwände zu bedienen.

Indeſſen müſſen Sie bei dieſer Gelegenheit dem General-Gouvernement bemerklich machen, wie ſchwer es in außerordentlichen Zeitpunkten ſey, jede Machination der

Art gänzlich zu verhindern. Die Vorgänge von 1787, am Ende der Unruhen, die die Republik zerrütteten, geben ein Beyspiel davon. Nicht allein hatten damals ähnliche Auswanderungen von hier nach den Oesterreichischen Niederlanden begünstigt; sondern man sah selbst Personen, die diese Auswanderungen begünstigten, in ihren diesen Niederlanden öffentliche Bedienungen verwalten und sogar ungestraft daselbst den Titel von Deputirten J. H. der Generalstaaten der vereinigten Niederlande, residirend zu Brüssel, annehmen; hinterlistige Unternehmungen, die die Freundschaft und die Pflichten der guten Nachbarschaft, die die Republik unstreitig berechtigt war, von Seiten des General-Gouvernements zu erwarten, gewiß nicht würden gelitten haben, wenn es damals möglich gewesen wäre, sie zu verhindern, die aber jetzt, wie J. H. Sich versichert halten, sehr wirksam auf Ihrem Gebiete durch die Maßregeln sollen unterdrückt werden, die Sie genommen haben.

J. H. haben auch nie (wie es das General-Gouvernement angeben zu wollen scheint) gerichtliche Beweise von dem verlangt, was auf Ihrem Gebiete vorginge, ehe dem Uebel abgeholfen werden könne. Allein Sie haben mit Mißvergnügen gesehen, daß das General-Gouvernement über Sachen, die ganz ohne Grund sind, Beschwerden und Vorstellungen so oft erneuert hat, die nur dazu dienen konnten, Mißtrauen bei Sr. Kais. Maj. gegen diesen Staat zu erwecken. Da man nicht zufrieden schien, als J. H. aufrichtig erklärten, daß Sie von den Thatsachen, wovon die Rede seyn möchte, nichts wüßten, oder daß man sie nach den genauesten Untersuchungen ungegründet befunden habe, so mußte man wohl das General-Gouvernement ersuchen, die Beweise besonders anzugeben, die ihm bekannt seyn möchten, um

darnach eben dieſe Unterſuchungen zu erneuern und doch iſt auf jene Beſchwerden noch nicht ein einziger Beweis gefolgt.

Nach dieſer Darſtellung ſchmeicheln ſich J. H., daß das General-Gouvernement ſich in Zukunft auf die Geſinnungen der Freundſchaft der Republik, ſo wie auf die Verſicherungen derſelben verlaſſen werde, deren Aufrichtigkeit nie eine europäiſche Macht in Zweifel gezogen hat.

Ueberdieß werden J. H. alle Gelegenheiten, die ſich darbieten, ergreifen, um Sr. Kaiſ. Maj. mit aller möglichen Willfährigkeit zu zeigen, wie geneigt Sie gegen ſelbige ſeyn werden, alle Pflichten einer guten Nachbarſchaft und des vollkommenſten guten Vernehmens zu erfüllen, wobei Sie Ihrer Seits das größte Vertrauen auf die gleichfalls nachdrücklichen und beſtimmten Verſicherungen ſetzen, die Ihnen der Herr Graf von Mercy, bei ſeinem Aufenthalte im Haag von Sr. Kaiſ. Maj. und von der Neigung dieſes Monarchen gegeben hat, J. H. Beweiſe Seiner Freundſchaft durch die Ausgleichung der Gegenſtände zu ertheilen, deren Erfüllung Sie wünſchen, um auf einer feſten und dauerhaften Grundlage die Harmonie und das Vertrauen zwiſchen beiden Staaten errichtet zu ſehen.

III.

Antwort des General-Gouvernements auf vorſtehendes Memoire.

Das General-Gouvernement der Niederlande glaubt, das Memoire nicht unbeantwortet laſſen zu können, das der Herr Baron von Hoz unter'm 6ten dieſes dem bevollmächtigten Miniſter übergeben hat.

Nie iſt es dem General-Gouvernement in den Sinn gekommen, J. H. die Maßregeln zu empfehlen, die ſie für angemeſſen halten könnten, um dem Kaiſer Ihre Achtung und

Freundschaft, auch in Rücksicht des Aufenthalts und der Bewegungen zu erkennen zu geben, die die Anführer bei den vorigen Unruhen auf dem Gebiete der Republick unternehmen. Das General-Gouvernement hat nur können ersuchen, sein Zutrauen ausdrücken und die Thatsachen anzeigen, die ihm bekannt sind, ohne die Beweise davon vorbringen zu können. Diese Thatsachen sind indessen notorisch. Es ist sehr bekannt, daß die drei Brüder van der Noot, der Priester van Eupen, der Graf Berlo, der Baron Romersdeal und seine Familie, der Advocat van der Koor, der Abt von Tongerloo, der Exjesuit Teller, die berüchtigte Pineau, ihre Tochter, und mehrere andere brabantische und fremde Aufruhrstifter sich zwischen Berg or Zoom, Breda, Rosenthal, Verhorst und an anderen Orten der Republik aufhalten; daß sie daselbst einen Briefwechsel mit verschiedenen Städten der Niederlande unterhalten, viel zwischen einander hin und her schicken; Bemühungen, bei denen man keine gute Absichten denken kann, und die die Hoffnung und Entwürfe der Uebelgesinnten erhalten, deren Anzahl noch sehr groß in diesen Provinzen ist, die jüngst die Unruhen zerrüttelten.

Da das General-Gouvernement der Niederlande sich nicht verbunden hält, irgend Jemand von seinen innern Verfügungen Rechenschaft zu geben, so ist es auch eben so weit entfernt, dieß von andern Mächten zu verlangen, und da es nicht die Absicht gehabt hat, der Empfindlichkeit Ihro Hochmög. in seiner lezten Note zu nahe zu treten, so kann es seine Verwunderung über die widrige Sensation nicht verbergen, die diese Note scheint veranlaßt zu haben. Was den Herren Generalstaaten überflüssig scheinen kann, ist es nicht in den Augen des General-Gouvernements, das an der Sache, wovon die Rede ist, einen weit andern Antheil nimmt

und nehmen muß, als welchen die Generalstaaten sich in dem Fall befinden daran zu nehmen.

Indeß wird es nicht weiter auf diesen Gegenstand bringen und sich in's künftige ruhig auf die eig'nen freundschaftlichen Maßregeln J. H., so wie auf die Verfügungen verlassen, die es für dienlich halten wird, auf dem Gebiete Sr. Kais. Maj. gegen die Machinationen zu treffen, welche auf dem Gebiete der Republik unternommen werden könnten und die Constitution bei ihrer Freundschaft gegen den Kaiser nicht verstatten möchte, wirksam genug zu unterdrücken. Dem General-Gouvernement ist es unterdeß Seiner Seits auffallend und schmerzlich gewesen, die Erwähnung einer Eigenschaft von Deputirten J. H. in diesem lezten Memoire erneuert zu finden, die gewisse, nach Brüssel geflüchtete Personen vormals sollen angenommen haben. Wenn selbst das General-Gouvernement — wie es doch ist — in dem Fall nicht wäre, bekräftigen zu können, daß es nie, weder mittel- noch unmittelbar mit irgend einer Person von erwähnter Eigenschaft als Deputirter J. H. unterhandelt habe; — eine Eigenschaft, die diese Personen in ihren Privat-Verhandlungen können angenommen haben, ohne daß das General-Gouvernement das Recht hatte, es zu verhindern — so würde es nur zu sehr in dem Fall seyn, sich auch hinter der Constitution von Brabant verschanzen zu müssen und es könnte nicht allein zu Beweisen in dieser Sache auffordern, sondern selbst darauf bestehen, indeß das General-Gouvernement zu seinem großen Mißvergnügen in dem Fall ist, unwiderlegliche Beweise über einen Agenten der brabantischen Empörer darbringen zu können, der sich ein Jahr lang im Haag aufgehalten, in dieser Eigenschaft mit dem ersten Minister der Republik öffentlich in Verhältnissen gestanden, Reise-Pässe ausgegeben, Kauf-Contrakte wegen Waffen, Munitionen,

Pferden, geſchloſſen und endlich bei öffentlichen Feierlichkeiten die Thüre ſeiner Wohnung mit dem belgiſchen Wappen erleuchtet hat; — Unternehmungen, die die Freundſchaft und Pflichten der guten Nachbarſchaft, die Se. kaiſ. Maj. ohne Zweifel berechtigt ſind von Seiten J. H. zu erwarten, nicht gelitten haben würden, wenn es möglich geweſen wäre, ſie zu verhindern. Es hat noch andere geheime Kunſtgriffe gegeben, die eben ſo ſchwer zu unterdrücken geweſen ſeyn müſſen, und worüber das General-Gouvernement die geforderten Beweiſe nicht vorbringen will. Es bringt ſelbſt das Andenken an ſelbige nicht in Erinnerung, um nicht auf unangenehme Gegenbeſchwerden zu kommen.

Das General-Gouvernement wird mit vielem Vergnügen alle Gelegenheit ergreifen, die ſich darbieten werden, um nach den ausdrücklichen Befehlen des Kaiſers, J. H. die Neigung deſſelben zu bezeugen, nicht nur die alten Verhältniſſe der guten Nachbarſchaft und des vollkommenſten guten Vernehmens zu befeſtigen, ſondern auch noch neue, in Folge der Conventionen zu errichten, die zu Reichenbach und nachdem im Haag wegen verſchiedenen Gegenſtänden geſchloſſen worden, an welchen die Republik Intereſſe hat.

Indeß kann man bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, dasjenige zu wiederholen, was ſchon Se. Excellenz der Bevollmächtigte Miniſter dem Herrn Baron von Hox zu erklären die Ehre gehabt, daß das General-Gouvernement angewieſen iſt, in Hinſicht der Gefälligkeiten das genaueſte Recht der Erinnerungen zu beobachten; daß die Gefälligkeiten, wovon zu Reichenbach und im Haag die Rede geweſen, nie erſucht noch verſprochen worden, als in Erwiederung der bona officia, an die am 10ten December geſchloſſene Convention und die Ratifikation Sr. kaiſerl. Maj. die lezte Hand legen ſollen. Und obgleich dieſe Convention nichts enthält, was dem K.

angelegen wäre bei der Republik zu reclamiren, da sie sich nur über Verbindlichkeiten von Seiten Sr. Maj. gegen Ihre eigenen Unterthanen erstreckt, deren Wohl Sie natürlich weit mehr als irgend eine fremde Macht interessiren muß, so können Se. kais. Maj. doch nicht ohne einiges Mißvergnügen sehen, daß die Ratification J. H. noch nicht übergeben worden.

Wenn das General-Gouvernement mit zögernder Erwartung entgegen sieht, daß diese Angelegenheit gänzlich beendigt worden, so ist es deswegen, damit weiter kein Hinderniß gegen den aufrichtigen Wunsch sey, der das General-Gouvernement beseelt, auf einer festen und dauerhaften Grundlage eine vollkommene Eintracht und ein aufrichtiges Vertrauen zwischen den beiden Staaten errichten zu sehen.

Gegeben zu Brüssel, den 12ten März 1791.

Ende.

Inhalt.

I. Reaction der Kirche. 1781—1790.

Seite

Erſtes Kapitel. Widerſtand der höheren Geiſtlichkeit 5

Zweites Kapitel. Widerſetzlichkeit der ungariſchen Biſchöfe. — Der Kurfürſt von Trier Vorſtellungen 14

Drittes Kapitel. Unzufriedenheit des römiſchen Hofes. — Vorbereitungen zur Reiſe nach Wien 20

Viertes Kapitel. Reiſe des Papſtes nach Wien. — Empfang des Kaiſers. — Feierlichkeiten. — Beſuch bei Kaunitz . . . 27

Fünftes Kapitel. Folgen des Beſuches. — Neue Streitigkeiten . 47

Sechſtes Kapitel. Reiſe des Kaiſers nach Rom 54

Siebentes Kapitel. Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienſtreit 62

II. Reaction der Völker des Staatenbundes.

Einleitung.

Begriff der Reaction. — Nothwendigkeit derſelben 85

Erſtes Kapitel. 1781. Aberglaube des Volkes. — Unruhen in Tyrol wegen des Abbrechens der Altäre. — Fortbäuern der Bilderkram. — Widerſtand der niedern Geiſtlichkeit . 89

Zweites Kapitel. Intoleranz der Geiſtlichkeit und des Volks. — Intoleranz der Proteſtanten. — Beſchwerde der akatholiſchen Gemeinden im Fürſtenthum Teſchen 99

Drittes Kapitel. Fortſetzung. — Falſche Wirkungen der Reformen. — Deiſten 111

Viertes Kapitel. Widerſtand der Beamten. — Widerſetzlichkeiten in Tyrol und Ungarn 117

Fünftes Kapitel. Schlechte Stimmung des Volks. — Falſche Wirkungen der Reformen. — Schlechter Geiſt des Heeres. — Unruhen 127

Sechſtes Kapitel. Fortſetzung. — Joſephs Reformen im Widerſtreit gegen das praktiſche Leben. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Geſetz und deſſen Vollſtreckung . . . 141

Siebentes Kapitel. Fortſetzung 153

Achtes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Verfaſſung der öſterreichiſchen Niederlande 162

Neuntes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Erſte Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen. — Zondadari wird fortgewieſen. — Geſinnungen der Biſchöfe von Mecheln und Namur 174

Zehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Politiſcher Charakter der niederländiſchen Unruhen. — Beſchaffenheit der Regierung. — Auftritt in Brüſſel 187

Eilftes Kapitel. Fortſetzung der Empörung. — Des Kaiſers Erklärung. — Die niederländiſchen Deputirten in Wien . 202

Zwölftes Kapitel. Neue Intriguen der Geiſtlichkeit . . . 215

Dreizehntes Kapitel. Trautmannsdorf und d'Alton. . . . 226

Seite

Vierzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. 1788—89. Vorfälle in Löwen 234
Fünfzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. 1788 bis 1789. (Fortsetzung.) 247
Sechszehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. (Forts.) 262
Siebzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. (Forts.) . 275
Achtzehntes Kapitel. Sieg der Reaction 289

Geschichte der Politik Josephs des Zweiten oder österreichische Staatsgeschichte von 1780—1790.

Einleitung.

Erstes Kapitel. Zweck der Politik. — Innere Politik Josephs II. — Die Politik Oesterreichs in den Zeiten Josephs noch nicht gegeben 301
Zweites Kapitel. Gebote der äußeren Politik, von Joseph mißachtet. — Großer Entwurf 307

I. Die teutschen Händel.

Erstes Kapitel. Verfassung des teutschen Reichs. — Reichspolitik 318
Zweites Kapitel. Vorwände des Fürstenbundes 331
Drittes Kapitel. Projekt des Austausches von Baiern gegen die Niederlande 347
Viertes Kapitel. Der Fürstenbund und die Staatsschriften über denselben 357

II. Der Streit mit Holland.

Erstes Kapitel. Der Barrieretraktat 368
Zweites Kapitel. Aufhebung der Barriere 378
Drittes Kapitel. Weitere Forderungen an die Republik . 382
Viertes Kapitel. Fortsetzung des Scheldestreits 396

III. Der Krieg gegen die Pforte.

Erstes Kapitel. Verhältniß und Bund mit Rußland . . . 407
Zweites Kapitel. Reise des Kaisers nach Cherson . . . 415
Segurs Nachrichten über die Zusammenkunft Joseph II. mit Katharina II. zu Cherson 419
Drittes Kapitel. Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte . . 434
Viertes Kapitel. Ausbruch des Krieges 444
Fünftes Kapitel. Eröffnung des Feldzugs. — Einnahme von Schabacz. — Der Kaiser bei'm Heere 453
Sechstes Kapitel. Loudon bei'm Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs 465
Siebentes Kapitel. Bukassevich in Montenegro 477
Achtes Kapitel. Der Feldzug 1789. — Joseph's militärische Anordnungen 487
Ueberblick der politischen Verhältnisse 505

Resultate.

Erstes Kapitel. Wachsthum der Bevölkerung. — Statistische Uebersichten 531
Zweites Kapitel. Volkserziehung. — Unterrichtswesen . . 553
Drittes Kapitel. Hauptresultat 562
Urtheile der Geschichte 572
Beilagen 601

Stanford University Libraries
3 6105 013 887 745

DB
74
G72
v.3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.